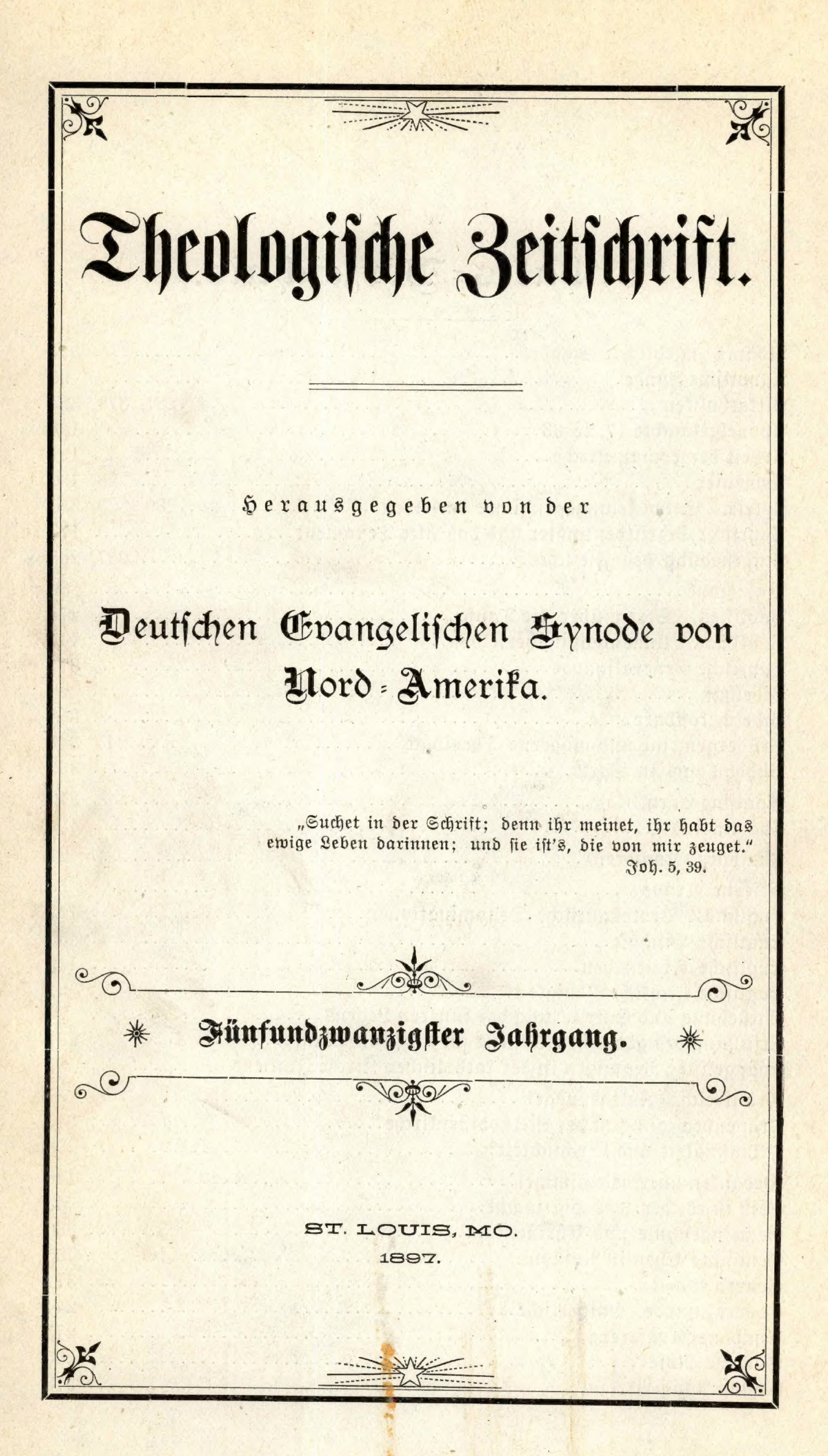


Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1897.

Inhalts-Verzeichnis.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., Januar 1897. No. 1.

Vorwort.

Die Theologische Zeitschrift unserer Synode tritt mit der vorliegenden Nummer in das fünfundzwanzigste Jahr ihres Bestehens ein. Dieser Umstand ist an und für sich erfreulich, denn er beweist, daß bei einem großen Teile unserer Synodalglieder immer noch so viel Interesse an einer synodalen Unternehmung und so viel Sinn für die theologische Arbeit innerhalb der Synode und für kirchliche Zeitereignisse außerhalb derselben vorhanden ist, daß ein solches Blatt immer noch bestehen kann. Der Zug der heutigen Zeit geht allerdings in einer etwas anderen Richtung. Kirchliche Praxis ist es vielfach, worauf alles Interesse sich konzentriert. Schon bei dem Wettstreit der verschiedenen Kirchen, bei dem Versuch, möglichst große Massen von — Gläubigen — oder Kirchengliedern — zu gewinnen, leistet manche kirchliche Praxis und manche kluge Praktik oft mehr als die eingehendsten theologischen Auseinandersetzungen. Es ist nun wohl wahr, daß eine Theologie, die im kirchlichen Leben keine Frucht bringt, von wenig oder gar keinem Werte ist, aber damit ist gerade der Punkt berührt, wo sich Wahres und Falsches von einander scheiden, aber auch der Punkt, wo kirchliche und theologische Zeitanschauungen mit einer unsichtbaren Macht kämpfen, oder sich von ihr getragen fühlen, oder ihr Fehlen empfinden, ohne manchmal klar zu wissen, was fehlt. Es ist das die im Menschenwesen liegende Naturgrundlage des religiösen Lebens, wie sie von Christus in dem Worte, der Acker ist die Welt, gekennzeichnet ist. Das Christentum ist auf diesem Naturboden erwachsen und erwächst stetig neu auf demselben. Auch die Kirche und die Kirchen sind auf dieses Feld angewiesen, aus ihm soll der Gewinn erwachsen, durch den jede Kirche für die Menschheit wertvoll zu werden sucht, und jede rechte Kirche es auch wirklich wird.

Nun ist es wohlbekannt, daß man in sehr verschiedener Weise aus einem Stücke Landes Gewinn ziehen kann. Man kann das thun dadurch, daß man es beherrscht, aber auch dadurch, daß man es verkäuft; man kann es ausbeuten, aber man kann es auch bebauen, und auch dieses letztere wieder in verschiedenem Sinne. Auch das Feld der Thätigkeit der Kirche kann in solch verschiedener Weise benutzt und ausgenutzt werden, oder in seinem Werte erhöht und in seiner Ertragsfähigkeit

gefördert werden. Bei allen diesen Thätigkeiten soll nun die Theologie hilfreiche Dienste leisten und sie leistet sie auch wirklich; aber sie sind auch sehr verschiedener Art. Sie kann für die Beherrschung der Grundlagen des religiösen Lebens durch die kirchliche Macht die Dienste eines Anklägers und eines Büttels thun, der diejenigen, welche sich nicht beugen wollen, so lange anklagt und bedrängt, bis sie sich fügen. Oder sie thut auch die Dienste eines Marktschreiers für eine Kirche, und es ist oft mehr als eine derselben, die dem Menschen gleichsam den höchsten Preis bietet. Die unfehlbare Seligkeit, den höchsten Grad der Christlichkeit, die echteste Form der Kirchlichkeit, die haltbarste Art der Gläubigkeit kann der Christ angeblich haben; aber nur dieser Kirche und keiner andern kirchlichen Gemeinschaft darf er Einfluß auf sein Leben gestatten. Wenn sich aber dann in ihm christliches Leben in individueller Gestalt regen sollte, da erfährt er nur allzubald, daß er das Gebiet seines inneren Lebens ausverkauft hat. Oder es wird auch von der Theologie erwartet, daß sie die Ausbeutung des religiösen Sinnes der Menschen lehre und rechtfertige im Interesse des Reichtums, des Ansehens und des politischen Einflusses der Kirche, und des Vorteils, der Macht und des Ehrgeizes ihrer Leiter. Kenntnisse und Künste, die diesen Zwecken dienen, werden da als die richtige und brauchbare Theologie bezeichnet. Alle diese Arten von Theologie sind je nach Umständen und Verhältnissen mehr oder weniger im Gebrauch und stehen in Nachfrage; wir können auch nicht behaupten, daß Nachfrage danach gegenwärtig nicht vorhanden sei; sie scheint eher im Zunehmen begriffen zu sein. Diese Theologie erscheint freilich nie in einem Gewande oder unter einem Namen, der ihren wahren Charakter klarlegt; sonst würde sie überhaupt den Namen Theologie weder beanspruchen noch erhalten, sondern sie erscheint in den verschiedensten Gestalten bald kirchlich, bald antikirchlich, bald positiv, bald negativ, bald konservativ, bald liberal, bald gläubig, bald gelehrt, bald wissenschaftlich, bald alles Wissen bekämpfend, bald Aufklärung verbreitend, bald blinden Glauben predigend, aber immer mit dem zur Hand, was ihr den meisten Gewinn vor Menschen und an Dingen dieser Zeit bringt. Sie ist nicht erst ein Produkt der Neuzeit, etwas nur Modernes; schon Paulus hat sie gekannt und verurteilt (vgl. 2 Kor. 2, 17). Aber sie hat auch immer die gleiche Wirkung. Das Gebiet, auf welchem sie ihre Thätigkeit treibt, wird an seiner Unfruchtbarkeit erkannt. Es wird unter ihrer Thätigkeit immer ärmer und leerer. Sie kann den kirchlichen Betrieb großartig, glänzend, ansprechend und aufregend gestalten, aber das christliche Leben, die Wirkung der Glaubens- und Geisteskraft, welche das ganze Dasein des Menschen umgestalten soll, das verkümmert oder verschwindet ganz und gar; die Welt und die Menschen werden kirchlicher, aber damit begnügt man sich. Das religiöse Gebiet des Menschenlebens wird beherrscht und ausgebeutet, aber es wird nicht bebaut; es wird wohl als Weideplatz ausgenutzt, aber nicht angebaut. Und doch gewinnt es nur dadurch an Wert, daß es angebaut wird. Dieses kann, wie schon be-

merkt, in doppeltem Sinne geschehen. Das religiöse Gebiet im menschlichen Geiste kann angebaut werden, indem die christliche Wahrheit sich auf dem Grunde, der in Christo gelegt ist, im menschlichen Geistesleben ausgestaltet zur christlichen Lehre mit ihren so verschiedenartigen und doch vom gleichen Geiste durchdrungenen Teilen, zu einer vom Geiste Christi durchdrungenen und mit dem christlichen Glauben vereinbaren Auffassung der Welt, die eben doch göttliche Schöpfung ist. So wird das menschliche Gemüt gleichsam die Baustelle eines geistigen Tempels, in welchem die Ehre Gottes erscheint und Gottes Name verherrlicht wird. Aber damit ist es noch nicht genug. Auch als fruchtbarer Boden soll das Menschenherz angebaut werden, indem der Same der Lebenswahrheit des unvergänglichen Gotteswortes immer wieder zu neuen Früchten eines christlichen Lebens heranreift, die bleiben ins ewige Leben.

Zu diesen beiden Arten von Arbeit ist die Theologie berufen, und wo sie diese thut, da verdient sie ihren Namen mit Recht, da ist ihre Thätigkeit eine gute. Sie wird allerdings in beiden Arten von Arbeit von Weltleuten und Kirchenmännern oft nicht hoch geachtet, denn das Gute ist gut durch seinen inneren Wert, nicht durch seine äußere Erscheinung.

Kommt es darauf, die christliche Erkenntnis auf- und auszubauen, so werden wir uns daran erinnern lassen, daß Paulus auf die Möglichkeit und die Gefahr hinweist, daß auch da, wo durch den Glauben an Christus der rechte Grund gefunden ist, dennoch auf diesem Grunde Wertloses und Haltloses aufgebaut werden kann, das allerdings in der Großartigkeit seines Entwurfes, in der Leichtigkeit seines Aufbaus und in dem noch frischen Glanze seiner Fertigstellung sich prächtig ausnimmt, aber doch nicht bestehen kann. Das Gefährliche dieser Erkenntnis liegt aber nun nicht in ihr selbst, sondern in ihrer falschen Anwendung, indem mancher zu leicht das, was andere aufgebaut haben, als vergänglich erklärt und vielleicht auch die Unhaltbarkeit desselben für seine und seiner Anhänger Überzeugung nachweisen kann. Gerade darum aber läßt er sich nur zu leicht dünken, weil das, was andere gebaut haben, vergänglich sei, darum könne das, was er errichtet habe, nur unvergänglich sein. Man meint die Wahrheit um so gewisser und ausschließlicher zu besitzen, je mehr man an dem, was andere aufstellen oder auch nicht aufgestellt haben, wirkliche oder vermeintliche Irrtümer zu entdecken imstande ist. Man betreibt schließlich da, wo dieser Geist die Oberhand gewinnt, die Theologie als eine Art Kriegführung, bei welcher allerdings der Grundsatz richtig ist, daß der Angriff die beste Verteidigung ist — aber doch nur, wenn man nicht zurückgeschlagen wird. Aber ist denn die Theologie Kriegführung? Ist nicht ein derartiges Verfahren oft gerade so unsinnig, als wenn man das angeblich zu leicht gebaute Haus eines Nachbars in Brand stecken wollte, um die Feuersgefahr von dem eigenen Hause abzuwenden, das selbst nicht feuersicher ist? Das hieße Böses thun, damit Gutes daraus komme. Wohl heißt es feststehen,

unbeweglich sein, sich in keiner Weise verwirren zu lassen, aber das wird um so eher möglich sein, je mehr man sein eigen Werk prüft und geprüft hat (Gal. 6, 4). Das geschieht in der Stille ohne das Aufsehen und die Erregung, welche gewöhnlich das Schulgezänk begleitet. Je schärfer und genauer diese Prüfung ist, je tiefer sie geht, desto festere Grundlagen schafft sie sich, aber desto unscheinbarer kommt auch vielen diese Arbeit vor. Dennoch ist sie etwas Gutes, das vermöge des inneren Zusammenhangs und des Zusammenwirkens des christlichen Geisteslebens nicht bloß einem allein zu gute kommt. Wer so arbeitet und sich müht, die ewigen Grundlagen des Heils, wie sie in Christo gelegt sind, zu erkennen und darauf Haltbares und Wertvolles zu bauen, der thut es im Dienste der Wahrheit, und was so gethan wird, das ist nie für den einzelnen allein, sondern für alle die, welche mit ihm in Gemeinschaft stehen.

Noch mehr findet dieses aber statt, wo nicht bloß das Gebäude der christlichen Erkenntnis aufgebaut, sondern auch das Feld des christlichen Lebens angebaut wird. Diese Arbeit, an der die Theologie zum Mitwirken berufen ist, wird oft am niedrigsten geachtet und ist doch die wichtigste von allen. Denn was hülfe der festeste und prächtigste Aufbau christlicher Lehre, wenn er nicht von christlichem Leben erfüllt ist. Er würde dastehen wie ein israelitischer Tempel für Christen, den man als Kunstwerk bewundern mag, für den man als Gebäude keinen Gebrauch hat. Gerade aber da, wo die Theologie zur Mitwirkung an der Pflanzung, Ausbreitung und Pflege des christlichen Glaubens-, Liebes- und Hoffnungslebens mitzuwirken hat, da kommen auch ebenso ihre Schranken zum Vorschein, wie die teils aus Irrtum, teils auch aus Hochmut und Eigendünkel entspringenden Versuche, sie zu überschreiten. Man macht gerne das christliche Leben abhängig von dem Bestand theologischer Systeme, als ob nicht vielmehr die Sache umgekehrt wäre. Eben weil das christliche Leben in den Theorien der mittelalterlichen Theologie sich nicht mehr selbst erfassen konnte, weil diese Formen gleichsam zu alten Schläuchen geworden waren, die das wieder erneuerte Glaubensleben der Reformationszeit nicht mehr halten konnten, darum gingen sie unter. Wer zu einem freien, selbständigen und klaren Bewußtsein über seinen christlichen Glauben kommen wollte, konnte das nicht mehr thun in Formen, die gerade diese Freiheit und Klarheit ausschlossen und an ihrer Stelle Zwang auflegten und blinde Anerkennung forderten. Die Theologie erzeugt das christliche Leben ebensowenig als der Ackerbau die Pflanzenwelt, oder als die bloße Bearbeitung des Bodens den Samen ersetzen kann. Wer aber deswegen den Ackerbau für überflüssig erklären wollte, den würde man doch für einen Menschen von sehr beschränktem Verstande ansehen, ebenso wie der ein unsinniger Prahler wäre, der behauptete, durch seine Methode der Bearbeitung des Bodens die Pflanzen erzeugen zu können. Überall, wo es sich um Verbreitung, Förderung und Erhaltung des Lebens handelt, kommt man mit Kräften in Berührung, über die man nicht

Herr ist. Gerade da aber ist es nötig, die Art dieser Kräfte, ihre Wirkungsweise, ihre Gesetze und ihr Gebiet kennen zu lernen, um das eigene Thun damit in Übereinstimmung zu bringen. Wir werden auch niemals Herr über Kräfte, die uns nicht verliehen sind, die außer uns liegen, aber wir können unsere eigenen Kräfte so gebrauchen, unser Thun so einrichten, daß es sich in das Gebiet dieser Kräfte so einfügt, daß es von denen, die heilsam und fördernd wirken, getragen wird, und von denen, die schädlich wirken, womöglich unberührt bleibt. Das, was die menschliche Eitelkeit gerne als einen Sieg über die Kräfte der Natur oder über die Mächte des Geistes hinstellt, ist, genau besehen, nur die richtige Einordnung des eigenen Thuns in dieselben.

Geradeso ist es auch auf dem Gebiete des christlichen Lebens. Die Theologie macht uns nicht zu Herren über die Kräfte der jenseitigen Welt (wie die Weihe den römischen Priester sogar zum Herrn über den Leib Christi machen will), sondern sie soll uns lehren, wie wir uns mit allen unseren Kräften einzufügen haben in die Wege des göttlichen Reiches, in die Lebensgesetze der Gemeinschaft Christi, wie außer dieser Gemeinschaft unsere ganze Kraft sich nutzlos verzehrt, während in dieser Gemeinschaft der Glaube Geduld und Hoffnung wirkt.

Das sind drei Dinge, von denen man heutzutage nicht mehr viel wissen mag, wenigstens nicht auf dem Gebiete, wo sie am meisten von nöten sind. Die Begehrlichkeit ist gewachsen, weil die Hoffnung geschwunden ist. Die Anstrengung, das Haschen und Jagen ist größer geworden, nicht weil die Kraft gewachsen wäre, sondern umgekehrt, weil sie abnimmt, weil sie nicht mehr ausreichen will, zum Warten in Geduld, im Ertragen und Überwinden dessen, was doch seiner Natur nach vorübergehen muß, weil es zeitlich ist. Es findet sich zwar heutzutage vielfach ein Glaubenseifer, der fortwährend sich in erregtem, ja erhitztem Zustande befindet, der dem Glauben alle möglichen Stützen unterschieben will, der überall Mächte und Kräfte sich regen sieht, denen nach seiner Meinung der Glaube erliegen muß, wenn man sie nicht zu beseitigen vermag, ehe sie in Berührung mit ihm kommen. Aber dieser Eifer ist meist kein Beweis davon, daß die Kraft des Glaubens gewachsen ist, sehr oft nur der Beweis, daß das, was man auf diese Weise sichern will, weder wahrer christlicher Glaube ist, noch daß es in sich selbst die Lebenskraft trägt, um in der Welt und der Welt gegenüber bestehen zu können. Wenn Johannes sagt: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, so sagte er das schon lange, ehe die Kirche eine herrschende Stellung in der Welt einnahm, lange, ehe man es für nötig fand, den Glauben durch allerlei Machtmittel zu verbreiten oder aufrecht zu halten. Es wird zwar dieses Wort dem Apostel oft genug nachgesprochen, aber oft genug in einem ganz andern Sinne. „Unser Glaube," heißt es da, „ist der Sieg," nur daß man dann etwas zaghaft hinzusetzt: „der die Welt überwunden hat;" denn es ist dann augenscheinlich nicht wahr, und man sucht sich der Wirklichkeit gegenüber, so gut als man es kann, abzufinden. „Unser Glaube," sagen die Leute, die

Christen sein wollen, aber dennoch jeden bekämpfen, der nicht ihren Glauben, d. h. das, was sie ihm, sei es als Lehre, sei es als Vorschrift, auflegen wollen, annimmt. Ihr Glaube ist nicht der Sieg, der die Welt überwunden hat, sondern ein Mittel, wodurch die Welt beherrscht werden soll. Man vergißt es, daß der Glaube eine Lebenskraft ist und die Bethätigung derselben in sich selbst die Uberwindung der Welt ist. Die Weltüberwindung kommt nicht erst nachträglich noch zum Glauben hinzu, so daß es auch einen Glauben geben könnte, der nicht Weltüberwindung wäre, oder daß der Christ erst dann die Welt überwinden würde, wenn sein Glaube zum Schauen geworden ist, sondern der Glaube ist von Anfang an weltüberwindend gewesen. Alles Leben besteht nur dadurch, daß es fortwährend die auf die Auflösung und Zersetzung des Lebendigen hinwirkenden Einflüsse überwindet; es ist nicht bloß Kampf; es ist, so lange es dauert, ein fortwährender Sieg der Lebenskräfte über die in der Welt wirksamen Todesmächte. Das lebenskräftige Samenkorn, das in den Boden gelegt wird, wo Feuchtigkeit und Wärme zersetzend und verwesungbringend wirken, dringt in der Kraft seines Lebens durch die Überwindung der Verwesungsmächte siegreich zum Lichte empor. So lange die Pflanze lebendig ist, überwindet sie fortwährend diese nur dem Toten verderblichen Mächte, und selbst dann, wenn der Same ausgereift ist und der Halm erstirbt, so ist das doch nur die Vorbereitung zu einer neuen Überwindung des Todes durch das Leben.

Christentum ist es, Leben aus Christo im Glauben zu haben; Theologie ist es, dieses Leben nach seinen Grundlagen, Gesetzen, Kräften und Früchten zu erforschen, kennen zu lernen und kennen zu lehren. Wir stehen dabei zwar bis zum heutigen Tage noch vor einer nur teilweise gelösten Aufgabe. Unser Wissen ist Stückwerk, sagt der Apostel, Stückwerk aber ist es geblieben, obwohl seitdem manches Stück hinzugefügt und manches hinzugefügte Stück auch wieder, als nicht haltbar, hinweggethan worden ist. Diese Stückwerksarbeit, sei es im Bauen, sei es im Pflanzen, ist freilich mühsam und ermüdend. Auch für das Leben im geistlichen Amte und in der theologischen Schule gilt es: Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Aber von jeder gewissenhaften und treuen Pflichterfüllung muß auch gesagt werden: Es ist Thun des Guten. Man meint freilich nur zu oft, Gutesthun gehe über die Pflichterfüllung hinaus, man thue vornehmlich da Gutes, wo man eigentlich gar keine Verpflichtung mehr habe, etwas zu thun. Gerade der ermüdenden, weil stetig wiederkehrenden Pflichterfüllung gegenüber, verdunkelt sich leicht das Bewußtsein, daß sie gerade Gutesthun ist und daß es jedes opus supererogativum, wenn wirklich ein solches zu thun versucht wird, etwas Eitles und Leeres ist.

Es ist nun zwar niemand, gegen den der Christ schlechthin keine Pflicht mehr hätte, aber die nächste Pflicht haben wir doch im eigenen Kreise. Auch unsere Zeitschrift ist Organ unseres eigenen Kreises, unserer synodalen Gemeinschaft, und wir können getrost sagen, daß jeder,

der ihr nicht fremd bleibt, etwas Gutes thut, das sowohl dem einzelnen selbst, wie unserer ganzen Gemeinschaft zu gute kommt. Die Beteiligung an der Arbeit unserer Zeitschrift, sei es im Lesen, sei es im Schreiben, ist freilich keine Erntearbeit, sondern auch wieder Aussaat, die wachsen und im Gemüt und in der Wirksamkeit eines jeden erst Früchte tragen muß, wenn sie wirklich von dauerndem Werte sein soll. Es gibt im Reiche Gottes, das ein Reich der Gerechtigkeit ist, keine Ernte ohne Aussaat, keinen Lohn ohne Arbeit. Es wird aber auch im Reiche Gottes keinem seine Ernte geraubt, keinem sein Lohn vorenthalten. Ein jeder, der darin arbeitet, kann getrost sein, daß seine Arbeit nicht vergeblich ist. Darum lassen wir's uns auch in dieser unserer Arbeit gesagt sein: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Evangelium Markus 4, 26–29.

Von Prof. E. Otto.

Das vorliegende Gleichnis gehört wohl zu den am wenigsten bekannten und beachteten. Streng beweisen läßt sich diese Behauptung allerdings nicht, denn wer kann wissen, was die Millionen Bibelleser am besten kennen, und was weniger genau, wer kann auch nur einen richtig abschätzenden Blick auf das unabsehbare Gebiet der homiletischen Litteratur werfen, um zu behaupten, dieser Text ist häufig, jener selten behandelt? Aber ich glaube, daß die Bemerkung nicht unrichtig sein wird, wenn von individueller Erfahrung auf allgemeine geschlossen werden darf; ich entsinne mich weder, je selbst schon über den Text gepredigt, noch eine Predigt über denselben gehört zu haben.

Bei andern Gleichnissen ist uns die authentische Auslegung Jesu selbst überliefert, so daß, was mit ihnen gemeint sei, gar nicht in Frage kommen kann, andere sind so einfach und durchsichtig, daß man wohl bei ihrer nähern Betrachtung zwar immer neue Beziehungen entdecken mag, aber doch über die Hauptrichtung ihres Gedankenganges von vornherein klar sein muß. Nicht ganz so steht's mit vorliegendem Gleichnisse; wohl mögen auch hier die Jünger des Herrn gefragt haben, was das Gleichnis wäre, und er wird ihnen den Weg zum richtigen Verständnisse gewiesen haben; aber die Auslegung aus Jesu Munde ist uns nicht überliefert, so daß wir für dieselbe auf uns selber angewiesen sind; und daß die Deutung des Gleichnisses so durchsichtig sei, daß man über die Haupttendenz nicht fehlgreifen könne, läßt sich nicht behaupten; die Geschichte der Auslegung zeigt wenigstens, daß es da an groben Mißgriffen nicht gefehlt hat. Weil unser Gleichnis an der Stelle steht, an welcher sich bei Matthäus das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen findet, so haben manche Ausleger die wunderliche Meinung gehabt, als sei es ein Auszug aus demselbigen, eine verkümmerte Wiedergabe desselben, als habe Markus gewissermaßen etwas gehört, aber nicht recht verstanden und die eigentliche Pointe vergessen; versteigt sich

doch sogar ein Kritiker zu der Äußerung, unser Gleichnis sei ein Ding ohne Hand und Fuß. Da mag es nicht unangemessen erscheinen, die Aufmerksamkeit einmal auf dasselbe besonders zu lenken.

Unser Gleichnis, das sich bekanntlich bei Markus allein findet, ist jedenfalls als ein Glied in die größere Gleichnisrede eingereiht, die bei allen drei Synoptikern mit dem Gleichnisse vom Säemann und dem vierlei Acker beginnt, und es bewegt sich jedenfalls in demselben Gedankenkreise. Danach also brauchen wir nicht lange zu fragen, wer der Mensch sei, der den Samen auf den Acker wirft, und was der Same sei, und was der Acker bedeute. Das ist uns alles gesagt. Der Same ist das Wort Gottes, der Acker ist die Welt oder die Gesamtheit derer, denen das Wort verkündet wird, und der Säemann ist der Herr selbst. Wir lassen es dahingestellt, ob man zu der Annahme genötigt sei, daß Jesus alle die Gleichnisse, die in der längeren Gleichnisrede Matth. 13 zusammengestellt sind, wirklich eines Tags in zusammenhängender Rede hintereinander vorgetragen habe, oder ob der Grund und die Berechtigung dieser Zusammenstellung nur darin zu finden sei, daß sie einen gemeinsamen Inhalt haben, insofern sie alle von der Gründung, der Art und der Fortentwickelung des Reiches Gottes handeln. Uns will das letztere wahrscheinlich erscheinen, daß also unser Gleichnis bei anderer Gelegenheit und aus anderer Veranlassung geredet worden sei als des vom Säemann; aber wenn auch dies angenommen werden mag, dennoch sind die Bilder, die in beiden Gleichnissen angewendet sind, sicher von gleicher Bedeutung. Die gleichen Bilder sind aber unter verschiedener Modifikation verwendet, unter verschiedenen Gesichtspunkt gestellt, und um den Gedankengang, die Tendenz unseres Gleichnisses zu erkennen, hat man nicht nach den andern Gleichnissen hinüberzuschielen, sondern dasselbe für sich allein nach allen seinen Einzelheiten zu betrachten.

Da finden wir dann zunächst, daß der Herr das Geschäft des Säemanns geflissentlich so einfach als möglich hinstellt. „Das Himmelreich hat sich also, wie wenn ein Mensch Samen auf seinen Acker wirft." Vom Düngen, Pflügen, Eggen, und was sonst noch für Arbeiten mit dem Säemannsgeschäft verbunden sind, ist nicht die Rede, nicht einmal das eigentliche Wort für Säen ist gebraucht, sondern das Säen ist ein Hinwerfen genannt, als ob das ganze Geschäft des Säemanns nur darin bestände, daß er den Samen einfach auf den Erdboden drauf würfe. „Und geht davon und schläft und steht auf Nacht und Tag." Geflissentlich wird hervorgekehrt, daß der Säemann zur Förderung des Wachstums der Saat gar nichts thut, daß mit der Vollendung der Saat seine Thätigkeit vorläufig völlig abgeschlossen ist, und daß er zur Förderung der Saat so wenig thut und thun kann wie irgend ein anderer Mensch. Der eifrige Landmann kümmert ja sich bekanntlich auch nach der Saat gar angelegentlich um sein Feld, er freut sich über das Wachstum, er sorgt sich beim Zurückbleiben der Frucht, redet davon mit seinen Nachbarn u. dgl. Von dem allen ist nichts gesagt, gleich als ob

der Landmann dem Saatfelde den Rücken kehre, nachdem er's bestellt hat, und es nicht wieder ansehe bis zur Erntezeit. „Er schläft und steht auf, Tag und Nacht," d. h. natürlich, er schläft, wenn's Nacht ist und steht auf, wenn's Tag wird, wie andere Menschen auch, er thut seine Arbeit, was ihm unter der Hand kommt, er ißt und trinkt, wie andere Menschen auch; kurzum, seine Lebensweise ist dadurch nicht im mindesten beeinflußt, daß er Säemann gewesen ist; er würde gerade so leben, wenn er auch nicht gesäet hätte; das Säemannsgeschäft liegt hinter ihm und setzt sich nicht in einer Reihe anderer Thätigkeiten fort.

„Und der Same geht auf und wächst, wie er es selbst nicht weiß. Nicht, daß ihm die Thatsache des Wachsens selber verborgen sei (nicht wie Luther hat: daß er es selbst nicht weiß, d. i. ohne daß er es selbst wüßte), als ob er etwa durch unzeitiges Verschlafen die auf dem Acker vor sich gehende Entwickelung aus den Augen verloren hätte, dagegen spricht aufs schärfste V. 29, sondern, wie's der Wortlaut sagt, der Same geht auf und wächst, wie er es selbst nicht weiß; die Art und Weise, wie das Wachstum vor sich geht, ist ihm verborgen, und das ist eben der Grund dafür, daß er mit Recht gar nicht unternimmt, für das weitere Wachstum irgend etwas zu thun; er könnte gar nichts thun, auch wenn er wollte, denn er weiß gar nicht, wie es gemacht werden müßte. Das Wachstum der Pflanze, ein so gemeiner Hergang es auch ist, ist doch sogar für den Landmann, der's täglich vor Augen hat, ein ungelöstes Rätsel. Das höchste, was der Mensch thun kann, das Wachstum der Pflanze zu fördern, ist, daß er die günstigen Bedingungen herzustellen sucht, unter welchen, wie er weiß, dieselbe am besten gedeiht. Mehr kann sogar der Kunstgärtner nicht; wohl kann er durch Feuchtigkeit und Hitze, die er derselben gewährt, den gewaltigsten Einfluß auf das Wachstum ausüben, aber wie das nun eigentlich zugeht, wie Zelle an Zelle sich zum Aufbau der Pflanze fügt, das weiß er nicht, und wo auf offenem Felde der Landmann über die Herstellung dieser Bedingungen keine Macht hat, da handelt er ganz recht, wenn er nach Beendigung der Saat für seine Pflanzen, so lieb sie ihm sind, rein gar nichts thut. Er wühlt nicht mit den Fingern an den Wurzeln, um zu sehen, ob's noch nicht wächst, er zerrt nicht am Halm, damit er länger, und drückt ihn nicht zusammen, daß er dicker werde; das wären ungeschickte Eingriffe, die nur verderbliche Wirkungen haben würden.

Der Säemann darf seine Thätigkeit mit der Vollendung der Saat als abgeschlossen betrachten, denn das weitere ist nicht seine Sache, sondern: „Die Erde bringet von ihr selbst hervor zuerst das Gras, danach die Ähren, danach voller Weizen in den Ähren!" Der Herr hätte auch sagen können: Der Vater im Himmel macht, daß Halm und Ähre wachsen; das wäre auch richtig gewesen, aber er sagt nicht so. Wohl könnte ja etwa der liebe Gott auch ohne die Erde die Pflanze wachsen machen, aber er thut's nicht; es gehört einmal zu seiner ersten Schöpfungsordnung, daß er gesagt hat: Die Erde bringe hervor rc. Oder der Herr hätte reden können von Sonnenschein und Regen, die

das übrige thun werden, oder er hätte reden können von der verborgenen Kraft, die im Samenkorn liegt, das, ein totes Ding, dem Krümchen Erde vergleichbar, doch eine Lebenskraft in sich birgt, die Wunder hervorbringt; aber er redet nicht davon, sondern er sagt: Die Erde thut's. Und zwar wird mit Geflissenheit hervorgehoben, wie, so zu sagen, die Leistungen der Erde allmähliche sind; das Ziel, worauf es hinaus soll, ist, daß etwas hervorgebracht werden soll, das dem Samenkorne selbst ganz gleichartig ist, aber das geschieht nicht gleich, sondern was da zuerst hervorgebracht wird, ist dem Weizenkorne noch gar wenig ähnlich, und wer's nicht wüßte, der würde in dem grünen Spitzchen wenig Anlage zum braunen Weizenkorne erkennen, aber es kommt eins nach dem andern, und zuletzt kommt's zu dem verwunderten Ausruf: „Voller Weizen in den Ähren!" So kann der Säemann die Aufgabe der Entwickelung der Pflanze in scheinbarer Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit der Erde allein überlassen, daß aber seine Zurückhaltung keine Unkunde und Gleichgültigkeit gewesen ist, das geht aus seinem Verhalten bei der Reife hervor. „Wenn sie aber darbietet, schickt er alsbald die Sichel hin, denn die Ernte ist da." Dann zeigt es sich, daß er das Wachstum seiner Saat nicht aus dem Auge gelassen, sondern mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, dann macht er sein Recht auf seine Saat geltend, die er fortwährend als die seine betrachtet hat, dann läßt er keinen Tag unnütz verstreichen, sondern eilt, sein Eigentum zu gewinnen.

Das erste nun, was der Herr mit diesem Gleichnisse sagt, ist das, was es mit den andern ihm verwandten gemeinsam hat, die Gründung des Reiches Gottes wird mit der Thätigkeit des Säemanns verglichen. Johannes der Täufer liebte es, das Kommen des Reiches Gottes mit dem Auftreten des Ernters zu vergleichen, der die Wurfschaufel in der Hand hält, die Spreu vom Weizen zu sondern und mit ewigem Feuer zu verbrennen. Des Heilands Predigt läßt uns tiefer in den Rat der göttlichen Liebe blicken. Ja, eine Ernte, ein Gericht gibt's auch, aber vor der Ernte gibt's immer noch erst eine Saat. Nicht ein Ende zu machen, sondern einen neuen Anfang zu gründen, ist der göttlichen Liebe Bemühen, nicht zu töten, sondern lebendig zu machen. Vor allem er selbst, der Gründer des Gottesreiches, der Menschensohn, ist nicht gekommen, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Und so tritt uns fort und fort die Stimme Gottes entgegen nicht zum Verdammen, sondern zum Erlösen, auch wo er im Gesetz zu uns redet, ist sein Sinn nicht tötender Buchstabe, sondern lebendigmachender Geist, auch wo er im Wetter des Gerichts einherzieht, ist's noch nicht das verdammende Endgericht, sondern immer klingt aus dem Donner des Gerichts die milde Frage des Vaterherzens hervor: Willst du nicht *jetzt* dich bekehren zum Leben? Und wer diese Stimme heraushört, für den wird auch in letzter Stunde noch das: „Gerichtet" zum: „Gerettet."

So hat denn der Heiland immer seinen Beruf hier auf Erden als eine Säemannsarbeit aufgefaßt, und wir wissen, daß diese Säemanns-

arbeit, so einfach sie hier im Text unseres Gleichnisses dargestellt worden ist, doch seine volle und unermüdliche Arbeitskraft in seinem ganzen Leben in Anspruch genommen hat. Aber wir lesen auch, daß diese Säemannsarbeit, so rastlos und, man möchte sagen aufreibend sie gewesen ist, doch vielen unter seinen Zeitgenossen nicht genügen wollte. Es gab eine scheinbar fromme, in Wahrheit die göttlichen Wege meisternde Ungeduld, der diese stille unscheinbare Arbeit nicht genügte, nicht schnell genug zum erwarteten Ziele zu führen schien, es gab Menschen allerlei Art, die ein Mehr, ein schnelleres Eingreifen von ihm erwarteten. „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" läßt der Täufer ihn fragen. „Wann kommt das Reich Gottes?" fragen die Pharisäer. „Wirst du um diese Zeit aufrichten das Reich Israel?" so fragen die Jünger. Dieser menschlichen Ungeduld wendet sich der Herr in unserm Gleichnisse entgegen. Sein Sinn ist derselbe, der uns aus der Antwort an den Täufer entgegenklingt: „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert;" derselbe, der aus der Antwort Jesu an seine Mutter herausklingt: „Was habe ich mit dir zu schaffen, meine Stunde ist noch nicht gekommen." Der Vater zeiget dem Sohne die Werke, und mehr als ihm der Vater zeiget, kann und darf der Sohn nicht thun. Mein Werk ist Säemannsarbeit und schlechthin weiter nichts, das ist der Sinn des Gleichnisses nach der einen Seite.

Damit ist natürlich auch eine andere Kehrseite eng verbunden. Nicht auf den im Samenkorne selbst verborgenen Lebenstrieb, nicht auf die fördernden Einflüsse von Regen und Sonnenschein wird der Thätigkeit des Säemanns gegenüber hingewiesen, sondern auf die Selbstthätigkeit der Erde; sie ist es, welche gewissermaßen (der Ausdruck ist ja allerdings eigentlich falsch gewählt) das Werk des Säemanns fortzusetzen hat. Nach dieser Richtung liegt u. E. die Tendenz unseres Gleichnisses vorzüglich gewendet; es enthält demnach die Aufforderung an die Jünger gerichtet, die in sie durch die Verkündigung des Wortes gelegte neue Lebenskraft zu verwerten und zu bethätigen. Jesus spricht in demselben gewissermaßen zu seinen Jüngern und allen Hörern seines Wortes: „Ich habe das meine gethan, thut ihr das eure." Erwecket die Gabe, die in euch ist, nehmet das Wort an mit Sanftmut, welches kann eure Seelen selig machen. Ihr fraget: Wann kommt das Reich Gottes? wohlan, es ist nahe zu euch gekommen, und die Gewalt thun, reißen es zu sich; thuet nun Buße und glaubet an das Evangelium.

So konnte damals der geschichtliche Jesus auf allen Punkten seines Lebens zu seinen Jüngern sprechen; ich habe gethan, was ich gekonnt und gesollt, thut ihr, was ihr könnt und sollt. Und so kann sprechen und spricht es in erhöhtem Sinne der verklärte Christus in der Einheit mit dem Vater. Er spricht es zu jedem einzelnen, er spricht es zu seiner ganzen Christenheit. Frage sich jeder einzelne: Woran liegt's bei mir, wenn es am ungetrübten Genusse der Güter des Reiches Gottes, wie sie in den Schranken dieses irdischen Lebens möglich sind, an Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste noch fehlt. Müssen wir

nicht allesamt gestehen: An ihm liegt's nicht, er hat nichts fehlen lassen zu unserem Heile, es liegt an uns, unsere Schuld ist es? Und so spricht er zur Gesamtheit seiner Christen: Ihr klagt, daß noch so viel Finsternis in der Welt herrsche; warum lasset ihr nicht euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen, warum gehet ihr nicht hin und predigt das Evangelium aller Kreatur, warum machet ihr, daß um euretwillen der Name Gottes verlästert wird unter den Heiden?

So hält unser Gleichnis dem einzelnen und der Gesamtheit die große Verantwortung vor, die wir für die Verwertung der anvertrauten Güter tragen und spricht in knapper Andeutung die Gedanken aus, die im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden weiter ausgeführt worden sind. So sehr es aber auf der einen Seite eine Anklage gegen die menschliche Trägheit und Säumigkeit der Menschen enthält, so ist doch auf der andern Seite auch eine hohe Anerkennung der Würde des Menschen, der menschlichen Freiheit ausgesprochen. Wie im Gebiete der ersten Schöpfung der Herr derselben in die Erde die Kraft gelegt hat, Gras und Kraut und fruchtbare Bäume hervorzubringen, also daß der Schöpfer sich gewissermaßen hinter seinen Werken verbirgt und in ihnen und durch sie sich offenbart, so will auch auf dem Gebiete der Neuschöpfung der Herr derselben, daß aus dem Mutterboden der menschlichen Freiheit sich die Früchte der Geistesernte entfalten sollen. Einst wird doch sich offenbaren, daß von ihm und durch ihn und zu ihm alles war, und daß, was für das blöde Menschenauge nur als ein Naturprozeß oder ein geschichtlicher Civilisationsprozeß erschien, in Wahrheit eine Kette von Wirkungen war, die ihn zum alleinigen Quell, zum stetigen Regierer und die Offenbarung seiner Herrlichkeit zum Zweck hatten. Wann dies Ziel erreicht sein wird, das weiß niemand, das wußte auch der Sohn nicht. Vorzeitig aber einzugreifen und durch die Freiheit beeinträchtigende Mittel die Erreichung des Zieles beschleunigen zu wollen, das verbot dem Menschensohne seine Weisheit und sein Gehorsam, und das wird jedem mißlingen, der es versucht. Niemand hat gewiß mit größerer Inbrunst das Kommen des Reiches Gottes, da Gerechtigkeit und Friede wohnt, ersehnt, als der Heiland selbst, der sein Leben dafür gegeben, aber es erzwingen hat er selber nicht gekonnt und gewollt. Es hat Zeiten und Kreise in der Entwickelung der Kirche gegeben, da man Zustände des Reiches Gottes gleichsam mit Gewalt hat herbeiführen wollen; man hat die Welt gewissermaßen vor den Menschen zugeschlossen und die Menschen von ihr abgesperrt, um reine Zustände des Reiches Gottes zu verwirklichen, vergeblich. Was nicht von innen heraus durch Erhebung und Verklärung der edelsten Kräfte des Menschen selbst, seiner Erkenntnis, seines Gefühls und Willens sich gestaltet, das fördert nicht für das Reich Gottes.

Endlich sehen wir, wie in unserm Gleichnisse der Herr einen trost- und hoffnungsreichen Blick in die Zukunft eröffnet. Nicht mit einer trostlosen Resignation wendet der Herr den Blick von der Zukunft ab,

sondern er vertraut, und zwar nicht allein auf die lebendige Triebkraft des Samenkornes, sondern auch auf die nun einmal von Gott geschaffene Lebensthätigkeit des Erdbodens, er vertraut auch auf die Menschheit. Wohl wird das Ackerfeld auch Dornen und Disteln tragen, wohl wird auch unter dem Weizen Spreu sein, aber der Ausblick geht doch nicht auf eine wüste Öde, sondern auf ein rauschendes Erntefeld. Wohl wird das Weizenkorn zuerst in der Erde verborgen sein und ersterben, wohl wird das, was da zuerst aus ihr hervorsprießt, noch nicht aussehen wie der hineingelegte Same selbst; wer's nicht wüßte, würde wenig Ähnlichkeit zwischen dem braunen Samenkorn und dem grünen Grasspitzchen, das sich hervorwagt, erkennen, aber endlich kommt's: voller Weizen in den Ähren.

In dem Gleichnisse hat der Herr auch eine Lehre und Mahnung niedergelegt für alle, welche durch ihren Beruf in weiterem oder engerem Kreise dazu geordnet sind, sein Säemannswerk fortzusetzen, für Eltern, Erzieher, Lehrer, Prediger. Sie sollen wissen, was sie sind. Wohl gibt der Säemannsberuf Raum genug zu ernster unermüdlicher Thätigkeit, wie er beim Herrn selbst alle Kräfte seines Lebens, alle unermüdliche Treue in Anspruch genommen hat. Darum bietet allerdings das Gleichnis kein Ruhekissen für die Bequemlichkeit solcher, die da meinen möchten, sie hätten genug gethan, wenn sie den ihnen Befohlenen einmal die Wahrheit gesagt, und sie könnten nun alles Wachen und Hüten unterlassen und sich aller Verantwortlichkeit enthoben wissen. Wohl aber sollen sie sich der ihnen gezogenen Schranke bewußt bleiben; mancherlei läßt sich erzwingen, verhindern, verbieten, aber Frömmigkeit läßt sich in die Herzen so wenig hineinzwingen wie Liebe: da gilt es, nicht anderen die eigene Art aufzwingen zu wollen, sondern die individuelle Eigentümlichkeit zu achten und zu schonen, und das Werk Gottes abzuwarten.

Manches ließe sich noch aus unserem Gleichnisse von beherzigenswerter Wahrheit herausholen; jedenfalls zeigt eine Betrachtung desselben, daß es nicht ein Ding ohne Hand und Fuß, sondern ein Wort voll Geist und Leben ist.

Jesajas.

Von P. H. Haupt.

Das achte Jahrhundert vor Christus ist für die religiöse Entwicklung Israels vielleicht das geistig einflußreichste gewesen. Wenigstens lebte in ihm der Mann, in dem sich der ganze Kern und die ganze Summe der Wahrheiten der Religion Israels am reinsten und schärfsten ausprägte, Jesajas. Das gesamte geistige Kapital, welches die Propheten und die Litteratur Israels bis dahin hervorgebracht hatte, und in dem sich die Überlieferung vergangener Jahrhunderte an das Jahrhundert der Prophetie darstellt, findet in Jesajas seine Zusammenfassung. Mag man auf die Religion oder die ersten Anfänge einer

Theologie, auf Politik oder allgemeines Wissen blicken, überall sehen wir in Jesajas den Mann, der in dem allen thätig ist und alle diese Gebiete mit neuen Ideen erfüllt. Er weiß die ganzen politischen und sozialen Ideen seiner Zeit in ihr rechtes Verhältnis zur israelitischen Welt- und Gottes-Anschauung zu stellen, und hat man bei Jesajas nicht immer den Eindruck des Erschöpfenden, so doch stets den, daß er selbst aus einer noch reicheren Fülle von Gedanken nur Mitteilungen macht.

Man hat sich daran gewöhnt, die Zeit von der Trennung des israelitischen Nord- und Südreiches bis zum Untergang Israels als eine Zeit des stetigen Niederganges und Rückschrittes in der Geschichte Israels zu betrachten. Und doch ist das keineswegs richtig. Denn im Gegenteil darf man nicht übersehen, daß die Tage, in denen Jesajas seine Wirksamkeit begann, fast den Höhepunkt der Blütezeit Judas bildeten. Seit Salomos Tagen war, nur durch kleine Kriegsunternehmungen unterbrochen, ein ständiger Friede in Juda gewesen. Noch die Regierungszeit des Usia, in welche die Jugend des Jesajas fällt, bedeutete für Israel ein volles halbes Jahrhundert des Friedens. Israel war im Laufe der letzten Jahrhunderte zu ungeheurem Wohlstand gekommen und ob jetzt ein Herrscher über dem Volke tüchtig war oder nicht, ob er jung war wie Ahas und noch nichts für das Volk gethan hatte, das Volk war daran gewöhnt, das Ansehen der Väter auch auf den Nachfolger zu übertragen. Man begegnete dem Ahas mit derselben Ehrfurcht, mit der man seine Väter geehrt hatte. Ja, der Israelit in dieser Zeit hatte ein Recht, mit Stolz auf sein Land und Volk zu blicken. Was anderen Völkern jener Zeit kaum im Laufe langer Jahrhunderte, ja Jahrtausende zu teil ward, der Ruhm eines intelligenten und mächtigen Volkes, das war Israel fast innerhalb weniger Jahrzehnte zugefallen. Die günstige geographische Lage hatte ihm einen regen Handel mit Ägypten ꝛc. ermöglicht und Israel — einst ein unbedeutendes Hirtenvolk — war in die Reihe der Völker mit ausgedehntem Welthandel eingetreten. Und wie der Welthandel überall eine bildende und erzieherische Macht in sich birgt, so war Israel nach diesen beiden Seiten schnell fortgeschritten. Statt alten Brauches traten verfeinerte Sitten und Bedürfnisse auf. Die alten Dörfer hatten sich in wohlhabende Städte verwandelt, in welchen stattliche Quaderbauten mit kostbarem Elfenbeingetäfel keine Seltenheit waren. (Amos.) Der reiche Kaufmann hatte seinen städtischen Palast im Winter und seinen prächtigen Landsitz im Sommer und lustwandelte in wohlgepflegten Gärten und Weinbergen. Die Hauseinrichtungen waren luxuriös, statt harter Bänke waren üppige Pfühle und feingepolsterte Ruhesofas Mode geworden, zu den Mahlzeiten ging man wie ein Römer feingekleidet und von kostbaren Salben duftend. Die Freuden der Tafel selbst waren mit Gesang und Saitenspiel die tägliche Erholung der Reichen.

Wie aber überall der wachsende Reichtum eines Volkes auch ein Hineinwachsen in Standesbegriffe mit sich bringt, so war es auch in Israel und Juda. Um den König und seinen Hof bildete sich als erster

Stand eine zahlreiche Beamtenschar, die auf das gewöhnliche Bürgertum herabblickte. Nach ihr kam an Ansehen wohl der Priesterstand. Ist schon die Unzahl von Heiligtümern, Altären und Kultusstätten in jener Zeit ein Zeichen von Wohlstand, so kam auch der Priester allmählich zur Wohlhabenheit. Wie das Königtum erblich war, so war es auch das Priestertum, und was für den Königsthron der Name: „Haus Davids" bedeutete, das bedeutete im Priestertum der Name: „Geschlecht Zadoqs." Wie einflußreich die Stellung eines Hohepriesters war, tritt uns verschiedentlich, besonders in der Amtszeit Jojadas entgegen.

Sind das alles schon Erscheinungen, welche die wachsende Kultur und den steigenden Reichtum eines Volkes überall begleiten, so tritt uns der intellektuelle Fortschritt Israels vor allem darin entgegen, daß Israel in die Blütezeit seiner nationalen Litteratur eingetreten ist. Kommt doch ein großer Teil der Schriften, welche Israels Vergangenheit in Poesie und Prosa besingen, gerade aus dieser Periode der wachsenden Bedeutung Israels für die Weltgeschichte. In dieser Weise als eine Zeit der Blüte und Hoffnungsfreudigkeit, nicht als Zeit des Niedergangs haben wir uns die Tage zu denken, in welche die Jugend Jesajas fällt.

Es ist schade, daß uns so wenig Nachrichten über die Lebensschicksale dieses Mannes überliefert sind. Sein Name Jesaja, d. h. „Jahves Hilfe," trägt schon den Stempel seines Berufs: ein Zeuge für Jahves Hilfe zu sein, in sich. Allem Anschein nach gehörte Jesajas schon durch die soziale Stellung, die er vermöge seiner Geburt einnahm, den vornehmsten Kreisen Judas an. Daß er außerdem Jerusalemit war und mit den angesehensten Männern des Volks in Verbindung stand, war für seinen späteren Einfluß auf die Häupter des Volks gewiß nicht unmaßgeblich. So viel wir sehen können, hat Jesajas auch nur in Jerusalem gewirkt, spricht sich doch schon in der Art, wie er stets von „Jerusalem und Juda," statt von „Juda und Jerusalem" redet, nicht nur das allgemeine Nationalgefühl aus, sondern noch viel mehr ein Zug eines hier berechtigten Lokalpatriotismus. Von seinen persönlichen Verhältnissen wissen wir, daß er verheiratet war und zwei Söhne hatte, die gleich ihm bedeutungsvolle Namen trugen, der eine „Der Rest bekehrt sich," der andere „Raubebald, Eilebeute."

Schon hatte Jesajas einige Jahre seine prophetische Thätigkeit begonnen, als ihm für dieselbe von Gott selbst eine bestimmte Richtung gegeben wurde. Es trat jenes Ereignis ein, welches man gewöhnlich die „Berufung" des Jesajas nennt, das aber doch nicht, wie man dem Worte nach schließen sollte, den Anfang seiner prophetischen Thätigkeit bezeichnen soll, sondern nur seinem Wirken einen besonderen gottgewollten Zweck gibt. Dieses Ereignis fiel in das Jahr 740 und war eine Erscheinung des Herrn. (Jes. 7.) Dem Propheten selbst war diese Erscheinung ein Faktum, etwas Thatsächliches, das er ohne jede Vermittelung erlebte. Wo? darüber schweigt er, mag sein im Tempel zu Jerusalem, was wohl den Vorzug verdient. Jesajas sah den Herrn;

doch kaum, daß er etwas vom Herrn selbst wahrnehmen konnte, denn sein Blick war gefesselt durch den hohen und erhabenen Thron und durch die Säume des Gewandes des Herrn, welche den ganzen Raum erfüllten. Die Umgebung des Herrn bildeten die Seraphim, die Herolde der Heilig- und Herrlichkeit Jahves. Heiligste Ehrfurcht durchschauerte den Propheten. Er möchte einstimmen in das dreimal Heilig, das die Luft erfüllt, aber er kann nicht, denn zu sehr fühlt er den Abstand zwischen sich selbst und denen, die durch reine Lippen in anderer Weise berechtigt sind zu diesem Lobpreis. Diesem Gefühl der Demut gibt Jesajas Ausdruck in den Worten: „Wehe mir, ich bin verloren, denn ich bin ein Mann unreiner Lippen und unter einem Volke mit unreinen Lippen wohne ich." Doch ein Seraph reinigte und weihte die Lippen des Gottesmannes mit einer glühenden Kohle zur Verkündigung des Gottesspruches. Ein doppelter Auftrag wurde dem Propheten zu teil. Nichts Neues soll er dem Volke verkünden, sondern ihm stets vorhalten, was ihm bisher vorgehalten worden ist: „Höret und sehet":

„Höret immerfort, doch ohne zu verstehen!
Sehet immerfort, doch ohne zu erkennen!"

„Verstocke das Herz dieses Volkes und verhärte seine Ohren und blende seine Augen, daß es mit seinen Augen nicht sehe und mit seinen Ohren nicht höre und sein Herz einsichtig werde und sich bekehre und Heilung erfahre." (Jes. 7, 9 u. 10.)*)

So wird dem Jesajas die Aufgabe zu teil, zu verkündigen und predigen, was auch vor ihm von den Propheten schon gepredigt ist, wenn auch natürlich er seine Aufgabe nach Maßgabe seiner gesteigerten Erkenntnis zu lösen hat. Aber dabei ist er auserwählt, ein Zeichen Gottes für die Menschheit zu sein, ein Zeichen dafür, daß wo immer die Predigt vom Namen Jahves in einem Volke nicht gleich Wandel schafft und Früchte der Gerechtigkeit zeitigt, daß sie da viel eher die Herzen noch verstockt und verhärtet. Es mag uns gerade bei Jesajas dieses Wort von der vergeblichen Predigt fast merkwürdig erscheinen und es würde uns viel leichter sein, dasselbe bei Jeremias oder etlichen anderen Propheten, welche wirklich gar keinen Erfolg ihrer Wirksamkeit sahen, zu verstehen. Denn wenn es sich um den Erfolg ihrer Arbeit handelt, so hat gerade da Jesajas es gut gehabt und mehr Erfolg sehen können als die meisten anderen Propheten. Nicht daß ihm alles und jedes gelungen sei, aber doch, er selbst scheint nicht einmal unter dem Eindruck des vergeblichen Arbeitens gestanden zu haben, hören wir doch von ihm keine Klage wie aus dem Munde Elias oder Jeremias, daß sie es müde werden, immer erfolglos zu rufen. Und doch hat das Gotteswort auch bei Jesajas sein Recht, denn der Erfolg, welchen Jesajas sah, lag fast nur auf äußerlichem Gebiete. Die großen Reformen unter Hiskia waren doch nur Äußerlichkeiten, die Herzen wurden nicht mitreformiert, im Gegenteil, sie wurden härter und verstockter denn bisher, und so wurde

*) Die Übersetzung ist hier wie auch an den meisten folgenden Stellen aus der Übersetzung des Alten Testaments von E. Kautzsch entnommen.

auch dem Propheten Jesajas das Los aller Propheten zu teil, daß im Vergleich zu der Macht, mit welcher sie das Gotteswort verkündigten, wenig oder gar kein Erfolg zu sehen war außer dem der Verstockung der Herzen.

Dem ihm gewordenen Auftrag kam Jesajas nach. Wir sehen bei ihm kein Sichsträuben und Sichweigern, der Botschaft Folge zu leisten. Er will seinen Mund zum Verkünden des Rechtes des Herrn öffnen. Es liegt schon in dieser bescheidenen, aber festen Annahme des Auftrags Jahves etwas von der eigenartigen Frömmigkeit des Jesajas. Einerseits das ausgesprochene Gefühl der menschlichen Unwürdigkeit (unreine Lippen), andererseits der feste Glaube, auf dem der Prophet steht, daß Gott, wo es das Interesse seines Volkes erfordert, auch den unwürdigen Mann mit göttlicher Kraft füllen kann. Dann tritt uns die schnelle Entschlossenheit des Jesajas entgegen, weiß er nur das Ziel, zu dem Jahve ihn brauchen will, um den Weg sorgt der Prophet nicht. Endlich aber tritt uns in der eigenhändigen Schilderung dieses Erlebnisses auch die ganze Schönheit und Großartigkeit der Sprache Jesajas entgegen. Da ist nirgends etwas Gekünsteltes, kein Sichaufhalten bei Gefühlsregungen, kein übertriebenes Ausmalen der Herrlichkeit Jahves oder seiner Heerscharen, wie wir es später bei Hesekiel finden, keine sentimentalen Worte, sondern alles die kräftige Sprache eines Mannes, der gewohnt ist, jedes Wort zu wägen. Dabei aber doch ein Fluß und eine Geläufigkeit der poetischen Darstellung, daß selbst in Bildern und Vergleichen man niemals den Eindruck des Gesuchten erhält. So ist Jesajas zugleich Repräsentant des poetischen Könnens seiner Zeit und nicht nur Meister der Schönheit, sondern mehr noch der Kraft der alten Sprache Kanaans.

Für die Dauer seines schriftstellerischen und rednerischen öffentlichen Auftretens kann die schon an sich sehr unbestimmte Angabe Kp. 1, 1 nicht maßgebend sein, nach welcher die Wirksamkeit Jesajas in die Zeit der Könige Usia, Jotham, Ahas und Hiskia fällt, denn es ist dieser Vers nur die Einleitung zur ersten Sammlung von Reden (Kp. 1—12). Gleichwohl aber scheint sich die Wirksamkeit des Jesajas nicht weiter als bis in die Regierungszeit Hiskias erstreckt zu haben. Diese Zeit aber umfaßt allein schon eine Reihe von fast 40 Jahren und fast alle wichtigen geschichtlichen Ereignisse finden wir in den Reden des Propheten vom religiösen Gesichtspunkt aus beleuchtet. Er hat den syrisch-ephraimitischen Krieg, den Fall Samarias und die Bedrohung Jerusalems durch Sanherib miterlebt und alle diese Ereignisse als Reden Gottes an sein Volk verstanden und ausgelegt. Hat endlich Jesajas, wie der Talmud berichtet, und die Kirchenväter und der Verfasser des Ebräerbriefes (11, 37) geglaubt, noch unter Manasse gelebt, so ist auch sein Tod durch Zersägung nicht so unwahrscheinlich, wie er manchmal dargestellt ist. Das ist alles, was wir von den Lebensschicksalen dieses größten Propheten wissen; ergibt sich hieraus auch noch nicht ein volles Charakterbild, so werden sich die Züge zu einem solchen desto schärfer

in der Art seiner politischen und religiösen Thätigkeit ausgeprägt finden. — Es mag befremden, daß wir von einer politischen Thätigkeit des Jesajas reden, und doch gibt es kein Wort, welches seine Wirksamkeit unter den Königen Judas näher bezeichnen könnte. Schon Gerlach sagt in seiner Einleitung zum Buche des Jesajas,*) man könnte Jesajas den „scharfblickendsten Staatsmann" nennen. Man merkt es der Fassung dieses Satzes an, daß bei Gerlach sich die althergebrachte Auffassung des Amtes eines Propheten dem Begriffe, daß ein Prophet Politiker sei, widersetzt, und doch hat seitdem das Studium der Prophetie auf das entschiedenste klargelegt, daß nur als Leute, welche in die zeitweilige Politik eingreifen und somit politisch wirken, die Propheten wirklich zu verstehen sind. Nur wirklich eingehendes Studium der jeweiligen zeitgeschichtlichen Verhältnisse der Propheten ermöglicht uns das Verständnis eines großen Teils ihrer Reden. Aber das darf zur Charakterisierung der Politik der Propheten nicht vergessen werden, daß sie mit ihrer Politik sich fast stets der Politik der Großen dieser Welt widersetzen. Ihre Reden wollen die Sündhaftigkeit, die Glaubenslosigkeit, die menschliche Schwäche der Politik der Könige und des Volkes kritisieren und für Israel einen höheren politischen Standpunkt als den der Politik der Weltmächte in Anspruch nehmen. Die Propheten haben es mit der Erkenntnis der göttlichen Reichsgesetze zu thun, nach welchen sich die Geschichte nun ein= wie allemal vollendet. Weil diese Gesetze aber stets dieselben sind, so bildet für den Propheten die Vergangenheit den Spiegel der Zukunft. So ist der prophetische Blick auch wieder stets auf die Beobachtung der gegenwärtigen Zeit und Zeiterscheinungen gerichtet. Kein Fortschritt, kein Rückschritt auf religiösem oder sittlichem Gebiet entgeht ihnen, und alles gilt ihnen nur als Material, um die Zeitlage an den großen sittlichen Forderungen des Wortes Jahves zu messen. Die Sünde ist der Leute Verderben, unsittliche, irreligiöse Zustände reiben das Volk auf, der König in Israel hat für ordentliche Zustände zu sorgen und soll von ihnen — wo er es nicht thut — dazu angehalten und ermahnt werden. Das sind geradezu bestimmende Leitmotive für das Handeln der Propheten der assyrischen Periode. So steht besonders Jesajas den Königen Judas, unter welche seine Wirksamkeit fällt, gegenüber als das lebendige, warnende Gewissen, das für sich selbst und seine göttlichen Grundsätze Beachtung fordert.

Der rasch erstandene Glanz Judas und Jerusalems hatte bei dem Könige und den Spitzen des Volks ein unheilvolles Bewußtsein der eigenen Macht wachgerufen. Man glaubte auf das bestimmteste, daß das kleine Juda berufen sei, in Konkurrenz mit den großen Weltmächten zu treten. Man traute seinen befestigten Städten, dem stehenden Kriegsheer, dem Reichtum an Gold und Silber mehr zu, als sie zu leisten vermochten. Man überschätzte die Bedeutung des Großhandels und unterschätzte die Macht geordneter Verhältnisse im Leben des kleinen Mannes. Kurzum, es trafen in Juda alle die Dinge ein, die wir heute

*) Gerlach. Heilige Schrift 1854.

genugsam als Zeichen einer sozialen Krisis kennen, die aber damals vom Könige und seinen Beamten in ihrem Schwergewicht nicht erkannt wurden. So wahrscheinlich es nun ist, daß Jesajas schon unter der Regierung Jothams gegen solche Verhältnisse geredet hat, und sich damals schon einen im Volke geachteten Namen verschaffte, so sind doch die Nachrichten über die Anfänge seiner Wirksamkeit zu ungenügend, um über dieselben Bestimmtes sagen zu können. Das erste bedeutungsvolle Vorgehen und Eingreifen Jesajas in die Politik der Großen fällt in die Zeit des Ahas. Daß ihm Jesajas von vornherein nicht freundlich gesonnen, sagt er uns selbst in den Worten (3, 12):

„Meines Volkes Treiber sind ein Knabe, und Weiber beherrschen es. Mein Volk, deine Führer sind Verführer, und deine Pfade verschließen sie."

Es war dem Propheten selbst peinlich, in dieser Zeit über Israel einen Mann als Herrscher zu sehen, der selbst noch fast Knabe war nach Ansichten und Charakter. Doch desto eher sah Jesajas sich berufen, dem Ahas stetig mit Rat und That zur Seite zu stehen. Gerade dieses Eingreifen des Jesajas in die Entschlüsse seines Königs ist ein, den ganzen Charakter seiner Thätigkeit durchaus bezeichnender Zug. Niemand rief ihn, niemand holte ihn, Jesajas kommt allein und drängt sich auf und niemand wagt ihn fortzuschicken, ohne wenigstens dabei zu wissen, daß er mit dem Propheten zugleich Jahve selbst verwirft.

Nur zu bald hatte Jesajas Grund, dem Ahas entschieden in den Weg zu treten. Es scheint, daß gerade die Unerfahrenheit und Jugendlichkeit des Königs die feindlichen Nachbarn Judas zum Kampfe reizte. Rezin, der König von Syrien, und Pekah, der König des Zehnstämmereiches, verbanden sich zu einem gemeinsamen Kriegszug gegen Juda. Von Norden her wurde der Zug unternommen, schon nahen sie den Thoren Jerusalems. Aber auch Ahas hat in Eile Vorbereitungen getroffen, seine Gesandten sind unterwegs zum heidnischen Bundesgenossen. Tiglat Pileser, am Tigrisstrom, der König des assyrischen Reiches, ist der Erwählte. Davon hört Jesajas. Mag nun auch das Volk Judas an diesem Schritte des Ahas sein Wohlgefallen gehabt haben, Jesajas kann sich damit nicht einverstanden erklären, und während Ahas die Wasserleitung der Stadt Jerusalem wohl im Hinblick auf eine Belagerung besichtigt, tritt ihm der Prophet in Begleitung seines ältesten Sohnes entgegen, indem er sagt:

„Hüte dich und halte Ruhe, fürchte dich nicht und dein Herz verzage nicht wegen dieser beiden rauchenden Stummel von Feuerbränden .... Denn Jahve hat (über den Beschluß deiner Feinde) gesprochen. Es soll nicht zustande kommen, es soll nicht geschehen .... Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht." (Kap. 7, 4—9.)

So gewiß Jesajas nicht glaubte, daß Juda unthätig und blindlings das drohende Verderben erwarten sollte, so gewiß war er auch von der Erkenntnis durchdrungen, daß unter den jetzigen Umständen eine Verbrüderung mit den heidnischen Mächten nur der Untergang Israels

sein könne, und daß augenblicklich wirksame Hilfe nur von Gott selbst zu erwarten sei. Zu solcher Hilfe Gottes aber ist der Glaube die erste Bedingung. In welchem Maße der Erfolg die Gedanken Jesajas rechtfertigte, gehört in die Geschichte Israels. Nur mit Mühe rettete Ahas sich selbst und seinem Lande noch so viel Freiheit und Selbständigkeit, wie es bisher auch gehabt hatte.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Spiritisten Amerikas haben vor kurzem ihre vierte jährliche Versammlung in Washington, D. C., abgehalten. „Zahlreiche Delegaten" — sagt der Apologete—„hatten sich zu den Sitzungen eingefunden, welche damit schlossen, daß eine Anzahl Medien die versammelten Spiritisten mit Heraufbeschwörung abgeschiedener Seelen unterhielten. Der Nationalverband der Spiritisten in Amerika umfaßt 600 Lokalvereine, 12 Staats-Vereinigungen und zählt an 125,000 Mitglieder. Auch 75 sogenannte Tempel sind im Besitz des National-Verbands."

Die Spiritisten haben sich durch diese Versammlungen als eine religiöse Gemeinschaft oder, kurz gesagt, als eine Kirche konstituiert. Sofern sie keine andere Religion angenommen haben, mag man sie immerhin noch als Christen bezeichnen, aber es ist ein Christentum, das auf eine so niedrige Stufe herabgesunken ist, daß ihm heidnische Religionen so ziemlich gleichstehen, während vom Christentum nichts mehr übrig ist, als daß man höchstens Jesum von Nazareth entweder als Medium oder als noch existierenden „Spirit" gelten läßt.

Ein ergötzlicher Streit knüpft sich in spiritistischen Kreisen an den Tod der „Madame Blavatsky". Eine ältliche amerikanische Dame behauptete nämlich von sich, daß sie die Reinkarnation der Blavatsky sei. Dies wurde von Mrs. Besant mit zwei Gründen bestritten, nämlich: Blavatsky habe selbst erklärt, der für sie bereitete Leib werde der eines indischen Jünglings sein. Sodann aber könne es nichts unsinniger geben, als die Vorstellung, daß ein Adept, wie Madame Blavatsky es war oder ist, den ausgebrauchten Leib eines ältlichen Weibes wählen werde, um seine Wirksamkeit fortzusetzen.

Zu den finanziellen Verlegenheiten der Kropper Anstalt hat der Urheber und Leiter derselben, P. Paulsen, auch noch den Streit mit seinen früheren Zöglingen hinzugefügt, indem er in einem Cirkular sich über dieselben in folgender maßlosen Weise äußerte: „Wie furchtbar unsere Anstalten leiden unter der Gewissenlosigkeit unserer früheren Zöglinge; ich habe diesen Geistlichen Gelder vorgestreckt, die nach dem amtlichen Bericht des Bücher-Revisors in Mölln die Summe von 182,000 Mark erreicht haben. Sie predigen: ‚Du sollst nicht stehlen,' und bestehlen mich und meine Familie; sie predigen: ‚Du sollst nicht töten,' und sie töten durch ihr herzloses und gewissenloses Gebahren den Mann, der alles für sie geopfert hat. So wird der Name unseres Gottes geschändet durch die früheren Zöglinge der Anstalt. Diese amerikanischen Pastoren gebrauchen scheinbar keine Ehre und kein Gewissen; sie gebrauchen nur das Geld, welches anderen gehört. Vor Gott und Menschen klage ich diese B a r b a r e n an, daß sie mich und das Seminar morden, daß diese Elenden sich so versündigt haben. Ich habe vergebens gehofft, daß für die Kropper Pastoren in Amerika

die Stunde der Einkehr kommen würde; sie stehen nach wie vor auf der Kanzel und predigen: ‚Du sollst nicht stehlen' und sie stehlen; ‚Du sollst nicht töten' und sie morden! Und ihr Gewissen schweigt! Helft mir beten, daß der Herr die Herzen dieser Elenden erweiche und bekehre!" Der Präsident des Generalkonzils, an das die meisten Kropper Zöglinge gesandt wurden, sowie andere Präsides lutherischer Synoden haben die Angelegenheit genauer untersucht und es stellte sich — was übrigens auch vorher nicht unbekannt war — heraus, daß eine große Zahl der in Kropp ausgebildeten Pastoren Schuldscheine ausgestellt hatten, in denen sie sich zur Rückzahlung von Summen, die sich oft bis gegen $500 belaufen, verpflichtet hatten. Aber es zeigte sich auch, daß eine große Anzahl nachweisbarer Zahlungen den Betreffenden in den Büchern der Kropper Anstalt gar nicht gutgeschrieben waren; die dortige Buchführung mindestens eine sehr mangelhafte gewesen sein muß. Außerdem sind viele der Schuldscheine mit der Bedingung versehen, daß der Aussteller zur Zahlung verpflichtet sei, sobald er ein Einkommen von 3000 Mark (bei manchem sogar 4000 Mark) haben werde, also $750 bis $1000. Solche, die wegen dieser Schulden Bedenken hatten, in das Kropper Seminar einzutreten, sollen darauf hingewiesen worden sein, daß es bei einem Jahreseinkommen von 4000 Mark ($1000) ja leicht sei, jährlich 400 Mark an Schulden abzuzahlen. Es scheint, daß man in Kropp mit den großen Gehältern der deutschen Pastoren in Amerika viel freigebiger gewesen ist, als die Wirklichkeit rechtfertigte, und P. Paulsen nun die Folgen seiner eigenen Unvorsichtigkeit andern zum Verbrechen anrechnet.

Wenn die Grobheit des Briefes von Paulsen zunächst auffällig erscheint, so verschwindet dieser Eindruck einigermaßen, wenn man andere Äußerungen der Kropper geistlichen Presse zu Gesicht bekommt, welche dem obenerwähnten Brief an Grobheit mindestens gleichstehen. So schreibt der Kropper Anzeiger: „Der Gemeinschaftsverein soll entdeckt haben, daß auch Pastor Jensen in Breklum noch nicht recht bekehrt ist. Es kommt also jetzt so, wie wir immer gesagt haben. Das kommt bei diesem duseligen Christentum heraus; da ist keine Klarheit und keine Wahrheit: man schreit immer nach dem Geist, und schließlich endet alles im Fleisch. Aber so geht es, wenn man nicht im Bekenntnis der Kirche steht und sich aus Hochmut darüber hinwegsetzt."

An einer andern Stelle wird gesagt: „Die Lehrer und Examinatoren des Kropper Predigerseminars haben mehr theologische Wissenschaft in ihrer großen Zehe, als Prof. Nowack in seinem kleinen Gehirn." Ebenso grob wird Naumann behandelt. „Die Zeitschrift von Pfarrer Naumann," heißt es, „kann ich Ihnen nicht empfehlen. Sie hat mit dem Christentum nicht mehr gemein wie der Ochse mit der Bibel."

Über die Diasporakonferenz, welche am 10. November v. J. in Gotha ihre zwölfte Hauptversammlung abgehalten hat, berichtet die Chr. d. chr. W. folgendes:

„Der Tag war mit zwei öffentlichen Versammlungen und einem Festgottesdienst, dazwischen Beratung des Vorstandes und beschlußfassende Mitgliederversammlung von früh bis spät vollständig besetzt. Die sehr zahlreiche Beteiligung der Gemeinde, besonders am Gottesdienst und an der Abendversammlung, gab Zeugnis von dem lebhaften Interesse, das der Diasporakonferenz und ihren Arbeiten und Mitteilungen entgegengebracht wird. Weist doch die Konferenz auf die evangelischen Brüder in der Zerstreuung des Auslandes hin und erzählt von evangelischem und deutschem Leben aus allen Weltteilen.

Bei der diesmaligen Versammlung war der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin außer durch Oberkonsistorialrat Noël, der seit langen Jahren die Angelegenheiten der an die preußische Landeskirche angeschlossenen Gemeinden bearbeitet hat, durch seinen Präsidenten D. Barkhausen vertreten, dessen Anwesenheit ein Zeichen davon war, welche Bedeutung die Behörde der von der Diasporakonferenz unternommenen Arbeit beilegt. Auch die gothaische Landeskirchenbehörde beteiligte sich in der Person des Generalsuperintendenten D. Kretschmar.

Nach einem Eingangsgebet und Schriftverlesung des eben Genannten eröffnete der Vorsitzende der Konferenz, Hofprediger Schubart aus Ballenstedt, die Tagung; er wies auf die weitausgedehnte, wichtige Arbeit des Vereins hin und forderte auf, mitzuhelfen, daß das große deutsche Reich in fernen Landen, die vielen hunderttausend über die ganze Erde zerstreuten evangelischen Deutschen an die Heimat und an die Kirche der Heimat angegliedert werden.

Generalsuperintendent D. Kretschmar begrüßte sodann die Konferenz im Namen des Herzogs, sowie im Namen der Staatsregierung und des Kirchenregiments. Einen freundlichen Willkomm namens der Stadt rief ihr Oberbürgermeister Liebetrau zu, während D. Barkhausen die Wünsche des Oberkirchenrats für die Bestrebungen der Konferenz zum Ausdruck brachte. Nachdem der Vorsitzende für die warmen Grüße und Wünsche gedankt, folgte ein Vortrag vom Marineoberpfarrer Gödel aus Wilhelmshaven: „Das Marine-Pfarramt in seiner Bedeutung für die Deutschen in überseeischen Ländern." Seit 1870 ist Deutschland in der ganzen Welt bekannt geworden; überall wohnen Deutsche, an ihnen führt das Marinepfarramt—zehn Geistliche gehören dazu — vielfach den Rettungsdienst einer Sanitätskolonne aus, die den ersten Notverband auf dem Schlachtfelde der weiten Welt anlegt. Trotz treuer Liebe zum Vaterlande gehen Tausende dem Vaterlande und der Kirche verloren, weil sie keine kirchliche Versorgung in der Fremde haben. Die praktischen Engländer begründen überall Kirche und Schule und haben dadurch ein Stück ihrer Heimat bei sich. Das fehlt den Deutschen, und daher verlieren sie deutsche Art und evangelischen Glauben. Der Besuch eines Marinepfarrers — und dabei evangelischer Gottesdienst — weckt deutsches und evangelisches Bewußtsein wieder auf: das gibt Mut, Ehen evangelisch einzusegnen, Kinder evangelisch taufen zu lassen. Durch die ganze Welt zieht der Marinepfarrer, wie das vom Oberpfarrer geführte Kirchenbuch davon Kunde gibt. Aber der von den Geistlichen mit Zustimmung der Kommandanten und der Marinebehörde gern geleistete Dienst ist doch nur ein Notbehelf: je weiter die Diasporakonferenz ihre Arbeit ausdehnt, desto mehr bleibende Hilfe wird vielen gebracht werden: darum Glück zu der schönen Arbeit!

Kaufmann Soltau aus Valparaiso berichtete dann über die deutschen Gemeinden in Chile. Neubildungen haben in den letzten Jahren nicht stattgefunden, von der Entwicklung der bestehenden ist aber Erfreuliches zu berichten, besonders auch von der deutschen Schule. Die Gemeinden bedürfen der Hilfe der Heimat, um tüchtige Lehrer zu gewinnen, was ohne Entgegenkommen der heimischen Behörde unmöglich ist.

Pastor Wettstein aus Genua erzählte hierauf von der Arbeit an den Deutschen in Italien, speziell in Genua. Die Bedeutung des deutschen Handels hat sich außerordentlich gehoben. Manche Anstalten der Gemeinschaft sind in Genua ins Leben gerufen und zur Blüte gelangt (Krankenhaus, deutsche Schule, Hilfsverein u. s. w.). Aber das Bestehen der Gemeinde hat mit

viel Schwierigkeiten zu kämpfen. Wünschenswert wäre, daß die in Italien Geborenen ihre deutsche Nationalität erhalten könnten; aber das ist fast unmöglich, infolgedessen gehen viele auch ihrer Kirche verloren. Ein reiches Arbeitsfeld bietet die von ihm ins Leben gerufene Seemannsmission unter den Tausenden deutscher Seeleute und deutscher Stewards auf den Schiffen im Hafen.

Bei dem Festgottesdienst in der Augustinerkirche predigte Superintendent Lic. Rönneke, früher in Rom, über Jes. 57, 18 und wies auch dabei auf die heilige Aufgabe der barmherzigen Liebe hin, dem zerstreuten Volke in der Wüste nachzugehen, um es hinzuleiten zu dem Brot des Lebens.

Abends 7½ Uhr fand ein sehr zahlreich besuchter Gemeindeabend im Schießhaussaale statt. Nach einem Chorgesang des Seminarchors sprach zuerst Pfarrer O. Müller aus Gotha als Vertreter des Gustav Adolf-Vereins. Oberschulrat von Bamberg aus Gotha überbrachte die Grüße des Evangelischen Bundes. Nachdem der Vorsitzende, für die freundliche Begrüßung dankend, darauf hingewiesen, daß die Konferenz darin mit Gustav Adolf-Verein und Evangelischem Bunde eins sei, daß sie auch „eine gute Wehr und Waffen" sein wolle, erzählte Pastor Leutwyler aus Traijuén (Chile) von „Evangelischer Liebesarbeit in Chile." Als er vor sieben Jahren vom Protestantischen Hilfsverein der Schweiz dorthin gesandt sei, habe er in weitausgedehnten Ansiedlungen in Südchile ein nur zu großes Arbeitsfeld gefunden. Eine Zeit lang sei er als Reiseprediger umhergezogen, aber um mehr vor allem auf die Jugend einwirken zu können, habe er Konfirmandenkurse eingerichtet. Die Mühe wurde durch den Eifer der Kinder reichlich gelohnt, wenn es auch nicht gelang, Kirchengemeinden zu begründen. Eine große Anzahl Waisenkinder, die sich vorfanden, wurde ihm ein Fingerzeig, ein Waisenhaus zu gründen und ihr Waisenvater zu werden. Mit Hilfe aus der Schweiz wurde 1894 ein Waisenhaus eröffnet, zuerst mit fünfzehn Kindern und mit ganz geringen Mitteln; die Zahl der Waisenkinder ist gewachsen, die Arbeit und zuweilen die Schwierigkeiten auch; aber Gott hat durchgeholfen: Not hat keiner gelitten. Schwere Erkrankung seiner Frau hat ihn in die Heimat geführt; getrosten Muts will er jetzt wieder hinausziehen, um das Werk der Evangelisation fortzusetzen, in dem Vertrauen, daß mit Gottes Hilfe das Waisenhaus eine Pflanzstätte evangelischer Gesinnung und eine Quell echt christlichen Lebens unter den dortigen deutschen und schweizerischen Ansiedlern werden wird.

Zum Schlusse berichtete Pastor Kuschke aus Johannisburg (Transvaal) über die Entstehung und Entwicklung der dortigen deutschen Gemeinde. Als er vor zehn Jahren dorthin gekommen, sei kein Haus da gewesen; heute dehne sich dort eine Großstadt mit über 100,000 Seelen aus Reiche Goldminen, deren Ertrag 1888 14 Millionen Mark, 1895 aber 160 Millionen Mark betrug, haben das bewirkt. Der Reichtum wächst von Tag zu Tage, besonders da außer Gold auch Kohlen und Erze aller Art sich finden. Das Gold führte auch Deutsche dahin, die allerdings anfangs nicht an Kirche und Gemeinde dachten. 1888 sollte der Geburtstag des Kaisers Wilhelm gefeiert werden: aus der Freudenfeier wurde eine Trauerfeier, ein Trauergottesdienst in der englischen Kirche. Das war die Geburtsstunde der deutschen Gemeinde. Die Gottesdienste wurden seitdem zuerst im Börsensaale, später im Gerichtssaale abgehalten, bis 1890 die Friedenskirche gebaut und eingeweiht wurde, die den Halt und Sammelpunkt der Gemeinde bildet. Eine deutsche Schule, die von vierzig Kindern besucht wird, ist ins Leben gerufen,

ein Jünglingsverein, eine Sonntagschule begründet: mit Gottes Hilfe geht es überall in der Gemeindearbeit voran.

Nachdem der Vorsitzende in einem Dankeswort noch gemahnt, die heiligsten Güter des Volks zu wahren, wurde die Versammlung mit dem Gesang: „Ach bleib mit deinem Segen" geschlossen.

Wie gelehrig dem bekannten Telegramm des deutschen Kaisers gegenüber manche Pastoren gewesen sind, das geht aus dem Bericht über eine Pfarrkonferenz hervor, bei welcher das Thema behandelt wurde: „Der evangelische Pfarrer und die Politik nach der Schrift."

Die aufgestellten Thesen lauteten: 1. Pfarrer nenne ich nur den Theologen, der ein Pfarramt an einer evangelischen, d. h. lutherischen, reformierten oder unierten Gemeinde einer ordentlich verfaßten sei es Landes-, sei es freien Kirche übernommen hat. 2. Politik ist die Wissenschaft vom Staate, seinen Elementen und Bedingungen, seinen Zwecken, Kräften und Einrichtungen, seiner Thätigkeit und den Formen, in denen dieselbe sich vollzieht. 3. Zur Beurteilung des Verhältnisses zwischen dem evangelischen Pfarrer und der Politik, insbesondere dem, was man allgemein unter Politiktreiben versteht, bedürfen wir eines festen Grundes. 4. Dieser Grund kann kein anderer sein als was der evangelische Pfarrer die Schrift nennt. 5. Um nicht zu weitläufig zu werden und um einen bedeutenden Teil allenfallsiger Kritik vorweg zurückzuweisen, beschränken wir uns auf die Schriften des Neuen Testaments. 6. Wir finden in ihnen weder das Wort noch den Begriff „Politik" und daraus geht wenigstens schon das zur Genüge hervor, daß sie samt und sonders keine politischen Schriften sind und sein wollen. 7. Bei eingehender Durchsicht und Prüfung der einzelnen Schriften finden wir weiter, daß sowohl deren Verfasser, die Apostel u. a., als der Herr selbst nicht nur für sich von der Politik sich gänzlich ferngehalten, sondern das auch von ihren Beauftragten und Nachfolgern, den Ältesten und Bischöfen, den Diakonen, den Engeln, den Hirten und Propheten erwarten und fordern. 8. Das schließt nicht aus, daß deren Amtsnachfolger, der evangelische Pfarrer, unter den jetzigen Zeitverhältnissen und in seiner Fleischesschwachheit seine politischen Gedanken habe, daß er diesen auch unter Umständen Worte verleihe, doch ohne zu richten. 9. Aber seine einzige Aufgabe bleibt: Hirt und Lehrer der Gemeinde zu sein in dem, was auf den rechten Weg bringt und zum rechten Ziele führt. Der Weg ist Christus, das Ziel ist das Kleinod unsrer himmlischen Berufung."—Wir sind zwar auch der Ansicht, daß die Politik nicht Berufssache der Pastoren ist, aber wenn politische Gedanken eine Schwachheit des Fleisches sind, dann müßte die Stärke des Geistes in unpolitischer Gedankenlosigkeit bestehen. Eine derartige Geistlichkeit ist aber gewiß ebenso unbiblisch, wie geistlos.

Daß recht sonderbare, ja lächerliche Dinge den Ausschlag bei der Wahl oder Nichtwahl eines Pastors geben, ist bekannt genug, aber meist kursiert etwas Derartiges nur eine Zeit lang als Anekdote und wird dann wieder vergessen, ohne daß es aktenmäßig festgestellt wird. In einem Falle aber sind derartige Dinge, eben weil sie in der Wahl nicht ausschlaggebend waren, in die Akten gekommen, indem sie nach der Wahl zur Anfechtung derselben benutzt worden sind. Es hat sich nämlich in Berlin über die Wahl des Pastors Iskraut zum Prediger der Sophiengemeinde ein lebhafter Streit erhoben. Die gegen seine Wahl gemachten Einwendungen haben zum Teil nicht ohne Grund die Heiterkeit der Gegner erregt. Gegen seine „Begabung" wurde folgendes eingewendet: „1. Während der Verlesung der Liturgie habe Pastor Iskraut län-

gere Zeit auf einem Beine gestanden und mit dem anderen in der Luft herumgeschwenkt. 2. Der Pastor Jskraut habe öfter als nötig gewesen sei die Gemeinde angesehen, besonders auffällig sei es gewesen, daß er am Schluß der Anfangsliturgie, als er vom Altar in die Sakristei gehen wollte, noch einmal ohne jeden Grund die Gemeinde angesehen habe. 3. Obwohl er zu Anfang der Katechese krampfhaft seine Uhr in der Hand gehalten habe, habe er sie doch schließlich losgelassen, so daß sie zeitweise an der Kette vor dem Talar auf der Brust gehangen habe. 4. Die Predigt sei zu lang und keine Predigt, sondern eine Volksrede gewesen."

Über Punkt zwei und vier läßt sich natürlich nichts sagen, da mit diesen Behauptungen auch nichts gesagt ist. Dagegen läßt sich über Punkt eins und drei sagen, daß ein Mann, der Pastor sein will, doch auch wissen sollte, was er mit seinen Beinen während der Liturgie und mit seiner Uhr während einer Katechese anzufangen habe.

Wie man ultramontanerseits das politische Übergewicht des Centrums zu Gunsten der katholischen Missionen auszubeuten versteht, das hat auf dem Katholikentage der Prinz von Arenberg in sehr rückhaltloser Weise dargethan, indem er in seinem Vortrage über Mission folgendes ausführte:

„Nachdem deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Tapferkeit weite Gebiete des dunkeln Erdteils dem Reiche erworben, hatte die katholische Kirche Deutschlands an mehreren Millionen Heiden ihre göttliche Mission zu erfüllen. Daraus erwuchs uns Katholiken eine doppelte Pflicht: 1. als politische Partei unsern ganzen politischen Einfluß dahin wirken zu lassen, daß die Verbreitung von Christentum und Kultur in der Kolonialpolitik die ihr gebührende Stelle einnehme; 2. aber, weil Kultur ohne Christentum und dieses wiederum ohne Missionierung undenkbar ist, das Missionswerk selbst und unmittelbar so zu unterstützen, daß es als Unterlage und Rückhalt für unsere (des Centrums) kolonial-politische Aktion dienen konnte. Als die mächtigste Partei im Parlamente vor die (kirchliche und staatliche Interessen gleich nahe berührende) kolonial-politische Aufgabe gestellt war, machte das Centrum seine maßvolle, aber nachhaltige Mitwirkung von zwei Bedingungen abhängig, von denen die eine sich aus der Natur der Sache, die andere aus unseren politischen Grundsätzen ergibt: Schutz der Missionare und Wahrung unbedingter Parität. Es ist mir eine Pflicht und zugleich eine hohe Genugthuung, hier vor Ihnen bezeugen zu können, daß bei Wahrung vollster Selbständigkeit in der Ausübung des Missionswerks, unsere katholischen Missionare von Reichswegen jede nur wünschenswerte Unterstützung und Förderung erfahren haben.

„Erst seit dem Jahre 1890, seit dem Eintreten des Centrums in aktive Kolonialpolitik sind in Deutschland katholische Missionshäuser entstanden; jetzt zählen wir bereits sieben. 1. Das der Väter vom heiligen Geist in Knechtsteden (Erzdiözese Köln). 2. Das der Pellotiner in Limburg nebst Schwesternhaus in Ehrenbreitstein. 3. Das der Priester vom göttlichen Wort in Heiligkreuz (Diözese Breslau). 4. Die Kongregation der Oblaten (Diözese Fulda), welche die Missionierung Südwestafrikas übernehmen sollen. 5. Das Benediktinerkloster St. Ottilien nebst Schwesternhaus (Diözese Augsburg). 6. Die Kongregation der weißen Väter mit 26 Priesteralumnen und ein Missionshaus in Luxemburg für die Ausbildung der Laienbrüder (Diözese Trier). 7. Das Missionshaus der Missionare vom heiligen Herzen (Diözese Münster). 1—3, 5, 6 zählen zusammen 22 Priester, 23 Patres, 150 Brüder, 12 Postulanten, 185 bis 195 Zöglinge, 89 Schwestern, 10 weibliche Novizen, 50 weibliche Zöglinge.

„Bei Beginn der Kolonialbewegung bestand in Togo, Kamerun und Neu-Guinea gar keine katholische Mission, in Ostafrika, und zwar unter ausschließlich französischer Leitung, nicht der fünfte Teil der heutigen Niederlassungen. Heute zählt Deutsch-Afrika allein 3 apostolische Vikariate, 3 Bischöfe, 1 apostolischen Provikar, 53 Priester, 46 Brüder, 43 Schwestern, im ganzen also 146 Missionare und eine entsprechende Anzahl eingeborener Katecheten. Viele Hunderte von Kindern sind in den Waisenhäusern und Schulen untergebracht und die Zahl der meist in eigenen Dörfern angesiedelten Christen beläuft sich auf Tausende. Die apostolische Präfektur Togo zählt 5 Haupt- und 5 Nebenstationen, 12 Knaben-, 2 Mädchenschulen, 7 Priester, 8 Laienbrüder, 18 schwarze Katecheten und 2 Katechetinnen. Die apostolische Präfektur Kamerun zählt auf 5 Stationen 7 Patres, 12 Brüder, 7 Schwestern und unterrichtet in ihren Schulen schon über 800 Kinder. Die Mission im Bismarck-Archipel, also nahe Neu-Guinea, besitzt 5 Hauptstationen, 1 Bischof, 7 Priester, 21 Schwestern; allein seit August 1895 ist an circa 1700 Eingeborene die heilige Taufe gespendet worden. In Südwestafrika und Neu-Guinea hat sich die Errichtung der Missionen verzögert. Übrigens erstreckt sich die Wirksamkeit der vorher genannten Missionshäuser noch weiter als auf die deutschen Schutzgebiete. Dennoch ist das bisher Erreichte immer nur ein Anfang angesichts der noch harrenden Aufgaben, angesichts auch des Vorsprungs, den auf dem Gebiete der Heidenmission andere europäische Völker vor uns inne haben. Mit Gewährung der Parität und wohlwollender Geltendmachung des Grundsatzes, daß eine Kolonialpolitik ohne Missionsthätigkeit undurchführbar, ja undenkbar sei, haben uns die staatlichen Behörden alles erwiesen, was wir von ihnen verlangen können. Finanzielle Beihilfe von staatlicher Seite würde die Freiheit der Kirche im Missionswerk zu beeinträchtigen drohen. Aber gerade in diesem Punkte muß zu mehr Eifer gemahnt, muß vor Zersplitterung in zu viele Vereine gewarnt werden, die Missionsfreunde möchten doch ihre ganze Liebe dem Afrikaverein zuwenden. Fördern wir das Missionswesen mit warmen Herzen und offener Hand, treiben wir als gute Patrioten eine gesunde Kolonialpolitik, so dienen wir gleichzeitig Gott, seiner heiligen Kirche und unserm heißgeliebten Vaterlande."

Mit der Parität wird es so lange paritätisch gehalten werden, als die Reichsregierung sich der jesuitischen Auffassung der Parität nicht anschließt. Diese läßt sich nach dem, was sich bis jetzt in der Missionsgeschichte gezeigt hat, kurz so formulieren: In allen katholischen Missionsgebieten haben, kraft der Parität, die Protestanten kein Recht, eine Wirksamkeit auszuüben; in allen protestantischen Missionsgebieten dagegen hat man, kraft der Parität, kein Recht, den Katholiken ihre Wirksamkeit zu untersagen.

Der Bibelhaß der Katholiken hat sich kürzlich in Deutsch-Oth in Lothringen in einer Weise gezeigt, wie man es bisher nur aus Spanien und Italien zu hören gewohnt war. Es wird von dort berichtet: „In letzter Zeit war in hiesiger Gegend ein Bibelkorporteur und verkaufte eine große Anzahl von Bibeln und Neuen Testamenten in katholischen Familien, jedoch nur mit bischöflicher Approbation versehen. Was thaten die katholischen Geistlichen dagegen? Sie erließen strenge Verbote, solche Bücher zu kaufen und nahmen die schon gekauften Exemplare ihren Gemeindegliedern wieder ab. In dem dicht bei Deutsch-Oth gelegenen Dorfe Rüssingen aber setzte die katholische Lehrerin in ihrer konfessionell gemischten Klasse, also auch vor den evangelischen Kindern (!), ihre Anschauungen über die so „verderblichen" Bibelbücher auseinander und schickte ihre Schülerinnen zum Einsammeln

derselben, damit sie verbrannt werden sollten, im Dorfe herum, und zwar nicht nur in die katholischen Häuser, sondern auch zu einer evangelischen Frau. Selbstverständlich war bei letzterer die Mühe vergeblich, da sie die heilige Schrift zu einem anderen Zwecke als zum Verbrennen gekauft hatte."

Dieser Bericht wurde nun von der betr. Lehrerin als unwahr erklärt, worauf nun der evangelische Pfarrer in Deutsch-Oth, Lothringen, M. Lortz, eine Gegenerklärung veröffentlichte, worin er sich als Verfasser des ersten Artikels bekennt und seine Aussagen in ihrem „ganzen Umfang" aufrecht erhält: „Die Lehrerin hat nicht nur ihre Schülerinnen geschickt, sondern sie ist sogar selbst in katholische Häuser gegangen, weil, wie sie sich aussprach, es ihre, als der katholischen Lehrerin, heiligste Pflicht sei, diese „evangelischen" Bücher (NB. waren es nur Übersetzungen, die von mehreren Bischöfen und katholischen theologischen Fakultäten ‚approbiert' und für den Volks- und Schulgebrauch empfohlen waren) zu sammeln, und wenn sie 100 Mk. dafür geben müßte, damit sie verbrannt werden! — Die Aufforderung der Lehrerin, die evangelischen Kinder, vor welchen sie ihre anstößigen Äußerungen gethan habe, hier öffentlich mit Namen zu nennen, dürfte wohl unnötig sein nachzukommen, da sie dieselben ebenso gut kennt wie ich; und die katholischen Kinder, welche sie geschickt hat, kennt sie besser wie ich. Ebenso wenig werde ich die evangelische Frau, welcher das Neue Testament durch die Kinder wegzunehmen versucht wurde, sowie die übrigen Zeugen, um deren persönliche Sicherheit nicht zu gefährden, namhaft machen, bevor die zuständige Behörde dem ‚Winke mit dem Zaunpfahl' folgen wird. Es fängt nämlich für uns Protestanten hierzulande nachgerade an gefährlich zu werden. Als der Bibelkolporteur gestern noch einige Gänge machte, um mehrere letzthin bestellte Exemplare abzugeben, wurde er in Redingen von der Schuljugend mit Steinen geworfen und von dem katholischen Gemeindebüttel aus den Häusern vertrieben. Ebenso flogen ihm in Deutsch-Oth unter dem Rufen: ‚Voilà le protestant! Voilà le marchand de livres!' Steine um den Kopf, daß er sich gezwungen sah, den besseren Teil der Tapferkeit zu erwählen."

Bekanntlich weist die römisch-katholische Mission immer große Zahlen von Getauften auf. In China hat sie das auch, wie überall, ihrer Klugheit zu verdanken. Die chinesischen Gehilfen der römischen Missionare sind fast ohne Ausnahme geschulte Advokaten, deren Hauptaufgabe darin besteht, Streithändel und Prozesse im Interesse der katholischen Mission zu verwerten, indem sie einen Teil der Streitenden zu sich herüberziehen und dessen Sache dann mit Hilfe des französischen Konsuls bei der chinesischen Regierung durchsetzen. Die Folge davon ist, daß nach katholischem Zeugnis allein im Kreise von Tunkun seit Anfang des Jahres 1896 zehntausend Übertritte verzeichnet sein sollen. In den meisten Fällen ist es dann freilich mit dem Einzeichnen der Konvertiten geschehen und es wird daher auch berichtet, daß nach etlichen Monaten Hunderte wieder abfallen. Auch Unterricht ist bei diesen Massen nicht möglich, man begnügt sich daher damit, ihnen den Gebrauch des Rosenkranzes und des Ave Maria beizubringen.

Die Menge der kirchlichen Feiertage in Rußland ist bekanntlich so groß, daß beinahe das halbe Jahr in Feiertagen aufgeht, an denen zum Zeichen des orthodoxen Glaubens Faullenzen und Trinken die Zeit nach den üblichen Gottesdienst ausfüllt. Dabei ist die niedere Geistlichkeit bestrebt, die Zahl dieser Feiertage noch zu vermehren, um das mit der Zahl der Gottesdienste steigende Einkommen zu vergrößern. Es wird nun als Abhilfe gegen diesen Übelstand

empfohlen, für ein festes Gehalt des Geistlichen zu sorgen, damit die Stellung des Klerus gehoben werde. Ja, man erwartet sogar nicht bloß eine Besserung, sondern geradezu eine Beseitigung aller sittlichen und wirtschaftlichen Übelstände der russischen Bauernschaft von einem festen Gehalt der Popen. Ja, wenn man ihnen mit dem festen Gehalt an Geld auch zugleich einen solchen an Einsicht und Charakter verleihen könnte.

„Im Grashdanin beklagt sich Fürst N. Jenikejew in bitterster Weise über die vielen Feiertagen des russischen Bauern, die eine entsetzliche Geißel der Landwirtschaft bilden. Die Klage über alle diese ‚Kapellenfeste' und ‚abgemachten' Feste, über die Feier des ‚Neunten und Zehnten Freitags,' des Iwantags, des Eliastags, des Paraskowafreitags u. s. w. ist uralt, neuer erscheint jedoch, daß Fürst Jenikejew das Bestehen dieses Feiertagsübels mit der finanziellen Lage der orthodoxen Landgeistlichkeit in unmittelbaren Zusammenhang bringt: ‚Alle diese Gebräuche der Bauern, sowohl die Kapellenfeste, als die abgemachten Tage, werden von der Geistlichkeit deshalb festgesetzt und geweiht, weil sie hierdurch großen Verdienst hat, da das Abhalten der Gottesdienste mit Geld und Getreide bezahlt wird. Die Sitten und Gewohnheiten werden sich gänzlich verändern, sobald der Klerus ein genügendes festes Gehalt bekommt. Dann werden die Geistlichen predigen, daß Arbeiten keine Sünde, Nichtsthun und Faulenzen aber eine große sei. Jetzt ähneln diese Geistlichen mehr heidnischen Priestern als orthodoxen christlichen Seelenhirten, denn da sie keinen festen Gehalt in Geld erhalten, sind sie natürlich sehr bemüht, die Bauern mit allen geistigen Mitteln bei der Wahl jener Tage zu unterstützen; es hat Beispiele gegeben, wo die Gemeindeglieder mit Erlaubnis des Geistlichen das Los warfen, welchem Heiligen im Dorfe eine Kapelle zu errichten sei — zuerst wurde gehörigen Orts die Genehmigung eingeholt —, und dann die Kapelle erbauten. Sobald sie fertig war, gab es auch ein Kapellenfest. Außerdem wird abgemacht, an welchen Tagen nicht zu arbeiten sei, und die Abmachung wird eingehalten. Wollte jemand an einem solchen Tage arbeiten, so würde ihm die Gemeindeversammlung eine Geldstrafe auferlegen; an diesen abgemachten Tagen wird Gottesdienst abgehalten und nachher Schnaps und Bier getrunken und gebummelt. Je mehr solche ‚Kapellenfeste' und ‚abgemachte' Tage in einem Dorfe gefeiert werden, desto besser und vorteilhafter ist es natürlich für den Klerus. Deshalb ist wünschenswert, daß der Klerus möglichst bald einen festen Gehalt in Geld bekomme, damit er sich nicht von milden Gaben ernähre und sich nicht Mühe gebe, immer und immer wieder neue abgemachte Feiertage festzusetzen, die in den Augen gesund denkender Menschen für den Klerus nur eine Schande sind. Bei einem festen Gehalt wird der Klerus in den Augen der ganzen Gemeinde auf der Höhe seiner großen und heiligen Aufgabe stehen, wird man diesen Geistlichen als würdigen und völlig achtungswerten Männern die gebührende Ehre erweisen, jetzt aber werden sie von der Gemeinde wenig geachtet. Sehr häufig braucht man von ihnen den Ausdruck: ‚Sie raffen von Lebenden und Toten.' Erhält der Klerus einen festen Gehalt, so wird sich auch die Sittlichkeit der bäuerlichen Gemeindeglieder ohne Zweifel heben, ihre Seele wird der Ehre, dem Gewissen und der Scham zugänglich werden, sie werden sich nicht an Schnaps und Bier betrinken, nicht schlendern und faulenzen. Alles das kann der feste Gehalt des Klerus bewirken."

In der Armeniersache hat das nachdrückliche Auftreten des französischen Botschafters, der dem Sultan riet, die öffentliche Meinung Europas zu beruhigen, den Erfolg gehabt, daß derselbe sofort folgende Punkte prüfte und anordnete:

„1. Haftentlassung aller in den Gefängnissen befindlichen Personen, gegen welche nichts Belastendes vorliegt. 2. Die Polizei wird Anweisungen erhalten, um zu verhindern, daß friedliche Armenier verfolgt werden. 3. Unverzügliche Berufung einer armenischen Nationalversammlung behufs Vornahme der Wahl des Patriarchen. 4. Der Oberst Magha Bei, welcher für die Ermordung des Pater Salvator verantwortlich ist, wird vor ein Kriegsgericht gestellt. 5. Der Vali von Diarbekir, welcher besonders als bei den Unruhen beteiligt bezeichnet wurde, wird abberufen. 6. Den Valis werden klare Anweisungen erteilt zur Unterdrückung neuer Gewaltthätigkeiten. 7. Der Minister des öffentlichen Unterrichts wird für die Ausbesserung der Schäden sorgen, welche die katholischen Klöster Kleinasiens während der letzten Unruhen erlitten haben. 8. Den Teilen der Bevölkerung, welche hauptsächlich zu leiden hatten, wird Hilfe geleistet. 9. Es wird ein Dekret bezüglich der schnellen Anwendung der im letzten Jahre für sechs Vilajets Armeniens bewilligten Reformen und deren Ausdehnung auf die anderen Provinzen veröffentlicht werden."

Man sieht es dem ganzen Schriftstück an, daß es nur zur Beruhigung der öffentlichen Meinung in Europa gemacht ist, während man in der Türkei vorerst die Dinge beim alten läßt. Zugleich strafen die beiden ersten Punkte der „Versprechungen" des Sultans die früheren Behauptungen Lügen, daß man sich nur aufständischen Armeniern gegenüber gewehrt habe. Es müssen in den Gefängnissen Leute sein, gegen die nichts Belastendes vorliegt, die also ohne allen Grund verhaftet wurden. Wenn die Polizei jetzt erst, nachdem Tausende von Armeniern umgekommen sind, Anweisung erhält, etwas zu thun, was in jedem einigermaßen zivilisierten Lande ihre stehende Pflicht ist, so muß in der Türkei entweder die Verhinderung der Verfolgung friedlicher Armenier nicht zu den gewöhnlichen Pflichten der Polizei gehören, oder — was noch wahrscheinlicher ist — die Polizei hat andere Anweisungen gehabt. Ebenso scheinen die Anweisungen an die Valis, d. h. die Statthalter der verschiedenen Provinzen, so wenig klar die Unterdrückung der Gewaltthätigkeiten gefordert zu haben, daß die Valis die Gewaltthätigkeiten begünstigten und förderten.

Wenn sich die öffentliche Meinung Europas mit derartigen „Versprechungen" des Sultans beruhigen läßt, dann ist sie überhaupt nicht stark beunruhigt oder sie muß sehr kurzsichtig sein, um nicht merken zu können, daß die Türkei im „Versprechen" irgend etwas leistet, in Wirklichkeit aber entweder das Gegenteil oder gar nichts davon thut, was sie verspricht. Den einzigen wirklichen Gewinn haben die Katholiken in der Türkei, deren Klöster wiederhergestellt werden sollen, ebenso wie der für die Ermordung eines katholischen Paters verantwortliche Offizier vor ein Kriegsgericht gestellt werden soll. — Die Abberufung des Vali von Diarbekir hat vielleicht gar nichts zu bedeuten. Der Sultan kann ihn an eine Stelle versetzen, die eher eine Beförderung als ein Degradation ist.

Überhaupt hat auch in diesem Jahrhundert die Türkei keine andere Politik betrieben, als die Politik der Heuchelei gegenüber den christlichen Mächten und die der Schlächterei gegenüber ihren christlichen Unterthanen. Seit der Regierung Osman I. sind, wenn man die unter 10,000 stehenden Zahlen ausläßt, vom Jahre 1822 an, 153,000 Personen hingeschlachtet worden und zwar im Jahre 1822: 50,000 Griechen; 1850: 10,000 Nestorianer und Armenier; 1860: 11,000 Maroniten und Syrier; 1876: 10,000 Bulgarier; 1894: 12,000 Armenier; 1895 und 1896: 60,000 Armenier. Authentisch soll es sein, daß in

den jüngsten Massakres 60,000 Armenier ausgeplündert und ermordet worden sind und 300,000 ihre ganze Habe verloren haben; von diesen sind 40,000 Witwen, etwa 20,000 entehrte Mädchen und 120,000 Waisen. Solches ist die gesicherte Lage, in welcher die Christen sich unter der türkischen Regierung befinden.

Es ist freilich ein Zeichen der innern geistigen Zersetzung, wenn eine Religionsgenossenschaft zur blutigen Gewalt greift, um einer andern Religion Herr zu werden. Dabei darf man freilich nicht außer acht lassen, daß der Islam von Anfang an mit dem Schwerte missioniert hat, und daß darum die Christenschlächtereien der Türken mit dem ursprünglichen Geiste des Islam nicht in so grellem Gegensatz stehen, wie der durch den römischen Geist angefachte Scheiterhaufen zu dem ursprünglichen Geiste des Evangeliums. Es mag zum Teil religiöser Fanatismus sein, welcher bei den Schlächtereien der Armenier mitgewirkt hat, aber bei der Hohen Pforte hat doch die Politik das meiste damit zu thun, wie ja überhaupt der politische Gegensatz der Jungtürken und der Alten viel stärker ist, als irgendwelche religiösen Differenzen. Sodann hat Raubsucht, Roheit und Mordlust, die von vornherein ihrer Straflosigkeit sicher war, einen sehr großen Anteil an diesen Verfolgungen gehabt. Der Islam ist in den meisten Gebieten vollständig geistig verhärtet und macht sich da, wo es ihm möglich ist, eigentlich nur noch als Fanatismus geltend. Darum ist auch die christliche Mission fast nur an solchen Orten möglich, in denen eine nicht-moslemische Obrigkeit für die äußere Ruhe sorgt, gerade wie evangelische Missionsthätigkeit ja auch nur in solchen Staaten geduldet wird, die nicht mehr im vollen römischen Sinne des Wortes terra catholica sind. Selbst das Auftreten des Mahdi im Sudan war eine politische Bewegung, die den religiösen Fanatismus und die Zukunftserwartungen des Islam auszunützen verstanden hat, aber ohne damit zu ihrem Ziele zu kommen.

Eine im eigentlichen Sinne des Wortes religiöse Bewegung innerhalb des Islam ist gegenwärtig nur der Babismus in Persien, wo überhaupt der Islam mehr von der Einwirkung fremder Religionen innerlich berührt worden ist als anderswo. Über den Babismus macht A. Socin unter andern folgende Mitteilungen:

„Der arabische Islam, die Religion, die in ausgesprochenster Weise die Charakterzüge der semitischen Völker an sich trägt, hat, seitdem er den Persern, einem indogermanischen Volke, oktroyiert wurde, zu verschiedenen Malen versucht, Formen anzunehmen, die den Bedürfnissen des persischen Volkes besser entsprechen. Zu dieser Reaktion haben die älteren in Persien einheimischen Religionssysteme, sowie indirekt auch der Buddhismus beigetragen. So ist unter den Persern auch der Sufismus, die Mystik, entstanden. Der Sufismus suchte die Religion Mohammeds zu vertiefen; jedoch ist ihm dies nicht gelungen, denn der eigentliche Sufi, der zu der höchsten Stufe der Eingeweihten gelangt ist, wird zum pantheistischen Schwärmer. Den neuesten Ansatz zur Religionsbildung in Persien, und zwar auf dem Boden des Islam, bildet der Babismus, die Lehre des Bâb (= Pforte, d. h. zur wahren Erkenntnis).

Die Ideen, die der Bab, d. h. der im Jahre 1820 geborne Mirza Ali Mohammed hauptsächlich vom Jahre 1844 an verfocht, waren im Grunde wenig neu; wir haben die alte Offenbarungslehre des Koran vor uns, nur daß nach ihm die vollständigste und höchste in der Stufenfolge dieser Offenbarungen jetzt durch das Buch des Bab, den sogenannten Bajan, eingetreten ist; doch ist auch

sie nicht als die letzte zu betrachteen. Auch hat sich der Babismus bereits wieder gespalten, und ein neues, von Beha verfaßtes Buch wird eifrig studiert. Die Basis des Babismus bildet ein sehr strenger Monotheismus; in eigentümlicher Weise wird der Glaube an das Jenseits hervorgehoben. Doch ist den Lehren dieser neuesten Religion auch ein guter Teil Aberglaube beigemischt; so spielt in ihnen zum Beispiel die Zahl 19 eine hervorragende mystische Rolle.

Auch die in Persien von jeher weit verbreitete und mit dem Mahdismus zusammenhängende Idee, daß sich in gewissen Menschen die Gottheit verkörpere, kehrt beim Bab teilweise wieder; der Anhänger Bab, Beha, dem die meisten der heutigen Babis folgen, wurde als wiedererschienener Christus betrachtet. — Auf dem Gebiete der Ethik ist namentlich hervorzuheben, daß der Babismus den Frauen eine freiere Stellung einräumt, als ihnen sonst im Islam zukommt.

Jedenfalls war Mirza Ali Mohammed, der Bab, kein Betrüger; er war durchaus uneigennützig und felsenfest von der Wahrheit seiner Lehre überzeugt. Er beabsichtigte den Islam zu reformieren, mit den in Persien als ganz besonders heuchlerisch bekannten geistlichen Würdenträgern aufzuräumen, sowie mit religiösen und sittlichen Geboten Ernst zu machen. Natürlich flößte das Überhandnehmen des Babismus der persischen Regierung Sorge ein, deshalb begann sie seine Anhänger zu verfolgen. Besonders grausam wurde gegen sie nach dem Attentat auf den König Nasreddin im Jahre 1852 vorgegangen. Dagegen ist noch nicht erwiesen, daß die neulich erfolgte Ermordung dieses Königs überhaupt einem Babi zuzuschreiben ist. Die Standhaftigkeit und der Opfermut, die der Bab selbst sowie fast alle seine Anhänger gegenüber den schrecklichsten Verfolgungen und Hinrichtungen an den Tag legten, müssen uns mit der höchsten Achtung vor der Glaubensstärke dieser Leute erfüllen. Es ist dies eine der auffallendsten Erscheinungen dieser neuesten Religionsentwickelung. Wir können diesen Märtyrern und besonders dem Bab selbst unser Mitgefühl nicht versagen, wenn uns auch noch so oft der Gedanke überkommt, die Opferfreudigkeit dieser Männer und Frauen — denn auch Frauen spielten in der Entwickelung des Babismus eine große Rolle — möchte einer bessern Sache gedient haben.

Vom allgemeinen Standpunkt aus ist es eben nur mit Freuden zu begrüßen, daß aus der Mitte des sonst so stagnierenden Islam eine derartige Bewegung hervorgegangen ist. Ob der Babismus, der sich bald in Sekten spaltete, noch eine Zukunft hat, wissen wir freilich nicht; ebenso leicht können andere Ideen auftauchen; aber daß derartige religiöse Bewegungen überhaupt im Volke solchen Raum gewinnen, ist von hohem Interesse. Andererseits können wir die sanguinischen Hoffnungen, die Pastor Faber an diese Bewegung und an die von den Babis andern Religionen gegeüber bewiesene Toleranz knüpft, nur recht bedingt teilen. Wir haben gar nichts dagegen, daß die christliche Mission es versucht, die Babis über den Charakter des Christentums aufzuklären; bekanntlich hat freilich die persische Regierung die beiden von Pastor Faber ausgeschickten Missionare, die mit den Babis Verbindungen anknüpften, ausgewiesen (der eine starb). Wir wagen es aber durchaus nicht, die Hoffnung Fabers zu teilen, daß der Babismus sich als „Vorstufe für das Christentum" ausweisen werde, weil nach unserer Ansicht die ganze historische Anschauung des Babismus total auf dem Boden der früheren Entwickelung der Religionen Persiens, besonders aber auf dem Islam beruht. Im Grunde hat man es doch mit einer Art Muslimen zu thun; ihr Dogma, daß auch das Christentum nur eine untergeordnete Stufe in der Entwickelung ihrer

Religion und der Religionen überhaupt sei, wird sie stets hindern, dem Christentum näher zu treten. Wie wir sie zu kennen glauben, werden sie sich nur für neue Ideen begeistern können, die auf dem Boden der früheren Entwickelung ihrer Nation erwachsen sind, kaum aber für das Christentum."

In Schwäbisch-Gmünd fand der erste Charitas-Tag, das katholische Nachbild der Kongresse für Innere Mission, statt. Nachem vor etwa zwei Jahren der Pater Cyprian in seinem Schriftchen: „Die Innere Mission und der Protestantismus" Alarm geblasen und zur Nachahmung der Inneren Mission aufgefordert hat, ist man fleißig gewesen, seinem Ruf zu folgen. Pater Cyprian kann mit seinem Erfolg zufrieden sein. Der Charitastag war gut besucht. Die Frage des Mädchenschutzes wurde gründlich durchgesprochen und der protestantischen Bestrebungen, bei aller katholischen Voreingenommenheit, anerkennend gedacht.—Wie steht es nun mit den protestantischen „Ketzern"? Sagte nicht der Vorsitzende des Charitastages selbst: „Die Liebesthätigkeit der Kirche ist ihre Apologie?"

Litterarisches.

Schriftgemäße Kasual-Predigtentwürfe, nebst einem Anhang von Entwürfen für die kirchlichen Festzeiten. Von F. Kächele, Prediger der Evangelischen Gemeinschaft.

Das unter diesem Titel veröffentlichte Bändchen enthält nicht ganz genau das, was wir uns unter Kasualreden denken. Es erscheinen im ersten Teil folgende Arten von Entwürfen: fünf für Taufreden, zehn für Trauungen, dreißig für Bußpredigten, zehn für Abendmahlsfeierlichkeiten, zehn für Antrittsreden, zehn für Abschiedspredigten, dreißig für Leichenreden, fünf für Grundsteinlegungen, fünf für Kirchweihen, zehn für Ernte- und Dankfeste, zehn für Missionsfeste und fünf für Sonntagsschulsache. Der zweite Teil enthält je fünf Predigtentwürfe für Advent, Weihnachten, Jahresschluß, Neujahr, Epiphanias, Passionszeit, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten.

Die Texte bestehen zum größten Teil aus Versen oder Abschnitten der heiligen Schrift, selten aus einigen Worten, die darum Text genannt werden können, weil sie irgendwo in der Bibel stehen, die man aber ohne viel Mühe anderswo auch finden könnte, wie z. B. die Worte: „Was soll ich thun."

Die Entwürfe sind durchweg in der Form von Dispositionen gegeben, deren Durchführung und Durcharbeitung sehr verschiedenartig ist. In manchem dieser Entwürfe ist so viel Stoff zusammengetragen, daß man einen halben Tag darüber reden könnte, ohne ihn völlig zu erschöpfen; aus andern läßt sich mit Leichtigkeit eine Rede gestalten, die höchstens zehn bis fünfzehn Minuten ausfüllt, wenn man nicht noch andere Stoffe herbeizieht. Manche der Dispositionen sind oft nur Aneinanderreihung verschiedener Punkte, zu deren Betrachtung das Thema Anlaß gibt oder geben könnte. Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt, er habe auf praktische Anwendung des Textes usw. gesehen, damit die Entwürfe kein bloßes logisches Gerippe seien, so muß man sagen, daß die meisten der Entwürfe praktisch verwendbar sind; dagegen würden manche keinen Schaden genommen haben, wenn ihr Gerippe logischer zusammengesetzt wäre. So z. B. wenn unter der Rubrik: Die Personen dieser Wahl unter andern aufgezählt sind: die ewige Liebe und die Selbstsucht, der Haß und der Geiz, Freiheit und Knechtschaft, Himmel und Hölle. Obwohl weitaus die meisten Entwürfe sich durch ihre Einfachheit empfehlen, so kommen doch auch hin und wieder Künsteleien vor, die sich für manchen, der eine solche Disposition auf der Kanzel durchführen wollte, als Glatteis erweisen würden, auf dem entweder seine Gewandtheit sich zeigen oder seine Ungeschicklichkeit zum Vorschein kommen kann.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., Februar 1897. No. 2.

Jesajas.

Von P. H. Haupt.

(Schluß.)

Doch Jesajas als Prophet hatte nicht genug gethan, nur dem Ahas die Gottesbotschaft zu verkündigen. Er hatte auch eine Botschaft an das Volk auszurichten. *) Das Volk Israel war wenig beteiligt an der Politik seines Königs, aber den Unglauben hatte es mit Ahas gemeinsam und gegen ihn tritt jetzt Jesajas auch öffentlich auf. Die kriegerische Zeitlage hatte das Volk etwas zur Besinnung gebracht, in Scharen eilten die Leute zum Tempel und zu den Altären und das Gotteshaus erfreute sich eines ungewöhnlichen Besuches. Und doch sah Jesajas darin kein Zeichen von wachsendem Glauben und kein Gott wohlgefälliges Opfer, denn nicht Glaube treibt das Volk zu Gott, sondern Furcht, und nicht des Betens gewohnte Hände erhoben sich zu Gott, sondern Blut klebte an diesen Händen. Gewaltig erhob dagegen der Prophet seine Stimme (1, 13—20):

„Und wenn ihr eure Hände ausbreitet, so verhülle ich meine Augen vor euch, und wenn ihr noch so viel betet, so erhöre ich euch nicht. Eure Hände sind voll Blutschuld! Waschet, reiniget euch! Schafft mir eure bösen Thaten aus meinen Augen! Hört auf, Böses zu thun. Lernet Gutes thun! Trachtet nach Recht! Bringet die Gewaltthätigen zurecht .... Wenn ihr willig seid und gehorcht, sollt ihr die Güter des Landes verzehren, aber wenn ihr euch weigert und widerspenstig seid, so sollt ihr vom Schwerte verzehrt werden!"

Wahrlich, so kann nur ein Mann reden, dem es am Herzen liegt, die gegenwärtige Notlage des Volkes wirklich zu einer religiösen und sittlichen Erneuerung fruchtbar zu machen. Nur Liebe und Freundschaft zum Volke kann ihm so ernste Worte in den Mund legen, und die Nähe des Gerichtes, an das Jesajas glaubt, verschärft seinen Eifer und seine Unermüdlichkeit, dem Volke immer wieder dasselbe zu sagen. Lag oben, bei den Leitern des Volks, die Sünde vor allem in der falschen Politik, in einer Politik, die vergessen hatte, daß Juda das auserwählte Volk sein sollte, so lag sie bei den unteren Schichten in dem zucht- und zügellosen Umherflattern, daß man heute Böses that und morgen Opfer

*) Angenommen, daß Kap. 1, 10—21 in die Zeit um 736, nicht um 701 fällt.

brachte, heute die Waisen bedrückte und morgen den Sabbath hielt. Beiden aber galt es, „glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht," „seid ihr widerspenstig, so sollt ihr vom Schwerte verzehrt werden."

Doch es ist leichter zum Glauben ermahnt als Glauben gehalten. Ahas war noch keineswegs willens, seine Botschaft an Tiglat Pilesar rückgängig zu machen. Immer drohender malt Jesajas das Gericht, immer beängstigender erscheint ihm die Sünde des Volkes, immer fester klammert sich Jesajas an den Glauben, daß doch ein Rest sich noch bekehren werde, und so tritt er zum andernmale vor Ahas. Sieht Ahas Juda im Geiste als eine Weltmacht, Jesajas sieht in Juda nur noch den Zankapfel, um den die Weltmächte sich streiten. So bietet er dem Könige ein Zeichen von Gott zur Wahrheit seines Ausspruches und des Schadens Judas an. Ein Knäblein soll geboren werden, des Name soll Immanuel heißen, „Gott mit uns," und zu derselben Zeit soll Juda nach Gottes Willen von seinen Feinden befreit sein und jeder Gläubige erkennen, daß solche Rettung von Gott allein stammt, denn „Gott ist mit uns." Doch wie den Glauben, so lehnt Ahas auch das Glaubenszeichen ab: „Er wolle Gott nicht versuchen!"

So war denn Jesajas Mühen hier umsonst. In großer Verblendung hatte Ahas Gottes Hilfe von sich gewiesen, Unglück aller Art war die Folge. Jesajas selbst aber verzagt nicht, er ist auch nicht persönlich beleidigt durch die Abweisung des Zeichens, sondern setzt selbst seine Hoffnung nur fester auf das „Immanuel." Mag das Volk weiterfreveln, mag Ahas Gott verkennen, ihm selbst und in Wahrheit seinem Volke ist und bleibt Gott Jahve doch der Immanuel. Das ist ein mächtiger Glaube! Aber eins soll jetzt allem Volke kund werden, das nämlich, daß in kurzer Frist von nun an das Gericht hereinbrechen wird. Eine Tafel, die der Prophet an öffentlichem Orte aufstellt, soll es jedermann verkündigen: „Raub kommt bald, eilend kommt Beute." Und die Assyrier kamen herbei, wie Heuschrecken füllten sie das Land. „Kein Müder und kein Strauchelnder ist unter ihnen, sie schlafen und sie schlummern nicht, nicht löst sich der Gurt ihrer Lenden, nicht reißt einem ein Schuhriemen. Ihre Pfeile sind geschärft und all ihre Bogen gespannt. Die Hufe ihrer Rosse gleichen Kieseln und ihre Räder dem Wirbelwind. Ihr Gebrüll ist wie das der Löwen, sie brüllen wie Jungleuen" (Jes. 5, 26—28). Wen erinnert nicht diese Schilderung an jene ähnlich anschauliche der germanischen Horden von Tacitus! Und doch, mag das Gericht noch so drohen, mag sein Kommen durch Jesajas noch so gewaltig verkündet werden; „der Rest wird sich bekehren," das hält er doch fest. Das ist die heilige Gewißheit, die ihm Gott als Trost bei seiner Sendung mit auf den Weg gegeben hat, und je dunkler die Finsternis in Juda, um so heller leuchtet ihm dieser Stern in der Nacht. Ein Tag wird kommen, da wird das Haus Davids ganz erneuert werden, „da wird der Stumpf der Eiche zum heiligen Samen werden." Denn „ein Kind wird uns geboren, ein Sohn wird uns gegeben, und die Herrschaft kommt auf seiner Schulter und er (Gott) nennt ihn:

Wunderrat, Gottheld, Ewiger, Friedensfürst, groß ist die Herrschaft" (9, 6 ff.). Klar und deutlich tritt hier in dem Zukunftsbild des Jesajas die Gestalt des messianischen Königs auf, eines Königs, der mehr ist als bloß eine menschliche Gestalt, dessen Eigenschaften auf himmlische Ausrüstung schließen lassen. Aber doch, die Person dieses Königs spielt im Zukunftsbilde des Jesajas nur eine einzelne Rolle, sie ist ihm nur ein Faktor in dem größeren Bild, der Herrlichkeit Zions selbst.

Ja fragen wir, was im persönlichen Leben des Jesaias, was in seinem Handeln und Reden wohl das kräftigste Moment gewesen ist, welcher Gedanke das tiefste Motiv seines Lebens enthielt, so werden wir wohl nicht irre gehen, wenn wir sagen: Der Glaube an die göttliche Erwählung Zions als Trägerin des Gottesreiches, war es. Er sah die Bedeutung Zions nicht darin, daß es die Metropole des Reiches Israel war, auch nicht, wie zeitweise wohl ein Ahas und Hiskia, darin, daß es berufen sei, unter den Weltmächten einen Platz ersten Ranges einzunehmen, sondern ihm war Zion der centrale Platz aller rechten Anbetung Jahves. Das ganze Volk Israel, das Land Israel, der Tempel und Zion selbst, sie alle sind ihm heilig, weil alle diese Dinge unter der besonderen Obhut des Heiligen Israels stehen. Diese Erhabenheit und Heiligkeit des Volkes Zions ist aber dem Propheten nicht nur eine ideale Größe, nicht nur eine zukünftige Sache, sondern auch jetzt schon, zu seiner Zeit, ist ihm Israel heilig als Wohnsitz des Heiligen Israels. Es ist unmöglich sich Jesajas zu denken ohne diese warme Liebe und Begeisterung für Jerusalem, ohne diesen kräftigen Glauben an Zion als die Wohnstätte seines Gottes und Israel als das erwählte Volk. So sehr Jesajas sich an der politischen Macht und Größe Israels sich hätte freuen können, sein Glaube ruhte auf dem religiösen Grunde, daß Zion der Ort der Anbetung Gottes und Israel das Volk dieses Gottes sei, und nichts thut dem Propheten weher als die Entweihung Zions durch den Kultus eines entarteten Geschlechts (1, 12). Gleichwohl aber ist Jesajas nicht der Ansicht, daß dieses Israel seiner Zeit unvergänglich sei, sondern er weiß (Kap. 8), daß erst nach den schwersten Bedrängnissen und der Verwüstung des ganzen Landes das ewige Reich des Friedens anbrechen wird. Aber auch dann — wie er sich das vermittelt gedacht, wissen wir nicht —, wenn das Gericht über das ganze Land hereingebrochen sein wird, auch dann wird das Volk Israel und der Berg Zion seine Bedeutung behalten (11, 9), dann wird Zion selbst ein Volk sein, dessen Herz und Gesinnung dem Herrn gehört, das Ideal des Propheten. Der Plan Jahves mit Israel ist dann erfüllt. Warum aber wird Zion selbst nicht fallen? Eben weil Zions Sache Jahves Sache ist. Jesajas Glaube lautet: Jahve ist der Heilige Israels; seine Politik lautet: Zion muß doch Recht behalten, denn Zions Sache ist Jahves Sache; seine Hoffnung lautet: Zionsvolk und Zionsberg sind von ewiger Bedeutung für die wahre Religion. So machte der Glaube des Jesajas ihn selbst zum ausgesprochenen Feinde jedes menschlichen Bollwerkes, das der Sünde Vorschub leistet, sei es gestützt auf menschliche Macht,

oder nur äußerlich Gott dargebrachte Opfer und Gebete. So steht Israels Ergehen höher als das Ergehen des einzelnen Frommen, sich selbst weiß Jesajas nur von Gott geliebt, als einer, der zum Volke Israel gehört. Und die sittliche Kehrseite: sein eigenes Ergehen ordnet der Prophet stets dem Wohle seines Volkes unter, für Israel tritt er ein und „der Heilige Israels“ ist ihm derjenige Name Gottes, der am besten das Wesen Gottes bezeichnet.

Gleichwohl ist kein Prophet vor Jesajas so durchdrungen von dem Glauben wie er, daß der Gott Israels zugleich auch die Macht habe über die anderen Völker. Nur von hier aus sind alle die Reden Jesajas über die „fremden Völker“ zu verstehen, und sie beweisen zugleich seinen Glauben an die Weltregierung Jahves. So sehr nun diese Reden auch den Charakter von Straf- und Gerichtsreden tragen, so will auch mit ihnen Jesaias noch nicht das abschließende und endgültige oder gar ewige Verworfensein der einzelnen Völker zeichnen, denn aus einzelnen Stellen geht klar hervor, daß an dem Tage des Herrn große Völkerscharen zu dem über alle Hügel erhabenen Berg Gottes strömen werden (2, 2—4), um Aufschluß über Jahves Wege und Lehren zu erhalten. Wiederum aber liegt darin nicht der Gedanke, daß damit alle nationalen Unterschiede aufgelöst sein würden, nein, die Völker bleiben und sie kommen als Völker wie sie es vorher waren. Aber Israel hat die Prärogative als das Volk, welches nicht erst Jahves Volk zu werden und zu Jahves Berg zu kommen braucht, denn es ist schon jetzt des Herrn Volk.

Aus alle diesem ergibt sich, wie sehr sich Jesajas den Gott Israels als eine handelnde Persönlichkeit, nicht als ruhende Größe gedacht hat, und Jesajas hat vielleicht bis heute am meisten zu der Erkenntnis beigetragen, daß der rechte Glaube auf einem Sehen der Thaten Gottes ruht, mögen nun diese Thaten Gottes in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft liegen. So hat Jesajas einen großen Schritt gethan, sich über die partikularistische Gottesidee des gewöhnlichen Volks in Israel zu erheben. Sein Gott ist einzigartig, ein Gott, dem keine andere Gottheit an die Seite gestellt werden durfte, ein Herr der Heerscharen, dem gegenüber die Götter aller anderen Nationen nichts sind. Gott ist ihm der Heilige, der Weltherr und der Herrscher Himmels und der Erden.

Doch wenden wir uns nach diesem, zum Verständnis des Propheten nötigen Ausblick auf seine religiösen Grundideen, zurück zu seiner Wirksamkeit. König Ahas ist gestorben; wir stehen in der Mitte der Wirksamkeit des Propheten; viel ist in der Zwischenzeit vorgefallen, was auf Jesajas Gedanken- und Gemütsleben die tiefsten Eindrücke gemacht haben muß. War man in Juda und Jerusalem auch starr vor Schreck, als das Zehnstämmereich plötzlich vom Erdboden vertilgt war, konnte man dort kaum verstehen, wie Gott mit seinem Volk so handeln könne, Jesajas erkannte darin trotz allem Wehe doch nur das Walten Gottes, die Erfüllung der Weissagungen des Amos und Hosea, wie

auch seiner eigenen. Mehr noch war ihm vielleicht der Fortschritt des Unglaubens in seinem eigenen Lande nahe getreten. Als Ahas den Assyriern seinen Tribut mit den Schätzen des Tempels zahlte, als er in Zion nach dem Muster eines damascenischen Götzentempels einen syrischen Götzenkult einrichtete — das waren schwere Tage für den Propheten. Ob sein Mund da verstummt ist, oder ob seine Zornesreden nicht auf uns gekommen, wir wissen es nicht. Eins nur blieb dem Jesajas gewiß, das Strafgericht wird nicht ausbleiben.

Und nun kam Hiskia auf den Thron seiner Väter. Er überkam eine böse Erbschaft. Sein Land betrachteten die von Ahas gerufenen Assyrier als ihr Eigentum, ihm blieb nichts anderes übrig, als sich als Vasall so gut wie möglich zurechtzufinden. Juda war ein Volk, das bessere Zeiten, Tage des Glanzes und der Freiheit gesehen hatte, da war es nur natürlich, wenn bald Stimmen laut wurden, welche nach Mitteln und Wegen suchten, durch welche man sich Assurs entledigen konnte. Auch Jesajas scheint an dieser Bewegung teilgenommen zu haben, doch sind die nur kurzen Nachrichten von 2 Kön. 18 f. und die nicht sichere Datierung von Jes. 10, 5—15 ein Hindernis, um Jesajas Anteilnahme an dieser Bewegung mit Gewißheit behaupten zu können. Jedenfalls aber glaubte er, daß Jahve Israel nicht in Assurs Hände gelegt habe und mit prophetischer Gewißheit verkündete er, daß Assur nicht bestimmt sei, Juda zu vernichten; es sei nur eine Zeit lang eine Zuchtrute für Juda, nichts „als ein Stock des Zornes und eine Rute des Grimmes in der Hand Jahves.“ Die Macht, Juda zu vernichten, ist ihm nicht gegeben. Möglich, daß Jesajas selbst es gewesen ist, der Hiskia antrieb, mit Verbündeten gegen Assur vorzugehen, denn so unfügsam Ahas dem Propheten gegenüber gewesen war, so willig unterwarf sich Hiskia dem Rate desselben. Ist doch wohl nur dem Einfluß des letzteren und des nun gemeinsam mit ihm kämpfenden Micha jene auffallend große Veränderung im kultischen Leben Israels beim Beginn der Regierung Hiskias zu verdanken. Es hatte den Anschein, als ob jetzt erst der Eifer Jesajas seine Früchte bringen wollte. Die Anbetung der Götzenbilder, auch wo man sie auf Jahve deutete, wurde verboten, die Astartebilder und Sonnensäulen wurden zerstört, dem heidnischen Kultus in den Terebinthenhainen wurde ein Ende gemacht. Je mehr so Hiskia in seinen Reformen wirklich Ernst für Jahves Sache an den Tag legte, desto eher glaubte auch wohl Jesajas ein Recht zu haben, ihm zur Befreiung von der heidnischen Vormundschaft zureden zu sollen. Das Unternehmen gegen Sanherib, der gerade durch einen Aufstand des Königs von Babylon festgehalten wurde, gelang auch, aber dem Schritte selbst folgte doch nur Unheil, denn bald machte Sanherib sich wieder auf, um das abtrünnige Juda zu züchtigen. Was sollte Juda thun? Eine starke Partei im eigenen Lande hatte schon lange nach der Verbindung mit Ägypten ausgeschaut, sie drängte sich jetzt an den König Hiskia heran. Allein Jesajas war kein Freund solchen Bündnisses. Mit der ganzen Kraft seiner innersten Überzeugung warnte er vor demselben. Wehe jedem, der jetzt sein Vertrauen nicht allein auf Gott

setzen will! Solch Bündnis, spricht er aus, ist gegen Gottes Willen, und auch objektiv betrachtet ist Ägypten ein zu schwerfälliger Bundesgenosse, um wirkliche Hilfe zu leisten. Aber wie einst Ahas, so ist jetzt auch Hiskia nicht stark genug, um hier allein auf Gott sich zu verlassen. Schon steht Sanherib in Juda, alle festen Plätze sind vor ihm gefallen, Zion allein ist noch übrig „wie eine Hütte im Weinberg, wie eine Nachthütte im Gurkenfeld, wie eine belagerte Stadt“ (1, 8). Sein Haupt ist krank und sein ganzes Herz ist todschwach (1, 5). „Ein Stier kennt seinen Besitzer und ein Esel die Krippe seines Herren, Israel erkennt nicht und mein Volk merket nicht auf.“ Und obschon Zion zittert und jedes Herz zagt und bebt, Jesajas bleibt dabei: „Durch stillesein und hoffen würdet ihr stark sein.“ Und wie er vorher gegen das Bündnis mit Ägypten geredet hatte, so redete er jetzt im Glauben gegen allen Schein, gegen alle Verzagtheit, gegen alle Angst und Verzweiflung. Er glaubte an eine plötzliche Rettung Zions (Jes. 29, 5 ff.; 30, 27 ff.), „denn Jahve hat Zion gegründet.“ „Jerusalem, die Stadt des Heiligen Israels, kann nicht untergehen, ein Rest wird sich bekehren, Zion ist ein fester Eckstein, ein geprüfter Stein, ein kostbarer Eckstein festester Grundlage“ (28, 16). Mit der höchsten Spannung verfolgt Jesajas die Annäherung und die Schritte der Feinde, jede neue Kunde begleitet er mit einer Weissagung. Es ist, als ob seine Kraft mit der Not Zions wächst. Wie der Donner auf den Blitz folgt, so folgt sein Urteilsspruch auf jede neue That Sanheribs (Jes. 33, 1 ff.; 14, 24—27; 17, 12—14). Ja, indem Sanherib Zion angreift, vergreift er sich an dem Herrn selbst und Gott wird Zion durch ein Wunder erretten! Da brach im assyrischen Lager die Pest aus! Jesajas sah die Erfüllung seiner Weissagung, er sah seinen alten Glaubensgrund bewährt, daß die Geschichte Israels und der Völker sich nach gewaltigen Gesetzen Gottes, nicht nach Willkür entwickelt. So ist das letzte, was wir mit Bestimmtheit von ihm wissen, der Sieg seines Glaubens über Israels Unglauben, ein Bekenntnis Gottes zu seinem Propheten.

Es erübrigt nur noch ein paar Worte über die schriftstellerische Thätigkeit Jesajas zu sagen. Die älteren Versuche, unser Buch Jesajas als eine durchgehend von Jesajas Hand chronologisch geordnete Arbeit zu betrachten, müssen als verfehlt bezeichnet werden. Auch eine Ordnung des Buches nach sachlichen Stoffen läßt sich nicht durchführen. So verdient wohl die von den meisten neueren angenommene Auffassung die größte Beachtung, daß wir uns Jesajas Arbeit als die Herausgabe mehrerer kleiner Redensammlungen vorzustellen haben, welche teils seinen Namen trugen, teils ohne seinen Namen im Lande verbreitet wurden. Spätere Sammler haben dann diese Stücke in ein Buch zusammengestellt unter dem Namen des Jesajas, wobei es leicht vorkommen konnte und auch vorgekommen ist, daß auch Stücke, welche wohl dem Geiste Jesajas entsprechen, aber doch nicht von seiner Hand herrührten, mit in die Sammlung aufgenommen sind, z. B. Kap. 24—27 oder 40—66.

Krankenbesuche.

Referat von P. N. Rieger.

Daß es zu den Pflichten eines evangelischen Pastors gehört, durch Besuche in der Gemeinde einerseits seine Glieder und deren Bedürfnisse kennen zu lernen, anderseits ihr Vertrauen zu gewinnen und die öffentliche Predigt ihnen näher zu bringen, wird wohl keiner unter uns bezweifeln. Wenn wir überdies das Wort des Herrn vernehmen: „Ich bin krank gewesen und ihr seid zu mir gekommen" (Matth. 25, 36), so drängt sich uns der Schluß auf: Es ist eine Christenpflicht und eine ganz besondere Pflicht des Seelsorgers, Krankenbesuche zu machen. Aber doch befindet sich gerade auf diesem Gebiet der junge Geistliche gewöhnlich in derselben Lage wie ein des Schwimmens Unkundiger, der ins Wasser gefallen ist. Ja, noch nach Jahren und vielleicht Jahrzehnten der Thätigkeit im Amt, kommt man von Krankenbetten mit dem Gefühl, seine Pflicht nicht gethan, ungeschickt gehandelt, oder wohl gar, der Seele des Kranken im Wege gestanden, anstatt sie den Weg der Seligkeit geführt zu haben. In der Hoffnung, eine lebhafte Besprechung dieses wichtigen Teils unsers Berufs herbeiführen und aus derselben Belehrung schöpfen zu können, legen wir uns deswegen in Beziehung auf Krankenbesuche die zwei Fragen vor:

1. Was ist der Zweck unserer Krankenbesuche?
2. Wie können wir den Zweck erreichen?

Irrige Ansichten über den Zweck pastoraler Krankenbesuche sind weit verbreitet. Man hört einige derselben aus dem Munde des Laien, wenn der Pastor es versäumt hat ihn im Krankheitsfalle zu besuchen, — etwa: Ach, Herr Pastor, warum haben Sie mich nicht besucht? Ich habe so an Langeweile gelitten; oder: Ich bin doch ein ebenso gutes Kirchenglied wie der und der; oder: Ich habe Sie doch immer für meinen Freund gehalten und als solchen behandelt. Also, Erweisung von Gefälligkeit, Höflichkeit und Freundschaft gelten bei diesen Leuten als Zweck. Zwar dürfen diese Eigenschaften unseren Krankenbesuchen nie fehlen, aber ebenso wie der Arzt, hat auch der Seelsorger eine höhere als diese allgemeinen Aufgaben am Krankenbett zu erfüllen. Zunächst hat er, als Hirte der ganzen Herde (Ap.-Gesch. 20, 28), denen die Gnadenmittel zu bringen, welche nicht zu ihm kommen können. Sodann ist jede Krankheit, ob verschuldet durch wissentliche Übertretung göttlicher Natur- oder Sittengesetze, oder unverschuldet, eine ernste Mahnung, welche zu deuten der Verkündiger des Wortes Gottes bestrebt sein soll. Daß Gott durch Heimsuchung zu dem Kranken redet, ihn in die Einsamkeit führt, von Arbeit und Vergnügen zeitweilig frei macht, bietet die beste Gelegenheit, sein Nachdenken auf den inneren Menschen mit seinen Bedürfnissen zu richten. Das Wanken, Ächzen und Stöhnen der irdischen Hütte gibt Anlaß, das Verlangen der unsterblichen Seele auf das Haus von Gott erbaut, das ewig bleibt (2 Kor. 5), zu lenken. Und da die Möglichkeit des völligen Einsturzes der Leibeshütte, der Tod, dem Bewußtsein in Zeiten der Krankheit näher liegt als in gesun-

den Tagen, so müssen unbedingt die Fragen über den Seelenstand — ob der Kranke bereit ist im Glauben, durch Christus mit Gott versöhnt, vor seinen Richter zu treten — Berücksichtigung finden. Kurz, der Zweck unserer Krankenbesuche soll sein, dem Kranken wie dem Gesunden mit Wort und Sakrament zu dienen, ihm seinen Seelenschaden, die Sünde, sowie den Sünderheiland vor Augen zu führen, dieweil die Gelegenheit günstig, oder es vielleicht auch die letzte Gelegenheit ist für den Kranken, Gnade zu erlangen.

Aber das „Wie?", diesen hohen Zweck zu erreichen, das ist's, was uns zu denken gibt, und es wäre gewiß leichter darüber zu schreiben, wie dieser Zweck verfehlt wird. Da begegnet uns der angesehene Mann in der Gemeinde, der den Besuch des Pastors schon als Pflichterfüllung erwartet und es auch gerne hat, daß um seine schnelle Genesung gebetet wird, neben dem unkirchlichen Spötter, dem jedes Verständnis für geistliche Dinge fehlt. Da trifft man die mit Selbstanklagen sich zu Tode ängstende Seele neben dem Lebemenschen, der bei allem außer sich selbst die Schuld seiner Leiden sucht und seinem Schicksal grollt, u.s.w. Bei solcher Verschiedenheit der Einzelfälle ist man versucht, eine Kasuistik aufzustellen und würde dabei wahrscheinlich gerade die schwierigsten Fälle vergessen. Referent begnügt sich damit, die Aufmerksamkeit auf einige allgemeine Punkte zu lenken.

Daß der Pastor jeden Kranken, der nach ihm verlangt, besucht, versteht sich wohl von selbst. Das Richtige wäre zwar, daß der Pastor ebenso gerufen würde, wie der Arzt, und die Gemeindeglieder wenigstens sollten das wissen. Wollte aber der Pastor immer auf eine direkte Aufforderung warten, dann käme er wohl niemals zu den Kranken, welche seiner Dienste am meisten bedürfen. Er gehe darum, soviel seine Zeit und Kraft es erlaubt, zu allen Kranken, von denen er weiß, daß sie ohne anderen geistlichen Zuspruch sind. Zuvor bereite er sich gewissenhaft auf jeden Krankenbesuch vor, indem er sich selbst Weisheit und dem Kranken ein offenes, williges Verständnis erfleht; sodann aber auch überlegt, was er reden und etwa auch lesen soll, um den Gedankengang des Kranken auf die bestimmten Heilswahrheiten zu leiten, welche sein Fall besonders zu erfordern scheint. Dabei vermeide er alles Schablonenmäßige oder Erkünstelte, wodurch der Kranke etwa die Absicht merkend, verstimmt wird. Das Formular für Krankenbesuche, welches z. B. in der Episkopalkirche gebräuchlich ist, so schön es auch ist und so feierlich es klingen mag mit seinen Responsorien, wird zu leicht eine Maske der Gedanken, welche sich offen begegnen sollten, während die einfachsten Worte, von Herzen zu Herzen geredet, schwerlich verfehlen können Segen zu wirken. Also vorbereitet, mit einem Plan, der aber dehnbar sein und Veränderungen zulassen muß, im Fall die Diagnose ein anderes Ergebnis liefert als erwartet wurde, tritt der Pastor ins Krankenzimmer. Er begrüße den Kranken freundlich, zeige Teilnahme an seinen Leiden durch Erkundigung über sein Befinden, ohne sich aber auch nur dem Verdacht auszusetzen, dem behandelnden Arzt ins Amt

pfuschen zu wollen, und leite möglichst rasch und natürlich die Unterhaltung vom leiblichen aufs geistliche Gebiet über. Er nehme Rücksicht auf den Schwächezustand des Kranken und bemesse danach auch wohl die Länge resp. Kürze seines Besuchs.

Manche Ärzte suchen den Pastor von ihren Patienten fernzuhalten; viele hingegen, auch solche, welche selbst dem Glauben fern stehen, sehen den Pastor gern am Krankenbette. Beide Klassen erkennen das gegenseitige Aufeinanderwirken von Leib und Seele an. Erstere fürchten die schädlichen Folgen seelischer Aufregung — letztere wissen, daß nichts so beruhigt und die medizinische Wirkung auf das physische System begünstigt, als ein kindliches Gottvertrauen. Da gewiß kein Seelsorger die Gnadenzeit eines Sünders verkürzen möchte, da uns ferner keine Verheißung gegeben ist, daß Angst vor Teufel, Tod und Hölle den Menschen selig mache, sondern nur der Glaube an Christus —bußfertiges Vertrauen auf göttliche Barmherzigkeit—, darum betone der Seelsorger Gottes Liebesabsichten in den Heimsuchungen und erwecke das Schuldbewußtsein und Verlangen nach Gnade womöglich auf diesem Wege. Vereinzelt werden sich gewiß auch solche finden, die nur durch Schrecken des Gerichts geweckt werden können, doch ist auch deren Bekehrung erst dann vollständig, wenn die Liebe Gottes alle Furcht überwunden hat. Zu oft, leider, wird die Beobachtung gemacht, daß solche, welche auf ihrem vermeintlichen Sterbebett, mit der Hölle vor Augen, in Bußkrämpfe verfielen, im Falle der Wiedergenesung sich ihrer Schwäche schämen und ärger werden denn zuvor. Je besser der Pastor sein Prophetenamt versteht und Gottes Zeichensprache in Menschensprache übersetzt, desto erfolgreicher wird er, besonders mit denen reden können, welche durch Krankheit entkräftet, sich selbst ein Beweis ihrer Nichtigkeit sind.

Ein Krankenbesuch ohne ein Gotteswort, gelesen oder gesprochen, ist wohl kaum als vollständig zu betrachten, obschon es nicht immer gelingen wird ein solches anzubringen. Gegen den Willen des Kranken einen Schriftabschnitt zu lesen, hieße jedenfalls „die Perle vor die Säue werfen." Wird aber gelesen, so sei die Bibelstelle mit Rücksicht auf den Einzelfall gewählt; je nachdem Trost, Erbauung, Belehrung, Ermahnung, Sündenerkenntnis, Beugung unter Gottes Willen oder dergl. passend erscheint, jedoch nicht zur Ermüdung lang oder dem Verständnis zu schwierig.

Das Gebet mit dem Kranken und für ihn bildet den natürlichen und würdigen Schluß eines Krankenbesuchs. Je vollkommener der Pastor sich im Geiste in des Kranken Lage versetzt, desto besser wird er gewiß auch an seiner Stelle thun Bitte, Gebet und Fürbitte, gemäß seines priesterlichen Amtes. Dabei darf aber der, bei fast allen Kranken obenan stehende Wunsch, um jeden Preis nur möglichst schnell gesund zu werden, nicht die erste Stelle einnehmen. Es werde vielmehr zuerst gedankt für Leben und das bei Gesundheit genossene Gute, das vielleicht bisher nicht dankbar genug geschätzt und gebraucht wor-

den war, und für die geistlichen Güter, die auch in der Krankheit geblieben sind, und sich gerade da als besondere Segnungen erweisen. Unter den Bitten seien hervorgehoben diejenigen um Verständnis der göttlichen Absichten in den gegenwärtigen Heimsuchungen, um Kraft und Geduld, auch im Leiden den Herrn zu preisen, der für uns gelitten hat, um Vergebung der Sünden, um Stärkung des Glaubens, den Anfechtungen zu widerstehen, um Segen zu den Bemühungen der Ärzte und Pfleger, damit, wenn es Gottes Gnadenratschluß zulasse, die Gesundheit wiederhergestellt werde, falls Gott es aber anders beschlossen habe, um ein seliges Ende und in allem die rechte kindliche Liebe, der alle Dinge zum besten dienen müssen.

Kann bei dem Kranken dieser Sinn erweckt werden, daß er von Herzen also bete, dann — mag es zum Leben oder Sterben gehen — dürfen wir uns wohl der Zuversicht hingeben: Die Krankheit war nicht zum (ewigen) Tode, sondern daß der Sohn Gottes dadurch geehrt werde.

Der Geist ist es, der da lebendig macht.

(Joh. 6, 63 a.)

Predigt von Pfr. Miescher, gehalten bei einer schweizerischen Predigerversammlung.

(Eingesandt von P. J. Schwarz.)

Zwei Wünsche haben wir vor allem auf dem Herzen. Die haben uns zu der Wahl unseres Textes geführt. Der erste Wunsch gilt den Pfarrern. Wir wünschen den lieben Amtsbrüdern, wie uns selbst, nichts herzlicher und dringender als eine lebendige Gemeinde.

Was ist das für ein armes, mühseliges Ding, was für ein vielleicht äußerlich gar nicht, desto mehr innerlich aufreibendes, ja dem eigenen Glauben geradezu gefährliches Leben, wenn man berufen ist, in einer Gemeinde zu amten, die geistlich tot ist, wo alles höhere Leben unter den Disteln und Dornen eines irdischen Sinnes erstickt, in einer Luft des Geizes oder frivolen Spottes jeder Glaubenskeim, der sich einmal ans Tageslicht wagt, sofort erfriert, die häuslichen, wie die öffentlichen Verhältnisse dem Tieferblickenden als ein bodenloser Sumpf erscheinen! Man predigt, aber wenige hören, und die noch hören, nehmen doch das Wort nicht auf mit Freuden, daß sie es bewahren und danach thun, sondern: daß man gehört hat, scheint nur wieder die Selbstzufriedenheit und -Gerechtigkeit zu nähren. Man möchte wohl Seelsorge üben, aber so schwer öffnen sich die Thüren und noch schwerer die Herzen! Man setzt seine Hoffnung auf die Jugend, aber was der Unterricht von Freude an Gott und seinem Wort, von Liebe zu dem Heiland, der gesprochen: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich," in die Herzen gebracht hat, das treibt der Geist des Hauses und der Gemeinde gründlich wieder aus. — Es muß auch Pfarrer für solche Gemeinden geben, aber das ist gewiß, daß dieselben einen harten Stand und einen heißen Kampf haben, wenn

sie treu sind, und es mag wohl sein, daß ihr Lohn einzig und allein im Himmel offenbar wird.

Dagegen — welch eine Lust zu leben in einer Gemeinde, die Leben hat! Da wächst mit jedem Sonntage die Freudigkeit und Kraft des Predigers. Der Glaube der Gemeinde gibt seinem eigenen Glauben Zuversicht. Die Seelsorge bringt ihm Fragen und Bekenntnisse entgegen, durch die er selbst in der Erkenntnis fortwährend wachsen muß und immer neue Beweise für die Kraft des Evangeliums in seine Hand bekommt. Das Vertrauen der Alten, die Empfänglichkeit und Anhänglichkeit der Kinder sind ihm ein immer neuer Sporn zur Treue, und ein freudiger Opfersinn erlauben es ihm, in Werken der Liebe die Frucht des regen Glaubenslebens seiner Gemeinde an den Tag zu bringen. — Die Arbeit auf solch zubereitetem, empfänglichem, gutem Boden hat auch ihre Gefahr; wir verkennen sie nicht, die Gefahr vor allem, daß man sich zuschreibt, was vielleicht zum geringsten Teil eigenes Verdienst ist. Dessenungeachtet — es ist gewiß erlaubt — möchten wir den Pfarrern allen solche lebendige Gemeinden wünschen, nicht nur um ihret-, sondern auch um des Herrn willen.

Unser zweiter Wunsch aber gilt den Gemeinden. Diesen möchten wir ebenso herzlich und dringend lebendige Pfarrer wünschen. Eine Gemeinde, die einen geistlich toten Pfarrer hat, ist in Wahrheit eine heimgesuchte, geschlagene Gemeinde. — „Ein Mensch herrschet zuzeiten über den andern zu seinem Unglück,“ sagt der Prediger Salamonis, das gilt auch vom Pfarrer, der nicht zum Herrschen berufen ist, aber eben doch eine geistige Herrschaft ausübt. Ein Unglück, ein Jammer ist es, wenn die hungernden Seelen, die in der Kirche suchen, was sie nährt und belebt, jahrelang auf dürre, magere Kost angewiesen sind, bis ihnen die Kirche, welche ihnen ihr Bedürfnis nicht stillt, verleidet, wenn durch eine ganze Generation hindurch die Kinder eines lebendig warmen, anfaßlichen Unterrichtes entbehren, wenn man zum Pfarrer nicht das Vertrauen haben kann, daß man in äußeren und inneren Nöten bei ihm ein Verständnis, Rat, Trost, Hilfe finde, wenn die Werke der Liebe unter ihm zurückgehen, weil er sie nicht tragen mag, das Verderben überhand nimmt, weil er den Mut nicht hat, ihm entgegenzutreten. Wenn eine lebendige Gemeinde unter solchem Einfluß allmählich zu einer toten wird, welche Verantwortung!

Andererseits, welch ein Segen ist schon von einem lebendigen Pfarrer auf eine ganze Gemeinde ausgegangen, daß die Spuren dieses Segens noch Jahrzehnte nach seinem Scheiden leicht können nachgewiesen werden! Man wundert sich über die zahlreiche, aufmerksame Zuhörerschaft in der Kirche, über das rege Interesse für das Reich Gottes, über die gute Zucht der Jugend, und aus alter Leute Mund erfährt man, daß das nicht immer so gewesen, sondern daß einst mit der Wirksamkeit eines neuen Pfarrers solch neues Leben in die Gemeinde gekommen sei.

So wünschen wir nicht nur den Pfarrern lebendige Gemeinden,

sondern auch den Gemeinden lebendige Pfarrer. Aber mit Wünschen ist noch wenig erreicht. Immerhin doch das, daß wir zu fragen gedrängt werden:

Was macht die Gemeinden und was macht die Pfarrer lebendig? Wie? sollten das nicht Fragen sein, wert an einer Predigerversammlung aufgeworfen zu werden, Fragen, deren Beantwortung uns allen am Herzen liegen muß, und bei deren Beantwortung wir Anlaß genug finden zu ernster Selbstprüfung und Demütigung, aber auch, arm am Geist geworden, Trost und Ermunterung gewinnen können? Unser Texteswort macht uns den Eindruck, als ob es Antwort geben wollte auf unsere Fragen.

* * *

Der Geist ist es, der da lebendig macht. — Als Jesus diese Worte sprach, da lehrte er in der Schule zu Kapernaum. Er hatte noch eine zahlreiche Gemeinde vor sich. Und wenn je eine Gemeinde einen lebendigen Prediger gehabt hat, so war es diese. Aber die Gemeinde entsprach ihm nicht, war offenbar noch tot. Sie nahm in ihrer Mehrzahl das Wort nicht auf mit Freuden, sondern stieß sich daran, ärgerte sich; sie ging nicht vorwärts im Glauben und vom Glauben vorwärts zum entschiedenen Handeln, sondern „ihrer viele," so heißt es, „gingen hinter sich," so daß Jesus in schmerzlichem Ton seine Jünger fragte: „Wollt ihr auch weggehen?"

Was war der Inhalt der Predigt gewesen? Sie hatten von Jesu Zeichen verlangt, Zeichen, wie Moses gethan, der den Vätern Brot vom Himmel verschafft. Und Jesus hatte ihnen gesagt: „Ich bin das Brot vom Himmel gekommen, das Brot des Lebens." Und das erste Bild hatte er bedeutsam ergänzt durch das andere: „Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt." Schon erhob sich der Widerspruch, aber Jesus, unbeirrt, führte sein Thema weiter aus, erklärte, daß wer sein Fleisch esse und trinke sein Blut, das ewige Leben habe, bezeichnete sich noch einmal als das Himmelsbrot, das zum Leben in Ewigkeit speise. Da brach der Sturm los: „Das ist eine harte Rede, wer mag sie hören!" „Ärgert euch das?" fragt er die Erregten, und fügt seufzend hinzu: „wie, wenn ihr denn sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, wo er zuvor war?"

Und Jesus wird klar, daß er auf diese Gemeinde, die sich um ihn sammelt, noch keine Hoffnung setzen könne, daß sie nicht geschickt sei zum Reiche Gottes. Sie verstehen ihn nicht in seinem Leben, so werden sie ihn vollends in seinem Sterben nicht verstehen. Es würde nichts helfen, die Tiefen seiner Rede dem Verständnis näher bringen zu wollen, das ja entschieden Geheimnisvolle darin zu erklären; denn es gebricht an der Hauptbedingung alles Verstehens, am Verstehenwollen, am lautern Wahrheitssinn, am zerbrochenen und zerschlagenen Herzen und eben darum am Heilsverlangen, am entgegenkommenden Glauben. Wären diese vorhanden, müßte ihnen Jesus nicht erst sagen, daß seine

Worte Geist und Leben und darum geistlich zu verstehen seien, daß der in seinem Leben und Sterben sich kundgebende Geist das eigentlich Lebendigmachende, Lebenzeugende und die leibliche Erscheinung, das Fleisch, losgelöst vom Geist, dessen Träger es ist, kein nütze sei.

So wissen wir, was eine Gemeinde lebendig macht: der Geist Jesu Christi allein, nicht der eigene Geist — den hatten sie dort zu Kapernaum auch —, nicht der Geist der Zeit, der fehlte dort auch nicht, nicht schon die höhere Intelligenz — Israel war ein intelligentes Volk, damals wie heute —, nicht schon das Aufgeschlossensein für das Empfinden, Streben, Genießen einer Weltkultur, die Teilnahme am Weltverkehr; Israel war unter der Römerherrschaft in den Strom des allgemeinen Weltlebens mehr denn je hineingezogen, es hat daraus nicht neues Leben gewonnen.

Der Geist ist es, nicht die Verhältnisse, die gedeihlichen äußern Verhältnisse nicht. Es sind Gemeinden, welchen diese mehr zum Tode als zum Leben gereicht haben, und die armseligen Verhältnisse sind es nicht, die an und für sich schon ein um so reicheres Maß von innerem Leben hervorrufen. Wir sehen oft genug das Gegenteil, daß dem jammervollen Zustand des äußern Daseins der Jammer des geistlichen Lebens voll und ganz entspricht. Das zu Boden getretene Israel bietet des auch ein trauriges Beispiel.

Auch nicht eine angestammte Religiosität und Kirchlichkeit, wie sie Israel zur Zeit Jesu nicht abzusprechen ist, ist schon die Bürgschaft des Lebens. Es kann die Religiosität zum Buchstabendienst führen, und dieser ist nicht Leben, sondern Tod; es kann die Kirchlichkeit eine gesetzliche sein, und die fördert das Leben nicht, sondern steht ihm hemmend entgegen.

Der Geist Jesu Christi ist es, der eine Gemeinde lebendig macht. Der Geist, wie er aus dem vorurteilslosen Anschauen seines Lebens, aus dem heilsbegierigen Hören seines Wortes, aus der gläubigen Versenkung in sein Heilandsleiden und -Sterben unmittelbar hervorbricht, die Gemüter ergreift, in den Herzen Wohnung macht und zur Herrschaft gelangt. Aber dieser Geist kann nur einkehren und sich geltend machen, wo einem der eigene Geist wirklich nicht mehr genügt, wo, anders als es bei der Gemeinde zu Kapernaum der Fall war, die Zeichen forderte und bloß fleischliche Hoffnungen erfüllt haben wollte, der Blick von außen sich nach innen kehrt, ein Verlangen vorhanden ist, vor allem innerlich aus dem bisherigen Zustand heraus- und vorwärtszukommen. Wo sich das findet, da ist es eine Wirkung der Gnade Gottes, deren Wege Geheimnis sind und bleiben. Aber wo es sich findet, da sind wirklich dem Geiste Christi die Thüren geöffnet.

Und nun zeigen sich die Symptome des Lebens: ein zunehmendes Interesse für Christum, für sein Wort, sein Heil. Das Kirchengehen, das Bibellesen macht das Leben nicht aus, aber wo Leben ist, da wird gewiß auch ein Hunger sein nach dem verkündigten Wort, da wird die Schrift, die von Christo zeugt und zu Christo führt, nicht im Staube

liegen bleiben. Aber nicht nur der Zug zum Herrn, seinem Wort und Heil, sondern auch das Verständnis dafür nimmt zu. Die Jünger hatten noch nicht die Fülle des Geistes zu der Zeit, als der Herr unser Textwort sprach, aber was sie von diesem Geist in sich aufgenommen hatten, genügte doch schon, um zu bewirken, daß ihnen dieselben Reden, an welchen sich die übrigen geärgert hatten, als Worte des ewigen Lebens erschienen, die zu hören sie nicht satt werden konnten.

Und die erste Wirkung des lebendig angeschauten Herrn, des lebendig aufgefaßten Worts und Thuns des Herrn wird immer eine tiefere Sündenerkenntnis sein. Selbstgerechtigkeit ist ein Symptom des Todes, sie war es dem Herrn dort zu Kapernaum; sie muß es auch uns sein, wo immer wir sie antreffen. Ach, was gibt das für Hoffnung, wenn einmal diese Selbstgerechtigkeit in einer Gemeinde ins Wanken gerät, einmal die Sünde, auch die gewohnte Sünde, nicht mehr als eine entschuldbare, sondern als eine überaus große erscheint, wenn Willigkeit vorhanden ist, sich auch vom Wort und Geist des Herrn strafen zu lassen, auch die verborgenen Sünden anfangen Unruhe zu machen und zu quälen, wenn die Hörer aus dem Gotteshause heimkehren nicht als die Pharisäer, gerechtfertigt vor sich selbst, sondern als die Zöllner, bußfertig, und darum gerechtfertigt vor Gott. Ja, du, Pfarrer, darfst wohl Gott danken, neu hoffen und Mut fassen, wenn solches Zeichen des Lebens in deiner Gemeinde offenbar wird.

Aber wenn es wirklich der Geist des Herrn ist, der zu dieser Sündenerkenntnis geführt hat und nicht bloß eine ansteckende Sucht oder Manier die Äußerungen derselben hervorbrachte, da kommt es auch zum Frieden und zur Freude; in einer Gemeinde, die der Geist lebendig gemacht hat, herrscht ein frisches fröhliches Glaubensleben, dem man anspürt, daß die Erfahrung der Gnade dahinter steht, da ist ein dankbarer Sinn, kindliche Zuversicht, Gottvertrauen, das sich auch unter den Schlägen der Heimsuchung bewährt, da freut man sich in seinem Gott und Heil. Es gibt Gemeinden, da schämt man sich des Evangeliums. Die Häupter der Gemeinde schämen sich desselben vor der Welt außerhalb und ihren Sprachorganen, den Zeitungen, und die Geringen in der Gemeinde schämen sich wieder desselben vor den Häuptern. Wenn man noch an seinem Gott hängt oder wenigstens Furcht vor ihm hat, so will man doch nicht den Namen haben, daß man sich vor ihm beuge und ihm die Ehre gebe. Fürwahr, ein Symptom des Todes. Was durch den Geist das Leben hat, schämt sich nicht, sondern freut sich seines Gottes und Heilandes.

Der Geist des Herrn ist ein Geist, der frei macht, so frei, wie Jesus dastand dort in Kapernaum und in all seinem Leben, frei von den Menschen, von ihrem Dräuen und Spott, aber auch von ihren pharisäischen Satzungen, Vorurteilen, Schranken. Ein engherziges Wesen, das Starksein im Richten und Sichausschließen, ist ein Symptom des Todes, nicht des Lebens. Nicht die Gleichgültigkeit, die Verschwommenheit, die Abneigung gegen jedes klare Bekenntnis, aber die ent-

schiedene Weitherzigkeit, bei ebenso entschiedener Überzeugung, das Verständnis für die andern, auch die erst Werdenden, Suchenden, Kommenden, ist das Zeichen des Lebens aus dem Geist.

Der Geist des Herrn ist ein freier, aber er ist und bleibt der heilige Geist, der Geist der Zucht. Ärgernisse werden in allen Gemeinden vorkommen, und es ist ein Unrecht, einer Gemeinde, weil darin ein Ärgernis vorkommt, sofort das Leben abzusprechen. Aber in den Gemeinden, die der Geist lebendig gemacht hat, werden diese doch beklagt, bekämpft, ruht man nicht, bis sie gehoben sind. Wo solche Ärgernisse bestehen, ohne daß ein Finger daran gerührt wird, ohne daß man sie mehr schmerzlich empfindet, wie? sollte das nicht ein Zeichen des Todes sein?

Wo der Geist des Herrn eine Gemeinde lebendig gemacht hat, da bricht die Liebe hervor aller Enden, wie das Grün im Frühling. Denn Liebe war von Anfang bis ans Ende das Leben dessen, von dem dieser Geist ausgeht, Liebe, auch wenn es hieß: „Das ist eine harte Rede." Dort zu Kapernaum hatten die Jünger noch nicht die Fülle des Geistes, konnten sie nicht haben, denn er war noch nicht nach seinem tiefsten Sinn geoffenbart, und so war ihre Liebe noch nach mancher Seite beschränkt und gehemmt, aber als sein Geist der Geist dessen geworden, der, obwohl sündlos und nicht pflichtig, den Sold der Sünde zu bezahlen, sein Leben hingegeben in den Tod, ja in den Tod am Kreuz zum Leben der Welt, als sein Geist der Geist dessen geworden, den der Vater erhöht zu einem Herrn, dem alle Welt gehören, der alle, auch die letzten Völker, in sein Reich hineinziehen sollte, da fielen die Hemmnisse der Liebe. Wir kennen eine Gemeinde, die der Geist lebendig gemacht, die Pfingstgemeinde zu Jerusalem; wie triumphierte da die Liebe, daß Unbrüderlichkeit, Eifersucht, Eigennutz, der Geiz völlig das Feld räumen mußten, daß sie ein Herz und eine Seele wurden, daß sie mit Freuden ihre Güter verkauften und zum gemeinen Besten den Ertrag zu der Apostel Füßen legten, daß sie so klar ihre Aufgabe gegenüber den Armen in ihrer Mitte erkannten und die soziale Frage, wie sie sich ihnen zunächst geltend machte, frischweg lösten. Wir kennen noch eine Gemeinde, die der Geist lebendig gemacht, die Gemeinde zu Antiochia. Wie drang sie darob die Liebe, wie machte der Geist ihre Herzen und dehnte er ihre Blicke so weit, daß sie auch ihrer Pflicht gegenüber der Heidenwelt sich bewußt wurden und selbstlos ihre besten Lehrer und Kräfte in den Dienst der Mitmenschen stellten, die noch im Schatten und Finsternis des Todes saßen, und Gott lobten und priesen über den Thaten, die er unter den Heiden geschehen ließ.

So wird es noch heute sein. Wo der Geist eine Gemeinde lebendig gemacht hat, da ist die Liebe nicht bloß auf den Lippen, da ist sie thätig, da ist gewiß nicht der Geiz, sondern die Liebe das Prinzip der Armenpflege, da ist wirkliche Teilnahme, Fürsorge für die Armen, die Kranken, die Verlassenen und Verkommenen, da ist nicht bloß ein Reden über die soziale Frage, sondern ein Handanlegen zu ihrer Lösung, da ist nicht bloß ein enger Dorfgeist, sondern ein weiter Reichsgottessinn, ein reges

Interesse, unermüdliche Opferwilligkeit für die Werke der innern und äußern Mission, Lob und Dank nicht nur über die guten Ernten, den schönen Handelsgewinn, sondern noch vielmehr über die Siege des Herrn und seines Geistes in der Nähe und Ferne.

So, l. Z., macht der Geist die Gemeinden lebendig. — Wir wissen wohl, daß keine Gemeinden sind, in welchen alles eitel Leben ist, es war nicht einmal so in der jerusalemischen und antiochenischen Gemeinde, und es sind wohl auch keine Gemeinden, in welchen vollkommen der Tod herrscht; aber es kann doch das Leben oder der Tod die Oberhand gewinnen, und wo das erstere der Fall ist, da müssen sich auch die Symptome des Lebens offenbaren, und der Pfarrer darf sich freuen und danken und mit ihm alle, die am Leben teilhaben. Und es ist keine Frage, das innere Leben trägt seine Frucht auch für das äußere. Es ist ein unverkennbarer Segen auch nach dieser Seite hin in jeder Gemeinde, die durch den Geist lebendig geworden ist. O daß Gott unserm Lande je länger je mehr solcher lebendiger Gemeinden schenken, o daß er viele Gemeindeglieder zu Stadt und Land erwecken wollte, einen guten Anfang zu machen damit, daß sie wenigstens dem lebendigmachenden Geist ihre Herzen öffneten.

* * *

Das Mittel in seiner Hand kann ein lebendiger Pfarrer werden. Was macht aber die Pfarrer lebendig?

Was die Apostel lebendig gemacht hat, daß sie dort schon in Kapernaum immer mehr ein Verständnis für den Herrn hatten, ihm folgten und dienten und am Ende den Grund legten zur Erneuerung der Welt, das macht auch die Pfarrer lebendig. Nicht die Herkunft aus frommem Haus und Kreis. Sie ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug, aber sie macht es nicht aus. Der Geist der Eltern und Voreltern hat nicht die lebenzeugende Kraft. Die Apostel kamen gewiß zum Teil aus frommem Haus, aus den Kreisen des Israel, das auf seinen Herrn wartete, aber sie mußten doch das Leben erst noch empfangen.

Die Begabung verbürgt das Leben noch nicht, weder die vorzügliche Denkkraft, noch die Natürlichkeit im Verkehr, noch das praktische Geschick, noch das Rednertalent. Das alles sind wertvolle Dinge, wenn sie vom Leben durchdrungen sind, aber sie machen dieses nicht aus. An und für sich sind sie Fleisch, das kein nütze ist, wenigstens kein nütze für das Reich Gottes.

Ein ernstes tüchtiges Studium, das die Fragen in ihrer Tiefe erfaßt und innerlich verarbeitet, wem müßten wir es nicht empfehlen, selbst wenn dieser Weg durch heiße Seelenkämpfe und dunkle Zweifel führte? Aber das ernsteste Studium, das beste Examen bringen an und für sich noch nicht das Leben. Wer hat eifriger studiert, es ernster genommen mit der Schriftgelehrtheit als der junge Saulus, und doch mußte er zur Erkenntnis kommen, daß er mit dem allem noch nicht aus dem Tod gekommen und ins Leben hindurchgedrungen sei.

Nicht einmal der wissenschaftliche Standpunkt, die kirchliche Stellung macht es aus. Man kann auf jedem Standpunkt und in jeder Stellung dem Tod verfallen.

Der Geist allein, der Geist Jesu Christi ist es, der da lebendig macht. Christus muß wirklich das Brot unseres Lebens werden, wir müssen essen sein Fleisch und trinken sein Blut, sein Leben und Sterben müssen wir so in uns aufnehmen, daß es unser ganzes geistiges Wesen erfüllt und durchdringt, sein Geist zur eigentlichen Macht unseres Lebens wird, der Richter ist über all unser Thun und Lassen, unermüdlich an uns arbeitet, uns, soweit wir anders noch gesinnt sind wie er, erneuert, uns treibt und dringt, so daß wir je länger je mehr nicht eine eigene, sondern seine Methode befolgen, auf seinen Weg und Plan eingehen, ihm nichts mehr vorenthalten, sondern alles zur Verfügung stellen, jede Kraft, jeden Besitz, alle Zeit, keinen Vorteil und keine Liebhaberei mehr haben wollen, die ihm nicht dienen.

Sind wir dieses Geistes Kinder, geübt und geschickt, demselben stille zu halten? Je größer die Begabung ist, je besser einer es scheinbar kann ohne zum Geist des Herrn seine Zuflucht zu nehmen, um so größer ist die Versuchung mit den eigenen Mitteln sein Werk zu treiben, aber es bleibt dabei, das Fleisch ist kein nütze.

So unter der Leitung und Zucht, unter der Macht und dem Gericht des Geistes zu stehen, der mächtig eingreift in dem Maße, als man in Christo bleibt und Christus bleibt in einem, schmeckt wohl nicht immer süß, es mag zu schmerzlichen Entdeckungen und Erfahrungen führen, kann Schwierigkeiten bereiten, ja weil dieser Geist nicht der Geist der Welt ist, sondern oft genug diesem widerstreitet, einen geradezu zum Ärgernis und Anstoß machen bei andern, aber — es ist das Leben! Und das Leben wird und muß sich offenbaren.

Wo der Geist einen Pfarrer lebendig gemacht hat, da ist er gewiß kein hochmütiger, sondern ein demütiger Pfarrer, denn es ist ein überlegener Geist, überlegen nicht nur durch seine bis auf den Grund gehende Schärfe, die jedes vermeintliche Verdienst in seiner Nichtigkeit aufweist, sondern überlegen auch durch seine so beschämende Liebe.

Wo der Geist einen Pfarrer lebendig gemacht hat, da sucht dieser nicht mehr die eigene Ehre, daß er um die Gunst der Menschen buhlte, von ihrem Gerede abhängig wäre, da ist er gewiß kein erschrockener, zaghafter, kraftloser Pfarrer, der nirgends fest auftreten kann, als wenn er die Menge hinter sich hat. Der Geist erinnert ihn zu deutlich an das, was er vom Herrn empfangen und was der Herr für ihn gethan, als daß er sich noch fürchten und durch Feigheit ihn verleugnen könnte.

Wo der Geist einen Pfarrer lebendig gemacht hat, da wird er vielleicht nicht geistreich, aber er wird wahr predigen, aus der Erfahrung des Geistes heraus; und eine wahre Predigt dringt tiefer als eine gelehrte und geistreiche. Er wird nie ein langweiliger, nie ein ausgepredigter Pfarrer sein, denn er schöpft aus des Geistes Fülle und die Worte des Herrn sind ihm Worte voll Geist und Leben.

Wo der Geist einen Pfarrer lebendig gemacht hat, da ist er vielleicht nicht ein allgemein beliebter, aber ein Pfarrer voll Liebe, treu in seiner Vorbereitung, teilnehmend, verständnisvoll in der Seelsorge, geduldig im Tragen der Schwachen, anhaltend in der Fürbitte, ein Hirte, unermüdlich zu suchen das Verlorene, denn der Geist verklärt jeden, den er lebendig macht, in das Bild dessen, von dem er ausgegangen.

Wo der Geist einen Pfarrer lebendig macht, da wird er gewiß nicht stille stehen in seiner Entwicklung, denn, wo Leben ist, ist Wachstum, Bewegung; da wird er wohl alt werden, aber dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, da wird er jede Gelegenheit benutzen, praktisch und wissenschaftlich sich weiterzubilden und von keinem sich zu lernen schämen, aber vor allem wird der Herr selbst sein Lehrer sein und wird er von seinem Geist sich weiter schulen und bilden lassen.

Wo der Geist einen Pfarrer lebendig gemacht hat, da wird er sicherlich auch weiter an den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart teilnehmen, seinen Standpunkt vertreten mit aller Entschiedenheit. Aber das wird ihn unterscheiden von dem, der nicht durch den Geist das Leben hat, er wird im Kampf keinen Streich führen, als mit den Waffen, womit ihn der Geist gerüstet hat, er wird seinen Standpunkt nicht vertreten, ohne sich immer wieder von dem Geist richtig stellen zu lassen, und solch ein Kampf dient nicht zur Zerstörung der Kirche, sondern zu ihrem Leben und Frieden.

Wo der Geist einen Pfarrer lebendig macht, da macht er ihn recht lebendig; wohl mag für dessen irdisch Tagwerk die Nacht kommen, da niemand wirken kann, aber sein Leben wird kein Ende haben. Wie Christus durch seinen, den heiligen Geist, des Todes Macht überwunden hat und aufgefahren ist dahin, da er zuvor war, so sind auch die, welche sein Geist lebendig gemacht hat, des Todes Herrschaft enthoben. Was noch sterben kann, ist einzig das Fleisch, das kein nütze ist. Es ist Trost die Fülle vorhanden auch im Blick auf Tod und Grab!

Wer zweifelt daran, daß ein also lebendiger Pfarrer ein Segen sei für eine Gemeinde, auch wenn dieser Segen sich nicht sofort zu erkennen gibt, wie er auch für den lebendigsten Prediger, den Herrn selbst, nicht sofort zu erkennen war, so daß andere schneiden durften, wo er gesät? Wer zweifelt daran, daß ein also lebendiger Pfarrer Gottes Werkzeug sein könne, dem Leben, das der Geist wirkt, die Herzen zuzubereiten? Gebe Gott, daß immer mehr Gemeinden also lebendige Pfarrer erhalten, deren Andenken gesegnet sein wird noch in der Ewigkeit, und so Christus nicht nur in den einzelnen, sondern im Volke selbst Gestalt gewinne zu seinem Heil und Frieden.

O Gott ist williger zu geben, denn wir zu nehmen. So lasset uns doch, liebe Brüder, trachten nach dem Leben, lasset uns zum Herrn unserer Kirche und unseres Lebens kommen nicht wie die Mehrzahl der Gemeinde zu Kapernaum, sondern wie die Jünger, als geistlich Arme aufrichtig suchend, verlangend, laßt uns mit Bitten und Flehen und durch tägliche Heiligung seinem Geiste immer wieder unsere Herzen

öffnen — und so viele der Gemeindeglieder lebendig sind, die mögen uns mit ihrer Fürbitte unterstützen; gewiß — das Wort des Herrn wird auch an uns nicht zu Schanden: „Der Geist ist es, der da lebendig macht!“ Amen!

Kirchliche Rundschau.

Der „Apologete“ hat in seiner Neujahrsnummer die Frage besprochen: Was thut der deutsche Methodismus zur Evangelisation der Katholiken in diesem Lande? Um Material zur Bearbeitung dieses Themas zu gewinnen, wurden an alle Aufsichtsprediger Postkarten folgenden Inhaltes gesandt:

„Lieber Bruder! — Du würdest uns durch die Beantwortung folgender Fragen zum großen Dank verpflichten. Wir möchten die Resultate im ‚Apologeten‘ verwerten.

1. Wie viele Glieder in deiner Gemeinde waren früher Katholiken?

2. Wie und wann gelangten sie zum seligmachenden Glauben an Jesum Christum?

3. Könnte und sollte nicht mehr für die Evangelisation der Katholiken in diesem Lande gethan werden? Wenn so, was? und auf welche Weise?

Bitte, sende uns deine Antwort auf obige Fragen recht bald zu, und teile uns irgend etwas anderes über diesen Gegenstand mit, das dir von besonderer Wichtigkeit erscheint.“

Bis zum 1. Januar waren 88 Antworten eingelaufen, bis 21. Jan. 112. Die Zahl der Antworten umfaßt allerdings noch nicht einmal ein Fünftel aller deutschen bischöflichen Methodistenprediger, und es können deshalb die daraus abgeleiteten Urteile keinen Anspruch auf Genauigkeit machen, aber falsch werden sie deswegen noch nicht sein.

Auf jede der 112 Gemeinden kommen durchschnittlich drei Glieder, die früher Katholiken waren. Die höchste Zahl in einer Gemeinde ist 67. Die Zahl der früheren Katholiken in den deutschen Methodistengemeinden ist wohl etwas höher als sie bei den andern deutsch-protestantischen Denominationen sein wird, aber immerhin wird gesagt werden müssen, daß der Methodismus auf katholischem Gebiete keine sonderlichen Eroberungen aufzuweisen hat, denn es werden viele deutsche protestantische Gemeinden sich finden, denen auch einige frühere Katholiken angehören. Dabei kommt aber noch der Umstand in Betracht, daß die aus Deutschland stammenden Denominationen gar nicht aus solchen gesammelt sind, die erst zum Übertritt bestimmt werden mußten, sondern daß es sich bei ihnen fast immer um Sammlung der bereits zu ihnen Gehörigen handelte, während die deutschredende Methodistenkirche nur unter andern Denominationen arbeiten konnte, um sich auszubreiten. Da die durchschnittliche Gliederzahl der Gemeinden der deutschen bischöflichen Methodisten dem Census von 1890 zufolge 63 beträgt, so sieht man, daß der deutsche Methodismus unter den Protestanten eine viel reichere Ernte gehalten hat als unter den Katholiken.

Darüber sind beinahe alle eingesandten Antworten einig, daß die Methodisten mehr unter den Katholiken arbeiten sollten und könnten. Ebenso werden auch die in dem Gegensatz des Katholizismus gegen den Protestantismus überhaupt liegenden Schwierigkeiten methodistischer Missionsarbeit anerkannt. Außerdem wird noch bemerkt, daß der deutsche Methodismus der römischen Kirche gegenüber keine andere Mission habe, als er überhaupt allen denen

gegenüber habe, welche außer Christo und dem seligmachenden Glauben an ihn seien. Die Formulierung des Satzes ist etwas diplomatisch, aber in der Praxis kommt es eben darauf hinaus, daß man einen wesentlichen Unterschied zwischen Nichtmethodisten nicht macht und daß daher diese alle in gleicher Weise Gegenstand der Missionsthätigkeit des Methodismus sind, mögen sie Protestanten, Katholiken, oder auch Juden und Heiden sein. Wenn ein katholischer Bischof den Methodismus als den gefährlichsten Gegner des Katholizismus bezeichnet hat, so hat schwerlich die immerhin geringe Anzahl der zum Methodismus übergetretenen Katholiken den Grund seiner Aussage gebildet. Man würde dem Methodismus gerne diese paar Schäflein aus dem Stalle der römischen Kirche überlassen, wenn er nur den Bestrebungen des Katholizismus, das politische Übergewicht und die Herrschaft über das Schulwesen in die Hände zu bekommen günstig wäre, anstatt dagegen Widerstand zu leisten, oder gar damit zu wetteifern.

Das „einstimmige Zeugnis" über die früheren Katholiken, daß sie „die besten Methodisten und die treusten Glieder unserer Kirche geben", mag manchen deutschen Pastor, dessen Parochie als Missionsfeld der Methodisten dient, höchst angenehm klingen, denn er könnte auf Grund davon erwarten, daß die Methodistenkirche sich um die deutschen Lutheraner, Reformierten u. s. w., aus denen sich augenscheinlich nur schlechte Methodisten machen lassen, künftig nicht mehr bemühen werde.

Der Lutherische Zionsbote, das neue Organ der Deutschen in der General-Synode, hat bereits an den Apologeten angestoßen mit einem Artikel über „Christliche Vollkommenheit". Der Verfasser greift, wie das für einen Lutheraner eigentlich selbstverständlich ist, die methodistische Lehre von der christlichen Vollkommenheit an, die er eben an dem Maßstab des Luthertums mißt. Darob wird ihm nun von dem Apologeten der Vorwurf gemacht, daß er die methodistische Heiligungslehre nicht kenne oder nicht verstehe. Das mag am Ende sein; denn um eine Menge Dinge wird gestritten, weil weder Angreifer noch Verteidiger sie kennen oder verstehen.

Ein Hauptstreitpunkt scheint nach der Entgegung des Apologeten darin zu liegen, ob man einen Unterschied zwischen einem vollkommenen *Menschen* und einem vollkommenen *Christen* sieht oder nicht. Damit sticht man aber in ein ganzes Nest voll der spitzigsten theologischen Fragen. Da der vollkommene Mensch ein höherer Begriff als der vollkommene Christ zu sein scheint, so drängt sich die Frage auf: Wie groß kann der Unterschied zwischen beiden sein, ohne daß die Vollkommenheit des Christentums gefährdet wird? Verlangt Christus von seinen Zuhörern, Matth. 5, 48, nur, daß sie vollkommene Christen, oder daß sie vollkommene Menschen sein sollen? Ist der Unterschied zwischen dem vollkommenen Menschen und dem vollkommenen Christen ein wesentlicher oder ein unwesentlicher? Wenn das letztere der Fall ist, kann dann das Übersehen eines unwesentlichen Unterschiedes einen wesentlichen Fehler hervorrufen? Ist aber der Unterschied ein wesentlicher, kann dann der vollkommene Mensch ein vollkommener Christ sein? Oder mit andern Worten: Kann das Christentum die wahre Religion sein? Ist es, wenn der vollkommene Mensch vom vollkommenen Christen wesentlich verschieden ist, nicht notwendig, daß entweder das vollkommene Christentum gegenüber dem vollkommenen Menschentum nur eine niedrigere Stufe ist, die mit der Zeit überschritten werden muß, oder daß das vollkommene Christentum etwas derart über der menschlichen Vollkommenheit Stehendes ist, daß es unmenschlich wäre,

die Verwirklichung desselben auch vom vollkommenen Menschen zu verlangen? Und endlich, wenn vollkommenes Christentum und vollkommenes Menschentum wesentlich verschieden sind, ist nicht dann entweder die Schöpfung des Menschen oder die Stiftung des Christentums ein Fehler gewesen?

Wir haben nun das nicht geschrieben, um diese Fragen mit dem Apologeten ins Reine zu bringen. Dazu würden weder die Zeitschrift noch der Apologete genug Papier und Zeit haben, noch würden ihre Leser Lust bekommen, das alles zu lesen. Es greifen diese Fragen in die letzten Erörterungen der Apologetik ein, und je nachdem man sich dazu stellt, wird dieselbe entweder eine Rechtfertigung des christlichen Glaubens und eine Anerkennung der Schöpfung, oder eine Entschuldigung des Christentums und eine Verurteilung der göttlichen Werke.

Eine etwas seltsame Auffassung der Orthodoxie ist unlängst im „Congregationalist“ zu Tage getreten. Ein universalistisches Blatt hatte nämlich aus den Verhandlungen der Herbstkonferenzen der Kongregationalisten den Schluß gezogen, daß die universalistischen Anschauungen dort das Herrschende seien und seine Befriedigung über einen solchen Fortschritt ausgesprochen. Nun ist es freilich richtig, daß auch in dieser Kirche eine Menge moderner Anschauungen eingedrungen sind, vielleicht leichter als in manchen andern. Das ist zwar noch kein Universalismus, aber als Orthodoxie wird man die vielfach modifizierten alten Anschauungen nur dann bezeichnen können, wenn man unter Orthodoxie nur ein Festhalten an wenigen allgemeinen zum Teil unbestimmten Sätzen mit diesem Namen bezeichnen wollte. Bei einer solch weitherzigen Auffassung der Orthodoxie würde freilich mancher Ketzerkatalog sehr zusammenschrumpfen, ja ganz und gar verschwinden. Die Gottheit Christi, die Versöhnung und die Höllenstrafen wurden von den Universalisten als die drei gefallenen Bollwerke der Orthodoxie bezeichnet, während der „Congregationalist“ behauptet, daß sie immer noch stehen, wenn er gleich zugeben muß, daß sie nicht mehr die hergebrachte Form haben. Er meint: „Wir sind sicher, daß der Glaube dieser Kirchen (Kongregationalisten) an die Gottheit Jesu Christi niemals stärker war, als jetzt. Sie betonen seine Menschheit viel mehr als sie es vor etwa einem Menschenalter thaten, aber seine Menschheit ist auch von höchster Bedeutung für sie, weil er, der Eingeborne vom Vater, Gott den Menschen offenbart. Sie versuchen nicht, wie früher die Theologen thaten, die Trinität zu definieren, aber sie stehen fest in ihrer Überzeugung, daß ‚das Wort Gott war‘ und daß ‚das Wort Fleisch wurde und unter uns wohnte.‘

„Diese Kirchen glauben so zuversichtlich als je, daß Jesus Christus der einzige Mittler zwischen Gott und Menschen ist, daß durch ihn uns Vergebung der Sünden gepredigt wird, und daß kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben ist, darinnen sie sollen selig werden. Sie halten zwar an keiner der von den Theologen ausgebildeten Theorien über die Versöhnung als einer völligen Erklärung ihres Sinnes fest; aber sie wissen aus Erfahrung, daß Jesus Christus um unserer Sünden willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist. Es mögen zwar viele Kongregationalisten zugestehen, daß sie nicht imstande sind, diese Erfahrung in eine theologische Formel zu fassen, aber sie ist die wirklichste und kostbarste Erfahrung ihres Lebens.

„Diese Kirchen glauben an eine Strafe der Sünden in der zukünftigen Welt. Sie mögen sie vielleicht nicht Verdammnis nennen. Sie unternehmen es auch nicht, die Hölle zu schildern. Sie behaupten nicht, daß es eine Ewigkeit bewußter Qualen für Sünder ohne Veränderung und Vergebung gibt.

Aber sie glauben nicht, daß die Sünde ungestraft hingeht, oder daß Sünder, welche die Erlösung durch Christum verwerfen, zum Himmel eingehen. Sie predigen kein Heil für Menschen außer durch ihn, und wenn sie die Beschaffenheit der Strafe unbestimmt lassen, ist es einfach deswegen, weil sie fühlen, daß das Elend der Unbußfertigen über ihr Verständnis geht. Dies sind — glauben wir — im wesentlichen die Stellungen, welche in Beziehung auf die sogenannten drei Bollwerke der Orthodoxie festgehalten werden."

Es ist nun freilich Sache der Kongregationalisten selber, was sie unter sich als Orthodoxie verstehen und anerkennen wollen und insofern mögen sie mit ihrer Behauptung, noch orthodox zu sein, recht haben. Aber Orthodoxie im herkömmlichen Sinne ist das nicht. Diese ist nur da eigentlich vorhanden, wo die theologischen Probleme gelöst sind, oder wenigstens als gelöst angesehen werden, und deshalb Unbestimmtheiten oder abweichende Meinungen auch als Abfall vom Glauben verworfen werden. In diesem Sinne werden — nach den obigen Ausführungen — die Kongregationalisten nicht als orthodox gelten können und es wohl auch nicht sein wollen.

Die Zahl der Studenten der Theologie an den evangelischen Fakultäten Deutschlands ist derart zurückgegangen, daß das Ende der Kandidatennot in baldiger Aussicht steht, d. h. daß der Überschuß an Kandidaten wahrscheinlich in wenigen Jahren verschwunden sein wird. In 1890 betrug die Zahl der Theologiestudierenden 4527, im Jahre 1896 noch 2956, eine Abnahme von 1571 oder etwa 35 Prozent. Während der Rückgang der Gesamtzahl seit 1890 ein stetiger war — es weist kein folgendes Jahr eine größere Zahl auf als das vorhergehende —, so schwankt er an den einzelnen Universitäten von 50 bis 18 Prozent, und Erlangen und Greifswald haben sogar noch eine Zunahme aufzuweisen, die allerdings nur für das Sommerhalbjahr von 1896 gilt, während im Winter 1895/96 Erlangen 35 und Greifswald 12 evangelische Theologen weniger aufzuweisen hatte als im Winter 1890/91.

Die Feier des 400jährigen Geburtstags Melanchthons scheint eine allgemeine Feier der ganzen evangelischen Christenheit werden zu wollen. Es sollte wenigstens keine evangelische Gemeinde geben, in der nicht Melanchthons Gedächtnis geehrt und auf die mannigfachen Segnungen hingewiesen würde, die durch ihn der evangelischen Kirche zu teil geworden sind. Wie weit sich hierzulande die Gedächtnisfeier erstrecken wird, entzieht sich bis jetzt noch jeder Vermutung. In Deutschland dagegen sind umfassende Vorbereitungen getroffen worden, um den Reformator und Praeceptor Germaniae gebührend zu feiern. Über das geplante Melanchthonhaus ist schon in der Th. Ztsch., Nov. 1896, S. 345, berichtet worden.

Als kirchlicher Gedenktag ist fast überall der 14. Februar — der dem Geburtstag Melanchthons vorhergehende Sonntag — in Aussicht genommen. Das bayerische Kirchenregiment ordnet für diesen Tag eine Gedächtnispredigt an und empfiehlt in Städten, wo es angeht, einen Jugendgottesdienst zu veranstalten; auf dem Land soll überall Festchristenlehre stattfinden. Wegen einer Melanchthon-Sammlung kann noch nichts Bestimmtes gesagt werden, da die nachgesuchte allerhöchste Genehmigung noch aussteht. Am Schluß des Erlasses spricht das Oberkonsistorium die Erwartung aus, daß die Geistlichen sich „aller ungeeigneten, das friedliche Zusammenleben der Konfessionen gefährdenden Polemik enthalten werden." — Im Erlaß des Landeskonsistoriums des Königreichs Sachsen wird den Geistlichen die Erlaubnis zu einer Sammlung für Errichtung des Melanchthonhauses in Bretten erteilt. Die Behörde

empfiehlt deren Förderung, „jedoch mit der Einschränkung, daß auf keinen Fall eine Hauskollekte veranstaltet werde." Außerdem hat das Landeskonsistorium, wenn es auch Bedenken getragen hat, eine von dem Melanchthonverein erbetene Kollekte für den Tag der kirchlichen Feier ausdrücklich anzuordnen, beschlossen, „es geschehen zu lassen, daß in den Gemeinden, in welchen dies gewünscht wird, worüber die Kirchenvorstände zu hören sein werden, bei dem Festgottesdienst eine Kollekte für das zu errichtende Melanchthonhaus eingesammelt werde." — Auch die preußischen Amtsblätter der königl. Konsistorien der älteren Provinzen veröffentlichen einen an sie ergangenen Erlaß des Evang. Oberkirchenrats, worin die Sammlung von Liebesgaben zur Errichtung eines Monumentalbaues in Melanchthons Vaterstadt Bretten in Baden angeregt und dabei auf die Mithilfe der Geistlichen vertraut wird. Ein etwaiger Überschuß der Sammlungen ist für eine allgemeine evangelische Stiftung in der Diaspora in Aussicht genommen.

Lord Salisbury, welcher der Königin von England die Vorschläge für Besetzung der erledigten Bischofssitze zu machen hat, vertritt die Gleichberechtigung der verschiedenen kirchlichen Richtungen, wenigstens in praktischer Weise. Als Nachfolger des mehr hochkirchlich gerichteten Dr. Benson ist der bisherige Bischof von London Dr. F. Temple zum 94. Erzbischof von Canterbury und damit zum Primas des Reiches ernannt worden. Temple ist ein Angehöriger der „Broad Church Party." Das wird aber ausgeglichen durch die Berufung des hochkirchlichen Bischofts von Peterborough, Mandell Chreigton, zum Bischof von London. Aber auch die „Low Church Party" hat keinen Grund, sich über Lord Salisbury oder die Königin zu beklagen, denn einer ihrer Angehörigen, Edward Carr Glyn, der Sohn eines Lord und Pastor in einer vornehmen Westvorstadt Londons, ist zum Bischof von Peterborough ernannt worden.

Der neue Primas hat sich nach der Chr. d. Chr. W. schon über einige Punkte ausgesprochen, an welchen eine „Kirchenreform" schon längst gefordert wurde.

Der erste Punkt, den er berührte, war der Verkauf von Patronatsrechten, ein Usus, den man in den letzten zwanzig Jahren mit beständig wachsendem Unwillen betrachtet. Mehr als die Hälfte der Pfarrstellen in England befindet sich in Privathänden. Ein großer Teil von diesen Patronatsrechten sind erblicher Natur und die, denen sie zustehen, üben sie im großen und ganzen sehr sorgfältig aus und mit gutem Erfolg. Aber die übrigen—ungefähr ein Sechstel des Ganzen — sind auf dem Markte, und viele von ihnen werden beständig gekauft und verkauft. Dies wird von vielen als ein Skandal für die Kirche empfunden, weil die Gemeindeglieder sich lebhaft dagegen verwahren, daß ihnen ein Pfarrer von irgend jemand aufgedrängt wird, dessen einziges Recht dazu darin besteht, daß er Geld genug hat, um das Patronatsrecht zu kaufen, und es auf diese Weise angelegt hat. Dies System führt natürlich zu schweren Übelständen, weil der Eigentümmer eines Patronatsrechtes einen alten oder schwachen Pfarrer ernennen kann—und es zuweilen wirklich thut— oder einen, der tief in Schulden steckt und die Stelle nur haben wollte, um seine Gläubiger befriedigen zu können; oder sogar einen Mann mit beflecktem Charakter, der in solcher Stellung sich nur seine Stellung in der Gesellschaft wiedergewinnen will. Bei der Reform solcher Zustände ist es nun eine große Schwierigkeit, daß diese Patronatsrechte eine Form des Eigentums geworden sind, und wenn der Verkauf einer Sache jahrhundertelang gestattet worden ist, so würde es hart und ungerecht sein, zu dem letzten Käufer zu sagen: es ist freilich wahr, daß du es gekauft hast, aber du darfst es unter keinen Um-

ständen wieder verkaufen. Der Gedanke, den Verkauf von Patronatsrechten abzuschaffen, ist daher praktisch undurchführbar. Eine Abhilfe liegt in der Betonung der Thatsache, daß ein Patronatsrecht nicht lediglich ein Stück Eigentum ist, sondern auch eine Vertrauenssache, und daß man dies Vertrauen nicht rechtfertigt und die darin liegende Verpflichtung verletzt, wenn man eine unfähige oder untaugliche Person ernennt. Es ist daher der Vorschlag gemacht worden, den Bischof zu ermächtigen, Pfarrern, die er nicht für tauglich halte, die Bestätigung zu verweigern. Man könnte einwenden, daß die Bischöfe diese Vollmacht thatsächlich schon besitzen. Das ist freilich richtig. Aber dies Vorgehen ist in Wirklichkeit so kostspielig und ungewiß in seiner Wirkung, daß es in der Praxis wirkungslos ist. Er, Redner, hat sich einmal geweigert, einen Pfarrer zu bestätigen, der sich grober Unsitttichkeit schuldig gemacht hatte, und obwohl die Thatsachen unbestritten waren, kostete ihn das Verfahren 1200 Pfund Sterling (24,000 Mark).

Eine zweite wichtige Sache sei die Entfernung unfähiger Pfarrer. Täglich wächst die Überzeugung, daß es eine Möglichkeit geben müsse, Geistliche, die ihre Arbeit nicht thun wollen oder nicht thun können, abzusetzen. Zwischen diesen beiden Klassen muß aber streng unterschieden werden. Altersschwache und kranke Leute kann man nicht so behandeln, ohne daß für ihre Zukunft gesorgt ist.

Drittens: Der Wunsch wird immer lauter, daß der Gemeinde selbst ein Recht zugestanden werden möchte, bei der Besetzung der Pfarrer mitzusprechen. Die einen wünschen, die Stimme der Gemeinde solle ausschlaggebend sein, andre wollen es beim Recht des Veto bewenden lassen. — Redner erkannte die Berechtigung des Wunsches an, sich unpassender Persönlichkeiten erwehren zu können, meinte aber, die Sache sei noch nicht genügend diskutiert, um einen sofortigen Parlamentsbeschluß zu rechtfertigen. Immerhin werde sie das Parlament beschäftigen.

Endlich viertens ist der Wunsch ausgesprochen, die Gemeinde möchte ein Recht haben, dem Pfarrer Änderungen in der Gottesdienstordnung und im Ritual der Kirche zu verwehren, wenn sie, die Gemeinde, nicht ihre Zustimmung gegeben habe. Hier kann die Geistlichkeit selber am meisten thun, indem sie stets engste Fühlung mit den Gemeinden aufrecht erhält.

Anläßlich der Ernennung Bischof Temples zum Erzbischof von Canterbury bemerkt die Christian World 2065: Daß das Spielrad der Zeit seltsame Wandlungen in der Theologie so gut wie in andern Dingen zum Vorschein bringt, zeigt sich deutlich in Dr. Temples Ernennung zum Erzbischof. Alle Tageszeitungen haben ihre Bemerkungen zu der Thatsache gemacht, daß er vor 36 Jahren einer von den sieben bestgeschmähten Theologen in England war — einer von den Verfassern der Essays and Reviews, die von High Church und Low Church gemeinsam denunziert wurden als die „Sieben gegen Christus," und die Bischof Samuel Wilberforce beschwor, „als ehrliche Männer" ihre Stellung in der anglikanischen Kirche aufzugeben. Aber es gibt ein noch auffallenderes Zeichen der Veränderung, das nicht gleiche Beachtung gefunden hat. Darwins „Entstehung der Arten" hatte noch kühnere Ketzereien vorgebracht, als irgend eine von denen, die die Essays and Reviews auszusprechen gewagt hatten. Und vor 36 Jahren veröffentlichte Bischof Samuel Wilberforce, in der Zeit der hitzigsten Angriffe auf die sieben Essayisten, wiederum mit allgemeinem Beifall von High Church wie Low Church, seinen berühmten Artikel über Darwinismus im Quarterly Review. Er bezeichnete nicht nur die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl als „haltlose Spekulation", sondern

erklärte sie auch für „absolut unverträglich mit der gesamten Darstellung der Bibel von der sittlichen und geistigen Verfassung des Menschen und vollständig unvereinbar mit dem Fall des Menschen, seiner Erlösung, der Inkarnation des ewigen Sohnes und dem Einwohnen des Ewigen Geistes." Und doch hat Dr. Temple, während er thatsächlich Bischof von London war, in seinen Bampton-Vorlesungen eine offene Verteidignng des Darwinismus veröffentlicht und eine Erklärung, „daß der Verfasser der Genesis nicht die Mission hatte, uns zu sagen, durch was für Prozesse der Mensch entstand." Und heutzutage wird dieser kühne Darwinianer unter allgemeinem Beifall zum Primas von ganz England gemacht . . .

Die Berufung des Dr. Temple zum Primas von England ist auch von der Catholic World dazu benutzt worden, um sich mit echt römischer Dreistigkeit in die inneren Angelegenheiten der anglikanischen Kirche zu mischen, um Zwietracht zu säen. Das Blatt behauptet nämlich, daß mit Dr. Temple der Rationalismus in Canterbury inthronisiert worden sei. Zum Beweise dafür werden die "Essays and Reviews", an denen auch Dr. Temple mitgearbeitet hat, ausgebeutet. Dieselbe enthalten allerdings manches, was sich angreifen läßt, aber die Ausbeute muß doch selbst für einen Katholiken etwas mager gewesen sein, sonst würde er es nicht für nötig gehalten haben, den Satz Temples: „Wenn Gewissen und Bibel einander zu widerstreiten scheinen, so schließt der fromme Christ sofort, daß er die Bibel nicht richtig verstanden habe," folgendermaßen zu erklären: „Das heißt, sein persönliches Urteil ist sicherlich richtig und die Bibel muß ihm angepaßt werden! Das reduziert die Religion auf den reinsten Individualismus, macht so viele verschiedene Religionen als es Individuen gibt, die sie haben."

Außerdem werden noch die Äußerungen anderer Mitarbeiter der Essays herbeigezogen, obwohl in der Vorrede derselben ausdrücklich gesagt ist, daß jeder der Mitarbeiter nur für sich selbst verantwortlich sei. Nichtsdestoweniger wird alles, was die Catholic World darin unrichtig findet, dem Erzbischof zur Last gelegt und erklärt, es seien das Anschauungen, für welche er eintrete, weil er sie nicht ausdrücklich zurückgewiesen habe.

Schließlich aber werden dann der anglikanischen Kirche alle diese Dinge zur Last gelegt, denn sie habe weder Dr. Temple noch seine Ansichten verdammt, vielmehr ihn jetzt als ihr Oberhaupt angenommen.

Bei den Verhandlungen über das Kultusbudget in der französischen Deputiertenkammer sind die evangelisch-theologischen Fakultäten, deren Existenz man in den letzten Jahren gesichert glaubte, aufs neue schwer angegriffen worden. Der frühere Kultusminister Goblet hat aber den Gegnern desselben zu bedenken gegeben, daß, wenn diese Fakultäten gestrichen würden, entweder die ganze Gesetzgebung geändert werden müßte, oder dem Protestantismus in Frankreich geradezu der Todesstoß von der Regierung versetzt würde. Denn als im Jahre 1879 die republikanische Kammer das den lutherischen Kultus reorganisierende Gesetz genehmigte, ist darin ausdrücklich festgesetzt worden, daß niemand Pfarrer in Frankreich sein könne, der nicht französischer Baccalaureus der Theologie sei. Solche Baccalaureate aber können selbstverständlich nur an französischen Fakultäten geschaffen werden. So hat denn die Kammer auch das Fortbestehen der theologischen Fakultäten wieder votiert, doch nur mit einer Majorität von 321 Stimmen gegen 200. Immerhin ist die Feindschaft gegen Christentum und Kirche bei diesen Beratungen auch wieder dadurch scharf hervorgetreten, daß die Kommission des Kultusbudgets

für 1897 auf eine Totalsumme von 44,327,753 Frks. eine Verminderung von 865,110 Frks. hat eintreten lassen; diese bezieht sich besonders auf die Gehälter der Pfarrer und Vikare. Seit 1881 ist dieses Budget überhaupt um neun Millionen Franken vermindert worden, und obgleich man längst gesagt hat, daß es nicht mehr beschnitten werden könne, werden noch immer neue Abstriche daran vorgenommen. Die Sozialisten hatten die Streichung des ganzen Kultusbudgets beantragt, sind aber mit 380 Stimmen gegen 181 abgewiesen worden.

Am 10. November ist in einer Kapelle des Domes zu Monza, welche bereits den Sarkophag der Königin Theodolinde birgt, ein Marmoraltar errichtet worden, in dessen Tabernakel statt des Allerheiligsten die eiserne Krone verwahrt worden ist. Dieselbe wurde in feierlichem Zuge aus dem Domschatze in die Kapelle gebracht, in dieser einige Stunden zur Verehrung ausgestellt und darauf in den Altar eingeschlossen. Der Altartisch enthält für jedermann deutlich eine getreue Nachbildung der eisernen Krone, die die Königin Theodolinde im Jahre 500 „aus einem Nagel vom Kreuze Christi schmieden" ließ. „Der Nagel bildet die innere Seite des aus reinem Golde bestehenden und mit zahlreichen Diamanten besetzten Kronreifens." Die ursprünglich in der Hauptstadt der Longobarden, Pavia, aufbewahrte Krone brachte Kaiser Ludwig II. um 870 nach Mailand in die Kirche zum „heiligen Ambrosius," wo sich die deutschen Kaiser mit der eisernen Krone zu Königen der Longobarden krönen ließen. Friedrich Barbarossa brachte jedoch, als er Mailand zerstörte, die Krone nach Monza in den von der Königin Theodolinde erbauten Dom, und seit dieser Zeit wurden die Könige der Lombardei thatsächlich in Monza gekrönt. Dieselbe Zeremonie nahm noch Napoleon I. 1805 in Monza vor und selbst Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1838, zu welcher Zeit die Krönung zum letztenmale stattfand. 1859 nahmen die Österreicher bei der Räumung der Lombardei die eiserne Krone mit nach Wien, Italien bedang sich jedoch im Friedensschlusse 1866 die Rückgabe des Kleinodes aus.

Die kirchlichen Verhältnisse der russischen Ostseeprovinzen sind wenigstens ruhiger geworden. Eine Wiederherstellung der alten Zustände ist freilich nicht eingetreten, aber es hat doch zur Freude aller wahren Christen und wohl auch aller wahrhaft Gebildeten die seit ca. zehn Jahren in den Ostsee-Provinzen Rußlands in Scene gesetzte Pastorenhetze aufgehört, und die am kaiserlich russischen Hofe augenblicklich herrschende Geistesströmung scheint einer Wiederaufnahme derselben durchaus abgeneigt zu sein. Wird auch immer noch hin und wieder gegen lutherische Prediger eine Klage wegen Trauung einst griechisch Getaufter, dann aber auf ihre eigene eindringliche Bitte lutherisch Konfirmierter erhoben, so wird doch allen solchen Klagen fürs erste wenigstens kein weiterer Fortgang gegeben. — Ob wirklich, wie man sagt, ein geheimer Befehl des Zaren vorliegt, daß wider die lutherischen Prediger in Religionssachen eine Klage beim Kriminalgerichte nur in dem Falle zu erheben sei, wenn sich dieselben eine Schmähung der griechischen Religion erlaubt haben, bleibe dahingestellt. Sollte es wahr sein, so müßte man bedauern, daß auch dieser Befehl wiederum nur ein „geheimer" ist, andererseits aber wären die Pastoren ihrer bisherigen so schweren Lage entrückt, denn wohl keiner von ihnen wird wohl je in die Gefahr kommen, auf solche Anklagen hin gerechter Weise verurteilt zu werden.

In anderer Beziehung sieht es in den baltischen Landen leider mehr als traurig aus. Die einst so Treffliches leistende Universität Dorpat ist als Jur=

jew in vollem Niedergange begriffen. Die Zahl der Studierenden nimmt trotz Zulassung von sehr vielen Juden und (neuerdings auch) halbgebildeten Seminaristen rapid ab. Der größere Teil der Balten besucht jetzt lieber inner russische Universitäten, z. B. Kiew, wo einzelne Fakultäten tüchtige Lehrkräfte aufweisen. — Auch die Zahl der Gymnasiasten sinkt immer mehr und mehr (in Mitau z. B. von 600 auf ca. 250).

Die Leistungen der früher so blühenden Volksschulen sind, nachdem durch Festsetzung großer Strafzahlungen für Versäumnis des Unterrichts der Besuch desselben jetzt wieder erzwungen worden ist, trotzdem gleich Null. Die in den russischen Seminaren gezüchteten Lehrer, die an die Stelle der alterprobten getreten sind resp. treten, sind viel zu wenig gebildet, um das Nötige zu leisten, und meinen doch (eben um ihrer minimalen Bildung willen) alles zu wissen und alles zu können. — Von den sogenannten Volksschulinspektoren redet man am liebsten gar nicht. — Man kann hier wohl wieder einmal von den Russen sagen: Sie bringen eine Kirchhofsruhe zustande und nennen sie Frieden.

Wenn der alte römische Satz, daß Ketzereien nicht über 400 Jahre dauern, an dem Protestantismus sich nicht bewähren wird, so wird doch wenigstens dem Ultramontanismus der Vorwurf nicht gemacht werden, daß er dieses Resultat durch Nachlässigkeit in seinen Umsturzbestrebungen verschuldet habe. Zunächst wird ja mit ebensoviel Eifer wie Dreistigkeit der demnächstige Untergang des Protestantismus prophezeit und ihm höchstens noch einige Jahrzehnte des nächsten Jahrhunderts Frist gegeben. Der Gedanke, daß im Jahre 1917 ein 400jähriges Reformationsjubiläum gefeiert werden könnte, nagt den ultramontanen Fanatikern schon jetzt am Mark ihres Lebens. Aber auch sonst ist man eifrig und rührig genug. Die Thätigkeit der Anhänger des Vatikans ist eine angestrengte und gesteigerte. In geschickter Weise wußte der Vatikan die politischen Verhältnisse nach der Niederlage in Afrika zu benutzen, um die Volksgunst wieder „dem armen Gefangenen" zuzuwenden. Der Herausgeber der größten klerikalen neapolitanischen Zeitung L'Italia Reale hatte kürzlich eine Unterredung mit dem Papst, die absichtlich von der klerikalen Presse verbreitet ward. Danach soll sich der Papst mit den italienischen Gefangenen in Afrika verglichen und gesagt haben, „ich bin seit 18 Jahren ein Gefangener. Ich befinde mich wohl in einem anständigen Gefängnis, aber es ist doch immerhin Einsperrung. Seit wie lange habe ich Roms Straßen und seine heilige Kirchen nicht gesehen!" Klagen über die italienische Regierung, welche ihn in der Ausübung seines Amtes hindere, beschlossen das Gespräch. Es ist begreiflich, daß die nationale italienische Presse dasselbe mit etwas Ironie behandelt. Ja, weshalb hält sich denn der Träger der Tiara, der „Herrscher über 200 Millionen Gewissen," „der Papst, der (nach Windthorst) die Welt regiert," im Vatikan eingeschlossen? Die Regierung hat seine fürstlichen Gemächer nicht zugeschlossen.

Die katholische Presse bietet ihren Lesern Wunderbares. Im „Pelikan," Monatsschrift für das Volk, zum Preise des allerheiligsten Altarsakramentes, erschien vor kurzem ein Artikel unter dem Titel: „120 Millionen Schutzengel." Danach verlangen die Schutzengel der 120 Millionen Protestanten das Gebet der gläubigen Katholiken, damit die verlorenen Schafe zu der Herde der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren. Dreimal bitten die heiligen Engel um das Gebet der Rechtgläubigen, 1. weil die heutigen Protestanten nicht schuld an ihren Irrlehren, sondern darin erzogen und in Unwissenheit der rechten katholischen Lehren sind, auch nicht wissen, welche unsittliche Menschen die

Stifter des Abfalls waren, sondern meinen, Luther, Zwingli, Calvin seien ausgezeichnete wackere Männer gewesen; 2. zeigen die heiligen Engel die Not der armen Protestanten, die ohne Schiff, ohne Steuer, ohne Führer im Meere umherschwimmen, ohne andere Nahrung als Buchstaben. Sie sehen das Schiff der katholischen Kirche vom heiligen Petrus geleitet, sicher durch die Wellen gehen, sehen, daß dort Licht, Schutz, Nahrung in Fülle ist — aber sie wollen nicht einsteigen (folgt was ihnen alles fehlt nach katholischer Lehre); 3. selbst das Schiff Petri wird jetzt von der Macht eines Orkanes erschüttert; aber Christus ist im Schiff, in dem allerheiligsten Sakramente, so ist keine Gefahr des Unterganges, Priester und Gläubige kommen, den jetzt scheinbar schlafenden Herrn zu wecken, er wird dem Sturm befehlen und es wird große Stille eintreten. Die armen Protestanten verlieren aber ein Brett nach dem andern, auf dem sie sich gehalten haben. Mehr als die Hälfte der Protestanten glaubt nicht mehr an die Gottheit Christi. Viele Protestanten haben gar keine richtige Taufe gehabt. In Amerika z. B. sind 90 Prozent nicht mehr richtig getauft. (?) Betet für die Rückkehr der Protestanten, ruft von Rom aus der Steuermann im Schifflein Petri, rufen ihre 120 Millionen Schutzengel. „Betet nach jeder Kommunion ein Vaterunser für die Rückkehr der Protestanten; betet, so oft ihr an protestantischen Orten vorbeikommt: Herr Jesus Christus, erbarme dich der Irrenden."

Wenn man der Meinung ist, daß das Apostolikum, wie es in den evangelischen Kirchen gebräuchlich ist, das alle Kirchen umfassende einheitliche Bekenntnis sei, so ist das freilich nicht richtig, aber selbst, wenn es so wäre, so ist nicht allein der Wortlaut der Bekenntnisformel, sondern auch seine Auffassung bei der Beurteilung der Glaubensstellung einer Kirche in Betracht zu ziehen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Glaubensbekenntnis, welches die Prinzessin Helena von Montenegro bei ihrem Übertritt am 16. Oktober 1896 abgelegt, oder vielmehr angenommen hat. Dasselbe lautet: „Ich, Helena Petrovicz, Prinzessin von Montenegro, glaube und bekenne alles, was die heilige Mutter, die katholische, apostolische, römische Kirche, lehrt. Ich glaube an Gott, den Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde — und an Jesum Christum, seinen Sohn, unsern einzigen Herrn, der von der Jungfrau Maria geboren ist, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben, am dritten Tage auferstanden von den Toten. — Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, an die Auferstehung des Fleisches, an die heiligen Seelen des Fegfeuers (Purgatorio).

Ich erkenne als sichtbares Haupt der heiligen Kirche und als unfehlbaren Stellvertreter Jesu Christi an den höchsten, römischen Pontifex (sommo Pontifice romano), den legitimen Nachfolger des heiligen Petrus, ersten Bischofs von Rom und Fürsten der Apostel. Ich erkenne und erkläre, daß alle andern Religionen falsch sind, und daß das Heil sich nur in der katholisch-apostolisch-römischen Kirche findet.

Ich glaube an alle Mysterien des Leidens und Sterbens Christi, an das heilige Meßopfer, die Firmelung und alle andern Sakramente. Ich erkenne als untrügliche Wahrheit an alle von der heiligen Kirche erklärten Dogmen. Ich glaube an den Kultus Gottes, der unbefleckten Jungfrau Maria und der Heiligen. Ich schwöre, daß ich stets die Lehren der katholischen Kirche bekennen und darin meine Kinder erziehen werde. Halte ich meinen Schwur nicht, so werde ich mir den Zorn Gottes sowie des St. Petrus und Paulus zuziehen und mich außerhalb des Schoßes der Kirche befinden. So wahr mir Gott helfe und seine heiligen Evangelien."

Der Teufelsstreit unter den Katholiken ist mit dem Geständnis des Pater Künlze noch keineswegs beendigt. Die Anhänger dieser Teufelsgeschichten haben, trotzdem die angeblichen aus Dokumenten geschöpften Enthüllungen sowie eine ganze Anzahl dieser Geschichten als ganz gewöhnliche Plagiate nachgewiesen wurden, dennoch an der Hoffnung festgehalten, daß die offizielle Kirche, d. h. der Papst, auf ihre Seite treten werde. Das Zögern der Kurie diesem handgreiflichen Unsinn gegenüber hat sie wieder aufs neue in der „Gläubigkeit“ an denselben bestärkt und die sonst gut ultramontanen Gegner dieser ergötzlichen Geschichten werden in den Geruch der Ketzerei zu bringen gesucht.

Die Enthüllungen waren ursprünglich eine sehr dreiste Spekulation auf den Aberglauben, die Neugier und die Gruselsucht des großen Publikums, um einer Schwindelgesellschaft, welche ein Buch unter dem Titel: Der Satan im 19. Jahrhundert, herausgab, die Taschen zu füllen. Der Inhalt desselben war zum Teil Plagiat, zum Teil Erfindung. Zwei Proben davon mögen genügen:

„Nach dem Kapitel 17 der 61. Lieferung existieren in Gibraltar geheimnisvolle Höhlen. Dr. Bataille hat sie selber besucht! Sie werden von den Engländern bewacht und enthalten ein diabolisches Laboratorium nebst Werkstätten für Satanistenwaffen. In ersterem wird die geheime Toxikologie und Mikrobiologie zu dem Zwecke der Verbreitung von Epidemien über die Erde verwertet. (Auf Seite 521 der 66. Lieferung sind sogar die Teufel bei der Arbeit dargestellt.) Als Bataille das merkwürdige Institut besichtigen wollte, begrüßte ihn dessen Vorstand Tubalkain feierlichst in ‚ausgezeichnetem Französisch‘ (später sprach er ‚Volapük‘). Und als er sich verabschiedete, überreichte ihm der Direktor des okkultistischen Laboratoriums ein einfaches, kleines Fläschchen, das kaum einige Centiliter faßte; dieses enthielt einen Stoff, mit dem man in einer Zweimillionenstadt wie Paris eine Choleraepidemie hervorrufen könnte, die mörderischer als die Hamburger vom Jahre 1892 wäre. Tags darauf hat Bataille das verfluchte Ding ins Meer geworfen.

Eine andere ‚Geschichte‘ handelt von der Erscheinung ‚eines geflügelten Krokodils, das Piano spielt‘: es ist auf Seite 609 der 77. Lieferung abgebildet. Sie wurde von einem Augenzeugen, M. Sandeman, dem ‚Dr. Bataille‘ berichtet, der darüber unter anderm (S. 619) schreibt:

Niemand bezweifelte die diabolischen Umtriebe, denen sich Sandeman hingab. Plötzlich hob sich der Tisch, der sich auf Wunsch ohne Berührung bewegt hatte, zum Plafond empor, fiel wieder auf den Boden nieder und verwandelte sich in ein schreckliches geflügeltes Krokodil. (!) Es trat eine allgemeine Panik ein, oder, besser gesagt, alles, mit Ausnahme Sandemans, war wie versteinert. Das Erstaunen erreichte aber den höchsten Punkt, als man das Krokodil sich zum Piano bewegen, es öffnen sah und hörte, wie es eine Melodie nach den sonderbarsten Noten spielte . . . Und während es Piano spielte, warf es der Hausfrau ausdrucksvolle Blicke zu, so daß, wie man sich denken kann, ihr sehr unbehaglich wurde. (!)“

Über Miß Vaughan (vgl. Th. Ztsch. 1896, S. 383) werden folgende Mitteilungen gemacht: „Durch ihren Vater ‚luciferianisch‘ herangebildet, mußte sie sich auch in die höhern Grade des ‚Palladismus‘ aufnehmen lassen und wurde zur Maitresse Templière bestimmt. Da sie aber zu ‚tugendhaft‘ war, um die bei der Einweihung vorgeschriebene Zeremonie mitzumachen, d. h. die Hostie zu durchstechen, wurden die Brüder sehr erzürnt über sie, und die Sache wurde schließlich sogar vor den ‚Luciferpapst‘ in Charleston, Albert Pike, gebrrcht, der

Lucifer selbst frug, was man denn mit der Eigensinnigen beginnen solle. Dieser gestattete jedoch sehr galant ihre Zulassung. Nach Eintritt des Schismas unter den Palladisten im Jahre 1893, da angeblich Adriano Lemmi zum ‚Papste' gewählt wurde, den die anständigen Palladisten nicht anerkennen wollten, wurde die tugendhafte Miß Haupt eines neuen Schismas, predigte ‚gereinigten Palladismus' und gab in Paris hierfür eine Monatsschrift heraus. Sie kam unerwartet in nähere Verbindung mit Priestern, indem sie sehr viele gute Werke that, und ihre große Verehrung für Jeanne d'Arc wurde von einem derselben benutzt, um sie von ihrem Irrwege abzubringen. Er bat sie im Namen Johannas, Maria nicht mehr zu schmähen, und sie versprach dies öffentlich in ihrer ‚Revue', worauf bald ihre Bekehrung erfolgte. Dabei vollzog sich folgendes entsetzliche Ereignis: Eines Tages erschienen ihr Lucifer, ihr Leibteufel Asmodeus und Belial, wie immer als Engel des Lichtes, um nochmals einen Versuch zu machen, sie zu täuschen. Da begann sie, einer plötzlichen Inspiration folgend, die ehrwürdige Jungfrau von Orleans anzurufen, und siehe da — in einem Augenblick verwandelten sich die Gestalten, und es wurden häßliche, entsetzliche, stinkende Teufel daraus. Die Braut des Asmodeus suchte hierauf ein Pariser Kloster auf, wo sie sich taufen ließ und ihre Memoiren zu schreiben begann."

Die deutschen ultramontanen Blätter, welche gegen diesen Schwindel aufgetreten sind, erwarteten nun, daß ihr Verhalten in Rom ohne weiteres gebilligt würde. Statt dessen sind sie nun genötigt, sich gegen den Vorwurf der Ketzerei zu wehren, während die „Gläubigen" unter dem Schatten des päpstlichen Schweigens Beweise für ihren „Glauben" suchen und neue Entdeckungen machen, welche (wie die des Kanonikus Brettes, der herausgefunden hat, daß die breiten und spitzen Federn auf den modernen Damenhüten luciferische Kennzeichen sind und die Flügel und Hörner des bösen Geistes imitieren sollen,) die früher bereits gekennzeichneten noch übertreffen. Wir wollen uns damit begnügen, noch die kostbare Polemik zu verzeichnen, die von der Druckerei des „Pelikan" in Feldkirch ausgeht. In einem daselbst jüngst erschienenen Flugblatte wird von den zahlreichen zu freimaurerischem Teufelskulte in Italien, Spanien, Frankreich und Wien gestohlenen Hostien berichtet und unter anderm erklärt:

„Die Enthüllungen Margiottas und der Diana Vaughan sind in ihren Grundzügen durch unwiderlegliche Thatsachen und durch Autoritäten bewiesen. Bei der Giordano-Bruno-Feier in Rom defilierten gegen hundert Teufelsbanner unter Absingung des Teufelshymnus beim Vatikan vorbei; bekanntlich erhob der heilige Vater damals lauten Protest, und wurden allerwärts Sühnefeiern abgehalten. War aber diese Giordano-Bruno-Feier nicht der Ausdruck einer bestehenden Teufelsverehrung? Wenn nun vor aller Welt die Loge ihre Verehrung für die Teufel bekannte, was wird diese Loge erst in ihrem Dunkel treiben, und wie stehen dann katholische Schriftsteller da, die den Teufelskult der Loge leugnen und ihre Gegner als ‚bewußte Schwindler und geistesgestörte Menschen' betiteln. . . . Wenn den Freimaurern die Larve abgerissen wird, dann bekommen unsere Spitzen den Schlotter, und sie kehren sich selbst gegen ihre besten Leute. Das ist die Macht des Freimaurertums."

Über den augenblicklichen Stand und die wahrscheinliche Erledigung der ganzen Angelegenheit spricht sich Charles Henri in der „Chr. W." u. a. folgendermaßen aus:

Der Hauptgrund der Opposition der ultramontanen Blätter gegen diese Dinge ist jedenfalls darin zu suchen, daß man fürchtete, durch Duldung dieser

Narrheiten nicht nur den fortgesetzten Spott der Protestanten, sondern auch die Entrüstung der verständigeren Katholiken noch mehr herauszufordern, nachdem man hiervon bereits nicht mißzuverstehende Äußerungen während der Zeit der Kongresse zu verzeichnen hatte und fürchten mußte, das katholische Volksleben dadurch in unberechenbarer Weise zu schädigen.

Das Schlimmste für die Opposition ist jedenfalls eine Thatsache, die wohl vielen als unglaublich erscheinen mußte, nämlich die wiederholt hervorgetretene Begünstigung der Miß Vaughan durch vatikanische Kreise, ja durch den Papst selbst. Als die Kölnische Volkszeitung ihren ersten aufklärenden Artikel brachte, hat man wohl daran nicht gedacht, und man sucht sich nun durch Wendungen und Drehungen wieder aus der Klemme zu helfen. Z. B. die „Germania“ scheint diese Taktik zu verfolgen, wie aus ihrer Behandlung eines Antwortschreibens des Dr. Michael Germanus, des Verfassers der Broschüre: „Die Geheimnisse der Hölle“ hervorgehen dürfte. Er schreibt u. a.:

„Kardinal Parrocchi und Leo XIII. zweifeln nicht an der Wahrheit ihrer (der Miß Vaughan) Bekehrung, sonst müßten die Herren Artikelschreiber erst beweisen, daß auch der Brief des Kardinalvikars Parrocchi an Miß Diana Vaughan, den ich meiner Broschüre vorausschickte, gefälscht wäre. . . . Man beachte, daß der Kardinal schreibt, daß er die Memoiren der Diana soeben lese und sie von ausnehmendem Interesse finde. Er muß also die erste Nummer dieser Memoiren gehabt haben, und in dieser Nummer erzählt die Diana ihre Vorstellung bei Satan in Charleston vom 8. April 1889.“

Die „Germania“ erwidert auf diesen Hinweis: Auch wir finden die Memoiren äußerst „interessant.“ Und die besondere Betonung des Wortes „interessant“ verrät, daß der Leser das als interessanten Schwindel verstehen soll. Daß eine solche Auffassung eine Verdrehung der Worte des Generalvikars ist, geht schon daraus hervor, daß er in demselben Briefe die Miß Vaughan als ein besonderes Gefäß der göttlichen Gnade preist und sie auffordert, dem Herrn Jesus Christus zu danken für die große Barmherzigkeit, die er ihr erwiesen habe. So spricht man, wie die Vossische Zeitung sehr richtig bemerkt hat, wohl nicht zu einer Person, wenn man ihr Debüt mit dem Satan für Schwindel hält.

Weniger richtig ist es aber, wenn diese und auch andere Zeitungen von der „theologischen Ketzerei“ der deutschen ultramontanen Blätter sprechen, in die sie verfallen, obschon sie das zu verheimlichen bestrebt sind, weil ihre Anschauungen von denen der höchsten kirchlichen Autoritäten abweichen. Da können ja diese immer entgegnen, man solle mit solchen Vorwürfen erst noch warten, bis einmal Leo XIII. ex cathedra gesprochen habe. Man will ja bereits davon unterrichtet sein, daß im Vatikan eine Stimmung zu Gunsten der deutschen Opposition sich bemerklich gemacht habe, was auch die Behauptung entkräften würde, daß die deutschen Katholiken im Vatikan als „halbe Ketzer“ betrachtet würden. Dieser Annahme dürfte jedoch der Inhalt eines Briefes des Sekretärs des Kardinals Parocchi entgegenstehen, der im vorigen Monat abgesandt worden sein soll, und in dem es heißt:

„Sie (Miß Diana Vaughan) wissen, daß ein blutiger Krieg gegen Sie erklärt ist. Nicht nur zieht man die Echtheit Ihrer kostbaren (!) Enthüllungen über die Freimaurerei in Zweifel, nein, man bezweifelt sogar Ihre Existenz. Die widersprechendsten Gerüchte zirkulieren bezüglich Ihrer Person, und ihr Echo ist bis zu hoher Stelle gedrungen. Ich habe materielle und psychologische Beweise nicht bloß für Ihre Existenz, sondern auch für die Aufrichtigkeit Ihrer Bekehrung. Dank diesen Beweisen hatte ich die Gelegenheit und, ich

darf wohl sagen, das Glück, Sie energisch zu verteidigen bei mehr als einer Gelegenheit. Ich sehe in dem Ihnen erklärten Kriege nur ein gemeines Manöver dessen, den Sie besser als jeder andere als den Vater der Lüge kennen!"

Vielleicht erleben wir noch in nächster Zeit, daß Leo XIII. am Ende seiner Tage abermals eine Encyklika gegen die Satansgenossen in die Welt sendet, dabei aber nach dem Grundsatze handelt: Qui bene distinguit, bene docet, indem er einerseits den geliebten Brüdern und Söhnen, so am Trienter Kongreß teilnahmen, für ihre Thätigkeit zur Aufklärung der freimaurerischen Teufeleien im allgemeinen anerkennend seinen Dank ausspricht, das Resultat ihrer Verhandlungen und die Lehre über Freimaurerei und Teufelei den Gläubigen nochmals darlegt, im übrigen aber, trotz des früher erteilten Segens, hinsichtlich der Diana Vaughan und der Margiotta und Taxil die Meinung ausspricht, daß sie selbst von den geheimnisvollen Schlingen der Geister der Lüge und des Truges umgarnt, ja beinahe die Oberhäupter der Kirche selbst irregeleitet, insbesondere aber die getreuen Schäflein in Deutschland verwirrt und zu Zwietracht mit den sonstigen Getreuen verleitet hätten, wenn nicht noch rechtzeitig die allzeit waltende Inspiration dem Pontifex Maximus zur Erkenntnis der Wahrheit, infolge anhaltender Suggestionen, verholfen hätte. Diese Encyklika verdient dann auch mit historischem Kommentar und den nötigen Anmerkungen über die päpstlich gesegneten Antisatanisten und ihre Erlebnisse, inklusive der Geschichte von dem pianospielenden verliebten Teufelskrokodil, von dem Epidemienlaboratorium in Gibraltar und von der Flucht der drei Ober- und Leibteufel des Fräulein Diana auf die Fürbitte der ehrwürdigen Jeanne d'Arc der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Litterarisches.

Philipp Melanchthon, sein Leben und Wirken.

Eden Publishing House, St. Louis, Mo.

Wir besprechen Erscheinungen unseres synodalen Verlags in der Regel nicht in der Theol. Zeitschrift, weil es selbstverständlich ist, daß dieselben unsere Empfehlung haben, und weil es ebenso selbstverständlich ist, oder sein sollte, daß den Gliedern unserer Synode die synodalen Verlagsartikel nicht noch besonders durch ein synodales Blatt zur Verbreitung empfohlen zu werden brauchen.

In dem vorliegenden Falle möchten wir aber eine Ausnahme machen. Das oben genannte Büchlein bildet das 24. Bändchen der Evang. Jugendbibliothek und ist gerade für die Geburtstagsfeier Melanchthons bestimmt. Es wird sicher nicht bloß von der Jugend, sondern noch mehr von den erwachsenen Gemeindegliedern mit Interesse gelesen werden, d. h. wenn es ihnen in die Hände kommt. Das zu verwirklichen, bietet die bevorstehende Melanchthonfeier die beste Gelegenheit. Die ganze Auflage sollte bei diesem Anlaß aus den Räumen des Verlagshauses in das weite Gebiet der Synode hinauswandern. Es würde das eine würdige Feier durch die That sein, da sicher für keinen evangelischen Christen die nähere Bekanntschaft mit Melanchthons Leben und Charakter ohne Segen bleiben wird.

Mancherlei Gaben und ein Geist.

36. Jahrgang. 2. Heft.

Das vorliegende Heft enthält eine reiche, fast überreiche Fülle von Predigtentwürfen für die Zeit von Septuagesimä bis Pfingsten. Beinahe für jeden Sonntag sind vier Texte behandelt. Außerdem noch eine Abhandlung über die Versuchungsgeschichte nach Matthäus und Betrachtungen über die sieben Worte Jesu am Kreuz.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., März 1897. No. 3.

Melanchthons Loci.

Rede bei der Melanchthonfeier im Predigerseminar.

Philipp Melanchthon ist nicht bloß Praeceptor Germaniae durch seine Verdienste um die Hebung oder, genauer gesagt, Begründung des höheren Schulwesens in Deutschland gewesen; er nimmt eine ebenso bedeutende Stellung in einem engeren Kreise ein, nämlich auf dem Gebiet der evangelischen Glaubenslehre, als deren Begründer er sich sowohl in seiner Lehrthätigkeit in Wittenberg als auch namentlich durch die Herausgabe seiner Loci darstellt.

Melanchthon ist zwar nicht als Theologe, sondern als Philologe — als Lehrer der griechischen Sprache — nach Wittenberg berufen worden, aber schon in seiner Antrittsrede (29. August 1518) wies er auf die Wichtigkeit des Studiums des Urtextes der heiligen Schrift hin als die Quelle, aus der man eine klare Erkenntnis des Gebotes (mandatum) Christi gewinne. Ebenso fordert er unter Berufung auf den Apostel Paulus, daß die christliche Lehre unverkümmert und unvermischt mit fremder menschlicher Weisheit erhalten werde.

Wie das zu verstehen sei, das zu lernen bot Melanchthon gleich Gelegenheit, indem er eine Vorlesung über den Titusbrief ankündigte. Er fand eine große Zahl Zuhörer auch aus dem Kreise der Theologen, die, mit Luther zu reden, „Griechisch trieben um des Verständnisses der Bibel willen.“ Zunächst hat Melanchthon als Humanist mit den Hilfsmitteln seiner philologischen Bildung den Titusbrief erklärt, von dem er auch eine besondere Ausgabe veranstaltete (Oktober 1518). Dabei hatte er aber auch das ethische Interesse im Auge; das, was ihn, schreibt er sieben Jahre später, immer beim Theologisieren geleitet habe, sei die Besserung des Lebens gewesen. Noch im Jahre 1518 spricht er in einem Briefe an Camerarius den Entschluß aus, auch an die Theologie heranzutreten, wozu er sich durch seine humanistische Thätigkeit vorbereiten wolle.

Im Jahre 1519 erklärte Melanchthon die Psalmen nach dem hebräischen Texte; etwas ganz Neues, das man früher weder für nötig gehalten hatte noch auch den meisten Theologen der römischen Kirche möglich gewesen wäre.

Schon im September desselben Jahres trat Melanchthon auch formell der Theologie wieder einen Schritt näher, indem er sich den

akademischen Grad eines Baccalaureus der Theologie erwarb. Die Sätze, welche er bei dieser Gelegenheit aufstellte und in der Disputation verteidigte, erschienen selbst Luther etwas kühn, aber sehr richtig. Sie sind aber für uns deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie zum Teil eine Vorstufe der Loci bilden. Es wird in dem sechzehnten jener Sätze die Behauptung aufgestellt, daß ein Christ keine anderen Glaubensartikel anzunehmen habe, außer den in der Schrift bezeugten. Im nächsten Satz wird gesagt, daß die Autorität der Konzilien unter der der Schrift stehe und im folgenden dann der Schluß gezogen, daß es keine Häresie sei, wenn man nicht glaube, daß durch die Priesterweihe ein character indelibibis erlangt, oder daß die Abendmahlselemente verwandelt würden und ähnliches.

Es interessiert uns weniger, daß Dr. Eck die Wittenberger Fakultät beim Kurfürsten von Sachsen wegen dieser Sätze verdächtigte und sich darüber beklagte, daß das „heilige Sakrament des zarten Fronleichnams angetastet werde.“ Von viel größerer Bedeutung ist die Entschiedenheit, mit der in jenen Thesen die alleinige und oberste Geltung der heiligen Schrift betont wird. In diesem Punkte, den übrigens Karlstadt zuerst berührt hatte, ist Melanchthon Luther voraus gewesen. Die Frage, wie denn die heilige Schrift Autorität in Glaubenssachen sein könne, oder wie man ohne eine kirchliche Entscheidung den Sinn der Schrift feststellen könne, war für den Humanisten Melanchthon nicht mehr das unlösbare Rätsel, das sie bis auf die heutige Stunde für die römischen Theologen geblieben ist, sondern er hatte sich bereits klar darüber ausgesprochen, daß, wie die himmlische Wahrheit ganz einfach sei, so sei auch der Sinn der Schrift nur einer und einfach. Er ergebe sich allerdings bei Vergleichung der einzelnen Schriften aus dem Zusammenhang und Gang der Rede.

Das scheint uns so selbstverständlich, daß wir leicht fragen könnten, ob es denn überhaupt nötig gewesen sei, etwas, das doch jeder wissen mußte, noch ausdrücklich zu sagen. Das war aber damals ganz anders. Erstlich wurde die Schrift thatsächlich nicht verstanden, sodann erlaubte die Kirche nicht, daß jemand es unternahm, die Bibel selber verstehen zu wollen, und endlich war die Meinnng, daß die Schrift unverständlich sei, ein Stück des frommen Glaubens, dem nur ein unverständliches Buch Gegenstand der Verehrung und Bewunderung sein konnte. Hatte doch schon im Anfang des fünften Jahrhunderts Vincentius von Lirinum es deutlich genug gesagt, daß die Schrift wegen ihrer Erhabenheit nicht von allen in einem und demselben Sinn genommen werde, sondern ihre Aussprüche würden von einem jeden wieder anders erklärt, daher sei es wegen der so großen Umbiegungen ihres mannigfachen Sinnes notwendig, daß die Richtung der Auslegung der Propheten und Apostel nach der Vorschrift des kirchlichen und katholischen Sinnes genommen werde.

Doch kehren wir wieder zu der Betrachtung des Weges zurück, der Melanchthon zur Abfassung seiner Loci führte. Im Sommer 1519 er=

klärte er zum erstenmale den Römerbrief, den er als den weitaus bedeutendsten und zur Übersicht über die ganze Schrift dienenden bezeichnet. Im nächsten Jahre hielt er an dem Tage Pauli Bekehrung (25. Jan.) die Rede bei der nach den Statuten der Universität üblichen Feier zu Ehren des Patrons der theologischen Fakultät, des Apostels Paulus. Wie Melanchthon selbst sagt, sollte dieselbe keine bloße akademische Prunkrede sein; er will nur auf den Vorzug des Apostels hinweisen, dessen Frucht unser sei, auf seine Lehre. Er gibt nun allerdings keine zusammenfassende Darstellung der Lehre des Paulus, sondern eine Darlegung ihres Wertes und ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Christentums. Was er beabsichtigt, ist nicht die Wiedergabe des Inhaltes der paulinischen Schriften, sondern die Anregung zum Studium derselben, denn aus diesen allein kann die Wohlthat (beneficium) Christi erkannt werden, durch die man zum Frieden des Gewissens kommen könne. „Wenn euch euer Heil am Herzen liegt, wenn es euch darum zu thun ist, Christum und Christi Wohlthat zu erkennen, nehmt doch einmal die göttlichen Schriften des Paulus zur Hand, und ihr werdet mit himmlischer Weisheit erfreut werden."

Namentlich wird die Unfähigkeit der bisherigen Schultheologie, die Lehre des Paulus zu erfassen und darzustellen, scharf hervorgehoben. Er scheue sich zu sagen, mit wie großem Schaden die theologischen Schulen den Paulus vernachlässigt hatten. Nachdem sie mit Beiseitesetzung seiner Lehre sich zu Aristoteles gewandt hätten, sei kaum noch der Name Christi übergeblieben. Wie groß der Unterschied zwischen den [römischen Theologen-] Schulen und der heiligen Lehre des Paulus sei, würden diejenigen leicht erkennen, welche diesen [Paulus] eben nur an der Thür begrüßt hätten [d. h. nur einigermaßen mit ihm bekannt wären].

Man brauche sich durch die angebliche Schwierigkeit der paulinischen Rede nicht vom Studium des Paulus abschrecken zu lassen: man möge den Versuch machen, mit wie viel weniger Arbeit man den Hauptinhalt der Erörterungen Pauli erfassen könne, als die streitsüchtigen, leichtfertigen und doch bedeutungslosen Fragen jener Theologen. Daß man Paulus weniger verstehe, verdanke man jenen ausgezeichneten Lehrmeistern, welche, unbekannt mit aller alten Litteratur und mit jeder richtigen Bildung, den Paulus zerstückelt und dann nach Aristoteles ausgelegt hätten, daß nicht eine Zeile mit der andern gestimmt habe. Nicht so sei die Schrift zu Tage getreten, daß sie nicht verstanden werde: vielmehr der gütige Geist Gottes, der Licht sei, habe darauf hingewirkt, daß sie von allen Frommen zusammen verstanden werde.

Es ist vor allem die Freude über die gleichsam neu wieder entdeckten geistigen Schätze der Lehre des Paulus und der Lobpreis ihres Wertes, der sich in dieser Rede Melanchthons ausspricht. Dabei hatte Melanchthon im Sinne, in derselben Richtung weiterzuarbeiten, um so mehr als ihm das in dieser Rede Ausgeführte selbst nicht genügte. Er hatte die Absicht, seine Erläuterungen zum Römerbrief herauszugeben,

ebenso wie die, Bemerkungen zu den Sentenzen des Petrus Lombardus zu schreiben. Die Kunde von dem letzteren Plane Melanchthons hatte im römischen Lager Unwillen hervorgerufen und der päpstliche Legat Aleander belegte ihn mit dem Schimpfnamen eines Schurken (ribaldo), der ein so schönes Talent an eine so schlechte Sache setze.

Ehe es aber zur Ausführung beider Pläne kam, wurden sie von einem dritten überholt, in welchem sich das Wertvollste beider verschmolz, nämlich von dem Entschluß, Locos communes herauszugeben, in welchen das Gesetz, die Sünde, die Gnade, die Sakramente u. s. w. behandelt werden sollten.

Unter Loci verstand man nach dem Vorgang des Aristoteles und Cicero sowohl die allen Wissenschaften gemeinsamen Grundwahrheiten als auch die Hauptstücke der einzelnen Wissenschaften, in welchen sich ihr Inbegriff zusammenfaßte, aus welchen sich die Einzelnheiten ergaben, und auf welche diese letzteren wieder bezogen wurden.

Eigentliche Vorarbeiten für die Loci Melanchthons waren bereits gemacht worden in einem lange nur handschriftlich vorhandenen Aufsatze, der als Theologica institutio Philippi Melanchthonis in epistolam Pauli ad Romanos bezeichnet ist und sozusagen eine dogmatische Einleitung in den Römerbrief bildet. Im Winter 1520 wurde diese Arbeit umfassender ausgeführt in den Lucubratiuncula. Dieselben wurden aber teilweise durch Unberufene veröffentlicht; wahrscheinlich nach dem, was Melanchthon davon in seinen Vorlesungen mitgeteilt hatte. Er that dem weitern Druck Einhalt, wurde aber doch veranlaßt, sich mit der Herausgabe seiner Loci zu beeilen. Im April 1521 hatte der Druck derselben bereits begonnen, war aber erst Mitte Dezember beendet.

Es war nicht der Umfang dieses Buches, der den Druck so sehr verzögerte, denn dieser betrug nicht einmal 150 Seiten; auch die Überhäufung der Wittenberger Drucker in jenem Jahr (1521) hätte wohl die Fertigstellung nicht so lange hingehalten, wenn nicht Melanchthon einerseits selbst mit Arbeiten, die jenes unruhige Jahr nach sich zog, überhäuft gewesen wäre, und wenn er andererseits selber in allen Punkten fertig und über alle Fragen im klaren gewesen wäre. Das war aber in jener bewegten Zeit, in der jeden Augenblick neue Streitigkeiten auftauchten, gar nicht zu erwarten. Feste, bleibende, sichere Grundsätze aufzustellen, wo eins ums andere in den Streit des Tages hineingezogen wurde, war eine ganz ungeheure Aufgabe, deren vollständige Lösung damals noch eine reine Unmöglichkeit war. Es ist darum leicht begreiflich, daß die erste Ausgabe der Loci Melanchthons noch manches Unfertige an sich trägt. Es wäre, wie Melanchthon selbst in der Einleitung der Loci sagt, viel leichter gewesen, die Beweise der Scholastiker umzustoßen und mit denselben vieles, was sie eher für gewisse Ketzereien zu thun schienen, als für die allgemeinen Glaubenssätze. Aber gerade hierin zeigt sich die Größe und der Scharfblick Melanchthons, daß er nicht aus den Trümmern der Scholastik das Gebäude seiner Theologie aufführte, sondern auf der in der Schrift

gegebenen Grundlage selbständig und frei aufbaut, obwohl nach den Zeitverhältnissen der Kampf mit den Gegnern nicht vermieden werden konnte. Es ist durch diese selbständige, in sich feste Stellung die evangelische Dogmatik, soweit sie in diesen Bahnen geblieben ist, davor bewahrt worden, nur als Gegensatz zu bestehen und darum immer in Gefahr zu stehen, daß sie mit dem Verschwinden ihres Gegensatzes selbst zwecklos werde, und darum unfruchtbar bleibe.

Wäre die evangelische Theologie auf diese Bahnen eingelenkt, so hätte sie es nicht zu einer Umgestaltung der christlichen Lehre bringen können, sondern es hätte sich immer nur um die Berichtigung einzelner Lehrirrtümer und um das Abthun einzelner Mißbräuche handeln können.

Was nun die Gestalt der ersten Ausgabe der Loci betrifft, so ist es der geringe Umfang derselben, der gegenüber den dickleibigen Werken der Scholastiker zuerst in die Augen fällt. Es hängt diese Verringerung des Stoffes mit dem Bestreben Melanchthons zusammen, jeder Spekulation, die nur dem Interesse des Wissens zu dienen scheint und für das christliche Leben unfruchtbar ist, aus dem Wege zu gehen. So werden die Loci eine Dogmatik und Ethik zugleich und sind ein Zeugnis für jenes ethische Interesse, von dem er (wie oben erwähnt) sagte, daß es ihn bei allem seinem Theologisieren geleitet habe.

Die Einleitung gibt eine Überschrift des Inhaltes, der aber die Ausführung nicht immer folgt. Sodann werden alle spekulativen Erörterungen mit den Worten beiseite geschoben: „Die Geheimnisse der Gottheit werden wir richtiger verehren als erforschen. Ja, sie können nicht ohne große Gefahr untersucht werden, was nicht selten auch heilige Männer erfahren haben. Und dazu hat Gott seinen Sohn mit dem Fleische bekleidet, daß er uns von der Betrachtung seiner Majestät weg zur Betrachtung des Fleisches, ja unserer eigenen Hinfälligkeit anregte .... Es ist kein Grund vorhanden, warum wir viel Mühe verwenden sollten auf die ersten Hauptstücke, von Gott, von der Einheit, von der Dreieinigkeit Gottes, von dem Geheimnis der Schöpfung, von der Art und Weise der Menschwerdung. Ich bitte dich, was haben die scholastischen Theologen schon in so vielen Jahrhunderten, als sie sich mit diesen Gegenständen allein beschäftigten, erreicht? Sind sie nicht in ihren Untersuchungen, wie jener (Paulus) sagt, eitel geworden, während sie das ganze Leben ihr Spiel trieben mit de universalibus, formalitatibus, connotatis und, ich weiß nicht, wie viel anderen leeren Worten. Ihre Thorheit könnte verhehlt werden, wenn sie nicht inzwischen uns das Evangelium und die Wohlthaten Christi durch ihre thörichten Disputationen verdunkelt hätten .... Wie ich dagegen den einen Christen nennen soll, der die übrigen Hauptstücke, nämlich die Macht der Sünde, das Gesetz, die Gnade nicht kennt, weiß ich nicht. Denn aus diesen wird Christus eigentlich erkannt, wenn nämlich Christum erkennen heißt: seine Wohlthaten erkennen, nicht, was jene lehren, seine Naturen, die Arten der Fleischwerdung, betrachten.

Wenn du nicht wissen solltest, zu welchem Zweck Christus das Fleisch angenommen hat und gekreuzigt worden ist, was nützte es dich, seine Geschichte zu kennen? Das ist erst christliche Erkenntnis: zu wissen, was das Gesetz fordert, woher man die Kraft zum Thun des Gesetzes, die Gnade für die Sünde erbittet, wie man die im Kampf gegen den Teufel, das Fleisch und die Welt ermattende Seele aufrichte, wie man das niedergeschlagene Gewissen tröste. Ja, das lehren wohl die Scholastiker?"

Melanchthon beruft sich dann noch auf das Vorbild des Paulus, der im Römerbrief eine Zusammenfassung der christlichen Lehre geschrieben, aber nicht über die Mysterien der Trinität, die Art und Weise der Menschwerdung, die aktive und passive Schöpfung philosophiert, sondern vom Gesetz, von der Sünde und Gnade gehandelt habe, von welchen Stücken allein die Erkenntnis Christi abhänge.

Es wird dann auch sofort übergegangen zur Behandlung der Anthropologie in dem Kapitel (locus) von den Kräften des Menschen und vom freien Willen. Darauf folgen: das Gesetz, das Evangelium, die Kraft des Gesetzes, die Kraft des Evangeliums, die Gnade, Rechtfertigung und Glaube, Liebe und Hoffnung, vom Unterschied des Alten und Neuen Testaments, vom Unterschied des alten und neuen Menschen, von den Zeichen, d. h. den Sakramenten Taufe und Abendmahl, zwischen beiden eine Abhandlung über die Poenitentia oder die Beichte, sodann das Kapitel von der Obrigkeit, worauf mit dem Abschnitt über das Ärgernis das Ganze schließt.

Noch im selben Jahre, 1521, wurde ein zweiter Abdruck des Buches, aber nur mit sehr wenigen Veränderungen, begonnen; 1522 erschien eine zweite Ausgabe von Melanchthon, die in manchen Punkten erweitert und verbessert war. Im Jahre 1535 hat er die Loci neu bearbeitet und, um das Ganze der allgemeinen Kirchenlehre zu geben, auch die in der ersten Ausgabe übergangenen spekulativen Dogmen bearbeitet, aber ein besonderes Interesse hat er ihnen niemals zugewendet. Es liegt das in dem auf das Ethische gerichteten Zug seines Denkens (er war darin Humanist im besten Sinne des Wortes), der ihn an allem dem vorüberführt, was nur dem Wissen oder gar der Neugier zu dienen scheint, aber für das christliche Leben unfruchtbar bleibt. Es sind aber die Loci Melanchthons mit der Zeit nicht nur bis zum dreifachen Umfang ausgedehnt worden, sie sind auch in ihrem Inhalt weitergebildet worden. So namentlich die Ausgaben von 1543 und 1548. Der starre Determinismus der ersten Ausgabe wird fallen gelassen, ebenso werden die lutherischen Spekulationen über die Ubiquität als über das Ziel hinausgehend nicht angenommen. Ebenso sucht er die Lehre von der Sünde so zu gestalten, daß der Übergang des Sünders in den Stand der Gnade (die conversio) nicht als ein magischer oder bloß mystischer, sondern auch als ein sittlicher Akt sich darstellt.

Ein Zeugnis für die Bedeutung der Loci waren die zahlreichen Nachdrucke derselben, wie auch das anerkennende Wort Luthers von dem unbesiegten Büchlein, das, nach seinem Urteil, nicht bloß der Un-

sterblichkeit, sondern auch des Kanons der Kirche würdig sei, ebenso wie die Übersetzungen von Spalatin und Justus Jonas; auch Luther hat in 1524 eine Zeit lang an einer Übersetzung der Loci ins Deutsche gearbeitet. Auch die Gegner der Reformation konnten nicht umhin, dem Büchlein ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es dauerte aber vier Jahre, bis der streitbare Dr. Eck mit seinem Enchiridion locorum communium adversus Lutherum et alios hostes ecclesiae fertig war.

In ganz gemeiner Weise zieht Cochlaeus in einer erst 1531 erschienenen Streitschrift über Melanchthons Werk los. „Ich habe," schreibt er, „gestern die von dir herausgegebenen Loci communes gesehen, wahrlich einen neuen Alkoran, der, wenn er nicht bald aus dem Lande der Lebendigen getilgt wird, um so viel verderblicher wirken wird, denn Luthers Buch über die babylonische Gefangenschaft, als du einen einschmeichelndern Stil und einen edleren Geist hast, als du eine größere Geschicklichkeit und Vorsicht besitzest in betrügerischer Anwendung der Schrift. O Deutschland! wie bist du unglücklich durch die neue Mißgeburt geworden, wenn sie nicht sogleich als ein schädliches Ungeheuer und verderbliche Sirene hinweggethan wird. In Wahrheit kann man davon sagen: durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gedrungen. O hättest du besser gesorgt für deine Seele und unser ganzes Vaterland! Das wäre geschehen, wenn du das Buch nicht veröffentlicht hättest, ohne es vorher nach den Gesetzen prüfen zu lassen. Jetzt aber wird das Gift durch alle Glieder schleichen, ehe ein Gegengift bereit ist. Ich habe diesen deinen Alkoran nur bei einem andern gesehen, ich selbst besitze ihn nicht. O daß niemand ihn hätte als ich! dann würde ich es für meinen höchsten Ruhm halten, nicht das Buch herauszugeben, sondern es in aller Eile dem Vulkan zu übergeben, um so die Erde, ja die Seelen der Menschen vor diesem Verderben zu bewahren."

Es ist gut, daß die Verwirklichung dieses frommen Wunsches von vornherein unmöglich war.

So wie die Sentenzen des Petrus Lombardus die Grundlage für die scholastische Theologie abgegeben haben, so bildeten die Loci die Grundlage der dogmatischen Entwicklung auf dem Gebiet der lutherischen Theologie. Über ein Jahrhundert bestand die dogmatische Arbeit der lutherischen Theologen vorzugsweise in der Erläuterung der Loci Melanchthons. Selbst Leonhard Hutter, der einst, als sich einer der Opponenten auf die Autorität Melanchthons berief, Melanchthons Bild von der Wand gerissen und mit Füßen getreten haben soll, schließt sich doch in seinem Kompendium, das unter kurfürstlicher Protektion die Loci aus den sächsischen Theologenschulen verdrängte, an die Ordnung und Methode derselben an, und seine dogmatischen Vorlesungen sind eine Bearbeitung der Loci Melanchthons, die er allerdings im Sinne der Gnesiolutheraner kritisiert und korrigiert, wobei er sich der Hoffnung hingibt, Melanchthon werde auch für die Sünde des Abfalls vom wahren Luthertum Buße gethan und Vergebung erlangt haben.

Es ist nur ein Teil der Lebensarbeit Melanchthons und nur ein Teil der Bedeutung, welche Melanchthon für die Entwicklung der evangelischen Kirche gehabt hat und noch hat, was wir uns vor Augen geführt haben. Aber dieses genügt, um uns mit Hochachtung für die gewissenhafte und tüchtige Arbeit, sowie für die Persönlichkeit Melanchthons zu erfüllen, der zwar nicht ein Bahnbrecher der Reformation, aber ein Baumeister der evangelischen Theologie für die Schule und des evangelischen Bekenntnisses für die Kirche geworden ist.

Die Entstehung und normale Entwicklung des inneren Lebens.

Referat von P. J. Erdmann.

Was dieses Thema betrifft, so stößt man mit dem Wort „normal" schon auf Schwierigkeiten, denn normal heißt seiner Bedeutung nach regelmäßig, vorschriftsmäßig, auch musterhaft. Es müßte also eine musterhafte Entwicklung sein, die nichts zu wünschen übrig läßt. Inwieweit dies auf das innere Leben anzuwenden ist, ob selbiges sich musterhaft gestalten und entwickeln kann, ist nach unserm jetzigen, durch den Sündenfall herbeigeführten Zustande, da unser neuer Mensch stets Versuchungen ausgesetzt ist und durch Kampf zum Licht hindurchzudringen hat, schwer zu bestimmen. Es wird schwer halten einen Menschen zu finden, dessen Leben dies Prädikat mit völliger Wahrheit beigelegt werden kann.

Eine absolut normale Entwicklung des innern Lebens müssen wir von vornherein verneinen, weil dieselbe eine Erlösung und somit das Kommen Jesu Christo überflüssig machen würde. Es kann nur eine relativ normale Entwicklung sein.

Was nun die Entwicklung des innern Lebens betrifft, so haben wir vor allen Dingen festzustellen, was wir unter diesem Worte „innern" zu verstehen haben. Wenn der Apostel Paulus im Römerbrief Kap. 7, 22 spricht: „Denn ich stimme dem Gesetze Gottes bei nach dem innern Menschen," so gibt uns diese Zustimmung einen Einblick in das Leben des Apostels, welcher auch vor seiner Bekehrung seine Freude an dem Gesetze Gottes hatte, ohne zu wissen, was ein neuer Lebenswandel sei. Deshalb spricht er hier auch nicht von dem durch den heiligen Geist erzeugten Leben, καινὸς ἄνθρωπος, sondern von dem ἔσω ἄνθρωπος, dem innern Menschen.

Diesen innern Menschen darf man nicht als gleichbedeutend mit dem neuen Menschen hinstellen, sonst würde Paulus das Wort „neu" gebraucht haben. Der „innere Mensch" ist unsere unsichtbare Persönlichkeit, aber diejenige Seite derselben, welche der Wirksamkeit des heiligen Geistes am ersten zugänglich ist. Es ist demnach das zurückgezogene, nach innen gerichtete, stille Gemüts- und Gefühlsleben, welches auch in seinem natürlichen Wesen, wie bei Paulus, seine Freude

und Zustimmung dem Gesetze Gottes zuwendet, obgleich ihm ein Verständnis des geistlichen Lebens abgeht. Dies innere Leben, der „innere Mensch," ist das Organ für den neuen Menschen. Es ist nach Paulus, der νοῦς, die Vernunft, welche die Fähigkeit besitzt, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, wie er Röm. 7, 25 sagt: „Ich selbst aber diene mit der Vernunft dem Gesetze Gottes." Es ist somit der höhere und edlere Trieb des Menschen gegenüber dem ἔξω ἄνθρωπος mit seinen niedrigen Wünschen und Begierden.

Anders allerdings gestaltet es sich, wenn wir für „inneres" „neues Leben" setzen. Also die Entwicklung des durch den heiligen Geist erzeugten Lebens im Menschen, von welchem Jesus mit Nikodemus Joh. 3, 3 spricht und dies „neue Leben" als absolute Bedingung für die Zugehörigkeit zum Reiche Gottes hinstellt, wenn er sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gott nicht sehen," und wiederum: „Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, kann er nicht in das Reich Gottes kommen." Jesus Christus hat hier wohl die Wasser- und Geistestaufe im Auge, durch welche letztere dem Menschen Vergebung der Sünden und die Gabe des heiligen Geistes mitgeteilt würde, nach den Worten des Apostels: „Thut Buße und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes." Ap.-Gesch. 2, 38.

Die Taufe als göttlicher Gnadenakt ist also das erste, und zwar dasjenige Mittel, durch welches dem Menschen der Keim eines neuen, göttlichen Lebens mitgeteilt und der Mensch in die Gemeinschaft mit Gott versetzt wird. Demnach ist die Taufe das Bad der Wiedergeburt, wie Paulus an Titus Kap. 3, 5 schreibt: „durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes." Es handelt sich hier nicht um die tägliche Erneuerung des heiligen Geistes, sondern die erste Satzung des καινὸς ἄνθρωπος, des neuen Menschen.

Und dennoch ist die heilige Taufe nur bedingungsweise ein Bad der Wiedergeburt, weil bei der Kindertaufe von keiner Aktivität, sondern nur von Passivität die Rede sein kann. Es ist nicht Willensäußerung des Täuflings selbst, dieselbe zu empfangen. Es kann niemand die Forderung an ein neugebornes Kind stellen: „Thut Buße." Obgleich fähig dies Gnadengut aufzunehmen, wird ihm dasselbe nur dann in vollem Maße zu teil, wenn es in der Gnade beharrt. Der Taufe geschieht kein Abbruch; gemäß der Einsetzung Christi behält sie ihre Kraft, aber der zum persönlichen Bewußtsein gekommene Täufling, wenn er durch Indifferentismus sich dieses Gnadengutes unwürdig erweist, muß, um Teilhaber am Reiche Gottes zu sein, einen neuen Anfang setzen. Und dies will Jesus dem Nikodemus mit dem Worte ἄνωθεν sagen.

Es muß im Laufe des irdischen Lebens ein Anfang im geistlichen Leben gesetzt werden, der ebenso neu ist, wie die Geburt selbst. In beiden Fällen kommt ein neues, bis dahin nicht vorhandenes Leben zum Vorschein, nur in verschiedenen Äußerungen. Von der Entstehung des

neuen Lebens hängt auch vielfach die Entwicklung desselben ab, weil mit der Entstehung auch zugleich meist die Richtung angegeben ist. Eine Änderung in der Entwicklung tritt ein, sobald ein Einfluß entweder zum Guten oder zum Bösen geltend gemacht wird.

Ebenso ist bei der Entwicklung das Leben des einzelnen Individuums in Betracht zu ziehen. Denn anders ist die Entwicklung eines zum Christentum übergetretenen Juden, anders die eines Katholiken, als eines in der evangelischen Lehre erzogenen Christen. Ersterer wird trotz seiner aufrichtigen Frömmigkeit doch immer noch ein Stück Zeremonialgesetz als Ballast mit sich herumschleppen, und deshalb auch durch andere Gewissensängste hindurch müssen, um zur Freiheit in Christo zu gelangen; zumal sich für das neue Leben keine allgemein gültige Regel aufstellen läßt.

Woran unsere gegenwärtige Zeit leidet, ist Mangel an Energie und Festigkeit auf dem Gebiete des religiösen Lebens. Ein gewöhnlicher Fehler ist Schlaffheit des geistlichen Lebens, das zuletzt breiartig wird und Menschen mit wandelbaren Grundsätzen heranbildet, die dann in einer Gefühlsduselei in momentaner Begeisterung für Gottes Reich arbeiten wollen, während sie in sich selbst so unklar und unreif, ja so unwissend sind, daß ihnen die Kenntnis der primitivsten historischen Thatsachen des Christentums fehlt. Aus solchen Elementen bilden sich die Abnormitäten, die durch Vernachlässigung der Erziehung auf geistigem wie religiösem Gebiete in den Schmutz der Sünde geraten, und dann, wenn sie sentimental und schwärmerisch angelegt sind, einem äußeren Reizmittel leicht zugänglich sind: Glauben mit einemmale alles zu besitzen und keines Wachstums zu bedürfen. Und wenn irgend eine, so ist unsere Zeit reichlich mit solchen Leuten versehen. Eine derartige Entwicklung, die eigentlich keine genannt werden kann, ist unbiblisch.

Ganz anders soll sich das neue Leben eines Menschen nach Jesu Christi Worten und des Apostel Paulus Lehre gestalten. Wenn Jesus Christus die Entwicklung des Reiches Gottes mit einem Senfkorn vergleicht, welches aufgeht und sich allmählich entwickelt zu einer großen Pflanze, so ist auch das in dem Reiche Gottes lebende Individuum derselben Entwicklung unterworfen. Wir sehen dies auch an den Jüngern Jesu, daß sie trotz ihres täglichen Umgangs mit Jesu doch nicht fähig waren alles zu verstehen, und Jesus selbst sagt: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen.“ Ebenso spricht der Ebräerbrief von Kindern im Glauben, denen man Milch zu trinken geben muß, und von Vollkommenen, die starke Speise bedürfen, die durch Gewohnheit, also durch stetes Wachsen und stete Übung im neuen Leben, geübte Sinne haben zum Unterschied des Guten und Bösen. In diesen Worten wird also eine von Stufe zu Stufe schreitende Entwicklung angegeben, wie es auch von Jesus heißt: „Und Jesus nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Und abermal: „Und das Kindlein wuchs und ward stark im Geist.“ In der-

selben Weise spricht der Apostel Paulus 2 Kor. 4, 16: „Derhalben ermüden wir nicht, wenn auch unser alter äußerer Mensch vernichtet wird, wird doch unser innerer erneuert von Tag zu Tag." Paulus stellt hier den „inneren Menschen" als Bedingung für den neuen Menschen hin. Wenn wir uns geistlich entwickeln wollen, muß ein Wachsen in der göttlichen Gnade und Erkenntnis stattfinden, wie Petrus im zweiten Briefe schreibt: „Wachset in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi," so muß unsere innere Persönlichkeit empfänglich und verlangend werden, wir müssen dem heiligen Geist in uns Raum gewähren. Dann wachsen wir in die Gnade hinein, so daß dieselbe der Boden ist, auf welchem und in welchem wir stehen und an Erkenntnis Jesu Christi zunehmen. Denn je nachdem unsere Erkenntnis von Christo ist, d. h. als was und wen wir ihn kennen, ist ein Hineinwachsen in ihn möglich, und unser alter Mensch wird abnehmen, aber Christus in uns wird zunehmen. Dann wachsen wir nicht nur in einem, sondern in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus. Ein Wachstum in Christo ist also Voraussetzung, wenn Paulus Ephes. 2, 21 sagt, daß der einzelne zum ganzen Bau Gehörende zu einem heiligen Tempel heranwachsen und zu einer göttlichen Größe werden soll; nach Kol. 2, 19 so viel als er wächst ein „Gotteswachstum." Es ist also nicht nur ein Gott wohlgefälliges, sondern auch ein von Gott gewirktes Leben, das in allen Stücken reich sein muß, vor allem an Glaube, Liebe und Erkenntnis seiner selbst und Erkenntnis Christi: Es muß sich dieses Leben aus den unbewußten Anfängen zu einer bewußten freien Thätigkeit entfalten. Der anfangs historische Glaube muß allmählich zu einer Sache des inneren Lebens, des Herzens der Persönlichkeit werden, zu einem Glauben, der mit Paulus spricht: Ich glaube, darum rede ich. So daß der Glaube nicht auf dieser oder jener Krücke menschlichen Beweises ruht, sondern aus eigener Erfahrung spricht: Wir haben selbst geglaubt und erkannt, daß dieser ist Christus, der Weltheiland. In gleicher Weise muß die göttliche Liebe sich entfalten. Frei von Egoismus, Selbstsucht und verdienstlicher Werksucht muß sie sich zu einer Liebe gestalten, die Jesus Christus liebt, um zu lieben, so daß unser Leben in seiner Liebe aufgeht. Von einer Vollkommenheit in irgend einem Stücke wird man wohl nicht reden können, denn obgleich die Vollkommenheit ein biblischer Begriff ist, nach Ephes. 4, 13; Kol. 1, 28; und Matth. 5, 48: „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," so ist dieser Begriff dennoch nur ein relativer, denn es gibt auf Erden keine Vollkommenheit, sonst hätte Paulus, der wohl unter die Vollkommenen müßte gezählt werden, nicht gesagt: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe, ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte."

Handelte es sich nur um die natürliche Entwicklung, so könnten wir einen vollendeten Gelehrten, Strategen oder Staatsmann nehmen (wenn es einen solchen gäbe) und an dessen regelmäßiger Entwicklung eine Regel für alle übrigen aufstellen. Aber für Entwicklung des

neuen Lebens ist der beste Erdensohn nicht maßgebend. Wir nehmen deshalb Jesus Christus als vollendete gottmenschliche Persönlichkeit, dessen Leben sich trotz äußerer Versuchungen ohne Hemmung ruhig und ungestört entwickelte, bis er alle irdischen Schranken ablegte und als verklärter Menschensohn in seines Vaters Reich einging. Obgleich nun Jesu Leben ohne äußere Hemmung sich entwickelte, so war sein irdisches Leben dennoch dem Wechsel unterworfen, so daß einmal mehr die Gottheit, Verklärung, ein andermal mehr die Menschheit (Gethsemane und seine Gottverlassenheit am Kreuze) zur Geltung kam. Dies führt uns also auf die verschiedenen Seelenzustände in der Entwicklung.

Wie nun diese Entwicklung im wesentlichen vor sich geht, wie der neue Mensch wächst, entzieht sich unserm Auge, weil es ein in Christo verborgenes Leben ist, nach Pauli Worten Koloss. 3, 3: „Denn ihr starbet und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott." Es entzieht sich dem Markte des Alltagslebens und ist nur für ein geistlich erleuchtetes Auge sichtbar. Deshalb können wir nicht beobachten, wie dies verborgene, keimartig eingepflanzte Leben wächst, wie der neue Mensch täglich an Kraft und Stärke zunimmt, wie ein göttliches Wort nach dem andern das Leben aufbaut, wie eine Verheißung nach der andern den oft müden und matten Geist kühn und kampfesfähig gegen die angeborne Neigung zur Sünde macht. Wie ein Trostwort nach dem andern ihn freudig und siegesbewußt die Welt als überwunden betrachten läßt, und wie er eine geheime Sünde nach der andern allmählich überwindet, wie der Geist im Kampf gegen das Fleisch, auch gegen die gefährlichsten, die Lieblingssünden, als Sieger hervorgeht.

Was wir sehen, sind nur Äußerungen, es ist die Frucht eines sich entwickelnden Lebens. Und je nach den Früchten schließen wir auf den neuen Lebenszustand, in welchem der Christ sich von den Anfangsgründen, der toten Werke, der Buße und dem Glauben, zu einem an Erkenntnis reichen und glaubensstarken Manne in Christo heranbildet, so daß er begreifen kann, welches da sei die Breite, die Länge und die Tiefe der göttlichen Liebe, und er sich nicht von allerlei Wind der Lehre hin und her bewegen läßt.

Diese Entwicklung muß, wenn sie normal (normal im relativen Sinne gefaßt) sein soll, Schritt für Schritt vor sich gehen. Mit der Zunahme an Alter muß auch die Weisheit und Erkenntnis zunehmen. Es darf der Geist, das religiöse Leben, nicht einseitig oder krankhaft, dem göttlichen Worte entgegen, sich gestalten. Nicht auf Gefühlen beruhend, aber auch nicht nur dem Verstande und der Vernunft Rechnung tragend. In beiden Fällen, wenn das eine oder das andere zu sehr hervortritt, kann das geistliche Leben und eine regelmäßige Entwicklung gehindert werden. Tritt ersteres zu sehr hervor, so ist das eine ungesunde, unbiblische Entwicklung, weil das Gefühl äußeren, auf die Sinne wirkenden Einflüssen nicht unzugänglich ist und sich oft nur als eine momentane Lebensenergie äußert. Ist letzteres der Fall, so kann das christliche Leben sich noch viel weniger normal gestalten, weil weder

Vernunft noch Verstand, sondern der Wille ein Hauptfaktor im geistlichen Leben ist. „Ihr habt nicht gewollt.“

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß die Entwicklung des Lebens an eine Methode gebunden sei, deren strenge Innehaltung durchaus notwendig sei, um zum Ziele zu gelangen. Im geistlichen Leben läßt sich keine menschliche Vorschrift machen, da es ein Ineinanderwirken göttlicher Gnade und menschlicher Willensfreiheit ist, nur darf es keine stoßweise Entwicklung sein, wenn sie beansprucht normal zu sein.

Es gibt Zustände, in welchen man glaubt, es sei ein Stillstand eingetreten, weil das im Entstehen begriffene Leben bemerkbarere Äußerungen von sich gibt als ein schon gereifteres. Aber es ist doch nur scheinbar ein Stillstand eingetreten, denn wie jede Pflanze Zeiten der Ruhe für innere Kraftsammlung bedarf, so auch das neue Leben Zeiten der Ruhe, der Zurückgezogenheit aus der Öffentlichkeit, um Kräfte für die Zeit der ernsten Arbeit und des heißen Kampfes zu sammeln, so daß, trotz der Anfechtung äußerer und innerer Art, die Entwicklung, wenn auch äußerlich unbemerkt, vorwärts schreite.

Dies sind die fruchtbarsten Zeiten für ein geistliches Leben. Still und unbemerkt setzt der Lebensbaum einen Ring nach dem andern an, immer stärker und fester in Jesum Christum und in sich selbst werdend. Es ist dies die Zeit des stillen Umgangs mit Jesu, in welcher die Seele himmlische Kräfte sammelt, deren sie in den heißen Kämpfen bedarf, da sich im Menschen zwei Mächte gegenüber stehen, deren jeder Absicht ist zu siegen. Deshalb ist die Entwicklung des neuen Lebens ein Kampfesleben mit der Sünde und dem alten Menschen.

Besonders hemmend wirken in einem Wiedergebornen Trägheit und Lauheit, Unaufrichtigkeit gegen sich selbst und seinem Heiland, indem man sich über seinen eigentlichen Seelenzustand täuscht, ja man flieht vor sich selbst, um nicht sein eigenes inneres Wesen kennen zu lernen, meidet die stillen Stunden mit Jesu, um nur nicht zur Erkenntnis seiner selbst zu kommen. Dort schwindet die einmal gehabte Erkenntnis und das neue Leben weicht unter dem stets vorrückenden alten Wesen.

Es gibt Zustände in unserm Seelenleben, da alle dämonischen Mächte auf uns einzuwirken versuchen: Haß, Leidenschaft, Lieblosigkeit, Zerrissenheit, innere Unruhe, die den Menschen aus dem Gleichgewicht zu bringen suchen und auch nicht selten Sieger bleiben.

Dagegen gibt es auch Zeiten der Ruhe, des Friedens, der schönsten Harmonie, da die Seele eins ist mit Gott, im Anschauen Gottes lebt, alles in der göttlichen Liebe aufgeht, gleich einem Baume am Wasserbache grünt, blüht und herrliche Früchte bringt, und nach den Früchten zu urteilen, die Entwicklung eine normale, der Jesu Christi ähnlich ist. Und dennoch ist es keine ganz normale Entwicklung, weil unser geistliches Leben sich leicht einseitig entwickelt und entweder diese oder jene Seite desselben besonders stark hervortritt. So tritt bei dem einem das Glaubens-, bei dem andern das Liebes-, bei einem dritten das Er-

kenntnisleben hervor. Bei anderen zeigt sich die gesetzliche Seite, welche den Geist bewegt. Hier ist vor allen Dingen die Befreiung vom Nomismus nötig, welcher seine Spitze im Pharisäertum erreichte, mit der Forderung: Du darfst dies nicht thun und jenes nicht anrühren. Man wird solchen Forderungen auch Rechnung tragen, aber nur insoweit, als der Apostel Paulus es auch für gut befindet, daß der Schwache nicht geärgert werde. Aber wiederum darf man, wenn eine normale Entwicklung, deren Endziel die innere Freiheit ist, vor sich gehen soll, dem Schwachen nicht so viel Raum gewähren, daß er in seinem Irrtum bestärkt und befestigt werde, und somit eine regelmäßige Entwicklung gehemmt, wenn nicht gehindert wird. Auf der andern Seite ist es auch falsch, dem Antinomismus zu huldigen, weil derselbe sich über die uns gültige Norm, die heilige Schrift, hinwegsetzt und seine angebliche geistliche Genialität ins Feld führt.

Damit ist also gesagt, daß das Individuum, dessen Entwicklung eine normale sein soll, und das an deren Abschluß als reife Frucht für die Ewigkeit eingesammelt wird, den Boden der heiligen Schrift nicht verlassen darf. Sie muß der Spiegel sein, in welchem der Mensch sein Leben sieht, die Regel, an welcher er es mißt, dann wird es eine durch die Liebe, ohne äußern Zwang, vom heiligen Geist regierte, willensfreie Entwicklung sein, die mit Jesu spricht: „Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk."

Wenn das neue Leben sich so weit entwickelt hat, daß der eigene Wille in dem Jesu Christi aufgeht, dann ist es zu einem vollkommenen Mannesalter in Christo herangewachsen. Gleichwohl ist sie weit entfernt von einer Vollkommenheit Christi, denn so lange wir hier auf Erden leben, ist unser Wissen und Thun Stückwerk, das erst in der Vollendung durch das Vollkommene abgelöst wird. Wir laufen hier in den Schranken nach dem uns vorgesteckten Ziele, um das himmlische Kleinod zu erlangen, so lange, bis unsere Seele die irdische Hülle abstreift, aus dem Land der Unvollkommenheit hinaus, in das der Vollkommenheit hinein, wo die noch unvollendete Persönlichkeit ihrer endgültigen Vollendung entgegensieht und keine Hemmung durch Sünde stattfindet, weil die Vollkommenheit Sünde ausschließt.

Charles Haddon Spurgeon als Prediger.

Referat von P. G. Hoffmann.

Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich an den Briefwechsel unserer deutschen Dichterfürsten Göthe und Schiller, in welchem sie einander den Inhalt ihrer Lektüre mitteilen: Dichtungen jeder Art aus alter und neuer Zeit, an denen sie ihren eigenen Dichtergeist bildeten. Sollte es für einen Prediger des Evangeliums nicht auch ersprießlich sein, die gedruckten Produkte von Predigern zum Gegenstand seines Studiums zu machen und an der geheiligten Persönlichkeit ihrer Verfasser sich ein Vorbild zu nehmen? Nichts würde uns mehr vor Einseitigkeit oder

auch Einbildung bewahren wie dies. Zu solchem Studium fordert uns auch Spurgeon selber ausdrücklich auf. — Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, diesen Fürsten unter den Predigern nach allen Seiten seines Wesens und seiner Thätigkeit erschöpfend vorzuführen; das würde den Rahmen eines Referates weit überschreiten; es kann sich nur darum handeln, soviel von ihm aufzuzeigen, daß man Lust bekommt, den ganzen Mann kennen zu lernen. Da geht nun aber die Schwierigkeit an, denn es erscheint an dem überreichen Material alles so sehr gleich wichtig, daß die Wahl wirklich Qual bereitet. Ich werde nach praktischen Gesichtspunkten etliches herausheben, und zwar teile ich den Stoff in das mehr Persönliche unseres Predigers und seine Thätigkeit, die Predigt; und letztere nach der üblichen Einteilung der Homiletik in Materielles und Formelles.

C. H. Spurgeon entstammt einer alten Independentenfamilie, die ursprünglich infolge von Glaubensverfolgungen aus Holland nach England ausgewandert war. Er wurde als das älteste von siebzehn Kindern zu Kelvedon, Grafschaft Essex, den 19. Juni 1834 geboren. Vater und Großvater waren Prediger; ersterer steht heute noch im Amt. Er wuchs in strengem calvinistischem Bibelchristentum und echt puritanischer Lebensweise auf. Als besondere Züge an Spurgeons Charakter traten in seiner frühen Kindheit hervor: Liebe zu Gottes Haus, zur Wahrheit und zum Gebet. Seinen Geschwistern hat er als Kind öfters gepredigt. Nicht weniger zeichnete sich der Junge aus durch ein tiefes Gefühl, sowie durch einen festen, entschiedenen Willen. Letzterer verursachte eine Zeit lang den Eltern nicht geringe Besorgnis, und Spurgeon erzählt in einer Predigt, wie seine Mutter einst unter Thränen ihren Charlie als einen Unverbesserlichen und Verlornen aufgegeben hätte. — Dagegen regte sich auch von frühe an ein tiefes, ernstes Bußleben in ihm, das ihn mehreremal bis an den Rand der Verzweiflung brachte. In solchem Zustand nahm er sich vor (etwa 14jährig), alle Gotteshäuser der Stadt zu besuchen, um Rettung zu finden. Aber nirgends fand er sie. In der einen Kapelle wurde nur zu Bekehrten gesprochen, in der andern die verstockten Sünder verdonnert; Frieden, Hilfe für seinen Zustand fand er nicht. Auf seiner Suche überraschte ihn eines Tages ein heftiges Schneegestöber; er bog in ein Seitengäßchen und trat in eine obskure Kapelle der Primitiv-Methodisten. Der Prediger, ein Arbeiter, redete über Jes. 45, 22: „Wendet euch zu mir (engl. blicket auf mich), so werdet ihr selig, aller Welt Ende.“ „Die Augen grade auf mich richtend, sagte der Prediger: ‚Junger Mann, du bist bekümmert. Du wirst nicht eher aus deinem Kummer herauskommen, bis du auf Christum blickst.‘ Und dann, die Hände emporhebend, rief er, wie nur ein Primitivmethodist es kann: ‚Blicke! blicke! blicke! es heißt nur blicken!‘ Da sah ich mit einemmale den Weg des Heils klar vor mir. O wie hüpfte in diesem Augenblick mein Herz vor Freude! Ich hatte gewartet, um fünfzigerlei Werke zu verrichten; jetzt blickte ich hin, bis ich fast meine Augen hätte aus-

schauen können, wie auf die eherne Schlange, und noch im Himmel will ich weiter hinblicken in meiner unaussprechlichen Freude."

Diese Art der Bekehrung hatte einen so nachhaltigen Einfluß auf Spurgeon, daß er später seine ganze Wirkungs- und Predigtweise danach einrichtete und daß man selten auf eine Predigt von ihm trifft, in der nicht direkt oder indirekt auf dieses „Blicke" hingewiesen wäre. Zu den Leuten als zu Sündern sprechen, denen der Weg zum Heil gezeigt werden muß, und keine andere Predigt halten, war forthin sein Grundsatz.

Bis zum vierzehnten Jahr besuchte Spurgeon die Schule, sodann ein Jahr lang ein landwirtschaftliches Institut; darauf wurde er Unterlehrer in Newmarket. Als solcher hat er sein Selbststudium mit allem Fleiß fortgesetzt, besonders in Latein, Mathematik und Astronomie. Ein theologisches Seminar hat er nie besucht; eine spätere Gelegenheit dazu wurde vereitelt, worüber er sich zeitlebens freute. Dieser Abwesenheit von theologischer Schule verdanken wir nicht am mindesten die urwüchsige Frische und lebensvolle Wahrheit an Spurgeons Predigtweise. Doch arbeitete er sich in den griechischen und hebräischen Text der Bibel hinein und seine exegetischen Arbeiten zeugen von nicht gewöhnlichem theologischem Wissen. Die Theologie schätzte er hoch bei andern und empfahl sie den angehenden Predigern aufs nachdrücklichste. Als Unterlehrer beteiligte er sich an einer Sonntagschule, wo er durch seine Lehrweise nicht nur die Kinder, sondern bald auch die Alten in die Kirche zog.

In dieser Zeit wurde er von Zweifeln, betreffend die Taufe, heftig angefochten. Er überzeugte sich von der Biblicität der Erwachsenentaufe, setzte sich in Verbindung mit einem Baptistenprediger und ließ sich 1851 taufen. „Wie ich bei schneidigem Wind ins Wasser stieg," erzählt er, „da war auch alle Furcht verschwunden, und auch nachher ist sie mir kaum wieder begegnet. In jenem Flusse habe ich sie ersäuft und habe erfahren, daß wer Gottes Gebote hält, großen Lohn davon trägt. Lasset uns dem Lamme folgen, wo immer es hingeht."

Bald schloß er sich einem Laienpredigerverein an, hielt mit sechszehn Jahren die erste vielversprechende Predigt aus dem Stegreif, übernahm mit siebzehn Jahren das erste Gemeindepastorat in Waterbeach, wo er in sehr kümmerlichen Verhältnissen heroisch aushielt und eine große Gemeinde sammelte, und wurde als Jüngling von 19 Jahren von der Gemeinde in New Park Street in London zum Prediger gewählt. Hier wurde das erst verödete Gotteshaus bald zu eng; auch das größte Lokal in London, die Surrey Musikhalle faßte die Massen nicht mehr, und so wurde am 16. August 1859 der Grund zu dem weltberühmten Metropolitan Tabernakel gelegt, in welchem Spurgeon über 30 Jahre das Evangelium zu durchschnittlich sechstausend Personen geredet hat. So groß war seine Anziehungskraft, daß er diese Zuhörerschaft durch all die langen Jahre ohne Abnahme festgehalten hat. Die Gemeinde zählt heute ca. 5000 Glieder. Am 7. Oktober

1857 hatte er im Krystallpalast die Bußpredigt infolge der indischen Meuterei vor 23,000 Personen zu halten. Nach dieser Predigt, erzählt er, sei er so erschöpft gewesen, daß er 24 Stunden nacheinander geschlafen habe. „Dann war ich aber auch wie neugeboren." Das Tabernakel, in welchem man keine Orgel, keinen Ornat sieht, wohl aber eine Kopf an Kopf gedrängte Zuhörerschaft, gleicht einem riesigen Theater; es hat eine herrliche Akustik, ist nur nach oratorischen Zwecken gebaut; eine Ausbuchtung der ersten von den zwei mit Geländer umgebenen Galerien bildet die Plattform, unter der in einer halbrunden Vertiefung das Taufbecken eingemauert ist. Das Gebäude ist 146 Fuß lang, 81 Fuß breit; die Kosten des Baues belaufen sich auf 31,332 Pfund Sterling.

Was Spurgeon auf der Kanzel leistete, blieb nicht auf die Zuhörer beschränkt. Die Leser zählten nach Millionen. Von 1855—92 erschienen 2242 Predigten gedruckt in einer Auflage von 25,000 Exemplaren. Die Predigten sind in 23 Sprachen übersetzt und von wenigstens 20—40 Millionen gelesen.

Auf die Predigt Spurgeons rückwirkend war auch seine Schriftstellerei. Spurgeons Schriften bilden eine Bibliothek. Sie belaufen sich beinahe auf hundert Bände. Sie sind klassifiziert in erklärende, homiletische, erläuternde Schriften, als Andachtsbücher, Bücher für Studenten, historische, populäre Schriften und Auszüge. Seine Monatsschrift, "Sword and Trowel," hat ihren 27. Jahrgang beendet. Von seinen Werken ist das großartigste: "The Treasury of David," eine Psalmenauslegung, an der Spurgeon zwanzig Jahre lang arbeitete. — Der Prediger Spurgeon war auch ein Leiter auf dem Gebiet der Inneren Mission. Er gründete Waisen-, Armen- und Krankenhäuser und war die Seele der Tabernakel Traktat-Gesellschaft. Mit dem Tabernakel standen eine Menge Missionen und Stiftungen in Verbindung. Die enormen Summen, welche diese Anstalten verschlangen, kamen auf freiwilligem Wege zusammen, wobei die Macht des Gebetes Wunder wirkte. Bei seiner silbernen Hochzeit und seinem Amtsjubiläum hat Spurgeon selbst ihm dargebrachte Geschenke im Betrag von 11,000 Pfund Sterling seinen Anstalten übermacht. — Neben seiner pastoralen und litterarischen ging Spurgeons Lehrthätigkeit. Er, der selbst nie eine theologische Anstalt besucht hatte, gründete eine solche schon 1857. Sein Bruder James war Präsident derselben. Da hielt er seine Vorlesungen über Praktisch-Theologisches. 8—900 junge Männer sind im Laufe der Jahre aus Spurgeons Predigerseminar als Pastoren und Missionare in die Welt hinausgegangen. — Das Familienleben Spurgeons war ein glückliches. In der Gesellschaft war er seines sprühenden Witzes wegen geliebt. In der parkartigen Umgebung seines Hauses konnte er sich aufs traulichste selbst mit den Tieren unterhalten.

Robert König, der bekannte Litteraturhistoriker, der den berühmten Prediger in Genf und London hörte und seine Gesellschaft genoß,

beschreibt in der „neuen Christoterpe“ 1896 seine persönliche Erscheinung folgendermaßen: Eine untersetzte Gestalt mit gewaltigem Haupt auf breiten Schultern; das blühende, fast rundliche, von dunkelbraunem Haupt- und Barthaar umrahmte Gesicht, aus dem die braunen treuherzigen Augen mich so liebevoll und herzgewinnend anblickten, als ich ihm sagte, wie tief mich seine Worte ergriffen, sein schlichtes, formloses Wesen, sein guter Humor erinnerten mich lebhaft an Christoph Blumhardt, den ich zwei Jahre zuvor in Bad Boll kennen gelernt hatte.

Um hier einen Totaleindruck von seinen Predigten anzufügen, gebe ich den Bericht von Robert König wieder, der Spurgeon in 1860, in dessen 26. Lebensjahr, in der Kirche Calvins in Genf gehört hat. „Nie werde ich diese von Calvins Kanzel gehaltene Predigt Spurgeons vergessen,“ sagt er. „Nach einem in kurzen Sätzen himmelstürmenden Gebet, wobei er mit beiden Händen das Gesicht bedeckte, verlas er den Text 1 Petr. 3, 18: Sintemal auch Christus einmal für unsere Sünden gelitten hat, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß er uns Gott opferte, und ist getötet nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist. Die Predigt handelte von Jesu stellvertretendem Sühnopfer für unsere Sünden, von der Erlösten Dankespflicht und von ihrer wahren Nachfolge Jesu. Die Art, wie er im ersten Teile das Leben, Leiden und Auferstehen des Heilandes ohne ungehörige Zusätze und doch in dramatischer Belebung erzählte, war so hinreißend, daß ich mich allmählich ganz aus dem Gotteshause entrückt und nach Jerusalem versetzt glaubte, daß ich alles zu sehen und zu hören meinte und mich erschreckt umsah, als das ‚kreuzige, kreuzige ihn!‘ von den Pfeilern wiederhallte, als müsse der mordlustige Pöbel mich umringen. Es war mir, als hörte ich zum erstenmale diese wunderbare Geschichte von Jesu und seiner Liebe zu den Sündern aus einem davon entzündeten und davon erglühenden Herzen und Munde. Deshalb bohrte sich denn auch die darauf folgende Frage: ‚Was thust du für mich?‘ so tief ins Gewissen und ging so mächtig durch alle Herzen, daß man die erzeugte Bewegung die große Zuhörerschaft durchzittern zu fühlen meinte.“ — Hören wir den Eindruck anderer Reden Spurgeons. „Zwei Jahre später kam ich nach London. Ich hörte Spurgeon beim Jahresfeste der großen Traktatgesellschaft in Exeter Hall sprechen. Er kam erst gegen 11 Uhr abends in die Versammlung. Unbeschreiblich war der Jubel, in den die vieltausendköpfige Menge ausbrach, als er auf der Plattform des Hauses erschien. Endlich kam er zu Worte. Nie habe ich die Allgewalt der menschlichen Beredsamkeit so empfunden, wie in dieser späten Abendstunde. Wie der Künstler sein Instrument so beherrschte er die Versammlung. Alle Register zog er nacheinander auf: die Tausende weinten, lachten, zitterten, jubelten nach seinem Willen. Dazwischen unterbrach ihn immer wieder ein Beifallssturm, der das Haus erdröhnen machte. — Nicht minder ergreifend, wenn auch ohne die äußeren Zeichen des Beifalls, war die Macht seiner Rede

im Tabernakel. — Spurgeons wohltönende und wohlthuende, glockenhelle, durchdringende Stimme, sein von allem Kanzelpathos und aller pastoralen Salbung freier, ganz natürlicher, fließender Vortrag hatte etwas von vornherein Fesselndes und Anziehendes. Dazu kam sein frischer, gesunder Humor, der ihm schon aus den fröhlichen Augen lachte, und sein geistreicher Witz. In der andächtigen Versammlung von Siebentausend fiel mir die im Vergleich mit unseren deutschen Kirchen fast überwiegend große Zahl von Männern auf, darunter viele Soldaten und Angehörige fremder Erdteile: Chinesen, Japaner, Hindus, Neger. Und was für Männer konnte man dort sehen: ich erkannte unter der Menge den großen Humoristen Charles Dickens, unweit von ihm saß der lorbeergekrönte Dichter Alfred Tennyson und der große Kunstkritiker John Ruskin, der Jahre lang Sonntag für Sonntag unter Spurgeons Zuhörern zu finden war. Auch Gladstone, damals Schatzkanzler, und der Premierminister Lord Palmerston wurden mir gezeigt. Auch der Minister Lord John Russell und der Missionar Livingstone waren seine Zuhörer, sowie andre hervorragende Staats- und Kirchenmänner, Gelehrte, Künstler und Dichter."

Spurgeon hatte einen weitreichenden Einfluß in andere Kirchengemeinschaften hinein, denen er auch mit seiner Gabe dienen wollte, auch die Staatskirche nicht ausgenommen. „Das Herz Spurgeons war weit genug, daß alle Flotten Europas drin ankern konnten." Seine Weitherzigkeit war bekannt. Tausende aus andern Denominationen wurden im Tabernakel am Tisch des Herrn mit dem Leib und Blut des Herrn genährt. Selten treffen wir in den Predigten auf eine Bemerkung, betreffend die Taufe. — Das eine Ziel, dem Spurgeon alles andere unterordnete, das er mit der ganzen Energie seines Willens und mit dem ganzen Reichtum seiner Gaben mit allen Mitteln rücksichtslos verfolgte, dem er sein ganzes Leben weihte, war: recht viel Seelen zu gewinnen für seinen Herrn. So oft er predigt, sieht er im Geist jenen bleichen Knaben vor sich, den Gott einst in der Kapelle der Primitivmethodisten zum Frieden führte, und es ist ihm gewiß, daß auch unter seinen Zuhörern solche sind, die in gleichem Zwiespalt sich befinden und zur Entscheidung gebracht werden müssen. Dahin sucht er Hörer und Leser, auf und unter der Kanzel zu drängen. „Ich sage nicht, geht nach Hause und betet. Ich hoffe, ihr thut das, aber ich habe euch zu verkündigen: Glaubet, so werdet ihr leben, glaubet jetzt und hier. Ich habe kein Evangelium für morgen. Es heißt: heute und jetzt."

Fragen wir: was ist das Geheimnis des beispiellosen Erfolges der Predigtwirksamkeit Spurgeons, so antwortet sein Bruder James gelegentlich seiner fünfzigjährigen Geburtstagsfeier: „Ich finde es in erster Linie in seinem brünstigen Gebetsleben, sodann aber in der rastlosen, unermüdlichen Arbeitskraft meines Bruders; sodann muß ich gestehen, daß ein großer Teil seines Erfolges auch seiner Genialität zuzuschreiben ist." Robert König spricht von der raschen Auffassung und dem

fabelhaften Gedächtnis Spurgeons. „Er hat mich selbst versichert, daß er gewöhnlich fünf bis sechs Bücher wöchentlich läse.“ Ein Freund Spurgeons berichtet: „Drummonds Buch ‚Das Naturgesetz in der Geisteswelt‘ kam uns gleichzeitig zu Handen. Er hatte es nebst vier bis fünf anderen Werken am selben Tag ausgelesen. Beim Thee sprachen wir darüber. Einer der Anwesenden bezweifelte die Richtigkeit seiner Auffassung von Drummonds Meinung, worauf Spurgeon aus dem Gedächtnis die betreffende Stelle (fast eine ganze Seite) citierte. Als ich nach Hause kam, las ich die Stelle noch einmal durch und überzeugte mich, daß er in seinem Citate kaum ein Wort ausgelassen hatte.“ Spurgeon selbst erzählt: „Wir können nicht sagen, wie viele Gedankengänge das Gemüt durchziehen können. Ich zählte einst acht Gedankengänge in meinem Gehirn zugleich oder wenigstens in dem Raum derselben Sekunde. Ich predigte das Evangelium mit aller meiner Macht, konnte aber nicht umhin, für eine Dame zu empfinden, welche augenscheinlich einer Ohnmacht nahe war, und mich nach dem Bruder umzusehen, welcher unsere Fenster öffnet, damit er mehr Luft hereinlasse. Ich dachte an die Illustration, welche ich bei meinem ersten Teil vergessen hatte, bildete meinen zweiten Teil, dachte, ob A wohl meinen Vorwurf empfinde, betete, daß B durch meine Bemerkung Trost empfangen möchte und pries zugleich Gott für meinen eigenen Anteil an der gepredigten Wahrheit. So kann Gott uns durch seinen heil. Geist vervielfältigen.“ Was aber seinen Predigten jene vielbewunderte Kraft gab, war der Zauber seiner gewaltigen Persönlichkeit, die in ihnen ruhte. Spurgeon legte in seine Worte sein ganzes Herz. Wenn er Christum predigte, predigte er sein eignes Leben, das, was sein ganzes Denken, Empfinden und Wollen ausmachte. Er zittert für die Seinigen, deren Heil und Verderben sein eignes Heil und Verderben ist; wie er sagt: „Ein Mann könnte es wohl aushalten, auf einem brennenden Scheiterhaufen zu predigen, wenn nur durch das Brennen seines Körpers die Seelen seiner Zuhörer errettet würden.“ Das innerste Geheimnis seiner Kraft — es war sein inniges persönliches Verhältnis zu Gott und seinem Wort. Was Spurgeon von Luther sagt, gilt auch von ihm: „Luther, ein Mann, keineswegs frei von Fehlern, aber herrlich frei von Zweifeln, er hat Gott erfaßt und er fühlt sich stärker als alle Menschen und Teufel zusammen.“ Gefragt, worin er selbst die Ursache seines Erfolgs erblicke, antwortet er: „Meine Leute beten für mich.“ Mit diesen seinen Leuten befand er sich stets auf und unter der Kanzel im genauesten Kontakt.

All sein Talent und seine Gottinnigkeit hätte aber Spurgeon nicht so lange an derselben Gemeinde ausharren lassen, wäre ihm nicht eine herrliche pastorale Klugheit zu Gebote gestanden. An Spott und Verfolgungen hat es Spurgeon besonders in seiner ersten Londoner Zeit nicht gefehlt. Hören wir Spurgeon selbst sich in seinen Vorträgen an seine Studenten aussprechen. „Ein Diener am Wort muß ein blindes Auge und ein taubes Ohr haben. Seid blind und taub gegen die be-

stehenden Streitigkeiten von früher her in eurer Gemeinde. Sagt, daß ihr nichts damit zu thun haben wollt. Dasselbe gilt in Bezug auf die Klatschereien des Orts. Macht es wie Nelson, der sein blindes Auge an das Teleskop legte und erklärte, er sehe das Signal nicht und würde darum den Kampf fortsetzen. Ihr müßt Kritik ertragen können, sonst seid ihr nicht geeignet, an der Spitze einer Gemeinde zu stehen. Laßt nie jemand es empfinden, wenn er ein hartes Wort über euch gesagt hat. Wenn sein Herz richtig steht, wird er sich in Zukunft hüten, ist er aber ein Lümmel, so verschwendet kein Argument an ihm. Erlaubt niemand, euch Klatsch zuzutragen. Solange du schlechte Waren kaufst, wird die Nachfrage neuen Vorrat verursachen. Niemand wünscht Lügen zu erfinden; wer aber üble Nachrede mit Vergnügen anhört, wird mancher Brut zum Leben verhelfen. Es ist das weiseste Verfahren, falsche Gerüchte, besonders auch über euch selbst, eines natürlichen Todes sterben zu lassen. Eine große Lüge, wenn sie nicht beachtet wird, gleicht einem großen Fisch außer Wasser. Als Jesus aufgefordert wurde, sich in einen Streit zu mischen, antwortete er: ‚Wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt?‘ ‚Seid klug wie die Schlangen.‘ Ist dies nicht eine hinreichende Erklärung meiner Behauptung, daß ich ein blindes Auge und ein taubes Ohr habe und daß diese meine besten Augen und Ohren sind?“

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Reformierte Kirche will augenscheinlich in diesem Jahre ihre Innere Mission energischer betreiben als früher. Die „Kirchenzeitung“ bringt eine Anzahl von Beschlüssen in dieser Hinsicht zur allgemeinen Kenntnis. Dieselben bewilligen im ganzen $45,000; davon sollen $6000 für die Betreibung des Missionswerkes unter der deutschen Bevölkerung verwendet werden. Zur Aufbringung dieser Summe sollen die Klassen und Gemeinden im Durchschnitt fünfzig Cents von jedem Gliede zu erlangen suchen. Über diese letztere Bestimmung äußert sich dann die „Kirchenztg.“ folgendermaßen:

„Die Forderung, welche diese Beschlüsse an alle Glieder der Kirche stellen, ist eine Durchschnittssumme von fünfzig Cents jährlich. Diese Summe umfaßt die Gaben für einheimische Mission, Kirchbaufonds und Hafenmission. Seit vielen Jahren hat unsere westliche Behörde ausschließlich für unser großes Missionsfeld eine Gabe von 25 Cents per Glied erstrebt und auch von einzelnen Klassen und vielen Gemeinden und Gliedern erhalten, aber noch ist solches Geben nicht das allgemeine. Wäre es der Fall, so wäre eine größere Ausbreitung der Missionsthätigkeit gesichert.

„Die ehrw. Generalsynode würdigt dem Bedürfnisse der Mission eine ernste Beachtung und bestimmt eine Summe von $45,000 jährlich, und um diese Summe zu erreichen, 50 Cents das Glied. Die Entgegnungen und Einwendungen gegen die Festsetzung einer bestimmten Summe, welche im deutschen Teil der Kirche herrschen, sind mir wohlbekannt. Man will kein gesetzliches Geben, sondern eine freie Wohlthätigkeit, und auch ich befürworte zu jeder Zeit evangelische Freiheit gegen Gesetzeszwang. Aber auch die Generalsynode

hat sich entschieden gegen eine solche Auffassung in andern Beschlüssen verwahrt. Aber die Beachtung des Bedürfnisses und die Angabe einer bestimmten Summe hat auch ihre Lichtseite, die nicht übersehen werden sollte. Sie ist eine große Hilfe und ein Schutz. Versprechungen seitens der Behörde an Klassen und Missionen müssen gegeben werden, Kontrakte mit Missionaren müssen eingegangen werden; welche Hilfe ist es für Missionare und Behörde, wenn eine bestimmte Bewilligung hinter ihnen liegt. Sie wäre beschützt gegen zu große Ansprüche, sie wüßte, in welchen Grenzen sie sich zu bewegen hat. Sie würde sich bestreben, die eingegangenen Verbindlichkeiten mit den Missionaren mit diesen Mitteln zu erfüllen und wäre von mancher Angst und Bangen befreit. Erhält sie mehr als versprochen, so wäre sie erfreut und dankbar, erhält sie weniger als versprochen, so hätte sie das Fehlende zu borgen, aber niemand könnte sie tadeln, solange sie die Grenze ihrer Befugnis nicht überschritten. Wäre dies nicht ein Fortschritt?"

Der Streit über das Buch Jona, welcher in englisch-kirchlichen Kreisen durch die Vorträge von Dr. Lyman Abott hervorgerufen wurde, ist wieder beendet, das ganze Feuerwerk ist ausgebrannt und hat eigentlich nur für Dr. Lyman Abott die Wirkung gehabt, daß der Schein desselben seine Persönlichkeit mit frischem Glanz umgeben hat. Es hat sich gezeigt, daß er ein Mann ist, dessen Äußerungen auf der Kanzel von dem amerikanischen Publikum und den amerikanischen Theologen nicht unbeachtet bleiben, und der imstande ist, irgend einen Gegenstand für seine Predigten auszunützen. Denn nicht die Frage nach dem religiösen Inhalt des Buches Jona war es, was von Lyman Abott behandelt wurde, sondern die Frage nach der Entstehungszeit und den zeitgeschichtlichen Zweck des Buches Jona hat er in Form einer interessanten Predigt behandelt, wobei er zufällig oder absichtlich gerade eine solche Anschauung vertrat, welche einerseits darauf Anspruch machen konnte, dem modernen Denken nicht unsympathisch zu sein (also ihren Vertreter als auf der Höhe der Zeitbildung stehend erscheinen ließ), andererseits aber auch nicht als bloße Negation, sondern höchstens als etwas gewagte Position dazustehen.

Was nun die Beurteilung einer solchen Stellung betrifft, so tragen die verschiedenen Ansichten, welche ihm gegenüber geltend gemacht werden, auch nur dazu bei, die Stellungen der verschiedenen Gegner und Freunde des Dr. Lyman Abott mehr oder weniger klar erkennen zu lassen, während sie zur wirklichen Erkenntnis der Sache im ganzen ebensowenig beitragen, als die Predigt selber es gethan hat.

Die Unitarier erkennen seine Freiheit, mit der er sich über hergebrachte Ansichten wegzusetzen vermöge, wohlwollend an, meinen aber, er sei nicht konsequent genug, indem er mit solchen Ansichten noch Kongregationalist bleibe. Die Kongregationalistenprediger New Yorks veröffentlichen — aus Furcht, ihr Schweigen möchte als Zustimmung aufgefaßt werden — eine Erklärung, daß sie die Ansichten von Dr. Lyman Abott nicht teilen und die wahrscheinliche Wirkung dieser Lehre beklagen.

Andere wieder erklären, daß die wirkliche Sicherheit dieser Ansichten der Zuversichtlichkeit, mit der sie von der Kanzel verkündigt würden, nicht entspreche, und, wie alle kritischen Hypothesen, sehr unsicher sei; dann wieder, daß, wenn er auch im allgemeinen von diesen Dingen wisse, so fehlte ihm doch die nötige Fachgelehrsamkeit, um ein entscheidendes Urteil abzugeben; außerdem gehörten derartige Fragen wohl in die theologische Schule, aber nicht auf die Kanzel u. s. w.

Eine bemerkenswerte Festrede hielt bei der Feier von Kaisers Geburtstag in der Berliner Universität in Gegenwart des Kultusministers der Nachfolger Gneists, Geheimrat Prof. Kahl, über „Bekenntnisgebundenheit und Lehrfreiheit." Nachdem er einleitend auf den Wert der akademischen Lehrfreiheit hingewiesen und daran erinnert hatte, daß dieses Gut in Preußen nicht den Staatslenkern habe abgerungen werden müssen, sondern ein freies Geschenk der weitblickenden Einsicht hervorragender Herrscher gewesen sei, schöpfte er aus der Antwort, die der Große Kurfürst den gegen die kartesianische Philosophie eifernden Geistlichen entgegengeworfen hatte: „Keiner der Professoren sei für seine Lehre einer Synode oder Kirchenversammlung verantwortlich!"— die Berechtigung, am Ehrentage des Königs sich, soweit die Frage in den Gesichtskreis des Kirchenrechtslehrers tritt, fern von aller Leidenschaft, aber doch mit freimütigem Worte über Bekenntnisgebundenheit und Lehrfreiheit selbst zu äußern; — wie er selbst zugab, ein nicht ungefährliches Thema unter den besondern Umständen der Zeit, aber eine Lebensfrage für die Kirche der Reformation, wie für die Wissenschaft, und eine Frage höchsten Interesses für den Staat. Denn jede Schranke der Geistesarbeit der Theologie an ihrem Verhältnis zur Kirche würde das Ende einer wissenschaftlichen Theologie überhaupt sein, und das Einheitsprinzip in der Entwicklung des Verhältnisses von Staat und Kirche würde an einem besonders wichtigen Punkte durchbrochen. Die tiefste Wurzel des Streites liegt im Verhältnis von Kirche und Recht. Die Krisis der Gegenwart ist das Ergebnis einer von langer Hand vorbereiteten Entwicklung in Theologie und Kirche selbst. Mit Hingabe der altprotestantischen Inspirationslehre ist ein unermeßliches Freigebiet entstanden für die Kritik. Diese kritische Richtung in der Theologie ist die Ursache, der Vorstoß einzelner, der zufällige Anlaß des öffentlichen Konflikts geworden. Die veränderte Lage in der Kirche, die Parteienbildung infolge der Nachahmung staatlichen Konstitutionalismus erleichterte den Ausbruch von Konflikten. Daß das „Recht" nun ein Mittel biete, des Konflikts Herr zu werden, verneinte der Redner ganz entschieden. Aber dasselbe Recht, das seinen Dienst versagen muß, wenn es den Bekenntnisinhalt durch Zwangsveranstaltungen irgend welcher Art schützen soll, bietet doch die volle Gewähr, daß nimmermehr eine entfesselte Freiheit der Theologie den Bekenntnisstand der Kirche aufzulösen vermag. In der katholischen Kirche, in der der Kampfplatz von Anfang an begrenzter war, wegen der engeren Auffassung vom Berufe der Wissenschaft, ist freilich immer jeder Glaubenssatz ein Rechtsgebot gewesen, in der protestantischen Kirche aber kann durch Mittel der Rechtsordnung der Glaubenssatz nicht reguliert werden. Soweit der Geistliche, der Diener in der Gemeinde zur Frage kommt, schließt ja der Begriff des Amtes eine schrankenlose Geltendmachung der individuellen Meinung gegenüber dem objektiven Glauben, dem Bekenntnis der Kirche aus; aber diese Gebundenheit ist keine rechtliche. Sie kann es auch gar nicht sein, denn die Bekenntnisse sind nicht gleichartigen Inhalts, und widersprechende Normen vertragen nicht die Wirkung juristischer Gebundenheit. Fehlt aber auch diese rechtliche Gebundenheit, so besteht doch eine weit höhere, die ethisch-religiöse, und sie ist es, die es verwehrt, daß an Stelle der Position die Negation, an Stelle der Glaubensstärke die Kritik, an Stelle der Friedensbotschaft der wissenschaftliche Streit, an Stelle des Wortes Gottes die Meinung des Ichs tritt. Was nun aber den Lehrer der Theologie betrifft, dessen Stellung wesentlich anders ist wie die der Geistlichen, so würde er trotzdem den Kern der Sache nicht treffen, wollte er im Unterschiede von solcher Gebundenheit des Geistlichen seine Lehr-

freiheit einfach begründen durch Hinweis auf einen Verfassungsparagraphen und sein staatsbürgerliches Recht. Die theologischen Fakultäten sind im engsten Zusammenhange mit der Kirche der Reformation entstanden, und wenn sie auch im Laufe der Zeit gewissermaßen säkulasiert sind, so ist doch der Kernpunkt ihrer kirchlichen Aufgabe davon nicht berührt. Auch jetzt ist ihnen die Pflege der theologischen Wissenschaft und die Vorbildung der Geistlichen anvertraut, sie haben zwar keinen Dienst in, wohl aber an der Kirche. Daraus ergeben sich Folgerungen nach zwei Seiten für die Kirche und für die Lehrer. Die Kirche hat auch heute das lebendigste Interesse an der Besetzung der theologischen Lehrstühle, und es ist daher berechtigt, daß diesem Interesse dauernd Rechnung getragen werde durch gutachtliches Gehör der kirchenregimentlichen Behörden, für die Lehrer der Theologie aber rechtfertigt und bedingt der Dienst an der Kirche notwendig die Forderung einer kirchlichen Theologie, und nur darum kann es sich handeln, wie diese Kirchlichkeit der Theologie zu bestimmen ist. Ein doppelter Maßstab ist da denkbar, sie kann beurteilt werden nach ihrem Verhältnis zur Kirchenlehre oder auch nach ihrer Rückwirkung auf die Gemeinde. Man sagt, weil der Lehrer den Geistlichen auf ein Kirchenamt vorzubereiten habe, müsse er in eben dieser Funktion die Kirchenlehre mit derjenigen Bekenntnisgebundenheit handhaben, wie die Geistlichen, unkirchlich also sei eine Theologie, die sich ungebunden dem Zuge der wissenschaftlichen Freiheit überlasse, denn sie gefährde die Gemeinde. Dieser Schluß ist verkehrt, denn er verkennt das Wesen des akademischen Lehrberufs, den Wert theologischer Bildung für das geistliche Amt, zu dem man vor allem inneren Drang haben muß, und das Verhältnis von Glauben und Wissenschaft. Nur wer mit Strömungen und Unterströmungen wohlvertraut ist, kann selbst im Strom festen Fuß fassen, um den geistigen Halt zu bieten für die Gemeinde. Wahrhaft kirchlich ist also diejenige Theologie, die zu solchem Dienst in der Gemeinde fähig macht, leisten aber kann diesen Dienst nur eine Theologie der Freiheit, und darum droht von der Lehrfreiheit der Gemeinde keine Gefahr."

Die Anwesenheit des preußischen Kultusministers bei dieser Festrede mag zufällig gewesen sein; sie mag aber auch darauf beruhen, daß der Kultusminister, der eben Staatsbeamter ist, den Leuten, die oft mit mehr Eifer als Einsicht unerfüllbare und entgegengesetzte Forderungen an ihn stellen, bedeuten wollte, daß er in der Leitung staatlicher Anstalten — denn das sind die Universitäten — an staatliche Rechtsformen gebunden sei, innerhalb deren er die Rechte der vom Staate anerkannten und bevorzugten Konfessionen zu wahren habe, und daß er weder nach links noch nach rechts über die Grenzen seiner staatsrechtlichen Befugnisse hinausgehen dürfe.

Mit welchen Mitteln die römische Kirche ihre Ansprüche auf Weltherrschaft zu verwirklichen sucht und wie gefährlich das Überwiegen des römischen Einflusses und die Verwirklichung der römischen Ideen für das Leben des Volkes in Beziehung auf seine materiellen Güter, ja die Existenz des Volkes selbst ist, davon weiß die Kirchliche Monatsschrift eine Reihe von Thatsachen zu berichten. Man sucht alle Mittel der Macht und des Einflusses auf geistigem, politischem und natürlichem Gebiet in römisch-katholische Hände zu bringen und so die Herrschaft zu erlangen. Die K. M. führt ein Wort eines kath. Kalenders an, in dem zum Eintritt in kath. Studentenverbindungen aufgefordert wird, „weil wir" — wie es wörtlich weiter heißt — „katholische Ärzte, katholische Professoren, katholische Beamte notwendig haben, deswegen bedürfen

wir auch der katholischen Studentenkorporationen, denn diese erziehen uns jene." Über die Schwierigkeiten und die Erfolge dieser Bestrebungen werden nun u. a. folgende Bemerkungen gemacht:

Die Bemühungen, katholische Juristen zur Besetzung der Richter- und Verwaltungsstellen heranzuziehen und dieselben mit dem ultramontanen Geiste zu tränken, sind in der letzten Zeit nicht vergeblich gewesen. Nach der Kölnischen Volkszeitung zählte der Verband katholischer, nicht farbentragender Studenten Anfang 1891 unter seinen Mitgliedern 162 Studierende der Rechte und 151 Referendare; Mai 1896 dagegen 211 Studierende der Rechte und 188 Referendare. Die Zahl der dem Verband angehörenden höheren Verwaltungsbeamten, Richter, Rechtsanwälte und Assessoren stieg in derselben Zeit von 315 auf 405. Prozentual am stärksten stieg die Zahl der Richter, nämlich von 73 auf 111 und die der höheren Verwaltungsbeamten von 54 auf 81. Daß katholische Verwaltungsbeamte auch in Preußen in ihrer Thätigkeit, wo sie irgendwie auf Interessen der evangelischen Kirche stoßen, dieselben nicht mit Wohlwollen behandeln, ist sehr begreiflich und ließen sich interessante Beläge dafür anführen.

Nicht vorwärts dagegen will es nach derselben Zeitung mit der Zahl der katholischen Philologen. Die höheren Lehranstalten Preußens haben ein Viertel bis ein Fünftel katholische Schüler; allein wie im vorigen, so sind auch im laufenden Jahre unter den 200 Philologen, welche das Seminarjahr durchmachen, nur 25 Katholiken, also ein Achtel. Für die mathematischen Fächer werden in der Rheinprovinz bald gar keine Kandidaten mehr zur Verfügung stehen und an paritätischen Schulen hierfür bald nur Protestanten angestellt werden können. In der katholischen Rheinprovinz sind in diesem Jahre wie im vorigen unter 30 Seminaristen nur 10 katholisch. Dazu kommt, daß von diesen 20 evangelischen Seminaristen 12 Religion und Hebräisch als Hauptfach haben, während die Zahl derartiger Kandidaten auf katholischer Seite seit 20 Jahren beständig zurückgegangen ist. In der großen Erzdiözese Köln hat z. B. seit 1890 kein Geistlicher mehr Philologie studiert. Da sieht man, wie der jetzt in der katholischen Kirche herrschende Geist absoluter Gebundenheit und der Feindschaft gegen die Wissenschaft dieselbe unfähig macht, mit dem Protestantismus den Wettbewerb auszuhalten und ihr allgemein geistiges Niveau immer tiefer herabdrückt. Da wollen wir doch lieber die Folgen der bei uns herrschenden Freiheit mit in den Kauf nehmen und durch das Aufgebot geistiger Kräfte überwinden als die geistige Entwicklung hemmen und so dem Paganismus verfallen. Wir dürfen hoffen, daß diejenige geistige Macht in der deutschen Volksseele die bestimmende sein wird, welche ihre Befähigung beweist, den menschlichen Geist von allen Banden, die seiner unwürdig sind, zu befreien und wie auf dem Gebiete des sittlich-religiösen, so auch in allem, was gut, wahr und schön ist zu höheren Stufen der Entwicklung zu führen. Diese geistige Macht ist nicht die römische Gewaltzucht, sondern die evangelische Erziehung im lebendigen Glauben und im Geiste wahrer Freiheit.

Wohin das römische System auch auf dem Gebiete der natürlichen Güter führt, davon gibt eine soeben erschienene Aufsehen erregende Broschüre erschütternde Beläge: „Verbrechen aus religiöser Manie und Ausbeutung des Stiftungswahnsinnes." Selbsterlebtes von Amort dem jüngeren (der frühere Münchener Universitätsprofessor Joh. Nepomuk Sepp). Im ersten Kapitel „Verkehrte geistige Erziehung" macht der Verf. auf die sonderbare Erscheinung aufmerksam, daß im Dekanat Tölz, also beim Kernstamm des bayrischen Vol-

tes, die Seelenzahl beständig zurückgeht. Vor 200 Jahren zählte das Dekanat 700 Geborne mehr als im letzten Jahrhundert; ein Viertel der Ehen sind kinderlos; eine Anzahl Bauernhöfe im Aussterben begriffen, und wer erbt das Gut oder einen namhaften Vermögensanteil, die Kirche oder die tote Hand! Die Liguorianer (oder Redemptoristen) brachten, kaum in Kloster Gars eingezogen, schon zwei Bauernhöfe an sich. Im ganzen Lande belaufen sich 9811 Fundationen auf 169 Millionen. — Die Eheschließungen nehmen infolge der Mahnungen der Priester ab. Wohin der „Stiftungswahnsinn" führt, hat der Verfasser an seinem eignen Leibe erfahren. Seine Schwester, eine reiche Witwe, hat nicht nur ihr eignes Vermögen, sondern das ihrem Bruder gehörige Vaterhaus in Tölz an Kirchen und Klöster verschenkt und das Familienhaus in ein Stift „Mariä Opferung" verwandelt. Alle beim Gericht gethanenen Schritte zogen nicht und Sepp bezahlte noch 2000 Mark Unkosten. — In einem anderen Kapitel „Das Gottesopfer und die Klostermörderei" erzählt er ergreifende Beispiele von jungen blühenden Mädchen, die in den Klöstern infolge von Blutentziehungen und Kasteiungen hinwelken, und an der Schwindsucht sterben. „Als es mit solch einem armen Kinde zu Ende ging, begann man Hovenen für ihr Leben abzuhalten. Wie lästerlich, ein Wunder zu verlangen, nachdem alles zu baldigem Ende mit ihr geschehen war! Die Mutter sah starr zu, wie man ihr letztes Kind im Sarge mit einem Metzen Kalkstaub überschüttete und so verbrannte und schrieb danach meiner (Sepps) Frau: Salesie ist zum großen himmlischen Hochzeitsmahle eingegangen.—Man kann dem Himmel kein größeres Opfer bringen als mit seinem einzigen Kinde."

Über eine Bewegung im Innern der katholischen Kirche Italiens berichtet die Kirchl. Korrespondenz:

„Ein neuer Savonarola scheint der sicilianische Priester Miraglia zu werden, welcher seinem großen Vorbilde auch in seinem Äußeren gleicht, mit seiner großen und hageren Gestalt, seinen blitzenden Augen und seiner mächtigen Beredsamkeit. Der Waldenser August Meille berichtet über ihn: „Im Mai 1895 nach Piacenza berufen, die üblichen Predigten zu Ehren der Jungfrau Maria zu halten, begann Miraglia unter Beiseitelassung der gewöhnlichen legendenhaften Themata des Marienmonats über die Notwendigkeit einer sittlichen und religiösen Reform zu predigen; er citierte kräftige Aussprüche seines Meisters, vor allem aber Stellen der heiligen Schrift. Seine Predigten erregten allgemeine Aufmerksamkeit und die mächtige Kirche San Savino sammelte täglich Scharen von Zuhörern, welche allen Klassen der Bevölkerung angehörten. Seine Amtsbrüder, die Priester, eifersüchtig auf seinen Erfolg, verklagten ihn wegen Ketzerei. Er erhielt einen bischöflichen Verweis; aber entschlossen, von der Kirche Roms sich loszusagen, begann er, immer mit der Behauptung, ein guter Katholik zu bleiben, in einem großen, von seinen Bewunderern ihm zur Verfügung gestellten Saale Gottesdienst zu halten. Diese neue Gemeinschaft kann sich eine dissidente katholische Kirche nennen; man versicherte mir, daß mehrere Tausend ihr angehören. Als ich der gewöhnlichen Sonntagsmesse beiwohnte, sah ich von meinem Platze hinter dem Altar ein ganzes Meer von Köpfen, eine Zuhörerschaft, dichtgedrängt wie die Heringe im Faß, die vom Eingange bis zum Altar reichte. Er legte das Evangelium des Tages aus, Matth. 10, 36—42. Wiewohl mehrere seiner Aussprüche noch einen Anflug von Romanismus hatten, sprach er doch mit großer Kraft und Klarheit von der Notwendigkeit, gegen den Irrtum, den Aberglauben und das Laster zu kämpfen, wenn man wahren und dauernden

Frieden finden wolle, und schloß mit einer dringlichen Ermahnung, die Bibel in der Volkssprache zu lesen und eifrig daran zu arbeiten, daß Italien dem Evangelium zugeführt werde. Ich höre, daß er alle Abende vor großen Massen predigt, die nicht nur den Saal, sondern auch den Hof füllen. Zweimal sind im vergangenen Monat Attentate auf sein Leben versucht worden. — Er steht mitten im Kampf und verdient die Sympathie und die Gebete der Christen.

Schon ist ein anderer Priester seinem Beispiele gefolgt. Don Negroni hat seine ländliche Pfarre verlassen und hat sich nach Mailand begeben, wo er von Zeit zu Zeit Vorträge gegen die Kirche Roms hält. Aber da er kein „Lokal" besitzt, so widmet er seine ganze Kraft der Herausgabe eines Blattes mit dem Titel: „Gott und das Volk." Dieses Blatt ist in Mailand und in der Provinz sehr gesucht; ich sah, wie es durch zahlreiche Verkäufer ganz in der Nähe des Doms ausgeboten wurde. Es erörtert mutvoll die Mißbräuche aller Art, die sich in der Diözese finden, und fürchtet sich vor den Prozessen nicht, die immer wieder gegen es gerichtet werden. Übrigens gibt auch Don Miraglia ein Journal heraus, das unter dem Titel „Der neue Savonarola" jeden Sonnabend erscheint. Diese beiden Veröffentlichungen haben, wie sich denken läßt, einen sehr scharf polemischen Charakter. Aber sie werden Gutes wirken und die Welt veranlassen, sich mit religiösen Dingen zu beschäftigen."

Es ist freilich schon öfter vorgekommen, daß derartige renitente Priester nach einiger Zeit wieder in die Arme Roms zurückkehrten, und es mag auch in diesen Fällen so gehen. Aber, wenn es auch wieder so gehen sollte, so wird sich wahrscheinlich auch das wiederholen, daß andere aus dem Bannkreis der römischen Kirche heraustreten und daß dadurch dem Volke gezeigt wird, daß man auch außerhalb der Unterthanenschaft des Papstes stehen kann, ohne dem Atheismus oder der praktischen Religionslosigkeit anheimzufallen. Wenn es auch weiter nichts wäre, so ist schon bei einem Volke, für dessen Bewußtsein das päpstliche Kirchentum und das Christentum gleichbedeutend sind, die Wahrnehmung, daß es auch außerhalb des vom Papste geistig beherrschten Gebietes gläubige Christen und fromme Menschen gibt, von sehr großem Werte.

Die bekannte englische Zähigkeit im Festhalten von zeremoniellen Einrichtungen, die längst eine leere Form geworden sind und als reine Formalität behandelt werden, hat einem Gemeindegliede der englischen Hochkirche Gelegenheit gegeben, einen Protest gegen die Einführung des Dr. Creighton (vgl. Theol. Ztschr. 1897, Seite 55) als Bischof von London einzubringen. Als gegen Ende der Zeremonie die vorgeschriebene Aufforderung erging: diejenigen, die etwas gegen den neuen Bischof einzuwenden hätten, möchten vortreten, um gehört zu werden, erhob sich Mr. John Kensit aus der Mitte der Gemeinde und verlas folgenden Protest: „Ich, Mr. John Kensit, ein getauftes, konfirmiertes und am Abendmahl teilnehmendes Glied der protestantischen Kirche von England, erhebe Einspruch gegen die Ernennung des Dr. Creighton zu unserm Bischof: Erstens wegen seines Bestrebens, das glorreiche Werk unsrer Reformation aufzuheben, für dessen Durchführung Ridley, der damalige Bischof von London, und die edle Schar der Märtyrer ihr Leben gelassen haben. Seine Lordschaft führt jetzt die Spielereien Roms wieder ein, indem er eine Mitra auf dem Haupte trägt. Zweitens: Nach dem Urteil meiner Erfahrung ist Dr. Creighton den feierlichen Versprechungen nicht treu geblieben, die er bei seiner Ordination gemacht hat, wie sie in dem Gottesdienst für die Bischofsweihe enthalten sind; als Laien erleiden wir dadurch eine grausame und ernste Ungerechtigkeit, so daß wir häufig nicht imstande sind, mit

gutem Gewissen in unsern Parochialkirchen Gottesdienst zu thun. Drittens: Dr. Creighton versprach beim Ordinieren, Aussenden oder Handauflegen auf andere treu zu sein. Dieses sein heiliges Gelübde ist durch die Ordination von Männern für das heilige geistliche Amt frech gebrochen worden, von denen er wußte, daß sie Lehren verbreiten und billigen würden, die in direktem Widerspruch zu den neununddreißig Religionsartikeln stehen, und dadurch, daß er solche, die mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die falschen und antichristlichen Lehren der römischen Apostasie zurückbringen wollen, in wichtige Stellen seiner frühern Diözese Peterborough beförderte."

Man versuchte zwar den Protestierenden zu unterbrechen, allein dieser erbob seine Stimme nur lauter, so daß man es für das klügste hielt, den Protest stillschweigend zu übergehen. Als aber der alten Gewohnheit gemäß die Gegner zum zweitenmale eingeladen wurden, vorzutreten, verließ Mr. Kensit seinen Sitz und fragte, was man in Sachen seines Protestes zu thun gedenke; man antwortete ihm, man könne in Gehorsam des Gesetzes nicht auf ihn hören. Darauf erwiderte Mr. Kensit: „Darf ich dann fragen, warum wir aufgefordert werden, vorzutreten und man mich darauf nicht hört?"

Ein großer Teil der Versammlung rief: Hört, hört! Andere ließen Hochrufe ertönen, trampelten und stießen mit Stöcken und Schirmen auf den hölzernen Boden. Als es wieder ruhig geworden war, wurde die Zeremonie fortgesetzt und Dr. Creighton pflichtmäßig in sein Amt eingesetzt. Zum Schluß erteilte der neue Bischof den Segen. Mr. Kensit hatte seinen Protest drucken lassen und ließ die Blätter während des Gottesdienstes verteilen.

Die Allgemeine Zeitung berichtet über merkwürdige Äußerungen des Kardinal Manning in Beziehung auf die Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des Katholizismus in England in den Weg stellen. Dieselben finden sich in einem Schriftstück des Kardinals, das bereits im Jahre 1890 verfaßt wurde und in der Biographie Mannings von Purcell veröffentlicht wurde. Manning nennt unter diesen Hindernissen an erster Stelle: einen Klerus, der weder gelehrt noch gebildet sei; an zweiter Stelle: die Seichtigkeit katholischer Predigten. An dritter wird die Unkenntnis der heiligen Schrift und die Unterdrückung des Gebrauchs derselben bei dem Volke erwähnt. An vierter nennt Manning die konfessionelle Beschränktheit der Katholiken, welche sich keine richtige Vorstellung von der geistigen Verfassung des englischen Volkes zu machen wissen. „Ich habe," sagt Manning, „nicht allein Laien, sondern auch Priester gefunden, welche durchaus nichts davon wußten, daß der größte Teil des englischen Volkes getauft ist und sich daher im Zustand der göttlichen Gnade befindet; diese beschränkten Katholiken nehmen ohne weiteres an, daß die übrigen ihre Taufgnade alle durch die Todsünde verloren haben, und daß, da sie das Bußsakrament nicht haben, sie nicht wieder in den Zustand der Rechtfertigung zurückgelangen können, ihr Leben also ohne Verdienst und ihre Rettung höchst unsicher ist. Ich glaube nicht, daß einer dieser Sätze haltbar ist." Das wird dann weiter in sehr merkwürdiger Weise begründet, und am Schlusse gesagt: daß keine Seele verloren gehen kann, welche Gott liebt — das, sagt der Kardinal, „ist das, was mich ein vierzig Jahre langes Leben außerhalb unserer Kirche und wieder eine fast vierzigjährige priesterliche Erfahrung in derselben gelehrt hat."

Vom römischen Standpunkt aus betrachtet gehört diese Veröffentlichung höchstwahrscheinlich auch zu den Unklugheiten, welche sich Purcell in seiner Biographie Mannings hat zu schulden kommen lassen (vgl. Th. Ztsch. 1896,

Seite 156). Wenn sich nämlich das englische Volk, d. h. wohl die Glieder der anglikanischen Kirche im Stande der Gnade befindet, wenn sie wieder in den Stand der Rechtfertigung zurückgelangen und Verdienst erwerben können und somit ihre Rettung keineswegs höchst unsicher ist, obwohl sie sich dem Papste nicht unterwerfen, dann hat das Streben nach Vereinigung der Anglikaner mit Rom sicher nicht seinen Grund in der Sorge um das Seelenheil der Anglikaner, sondern in irgend etwas, was vom Standpunkt des Christentums aus minder wichtig ist, aber von Rom in den Vordergrund gestellt wird; oder deutsch gesagt in den Herrschaftsgelüsten Roms. Dann hat aber auch Bonifacius VIII. sehr an derselben konfessionellen Beschränktheit gelitten, wie diese katholischen Priester und Laien, als er in seiner Bulle erklärte, daß die Unterthänigkeit unter den römischen Pontifex heilsnotwendig sei. Welche Vorstellungen von der päpstlichen Unfehlbarkeit muß aber Manning gehabt haben, wenn er eine vom Papste ex cathedra verkündigte Meinung als beschränkt bezeichnet, sobald sie von ungebildeten Priestern und Laien gehegt wird?

Schon Melanchthon hat in der Apologie darauf hingewiesen, daß man katholischerseits sich die jenseitige Welt nach Art eines irdischen Fürstenhofes denke. Ein Benediktinerpater in München hat neuerdings eine nette Illustration dazu geliefert. Derselbe hat nämlich bei der Beerdigung des Regierungs-Präsidenten v. Hörmann in seiner Leichenrede folgenden frommen Wunsch für den Verstorbenen geäußert: „Möge der Dahingeschiedene in der Glorie der himmlischen Herrlichkeit recht klar schauen, was ihm hienieden dunkel geblieben; möge der loyale Diener von Krone und Vaterland auch am himmlischen Hofe eine recht würdige Stellung sich verdient haben!“—In der kirchlich katholischen Presse wurde dies natürlich gerügt, freilich wohl mehr aus Zorn über diese Verherrlichung eines liberalen Beamten.

Bis auf den heutigen Tag ist Spanien noch wesentlich katholisch, aber es hat doch aufgehört ein katholisches Land (terra catholica) im Sinne der römischen Auffassung dieser Bezeichnung zu sein. Die Zahl der spanischen Protestanten ist zwar gegenüber der Gesamtzahl der Bevölkerung noch sehr klein, aber daß es überhaupt solche gibt und geben darf, ist etwas, was vor dreißig Jahren noch nicht geduldet wurde. Erst vor neunundzwanzig Jahren ist Spanien der Verkündigung des Evangeliums wieder geöffnet worden. Noch im Jahre 1862 wurden drei Leute zu neunjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, weil sie die Bibel gelesen hatten. Allein der Fürbitte der Königin Elisabeth von Preußen verdankten sie die Umwandlung dieser Strafe in neunjährige Verbannung. Die Revolution von 1868 eröffnete das bis dahin hermetisch für die Predigt des Evangeliums verschlossene Spanien. Unterstützt von England, Deutschland, Nord-Amerika und der Schweiz bildeten sich an vielen Orten kleine evangelische Gemeinden. Zugleich entstanden auch überall evangelische Schulen. Durch die Regierung der 1874 zurückgekehrten Bourbonen wurde dem Volke die Religionsfreiheit wieder genommen, aber die religiöse Duldung mußte sie ihm zugestehen, freilich mit der Bestimmung „mit Ausnahme der öffentlichen Kundgebungen“; unter solchen wurde Geläut der Glocken, Kirchengesang, eine kirchlich erscheinende Architektur der gottesdienstlichen Stätten, sogar das Kreuz an evangelischen Gebäuden, je nach Belieben, verstanden und verboten. Noch neuerdings ist letzteres als gegen die Toleranz beanstandet worden. Die Beschränkungen haben die evangelischen Bewegungen wohl zu hindern, aber nicht zu unterdrücken vermocht. Fast in allen größeren, sowie in 80—100 kleineren Orten bestehen evangelische Gemeinden,

die allerdings zum Teil sehr klein sind. Sie besitzen, besonders in den Städten, meist ihre eigenen Gebäude für kirchliche und Schulzwecke. In Barcelona besteht ein evangelisches Hospital, in Madrid ein gleiches und zwei Waisenhäuser, in Eskurial gleichfalls ein Waisenhaus; alle sind Eigentum der evangelischen Missionen. Zu diesen Gemeinden halten sich 10—12,000 Seelen, die zerstreut im Lande wohnen. Die Zahl der Schulkinder kann auf 6—7000 berechnet werden. Das ist eine Frucht der Evangelisationsarbeit in noch nicht einem Menschenalter, die dankbar anzuerkennen ist, und doch sind damit erst die Keime für eine reichere Ernte in der Zukunft gelegt. Vor allem darf man auf den Schulunterricht seine Hoffnung setzen. Die Elementarschulen sind durchweg gut geleitet, in höheren Lehranstalten werden Lehrer, Evangelisten und Prediger für ihren Beruf gebildet. Das evangelische Gymnasium in Madrid ist fast fertig gebaut. Unverkennbar ist das wachsende Verlangen im Volke nach besserem Unterricht. Die beiden von der deutschen Mission geleiteten Buchhandlungen in Madrid und Barcelona versorgen nicht nur Spanien mit guter Litteratur, sondern senden auch Kisten von Büchern und Tausende von Zeitschriften nach dem spanischen Amerika.

So geht das Werk der Ausbreitung des reinen Wortes seinen, wenn auch stillen, so doch stetigen Gang vorwärts und es steht zu hoffen, daß das Land, in dem auch die Reformation so treue Bekenner und zahlreiche Anhänger gefunden hatte, noch einmal von dem hellen Licht des Evanlegiums durchleuchtet werden wird. Als der Kaplan Karls V. zum Scheiterhaufen geführt wurde, konnte er sagen: „Hättet ihr noch ein paar Monate gewartet, so wären wir so stark gewesen, als ihr.“ Nur der Inquisition im Bunde mit dem Absolutismus gelang die Ausrottung des evangelischen Glaubens, nachdem über 10,000 Menschen lebendig verbrannt, Hunderttausende in den Kerkern langsam dahingemordet, Unzählige aus dem Lande vertrieben waren. Nach drei Jahrhunderten bricht nun eine neue Zeit an, die von vielen mit Freuden begrüßt wird.

Der Ägyptologe Professor Flinders Petrie hat in einem Vortrage zu London über die während der eben erst beendeten Ausgrabungszeit gemachten Funde in Ägypten Bericht erstattet. Zum erstenmale sind Ausgrabungen auf einem etwa dreiviertel Meilen langen Landstreifen von Theben gestattet worden. Nicht weniger als sieben Tempel, von denen vier ganz unbekannt waren, wurden freigelegt. Dabei wurde ein Sarkophag aus der Zeit der XII. Dynastie unter dem Ramesseum aufgefunden, der erste aus der angegebenen Zeit, der mit Grabscenen geschmückt ist. Der älteste der freigelegten Tempel, von Amenhotep II. errichtet, war bisher ganz unbekannt und stammt etwa aus dem Jahre 1440 v. Chr. Bei der Freilegung eines anderen Tempels entdeckte man eine annähernd sechs Fuß hohe Tafel aus Kalkstein, auf der in unvergleichlich feiner Arbeit Amenhotep dargestellt ist, wie er mit seinem Wagen über seine Feinde hinfährt. Auch eine über zehn Fuß hohe und über fünf Fuß breite Tafel aus schwarzem Syenit mit einer 31zeiligen Hieroglypheninschrift wurde hier gefunden. Doch der wichtigste Fund besteht in einer großen Granittafel, welche von den Beziehungen zwischen dem ägyptischen und dem jüdischen Volke Kunde gibt. Sie enthält am Ende einer Aufzählung von Kriegsthaten Merenptahs gegen die Libyer und Syrer die Erwähnung, daß dieser König das jüdische Volk schlug, und zwar wie Prof. Petrie angibt, vermutlich um 1200 v. Chr. im nördlichen Palästina. Andere Forscher, wie Maspero, Naville und Spiegelberg, sind Petries Meinung beigetreten, daß

die Inschrift in diesem Sinne zu deuten und die erste Urkunde sei, die der Juden in Beziehung zu Ägypten Erwähnung thut.

Bisher wurde viel gestritten, ob es Ramses der Große oder sein Sohn Merenptah gewesen sei, der das Volk Israel einst bedrückte. Der Ägyptologe Prof. Petrie glaubt nun beweisen zu können, daß beide es gewesen seien. Die Erwähnung Israels findet sich fast am Ende der Tafel. Es ist die Beschreibung der Niederlage der Libyer, die in Ägypten eingefallen waren, durch Merenptah, ferner eines zweiten Krieges in Syrien, der siegreich von dem ägyptischen Könige zu Ende geführt wurde. Sie schließt mit den großprahlerischen Worten: „Die Hittiten sind zur Ruhe gebracht, Kanaan zerstört und verwüstet, Askalon genommen, Yonoah dem Erdboden gleichgemacht und das Volk Israel zu Grunde gerichtet und Syrien beraubt und geplündert.“ Eine der Jahreszahl 1200 v. Chr. entsprechende Angabe befindet sich auf der Tafel. Noch bestehen Zweifel, ob bei dem Worte „Israel“ nicht eine Verwechselung mit Jezreel, einer Stadt in der Ebene von Esdraelon, stattgefunden hat, aber tüchtige Ägyptologen haben sich ausdrücklich für erstere Deutung ausgesprochen. Außer dieser wichtigen Entdeckung hat Petrie über den Charakter und die Geschichte Merenptahs manches Neue zu Tage gefördert, sogar die Beschreibung seiner Person hat er aufgefunden, sowie eine Abbildung in Form seiner Büste in den Gräbern von Theben. Er soll ein finsteres, stolzes Gesicht zeigen. Mit 40 Jahren bestieg Merenptah den Thron, es ist eine Tafel mit einer Inschrift gefunden worden, die beklagt, in welcher Verfassung das Land bei seiner Thronbesteigung von Merenptah vorgefunden wurde. Im fünften Jahre seiner Regierung fand ein großer Einbruch der Wüstenbewohner in Ägypten statt. Merenptah richtete ein großes Blutbad unter ihnen an und trieb sie aus dem Lande. Die Entdeckungen reichen bis zum achten Jahre seiner Regierung. Aller Wahrscheinlichkeit nach müssen die Jammertage der Israeliten erst in späteren Jahren seiner Regierung erfolgt sein. Kopien der Tafel und der sonstigen gefundenen Gegenstände sind im Universitätskolleg in London aufgestellt. Der große Stein selbst, auf dem die Inschrift sich befindet, ist dem Museum zu Ghizeh überliefert.

Wie das moderne gebildete Judentum das Alte Testament, das es doch füglich nicht verwerfen kann, sich für seinen Gebrauch zurechtzumachen weiß, zeigt ein jüngst bei Macmillan in London erschienenes Buch: Die Bibel für den Hausgebrauch, herausgegeben mit Erklärungen und Bemerkungen, für den Gebrauch jüdischer Eltern und Kinder, bearbeitet von C. G. Montefiore. Die Christian World macht über den ersten bis jetzt erschienenen Band folgende Mitteilungen:

„In seiner Vorrede erklärt Mr. Montefiore, daß er die Arbeit ‚ursprünglich unter dem Drucke der Notwendigkeit, etwas für die biblische Unterweisung seines eignen Knaben zu thun, in Angriff genommen habe.‘ Er befand sich hier genau in der Lage einer großen Zahl gebildeter christlichen Eltern gegenüber den alten Traditionen und dem neuen Wissen. Wenn er die große geistige Erbschaft des hebräischen Schrifttums in die Hand von Kindern legen will, so fühlt er es als unabweisliches Pflichtgebot, daß sie auch die Wahrheit über den sehr verschiedenen historischen und sittlichen Wert der Schriften erfahren müssen. Einige Stücke des Alten Testaments läßt er darum überhaupt aus. ‚Josua und Richter (ausgenommen die Geschichte von Simson) sind ganz ausgefallen; Erzählungen von Blutvergießen und Mordthat, die nicht durch sittliche Belehrung gesühnt werden, die aber nur zu oft in einen pseudoreligiösen Rahmen gestellt werden, sind sehr unpassend in einer Bibel

für den Hausgebrauch.‘ Der Gedanke, daß das Judentum als ein System von Priestern und Opfern je wiederhergestellt werden könnte (nach der wunderbaren Auffassung unsrer modernen Millennarier), findet bei diesem klarblikkenden und geistig-interessierten jüdischen Schriftsteller keine Unterstützung. Über Opfer schreibt er folgendes:

‚Mit der Zeit kamen die größten und besten Männer unter den Juden zu der Einsicht, daß Gebet und Dank eine viel bessere und reinere Art der Gottesverehrung sei als Spenden und Opfer. Aber es dauerte sehr lange, bis alle ebenso dachten...... Obwohl die Juden zuerst sehr betrübt waren, daß der großartige Tempel zerstört war, kamen sie doch allmählich zu der Einsicht, daß seine Zerstörung Gottes Wille war, der ihnen auf diese Weise half, die Opfer aufzugeben und klar zu erkennen, daß der einzige Gottesdienst, an dem Gott etwas liege, die Darbringung des eignen Selbst — die Selbsthingabe —, und daß die einzige Verehrung, die seiner würdig ist, Gebet oder Dank ist.‘

Über die Stellung und Zukunft der Juden findet sich folgende bezeichnende Stelle in einem Kommentar zu einer Weissagung des Jeremia über die Rückkehr aus der Gefangenschaft:

‚Heute sind unsre Hoffnungen und Gedanken andrer Art. Auch wir wissen, daß das Reich Israels und seine Bewohner für immer verschwunden sind. Unsre Auffassung von Gottes Vergebung und Wohlgefallen ist nicht mehr die eines Jeremias...... Denn die Juden sind etwas Höheres und Größeres als eine Nation. Sie sind eine religiöse Brudergemeinschaft, die zusammen- und sich gesondert hält nicht um politischer und nationaler, sondern um religiöser und geistiger Ziele willen. Und wir denken an die Juden weniger in Beziehung zu ihnen selbst, als in Beziehung zur Welt. Unser höchster Begriff von Wohlergehen für ein Individuum ist nicht bloß, daß der einzelne selbst glücklich sein soll, sondern daß er andere glücklich mache, soweit nur irgend seine eignen Kräfte reichen. So ist denn auch unser höchster Gedanke von dem Wohlergehen der Juden nicht bloß, daß sie selbst ‚glücklich‘ sein sollen, sondern daß sie die allmähliche Erfüllung der alten Hoffnung fördern und bezeugen sollen: In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden...‘

Auf diesen ersten Band, der mit der Geschichte Abrahams beginnt und mit dem zweiten Besuche Nehemias in Jerusalem schließt, soll ein zweiter mit Auszügen aus den Psalmen, den Sprüchen und andern Büchern folgen, der die Geschichte bis zur Makkabäischen Periode hinabführt."

Die Verbrennung des Teufels in effigie, welche in einem der „Gottesdienste" der Heilsarmee vorgenommen wurde, hat sicherlich weder den noch dem Bösen etwas geschadet, wohl aber dem Christentum, das durch ein solches Treiben entweder als Posse von „geistlichen" Hanswursten oder als ganz gemeiner Aber- und Zauberglaube hingestellt wird. Will man die rohe Menge mit einer barbarischen Posse unterhalteu, so gibt es dazu Stoff genug in der Welt, den man sicher mit weniger Unrecht verwenden könnte, als travestierte christliche Anschauungen; denn unrecht bleibt die Sache in jedem Fall, weil dergleichen nur auf eine Verrohung, aber keineswegs auf eine Besserung hinarbeitet.

Glaubte man aber wirklich durch ein derartiges Verfahren dem Reich des Bösen Abbruch zu thun und dem Reiche Gottes Vorschub zu leisten, dann hängt der Sache noch der allerniedrigste Aberglaube an, der das Christentum zum Fetischismus herabwürdigt.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., April 1897. No. 4.

Der Konfirmandenunterricht,
eine praktische Studie über zweckmäßige Stufenfolge des Lehrganges.

Von P. L. Haas.

Indem der Verfasser sich erlaubt, seinen Amtsbrüdern nachfolgende Arbeit zur Prüfung vorzulegen, möchte er voraus bemerken, daß er für Richtigstellung oder Bestätigung der vorgetragenen Lehrmethode von sachkundiger Seite recht dankbar sein wird. Kommt auch diese Studie für den diesmaligen Kurs zu spät, so bleibt dagegen den Amtsbrüdern um so mehr Zeit, sie zu prüfen, um eventuell im Herbst damit einen Versuch zu machen.

1. Ehe ich jedoch auf den eigentlichen Gegenstand dieses Aufsatzes eingehe, sei es mir erlaubt, eine wichtige Vorbemerkung voranzuschicken. Diese fasse ich zunächst zusammen in einem Satz, den wohl jeder als selbstverständlich ansehen wird, ohne darum zu dem Lehrgang seine Zuflucht zu nehmen, den ich daraus ableite und vorschlage. Mein Satz ist der: Der Konfirmandenunterricht muß schon in der ersten Stunde des Beginns so eingerichtet werden, daß womöglich nichts gesagt wird, das über die Fassungskraft auch des in religiöser Beziehung unwissendsten Kindes hinausgeht. Mit anderen Worten: Der Unterricht darf nicht mit Begriffen beginnen, die dem Kinde noch ganz fremd und darum unverständlich sind, wenn damit begonnen wird. — Wie hoch ist aber wohl die Fassungskraft zu taxieren, wie groß sind die Vorkenntnisse des am tiefsten stehenden Kindes? Meine Meinung ist, wir müssen darin mit Null anfangen! Wir dürfen einfach gar nichts voraussetzen bei Beginn des Unterrichts!

Wohl ist mir bewußt, daß ja nicht alle Kinder ganz und gar unwissend in die erste Konfirmationsstunde kommen. Vielmehr wird es immer einige geben, die vermöge ihrer häuslichen Erziehung und auch zum Teil vermöge ihrer Schulbildung einen gewissen Fond religiösen Wissens und religiöser Erziehung gleich von vornherein mitbringen. Aber man bedenke doch, daß bei dem heutigen Stand des Familienlebens und bei der heutigen Schulbildung es immer nur eine ganz geringe Zahl sein wird, bei denen man wohl etwas von religiösen Kenntnissen voraussetzen könnte.

Die Bibel ist zwar fast in jedem Hause, aber in wie vielen wird sie wohl regelmäßig gelesen, so daß die Kinder „von Kind auf die heilige

Schrift wissen"? Und wie viele Kinder sind es wohl, die selbst für sich Lust und Trieb haben, zu Haus in der Bibel zu lesen? In der öffentlichen Schule ist Bibel und Religion ausgeschlossen und wird eine bloß einseitige Verstandesbildung getrieben; die Herzensbildung aber verwahrlost. Die Gemeindeschule ist nur in wenigen Gemeinden vorhanden, und selbst wo sie besteht, gibt es Eltern und Gemeindeglieder genug, welche ihre Kinder nicht dahin, sondern in die Staatsschule schicken. Nicht besser steht es mit der Samstag- und Sonntagschule. Wo die Samstagschule besteht, kann sie wenigstens das Lernen des Katechismus und das Lesen der biblischen Geschichte betreiben. Aber auch dahin kommen noch nicht einmal alle Kinder, die doch später in den Konfirmandenunterricht kommen. Es bleibt noch das magere Resultat der Sonntagschule, die von manchen Kindern gleichgültiger Eltern teilweise sehr schlecht oder gar nicht besucht wird.

Und doch: wenn nun Kinder in den Unterricht kommen, bei denen einfach alles fehlt: christliche Erziehung zu Hause, Gemeinde- und Sonntagschule: soll der Pastor sie einfach abweisen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie dann überhaupt nie irgend welchen christlichen Unterricht empfangen? Es wäre gewiß eine schwere Versündigung, wenn er das thäte.

Hier also haben wir Schüler, bei denen einfach mit Null anzufangen ist, wie oben gesagt. Und wie oft kommen solche Schüler in unsere Stunden!

Aber auch bei den andern, wo es nicht ganz so schlimm steht, muß man doch den Fond religiösen Wissens und religiöser Gedanken möglichst niedrig taxieren. Wie viele Kinder von Eltern, denen man christliche Gesinnung nicht absprechen kann, kommen in den Unterricht und haben noch kaum einen schwachen Anfang gemacht im Memorieren des Katechismus! Was etwa religiös erzogene Kinder mitbringen, ist höchstens eine mehr unbewußte Ehrfurcht und Scheu vor dem Heiligen und Göttlichen (und auch damit ist's oft nicht weit her), aber keine zusammenhängende Kenntnis der biblischen Geschichten und keine Übung, über religiöse, abstrakte Dinge nachzudenken. Namentlich die Kenntnis des Alten Testaments liegt noch mehr danieder als die des Neuen.

Ist somit so viel festgestellt, daß selbst im besten Fall bei den allermeisten Kindern sehr wenig an religiösen Erkenntnissen bei der ersten Unterrichtsstunde vorausgesetzt werden darf, ja daß thatsächlich viele kommen, bei denen man einfach vom Anfang an zu beginnen hat —; und steht es fest, daß die erste Unterrichtsstunde sich der Fassungskraft des auch darin am tiefsten stehenden Kindes anpassen muß, um ihm nicht minder verständlich zu werden, als einem anderen Kinde, das schon einen gewissen Fond mitbringt, so wird es Zeit, an die Frage zu gehen:

2. **Womit soll der Konfirmandenunterricht in der ersten Unterrichtsstunde beginnen**, um den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden?

Wer nun hier etwa mit der ersten Frage unseres Katechismus den Anfang machen will, der frage sich doch: Wie ist es möglich, bei **solchen**

Anfängern im Unterricht mit der Erklärung einer solchen Frage zu beginnen? Gleich die erste Frage enthält drei Dinge, welche man ihnen kaum klar machen kann, und die Antwort fügt noch zwei oder drei hinzu! Da ist zuerst der Mensch: Er ist ein Rätsel, ein völlig unbekanntes X für die Kinder! Da ist die Sorge: Was wissen Kinder von Sorgen? Die allermeisten leben in den Tag hinein, ohne viel von Sorgen zu wissen! Nun soll gar gesagt werden, daß und warum das Nachfolgende die vornehmste Sorge sein soll. Wie will man den Kindern das so eindrücklich erklären, daß es nicht bloß ein eingepauktes Dogma, sondern ein lebendig erfaßter und behaltener Begriff wird?

Nun kommt die Antwort: Heil, ewiges Heil, Seele! Solche Dinge in der ersten Stunde mit Kindern, die auf dem Nullpunkt stehen, durchzunehmen, dazu müßte eine eminent praktische Lehrgabe vorhanden sein, um mit dieser ersten Frage des Katechismus den Konfirmandenunterricht zu beginnen und sie wirklich fruchtbar zu erklären. Aber womit soll denn nun begonnen werden, wenn nicht mit der ersten Katechismusfrage? Meine Antwort ist die: Das Christentum ist vor allem eine geschichtlich gewordene Religion und das Christentum kann ohne die geschichtliche Grundlage gar nicht verstanden werden, am wenigsten von Kindern, denen das abstrakte Denken so fremd und unbekannt ist.

Man fange daher mit einem genetisch-geschichtlichen Aufbau der christlichen Lehre an, man lege erst ein solides Fundament, auf welchem der ganze Lehrbau sich stufenweise aufbauen kann. Man verbinde die biblische Geschichte und die Katechismuslehre so eng und in der Weise miteinander, daß kein Lehrsatz des Katechismus in der Unterrichtsstunde behandelt wird, der nicht vorher in der biblischen Geschichte seine Begründung gefunden hat.

Zu diesem Zweck ist es durchaus nicht nötig, etwa den Katechismus zu verändern! Es steht ja doch dem Katecheten frei, an irgend einem Punkte im Katechismus anzufangen. Und was wäre besser geeignet für einen praktischen Anfang als die 54. Frage im Katechismus und der erste Artikel des christlichen Glaubens? Bei der 54. Frage kann man sich ganz wohl mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen, daß alle Christen in diesen wesentlichen Punkten übereinstimmen; daß also das Apostolikum die gemeinsame Grundlage aller christlichen Lehre sei. Man macht auf die auch schon äußerlich markierte Dreiteilung aufmerksam und sagt, daß die Einzelerklärung der drei Artikel im Katechismus nachfolgt in den betreffenden Abschnitten, die man nachschlagen läßt. Ehe man nun zur 55. und 56. Frage geht, wird die Schöpfungsgeschichte gelesen und durchgegangen, sei es nach der Bibel oder nach der biblischen Geschichte. Das ist ja doch der genetische Gang, den die Bibel selbst mit allen Menschenkindern geht, indem sie voranschickt, daß Gott die Welt geschaffen habe.

Bei der nun folgenden Erklärung darf der Katechet nun nicht bei der uns selbst noch so unbekannten Größe: Gott, beginnen mit den

Kindern. Sondern er muß mit dem beginnen, was jedem Kind bekannt ist, um nur erst den biblischen Begriff von „Schaffen," creare, zu gewinnen. Er muß also praktischerweise zuerst damit beginnen, was jedes Kind weiß: Daß kein Ding sich selbst gemacht hat und machen kann. Der Deutlichkeit halber kann er mit Dingen beginnen, die als Produkte der menschlichen Kunst in nächster Nähe sind: Leuchter, Ofen, Bänke, Tisch 2c. . . . Jedes Kind weiß, daß der Leuchter sich nicht selbst gemacht und nicht selbst aufgehängt hat. Er ist von Menschen gemacht. Aber das Material? Es stammt aus der Erde; aber wie vieler Menschen Arbeit war nötig, bis die Lampe so weit fertig war, daß man sie gebrauchen konnte! Der Mensch kann aber gar nichts machen, wenn er nicht das Material dazu vorfindet in der Natur! Also des Menschen Machen oder Schaffen ist abhängig von dem Material, das er in der Natur vorfindet. Hier ist der Ort, wo man leicht, gleichsam spielend, die Kinder auf die drei Reiche in der Natur aufmerksam machen kann, aus welchen der Mensch das Material zu seinen Werken entnehmen muß. Von hier mag man übergehen auf die große Welt, die Erde, ihre Stellung im Sonnen- und Weltensystem. Und dann ist die Frage wohl vorbereitet: Wer hat dieses alles gemacht? Ist das nicht von selbst so entstanden? Hier kann unter dem Hinweis darauf, daß der Mensch, als das höchste uns bekannte sichtbare Wesen, nicht der Schöpfer der Welt sein kann, gezeigt werden, wie unsinnig und unverständig es dennoch sei, zu glauben, daß diese schöne und wohlgeordnete Welt keinen Baumeister habe, der mit höchstem Verstand, Weisheit und Kraft ausgerüstet, alles das geschaffen habe. Hier ist dann Gottes Schaffen zu entwickeln als ein *Heraussetzen einer ihm selbst nicht unbekannten Welt aus der Fülle seines eigenen Wesens und seiner eigenen göttlichen Substanz und Lebenskraft.* Denn „wenn Gott schafft, so ist es offenbar, daß er dies nur vermittelst des Reichtums an Substanz thut, den er in sich beschlossen hält."

Man dränge also den Kindern nicht die unbiblische Vorstellung einer zauberischen Schöpfung aus einem absoluten Nichts auf! Die Stelle Hebr. 11, 3 sagt im Grundtext etwas anderes als was die deutsche Übersetzung sagt. Das Wort von der Schöpfung aus Nichts hat nur eine negative Berechtigung, insofern als es sich darum handelt zu sagen, daß Gott den Weltenstoff nicht etwa schon vorgefunden und ihn dann bloß *geformt* und *gebildet* habe zu dem, was er jetzt geworden. Wenn Gott Schöpfer wird, so muß er dabei notwendig sich selbst und seinem eigenen Wesen einen Zwang, eine Negation, anthun; er muß von seiner Wesensfülle ein Teil, gleichviel wie viel das sein mag, herabsetzen auf eine unter ihm stehende Daseinsstufe und dieses zu dem Stoff der Welt gestalten, den er beliebig formieren kann. Man suche doch also den Begriff des magischen vom göttlichen Schaffen möglichst fern zu halten, als ob Gott mit einem Zauberwort die Dinge aus dem absoluten Nichts ins Dasein treten lassen könne.—Will man noch weiter

gehen, so kann man, m. E., ohne allzu große Schwierigkeit, den Kindern eine Ahnung geben von der Geistesmacht des Wortes. Man entwickelt stufenmäßig den Begriff „Wort.“ Das Wort enthüllt Gedanken, macht sie hörbar oder sichtbar. Gedanken aber sind unsichtbar. Es findet also im Wort schon ein Übergang statt aus der unsichtbaren in die sichtbare Welt. Gedanken aber sind Dinge, die im Geisteswesen erzeugt werden. Jedes Kind weiß, was Gedanken sind; und daß niemand die Gedanken eines andern wissen kann, außer jener macht im Wort sie hörbar und sichtbar.

Das Wort ist aber nicht immer bloß Ausdruck eines Gedankens; es ist, namentlich im Imperativ, ein Ausdruck des Willens; z. B. Komm! Endlich verbindet sich mit dem Wort noch die Macht der Persönlichkeit, welche es ausspricht! Es ist ein ganz anderes Ding, ob ein Kind sagt: komm! Oder ob es eine starke, erwachsene Person sagt, welche Recht und Macht hat, ihrem Willensausdruck auch Nachdruck zu geben! So ist das allmächtige Schöpferwort eine Kombination: a) des göttlichen Gedankens oder der göttlichen Schöpfungsidee! (Jeder Baumeister muß, ehe er bauen will, eine Idee oder Plan haben ꝛc.) b) des göttlichen Schöpferwillens; c) der göttlichen Schöpfermacht.

Wenn der Katechet nach solcher Entwicklung etwa mit den Kindern Jes. 40 durchliest, mit einigen passenden Bemerkungen, wird daich t dem Kinde ohne viele Worte eine heilige Ahnung aufdämmern von der unbeschreiblichen Größe und Erhabenheit des göttlichen Wesens? Wird solche angemessene Lehrentwicklung nicht ein besseres Fundament für das christliche Lehrgebäude abgeben, als wenn er mit Frage eins ihm ein Buch aufthun will, das dem Kinde mit sieben Siegeln verschlossen ist? Hier wird sich dann Frage 57 leicht anschließen lassen.

3. Einen wichtigen Fortschritt in der Entwicklung bietet nun aber die 58. Frage im Katechismus. Vorausgehen muß ihr die Erschaffung des Menschen nach Genesis 2 und die erste Geschichte. Dann ist die Lehre vom Menschen zu entwickeln an der Hand von Frage 58. Der wichtige Unterschied von Leib und Seele muß hier möglichst faßlich gemacht und den Kindern gezeigt werden, daß die Seele das eigentliche Wesen des Menschen, eine Innenwelt für sich sei, der Leib aber ihr Haus und ihr Werkzeug, wodurch sie mit der Außenwelt in Verkehr und Verbindung kommt. Daß der tote Leib weder sehen, hören, fühlen, riechen noch schmecken, noch sich bewegen kann — das wissen alle Kinder. Hiervon ausgehend, kann ihnen leicht begreiflich gemacht werden, es sei also nicht der Leib, sondern die Seele, welche hört, sieht ꝛc. . . . Nun ist aber die Seele etwas Unsichtbares, die Gegenstände aber, welche wir sehen, hören ꝛc. . . . gehören zur sichtbaren Außenwelt. Wie kommen nun diese gesehenen oder gehörten Dinge hinein in die Innenwelt? Antwort: Die fünf Sinne sind die Eingangspforten, welche den Übergang vermitteln aus der Außenwelt in die Innenwelt. Aber wie geschieht das? Durch Berührung! Das Licht dringt mit an

das Immaterielle grenzenden feinsten Teilchen in unserem Auge bis zur Berührung mit dem Sehnerven vor und dieser trägt das Empfangene hinein in die geheime Werkstatt des Geistes, wo es zur bewußten Empfindung und zum Gedankenbild, zur Vorstellung umgearbeitet wird! Um den Unterschied zwischen Innenwelt und Außenwelt vorstellig zu machen, stelle man ihnen vor, wie es wäre, wenn der Ort, wo man unterrichtet, ganz zugemauert wäre, ohne Fenster und Thüre u. s. w. So wäre die Seele ein völlig für sich abgeschlossenes Wesen, wenn sie nicht die Eingangspforten der fünf Sinne hätte, die zugleich auch Ausgangspforten für sie sind.

Um die höhere Würde der Menschenseele im Vergleich zur Tierseele darzuthun, mache man die Kinder aufmerksam auf den Unterschied zwischen Mensch und Tier. Das Wort „Vernunft" in Frage 58 führt schon darauf hin. Dann aber muß der göttliche Adel der Seele daraus abgeleitet werden, daß sie e i n g e h a u c h t ist aus Gottes Geist, also göttlichen Ursprungs ist.

Kurz, wenn diese Frage gut entwickelt wird, so wird der Mensch den Kindern kein so fremdes, unbekanntes X mehr bleiben! Es ist zu zeigen, daß er für zwei Welten geschaffen ist, daß er seinem innersten Wesen nach der höheren Geisterwelt näher steht als der sichtbaren, materiellen Schöpfung, der nur sein Leib angehört.

Als solches für die Geisterwelt geschaffene Wesen steht er denn auch offen für jene höhere Geisterwelt. Und dieser höheren Welt kann er auf keine andere Weise bewußt werden, als ebenso wie er der äußerlich sichtbaren Welt bewußt wird, nämlich d u r c h B e r ü h r u n g. Nur daß diese Berührung nicht von außen und durch die Sinne kommt (oder höchstens verübergehend, wie in der Stufe der Kindheit des Menschen, wo Gott die T h e o p h a n i e gebrauchte, um dem Menschen nahe zu kommen und ihn für die innerliche Berührung und Offenbarung zu wecken und empfänglich zu machen). Hier schließt sich also naturgemäß Frage 59—61 an, um den Kindern zu zeigen, von welcher Geisterwelt wir umgeben sind, und wie dieselbe von innen uns berührt im innersten Seelengrunde und darin gute oder böse Vorstellungen zu erwecken sucht.

Als höchstes Geistwesen aber steht Gott, der Vater der Geister, uns gegenüber, und Frage 62 zeigt uns, daß der Mensch für Gott geschaffen und bestimmt sei und für die Ewigkeit, denn „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen."

Hier ist das W e s e n d e r R e l i g i o n darzulegen als eine u n e n d l i c h e A n l a g e für Gott. Die Religion ist nichts anderes, als eine, der Seele einerschaffene „Lust der Seele auszuwandern, um sich aus der Tiefe des unerschöpflichen Wesens Gottes höchste Sättigung und Erfüllung zu holen." Hier ist zu zeigen, wie unendlich hoch der Mensch über dem Tier stehe. Wie das Tier nicht einmal das sinnlich Schöne und Gute zu verstehen und zu schätzen vermag, so daß ihm z.B. jede Schätzung eines kostbaren Gewandes, einer kostbaren Hauseinrichtung &c. durchaus abgeht. Der Mensch aber kann hoch über alles Sinn=

liche sich erheben, kann den Gedanken Gottes fassen, kann auf höherer Stufe „schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist.“ So schwer auch alle diese Begriffe für das Kind sind, so werden sie ihm doch leichter faßbar, wenn der Katechet sich bemüht, statt auf abstrakten Wegen der Entwicklung einherzugehen, vielmehr sich möglichst zu der Fassungskraft des Kindes herabzulassen und stets an Bekanntes anzuknüpfen, um von hier aus fortzuschreiten zum Unbekannten, das er lehren soll.

4. Nun folgt die Geschichte und dann die Lehre vom Sündenfall und seinen zeitlichen und ewigen Folgen. Ein reicher Stoff, den man nicht in wenigen Stunden abmachen kann, denn vom richtigen Verständnis hängt nachher die Lehre von der Erlösung ab. Ich enthalte mich, hier entwickelnd auf diesen Gegenstand einzugehen. Nur zu Frage 64 sei mir die Bemerkung erlaubt, daß der Ausdruck: „Der Mensch verlor das Ebenbild Gottes“ richtig gestellt werden muß, inwiefern er eine Berechtigung hat. Denn eben das, was das konstitutive Moment im Ebenbild ist, das unendliche Verlangen nach Gott, das ist unverlierbar; darauf gründet sich die einzige Möglichkeit der Erlösung, die Möglichkeit, die Seligkeit des Himmels zu genießen, aber auch die schreckliche Möglichkeit der ewigen Verdammnis. Man mache sich klar, daß das Ebenbild sowohl Gabe und Anlage als Aufgabe ist. Beides ist nicht verloren. Wohl aber ist der schöne, edle, gute Anfang verloren, und ist die Fähigkeit verloren, die Aufgabe zu erfüllen. Das Soll ist geblieben, das ist der kategorische Imperativ, aber die Kraft zu dem Soll ist zerrüttet, verschüttet und verwüstet durch den Sündenfall. Jene edle Anlage also ist zwar noch zum Teil vorhanden bei dem Menschen, wenn er in die Welt kommt, aber sie ist von vornherein abgeschwächt und geknechtet und kommt nicht zu ihrem Recht der Entfaltung. Im Gegenteil, der verlorene Sohn vergeudet das empfangene Erbteil in der nachfolgenden, sündig bestimmten Entwicklung.

Hier wäre nun die Geschichte des Alten Testaments kursorisch dazwischen einzuflechten, um möglichst nahe zu kommen zu der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai. Die 70. Frage gibt schon Anlaß von den Propheten und den vorbildlichen Einrichtungen und Führungen im Alten Bunde zu reden, die man im Verlauf der biblischen Geschichte schon zum Teil mit den Kindern vornimmt.

Ist der Katechet bei Frage 69 und 70 angelangt, so kann hier am passendsten nun die Lehre von Gott, Frage 40—53, eingefügt werden. Da nun schon genügend biblisches Material zur Verfügung steht, so wird es keine allzu große Schwierigkeit machen, hier die Lehre von Gott abzuhandeln. So gewinnt er auch Zeit, um in der biblischen Geschichte bis zur Gesetzgebung zu kommen. Nun kommt der Übergang zu Frage 1 im Katechismus. Es ist wohl kaum nötig zu sagen, daß es jetzt ein reines Kinderspiel ist, diese Frage den Kindern zu erklären nach der vorangegangenen Entwicklung, wie sie oben dargestellt wurde.

Zu Frage 2 möchte bemerkt werden: Wie der Sündenfall mit allen seinen Folgen dadurch eintrat, daß der Mensch Gott nicht glaubte,

sondern der Schlange, so muß nun umgekehrt dem Menschen geholfen werden dadurch, daß er an Jesum Christum glaubt als den von Gott uns zur Hilfe gesandten Mann.

Bei Frage 3 ist natürlich die ganze Lehre von der Bibel zu entwickeln, und müssen die Kinder von der Geschichte, Sprache, Entstehung und Übersetzung, Einteilung in Bücher, Kapitel, Verse das Nötigste erfahren. Die Namen der biblischen Bücher sind zu lernen, das Aufsuchen bestimmter Stellen zu üben, damit die Kinder keine Fremdlinge in der Bibel bleiben.

Ist der Katechet in der biblischen Geschichte bis zur Gesetzgebung gekommen, dann kann sich nun das erste Hauptstück von den zehn Geboten an das bisher Gelernte anschließen und gezeigt werden, wie eben aus dem Gesetz die Sündenerkenntnis folgt, während die Sünde selbst nun kein dem Kinde fremder Stoff mehr ist, nachdem Frage 63—68 vorangegangen.

An die Frage 39 schließt sich sehr gut die 71. an. Doch muß dieser weitere Fortschritt durch eine kursorische Behandlung der alttestamentlichen Geschichte bis zur Geburt Christi vorbereitet sein, so daß das Kind nun weiß und sieht, wo dieser Jesus Christus herkommt. Hat sich nämlich die ganze Geschichte Israels bis zu Christi Geburt hin vor seinem Geistesauge entfaltet, dann schwebt der Weltheiland nicht wie ein Deus ex machina auf einmal vor ihm in der Luft, sondern es kann den menschlichen Ursprung desselben besser fassen. Und so wird dann zwischen die Frage 71 und 77 sich die ganze Lebensgeschichte Jesu an der Hand der biblischen Geschichte einfügen müssen. Besonders Frage 76 kann ja nicht anschaulich gemacht werden, ohne das entsprechende biblische Material.

Ferner muß Auferstehung, Himmelfahrt, Pfingsten in der biblischen Geschichte behandelt sein, ehe die entsprechenden Fragen 81, 82, 83, 87, 88 zur Behandlung kommen können. — Für die Lehre von der Kirche ist der erste Anfang der christlichen Gemeinde nach der Apostelgeschichte die Grundlage, auf welcher weitergebaut werden und dem Kinde das Wichtigste mitgeteilt werden muß von der Kirchengeschichte bis zur Reformation und der Entstehung der evangelischen Kirche.

Es dürfte kaum nötig sein, den Kurs noch weiter zu führen bis zum Ende des Katechismus, da sich das übrige von selbst vollends ergeben wird.—Bemerken möchte ich noch, daß meine Arbeit wohl vielleicht den älteren Brüdern im Amt, die sich schon eine gewisse Routine im Unterricht angeeignet haben, keinen wesentlichen Dienst leisten mag. Vielleicht gibt es aber doch unter den jüngeren mit weniger Erfahrung etliche, welche für die hier gegebenen Andeutungen dankbar sein und eine Probe damit machen mögen.

Charles Haddon Spurgeon als Prediger.

Referat von P. G. Hoffmann.

(Schluß.)

Wenn wir nun aber glauben möchten, daß Spurgeon in ewig unangefochtener Ruhe und Kraft wie ein Triumphator über die Höhen des Lebens gewandelt sei, so belehrt uns Spurgeon selbst in seiner Vorlesung „über des Predigers Ohnmachtsanfälle" eines andern. „Schwermutsanfälle kommen über die meisten von uns," sagt er da. „Da ich aus höchst schmerzlicher Erfahrung weiß, was große Niedergeschlagenheit des Gemütes zu bedeuten hat, indem ich zu keineswegs seltenen Zeiten damit heimgesucht werde, so will ich meine Gedanken hierüber mitteilen. Solche Niedergeschlagenheit hat ihren Grund zum Teil in unserer geringeren oder größeren Ungesundheit. Sodann in der Natur unserer Arbeit, so viele Seelen auf dem Herzen zu tragen. Wie oft haben wir an Sonntag-Abenden das Gefühl, als wäre alles Leben aus uns weggespült. Unsere Stellung in der Gemeinde trägt ebenfalls dazu bei. Ein für sein Werk vollständig ausgerüsteter Prediger ist meistens ein auf sich selber angewiesener, über die andern hinausragender und von ihnen abgesonderter Geist. — Die Gewohnheit des Stubenhockens vermehrt die Quelle der Niedergeschlagenheit. Wenn wir über den Büchern die Laute der Natur vergessen, so verlernt auch unser Herz das Singen. — Die Zeit vor oder nach großen Erfolgen ist eine vornehmliche Ursache einer gedrückten Stimmung.—Mittel zur Hebung ist die Ausspannung, aber wenn ein schrecklicher Alp auf unserer Seele liegt, so kann nur Gott allein ihn heben. — Der Mensch soll erst alles Eignen entleert und dann mit dem heil. Geiste erfüllt werden." — Spurgeon klagt ferner in seinen Predigten oft über die Zweifel, von denen er heimgesucht werde. — Auch die Augenblicke, die dem Halten der Predigt vorausgehen, bringen ihm gewöhnlich eine peinliche Unruhe. Er hat nach seinem eignen Geständnis nie die Kanzel betreten, ohne eine starke nervöse Erregung, ein Zittern und Zagen vorher durchzumachen, wovon man freilich dem mit so sicherer Ruhe auftretenden Redner nichts anmerkte. „Oft habe ich gegen das Ende der Predigt das Gefühl gehabt, ich möchte lieber gepeitscht werden, als wieder vor die Menge treten. Es bleibt mir wie zu Anfang ein Wagnis, vor dem ich mit einer Art Grauen zurückbebe, obgleich es mir, wenn ich einmal begonnen habe, eine ungemeine Freude ist. Ich fragte vor einigen Jahren einen lieben Kollegen, ob er dies Gefühl kenne und ob es zu überwinden sei. Er erwiderte, ihm sei bange, er wäre aus dieser Empfindung herausgewachsen, aber, fügte er hinzu, ich hoffe, Sie werden es nie; ich hoffe, Sie werden immer eine überwältigende Erregung fühlen, denn wenn Sie es nicht mehr thun, so wird Ihre Kraft im Predigen gewichen sein."

Eine so übermenschliche Anstrengung aller Kräfte, wie sie Spurgeon sich jahrzehntelang in dem ruhelosen London zugemutet, mußte endlich zu einer hochgradigen Nervenüberreizung führen, die ihn körperlich

und geistig arbeitsunfähig machte. Zu den neurasthenischen Anfällen kam ein hartnäckiges Gichtleiden, das ihn alljährlich nötigte, etliche Zeit in einem milderen Himmelsstrich zu verweilen. 1891 erkrankte er an der Influenza. Rückfall mit rheumatischen Schmerzen brachte ihn dem Tode nahe. Genesen reist er zum letztenmal nach Mentone, Süd-Frankreich, wo er nach einem Intervall paradiesischen Wohlgefühls und kurzem Rückfall am 31. Januar 1892 schmerzlos verschied. Die Trauer um den Mann in allen Kreisen brachte die Liebe des Volkes zu ihm an den Tag; vom Krüppel und Invaliden bis zum Thron fühlten sie alle die Größe des Verlustes. —

Von der Person des Predigers zu seiner Thätigkeit, der Predigt, übergehend, fragen wir zuerst nach dem Inhalt derselben. Das inspirierte Bibelwort im Lichte oder vielmehr im Schatten der calvinistischen Theologie und gar oft in die Schablone derselben umgemodelt — das ist der Stoff der Predigt Spurgeons. Dieser Stoff bekommt seine mannigfaltige Gliederung und Entwicklung durch Anwendung auf das Leben mit seiner unerschöpflichen Vielgestaltigkeit. Der Text ist oft nur Motto. Der einzelne Gegenstand der Rede wird bestimmt durch das objektive Gemeindebedürfnis und das subjektive Bedürfnis, die eigenen Gedanken, Erfahrungen, Studien und das persönliche Glaubensleben. Das A und das O, der eiserne Bestand jeder Predigt ist Christus und das Kreuz. „Studiert Christus, euch selbst und die Menschen," ermahnt Spurgeon seine Studenten. Subjektiv ist es der große protestantische Grundsatz: allein durch Glauben, ganz aus Gnaden, was den Grundton jeder Predigt bildet. Die Sünde und ihre Folgen, sowie den Glauben und seine Glückseligkeit zu malen, wird Spurgeon nie müde. Himmel und Hölle — im Diesseits und Jenseits — ist das stehende Thema. Eine feine Psychologie im Eindringen in Seelenzustände und ein großartiger Objektivismus in der Beschreibung des erhabenen Wesens Gottes. Die Predigt ist den geistlichen Klassenunterschieden der Zuhörerschaft angepaßt, daß jeder, von dem Gelehrten und Staatsmann bis hinunter zu der im Schmutz der Weltstadt verlorenen Dirne etwas empfangen mag. Alle Verhältnisse werden berührt, und auch den Hohen die Hölle nicht erspart. Spurgeons Trieb, Seelen zu gewinnen, vor allem die Verlornen zu suchen, gibt ihm die Stoffe an die Hand. Die ärgsten Sünder werden ja die besten Christen, sagt er. „Unser großer Zweck ist, Gott zu verherrlichen, und der wird hauptsächlich dadurch erreicht, daß wir Seelen gewinnen. Wir müssen es erleben, daß Seelen für Gott geboren werden. Wir sollen in den Predigten den Wahrheiten den Vorzug geben, welche am sichersten zu diesem Ziele führen. Christum predigen als den Gekreuzigten, das Übel der Sünde hervorheben, welches einen Heiland nötig machte, thut not. Lehrt die völlige Verderbtheit der menschlichen Natur. Die Notwendigkeit der göttlichen Wirkung des heiligen Geistes folgt von selbst aus jener Lehre. Die Gewißheit ist vorzuhalten, daß jede Übertretung ihren Lohn empfangen wird. Vor allem müssen wir über die

große, seelenrettende Lehre von der Versöhnung klar sein. Wenn die Menschen selig werden sollen, so müssen wir mit den wärmsten Ausdrücken die Rechtfertigung durch Glauben predigen. Predigt die Liebe Gottes in Christo, aber immer in Verbindung mit seiner Gerechtigkeit." — So ist Spurgeons Predigt in erster Linie halieutisch; das kultische Element, Erbauung der Gemeinde auf ihren Glauben, fehlt aber auch nicht. Den Sündern den Weg ebnen und ihn zeigen, ist freilich immer die große Hauptsache. — Außer der Bibel und der Kirchenlehre bringt Spurgeon alle möglichen Bildungselemente herzu, die er in die Predigt verarbeitet. In Luther und Calvin, in Scriver und Bogatzky, in dem Parabeldichter und Eliasprediger Krummacher (allerdings nur in Übersetzungen) war Spurgeon ebenso zu Hause wie in Bunyan, Baxter und Jeremy Taylor. Die alten und neuen Klassiker sind ihm willkommene Fundgruben theologischer und moralischer Wahrheiten. — Wie fest Spurgeon auf dem Boden der Dogmatik stand, beweist die Thatsache, daß, als unter den Predigern der Baptist Union sich allerlei Irrlehren, betreffend Inspiration, Dreieinigkeit, Wiederbringung etc. einnisteten, er mit einem Protest sich von dieser Gemeinschaft zurückzog. — Politik in der Predigt verwirft er. — Wer mit mangelhaftem Werkzeug zu arbeiten hat, soll um so mehr die Bibel und sein eigenes Denken zu Rate nehmen.

Bevor wir endlich zur formellen Seite der Predigt Spurgeons übergehen, ist es nötig, etwas vom Gebet zu sagen, das er für alle Predigtthätigkeit von größter Wichtigkeit hält. Es hilft uns, vor der Predigt die Stoffe gleichsam an der Himmelsthür suchen, es hält uns aufrecht und macht uns frei beim Halten der Predigt, und es wird uns in unsern Ohnmachtsanfällen nach der Predigt über Wasser halten. Das Gebet bei der Predigt selbst hält Spurgeon frei. Das Eingangsgebet soll immer vom Prediger selbst gesprochen werden; es ist eine Macht in seiner Hand, die er nicht preisgeben soll.

Spurgeons Vorbereitung auf die Predigt bestand darin, daß er beständig Stoffe sammelte zu Texten und in ein stets bereitliegendes Buch eintrug. Am Samstag-Abend suchte er in diesem Buche nach seinem Text und Thema und entwarf dann rasch den Plan. Dies in einer Stunde. Die letzte Vorbereitung folgte am Sonntag. Er sagt: Ich halte nichts von einem Predigtamt, dem mühsame Vorbereitung fremd ist. Er empfiehlt Übung im Stegreifreden, und zwar durch Gewöhnung, hie und da eine Predigt auszuschreiben, um sich im Stil zu üben. Von der Art jener Vorbereitung kommt vielleicht die Weitschweifigkeit, Mattigkeit und Unebenheit mancher seiner Predigten, obschon er auf die Redaktion der gedruckten Predigt die größte Sorgfalt verwandte. — Die Textwahl soll frei sein. Wenn dir beim Blättern ein Text freundlich die Hand drückt, dir sympathisch ist, dann wähle. Spurgeon, dem die Textwahl immer Qual bereitete, leitet von dieser Freiheit die Frische und Unmittelbarkeit seiner Predigt her. Das Schreiben als Regel verwirft er. Nach der Wahl des Textes folgt die

Konzentration auf den zu erreichenden Zweck. Die Worte der Predigt sind extemporiert, nicht der Stoff. — Das Exordium soll das Verlangen der Zuhörer wecken, aber nicht befriedigen. Es soll offen anzeigen, was der Redner mit den Zuhörern vorhat. „Sprecht es mit Kühnheit und fordert Aufmerksamkeit von vornherein durch euren männlichen Ton.“ — Die Partition macht Spurgeon grundsätzlich nach alter Manier: „erstens, zweitens, drittens.“ Da zeigt er seine Gewandtheit in scharfer Analyse und gewaltiger Synthese, im logisch-dramatischen Gang der Rede. — Der Schluß ist beinahe immer ein Sturm auf das Herz des Sünders, eine eindringliche Applikation. — Die Predigt Spurgeons mochte, nach der Länge der gedruckten Predigt zu urteilen, regelmäßig wenigstens eine Stunde in Anspruch genommen haben.

Die Elokution betreffend, sagt Spurgeon: „Die Sprache soll natürlich sein, nach dem Muster der gewöhnlichen Umgangssprache, in dem Ton, mit welchem du verlangst: bitte, geben Sie mir eine Tasse Thee. Seid wie jeder vernünftige Mensch in seiner Rede ist, wenn er natürlich spricht, heftig fordert, vertraulich flüstert, klagend fleht und bestimmt ankündigt.“ Aber ebensosehr fordert er: „Unsere Rede muß gewaltig sein (nicht schreiend). Königliche Wahrheiten erfordern eine königliche Sprache. Predigt recht feierlich, nicht schlotterig. Die Stimme sollte musikalisch sein. Laßt Modulationen im Klang der Stimme eintreten. Besonders die tieferen, leiseren, nachdenklichen Töne wirken beinahe allmächtig. Im Namen der Menschlichkeit laßt ab vom Kanzelton. Bildet die Stimme. Wollt ihr euren Hals stärken, so nehmt nicht Süßigkeiten, nehmt eine gute Dosis Pfeffer oder andere adstringierende Mittel, soviel euer Magen vertragen kann. — Monotone und polternde Predigten taugen nichts. Deutlichkeit ist wichtiger als Dampfkraft.“ — Spurgeons Bewegungen beim Sprechen waren sehr spärlich. „Die Gestikulation sei mäßig und wahr, dem Sinn des Vortrags angemessen, nicht stereotyp.“

Die Redeweise Spurgeons ist im höchsten Grad anschaulich, plastisch bis ins feinste Detail. Er ist ein Meister im Gebrauch der Redefiguren (Kontrast etc.), der Parabel, historischen Schilderung, der Illustration (Bilder, Gleichnisse, Beispiele) und Selbstexemplifikation. In seinen Vorträgen: „Die Kunst der Illustration,“ empfiehlt er Sammelbücher für Illustrationen und vieles Lesen zu diesem Zweck. Er selber konnte zwanzig Seiten in einem Buch durchlesen, nur um eine passende Illustration zu finden. Bilder sind Fenster im Gebäude. Besonders gern entnimmt er seine Gleichnisse der Astronomie, aber auch sonst überall her. Die Allegorie verwendet er gern. Überschwenglichkeit, nüchterne Verstandesschärfe und großartige Phantasie finden sich bei ihm vereint. Alle Mittel wendet er an, das Gräßliche und Lächerliche, die Ironie und Satyre. Die Urteile sind kühn, auffallend durch eine außerordentliche Schärfe der Konsequenzen, wobei es begreiflich ohne mancherlei Ubertreibungen und Widersprüche nicht abgeht. Spurgeon ist im besten Sinn des Worts ein Sensationsprediger. — Bibel-

sprüche verwendet er mäßig, ebenso die Poesie. Hie und da treffen wir in seinen Predigten doktrinäres Dogmatisieren. Sonst ist er immer praktisch. — Er hat eine Vorliebe zum Predigen unter freiem Himmel, weil dadurch der Größe des Gegenstandes die Umgebung mehr angemessen ist und die unkirchlichen Massen angezogen, mehr Seelen gewonnen werden.

Wie dieses Ziel der unmittelbaren Bekehrung den Stoff der Predigt bestimmt, so noch mehr die Form. Sie muß entschieden, ernst, auf den einzelnen eindringend sein und ihn aufs Korn nehmend. Viel Belehrung soll sein, Einwirken aufs Gemüt. Nicht kalte Logik, sondern lebendige Wärme der Liebe führt zum Ziel. Man soll dem Sünder zusetzen wie eine Mutter ihrem Sohn; drohen mit den Strafen der Zukunft, sodann einladen. Große Wirkung hat die Überraschung. Laßt euren Blitz aus heiterem Himmel niederfallen. Darin war Spurgeon groß, in unerwarteten Angriffen auf das Herz des Sünders, wodurch er ihn überwand. Auch auf den Ton kommt viel an. „Laßt uns kühn und gradaus sein und unsere Zuhörer niemals so anreden, als ob wir eine Gunst von ihnen erbitten wollten oder als ob sie den Heiland verpflichten würden, wenn sie ihm erlauben, sie selig zu machen.“

Die Form und Wirkung der Predigt hängt endlich davon ab, wie wir die Aufmerksamkeit unserer Zuhörer erwecken. „Gebt ihnen etwas Packendes, etwas, welches zu hören man mitten in der Nacht aufstehen und sechs Meilen weit laufen würde. Laßt den Stoff klar geordnet sein. Befleißigt euch der Einfachheit der Rede. Wechselt in der Schnelligkeit der Rede: fahrt schnell daher wie ein Blitzstrahl und schreitet dann wieder in ruhiger Majestät weiter. Sprecht nicht stets mit demselben Nachdruck und vermeidet den Singsang. Hämmert nicht immerdar auf denselben Nagel. Macht hie und da eine Pause. Seid angethan mit dem Geiste Gottes. Laßt die Gedanken lebendig fortschreiten. Haltet euch an die Zeitlänge von vierzig Minuten. Dann werdet ihr nicht über Schläfrigkeit zu klagen haben.“

Spurgeon hat mit zehn Pfunden zehn andere gewonnen; lasset uns nur dafür sorgen, daß wir das eine Pfund, das uns gegeben ist, nicht im Schweißtuch verbergen, dann wird es einst für uns wie für jenen heißen aus dem Mund des Herrn: „Wohl dir, du frommer und getreuer Knecht; du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über vieles setzen: gehe ein zur Freude deines Herrn.“

Predigtstudie über Matth. 4, 1–11.

Von P. J. B. Jud.

Es ist bei diesem Texte hauptsächlich die exegetische und dogmatische Behandlung, die besondere Aufgaben darbietet. Aus den Resultaten von beiden ergibt sich die Anwendung in der Predigt leicht und natürlich.

I.

V. 1. Τότε (da) bezeichnet den Zeitpunkt nämlich, als Jesus getauft war. Er wurde geführt von dem Geist. Der Streit darüber, ob dies Jesu eigener Geist oder der heilige Geist gewesen sei, ist unnütz. Der Evangelist bezieht sich offenbar nicht auf zwei Geister, die sich in Jesus unterscheiden ließen. Jesu Geist war zugleich der heilige Geist, und bei der Taufe wurde Jesus nicht ein ihm bis dahin fremdes Element mitgeteilt. Die Absicht des Hingeführtwerdens war, daß er versucht würde.

V. 2. Das Fasten deuteln zu wollen, er habe sich nur von Kräutern ꝛc. genährt, oder aus den vierzig Tagen nur eine runde Zahl machen zu wollen, die eigentlich nur einige Tage bedeuten sollen, kann sich nur der beikommen lassen, der nicht zu dem Wesen der Menschheit mit seinen Gedanken emporzusteigen vermag. Sollte Jesus das nicht gekonnt haben, was Moses und Elias konnten, und vor circa 15 Jahren ein Tanner ad oculos demonstriert hat.

V. 3. Der Versucher ist derselbe mit dem Teufel in Vers 5. προςελθὼν, zu ihm tretend, meint eben zu ihm tretend, wie der Teufel, der „Versucher," überhaupt zu dem Menschen tritt. Es kann geschehen durch Erregung von Gedanken, dem leiblichen Auge unsichtbar, kann aber auch geschehen, daß er dem leiblichen Auge sichtbar auftritt, freilich ohne daß jeder andere, der dabei stünde, ihn auch sähe. „Wenn du Gottes Sohn bist." Mit diesen Worten will der Teufel nicht Jesu die Gottessohnschaft zweifelhaft machen, auch er zweifelt selber nicht daran, sondern auf dieser Grundlage will er ihn auf einen falschen Weg leiten, was er sogleich in dem „sage, daß diese Steine Brot werden," ausspricht.

V. 4. Mit diesem Verse geht Jesus zurück auf das Geheimnis aller Lebenserhaltung, die ja gewöhnlich durch das Brot geschieht, aber auch da nur, weil und so lange Gott will, weshalb sie auch unmittelbar von Gottes Wort herkommen kann.

V. 5. „Da," nämlich als der Versucher mit der ersten Versuchung aus dem Felde geschlagen war. Das „Mit sich nehmen" ist wieder gemeint, wie der Versucher es auch anderswo thut. Die Frage, welcher Teil des Tempels gemeint sei, ist unwesentlich.

V. 6. Durch diesen Vers benutzt der Teufel die Situation, wie sie sich ihm eben ergibt. Das Gottvertrauen Jesu hat ihn in der ersten Versuchung geschlagen, darum knüpft er in der zweiten Versuchung daran an. Und um so sicherer zu sein, verwendet er auch eine Schrift-

stelle, die er aber entstellt, indem das „auf allen deinen Wegen" in Ps. 91, 11 ausläßt.

V. 7. Scriptura per scripturam interpretanda et concilianda. Diese Bemerkung Bengels erklärt diese Stelle genügend. Die Macht Jesu besteht darin, daß er sich nicht um eine Außenstellung in den Kampf einläßt, sondern in der Hauptfestung des Wortes Gottes sich festsetzt.

V. 8. „Nahm ihn mit sich," wie in Vers 5. Welches dieser Berg sei und ob man unter den „Reichen" nur die heidnischen und nicht das jüdische Land zu nehmen habe, ist Kleinigkeitskrämerei. Wer erst die Welt hat, wird das Ländchen Palästina auch noch bekommen. Und die heidnischen Länder gehören dem Teufel wohl nicht mehr als das jüdische Land ihm damals gehörte.

V. 9. Einen großen Gegenstand hat der Teufel angeboten, darum will er auch einen hohen Preis haben.

V. 10. Da der Teufel nun sozusagen seine höchste Karte ausgespielt hat, so muß damit auch die Versuchung entweder zum Ziele kommen oder aufhören. Darum ruft Jesus sein Verschwinde, Satan, zu und gibt die Grundlage alles wahren Heils an: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten 2c.

II.

Versuch einer Darstellung der Versuchung.

Die erste Frage, die uns bei der Versuchung entgegentritt, ist die Frage, ob Jesus überhaupt wirklich versucht werden konnte. Nicht von rationalistischer Seite ist diese Frage gestellt worden: denn wenn Jesus ein bloßer Mensch war, wie ein anderer, und wäre er auch der edelste und beste, so mußte er natürlich a priori auch versucht werden können. Sondern von orthodoxer Seite ergab sich diese Frage. Daher hatte man auch seiner Zeit die Erscheinung des Doketismus auf dem christologischen Felde. Nicht nur diese Versuchung, sondern alle Versuchungen Jesu bis zu seinem Tode liefen auf Schein hinaus, richteten sich auf ein Scheinwesen, das mit dem wahren inneren Wesen Jesu nichts zu thun hatte. Damit ging man allerdings der Frage aus dem Wege: Kann Gott versucht werden, aber fiel aus der Scylla in Charybdis, nämlich in den logischen Schluß, dann ist das ganze Leben Jesu, alle Anfechtungen, all sein Gebet, sein Kampf, sein Zittern und Zagen, ja schließlich sein Tod eitel Spiegelfechterei. In dem Kampfe um die Gottheit Christi hatte man die wirkliche Menschheit Christi verloren, damit aber auch den Erlöser, wenigstens den wirklichen, und dafür einen scheinbaren, gemalten Erlöser gemacht. Der kirchliche Dyophysitismus hat den Kampf über die Person Christi aber auch nicht beendet, sondern nur hinausgeschoben. Während der Doketismus die Person Christi in zwei Stücke spaltete, so setzte der Dyophysitismus zwei Persönlichkeiten in Christo. Bietet denn die Bibel wirklich keinen Ausweg aus diesem Dilemma? So gewiß die hl. Schrift die Gottessohnschaft lehrt, so gewiß gibt sie auch die Versuchung Christi zu, ja lehrt und behauptet sie. Ebr. 2, 18; 4, 15. Die Erklärung dazu aber

gibt sie in Joh. 1, 14: „Das Wort ward Fleisch." Nicht das Wort, was nach Vers 1 „Gott" ist, nahm Fleisch an, hatte eine fleischliche Gestalt, sondern ward, wurde Fleisch. Er ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Gebärden als ein Mensch erfunden. Phil. 2, 7. Eine Knechtsgestalt nahm er an, nicht: „er überkleidete sich mit einer Menschengestalt." Er ward wie ein anderer Mensch. Gott ward Mensch und der Mensch Jesus war Gott. Ist dieses festgestellt, so scheint mir die Frage nach der Möglichkeit der Versuchung gelöst. Der ewige Gott, der absolute, kann nimmer versucht werden, die Allwissenheit, die Allmacht ist jeder Versuchung im Wege. Aber der Mensch gewordene Gott konnte es. Denn er war in der Entwicklung begriffen. Sein Selbstbewußtsein schlief wie in anderen Menschen und erwachte an der Außenwelt, vor allem aber an der heiligen Schrift. Durch die dreißig Jahre hindurch dauerte dieses Erwachen und wurde dann zum Gottes- oder Gottessohnsbewußtsein. Voll und ganz entfaltete es sich bei der Taufe, als zum inneren Bewußtsein das äußere Zeugnis kam. Wo nun eine Entwicklung ist, da ist die Möglichkeit der Versuchung gegeben. Die unbewegliche Ruhe kann nicht irregeleitet werden, wohl aber die Bewegung.

Liegt nun die Möglichkeit der Versuchung in dem Fleischsein Jesu, so die Veranlassung dazu in seinem Erlöserberuf, in seiner Messiasidee, wie die Gelehrten sich ausdrücken. Es kann sich kein Selbstbewußtsein entwickeln ohne den Willen anzuregen. Je größer der eigene Wesensinhalt ist, der in das Bewußtsein steigt, desto größer wird auch der Thatendrang werden. Frägt sich der gewöhnliche Mensch, wenn er sich selber bewußt wird: Wozu bin ich da, wie viel mehr wird der, welcher ewiger Gottessohn zu sein sich bewußt wird, zu dieser Frage veranlaßt. Wie sein Bewußtsein, so wurde auch dieser Willensdrang durch äußere Vorgänge, wie z. B. die Engelbotschaft, der Engelgesang &c. gestützt und angeregt. Bei der Taufe kam auch dieser Wille zur ganzen Entfaltung. Darum sagt Jesus zu Johannes: Laß es jetzt also sein; also gebührt es uns alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Daß eine solche innere Gewißheit in die Stille treibt, ist so echt menschlich. Jesus wird auch in diesen Gebärden als ein Mensch erfunden.

Eben von diesem Standpunkte aus können wir aber auch die im ersten Verse ausgedrückte Absicht verstehen, daß er vom Teufel versucht wurde. Die Absicht lag nicht in dem Geiste, der ihn in die Wüste führt, sondern in dem die Welt regierenden Gott, der den Geist das Führen geheißen hat. Und in der That, die Versuchungsgeschichte ist eine würdige Eröffnung des größten aller Kämpfe, den die Welt und der Himmel gesehen hat. Es kennt sozusagen noch kein Kämpfer den andern nach seinem ganzen Wesen. Sie messen sich. Die Schwerter fahren aus der Scheide, es fällt Schlag auf Schlag, bis nach kurzem, aber gewaltigem Kampfe der Teufel geschlagen flieht und auf dem offenen Felde den Kampf nicht mehr wagt und forthin nur noch aus der Festung, die er in der Welt besitzt, sich getraut, seine Angriffe zu machen. Ja es

fehlt in diesem herrlichen Drama auch der Triumph nicht. Die Engel Gottes kamen und dieneten Jesu. Verfolgen wir den Kampf von diesem gewonnenen Standpunkte aus Stufe für Stufe.

Jesus ist in der Wüste allein und versenkt in Gott. Ein Lob ums andere steigt aus seiner Brust empor, und immer wieder tönt es, ich preise dich, Vater, wie wir es nimmer unter den Menschen uns vorstellen können. Die Sonne steigt mit ihren brennenden Strahlen immer höher über die kahlen Felsen der Wüste, aber Jesus fühlt ihre Strahlen nicht, achtet nicht der Hitze, nicht der Trockenheit. Die ewige Liebe seines Vaters füllt sein Herz und sein Auge strahlt von Bewunderung und Staunen. Die Sonne senkt sich zum Horizonte, es wird dunkel und Nacht, aber es bleibt in Jesu und um ihn licht und helle. Der Mond und die Sterne ziehen herauf, aber ihn mahnen sie nicht zur Ruhe, sondern eröffnen immer herrlichere Blicke hinein in den ewigen Liebesratschluß seines Gottes. So vergeht ein Tag, eine Woche, zwei Wochen, vier Wochen, fünf Wochen, aber immer noch vergißt er Essen und Trinken und Ruhe. Sein Fasten war keine Kasteiung, sondern ein solches gewaltiges Erheben des Geistes über den Leib, ein solches Versenken in Gottes Wesen und Erlösungsratschluß, daß das Bedürfnis nach Essen und Trinken sich gar nicht meldete. Aber er war Mensch, und darum mußte sich doch endlich die menschliche Seite bemerklich machen. Es hungerte ihn.

Hier war die Stelle, wo der Versucher einsetzen konnte; denn Jesus mußte sich mit seinem Bedürfnisse zur Erde wenden, wie es den Menschen geordnet ist. Die Erde aber ist das Gebiet des Teufels seit dem Sündenfalle. Darum tritt er nun hervor. Der Versucher trat zu ihm. Ob sichtbar? Der Text sagt nichts darüber. Die Erfahrung aber lehrt uns, daß der Teufel ein geistiges Wesen ist, das dem gewöhnlichen Auge überhaupt niemals sichtbar ist. Aber ebenso lehrt uns die Erfahrung, daß er sichtbar werden kann, daß er sich dem erhobenen Geisteszustande objektivieren kann. Ob es hier der Fall war? Das wissen wir nicht. Und wenn es der Fall war, in welcher Gestalt? Jedenfalls nicht in seiner wahren, denn das kann der Lügner von Anfang nicht. Jedenfalls nicht in der Fratzengestalt, wie die Mönche in ihren Ekstasen ihn sahen. Wie seine Sprache, so war gewiß auch seine Gestalt. Die Sprache war freundschaftlich, so auch wohl seine Gestalt. Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Warum gerade diese Versuchung? Weil dieses die einzige war, die möglicherweise Erfolg haben konnte. Seines Erlöserberufes ist sich Jesu sicher geworden. Der hat ihn auch bis jetzt beschäftigt. Aber in grellem Gegensatze dazu steht sein Hunger, der jetzt gewiß ein Hunger zum Hinfallen war, wie man zu sagen pflegt. Wenn ich jetzt sterbe, was wird aus der Erlösung. Und wie soll ich überhaupt anfangen, mit einer solchen Armut; wie ist es möglich, diesem mächtigen Drange des Herzens zu folgen? Da ist die Lücke offen für den scheinbar freundlichen Rat des Versuchers: Schaff Brot her. Sprich, daß diese Steine Brot werden.

Und solltest du das nicht können mit dem Zeugnis des Geistes im Herzen und mit dem Siegel, daß du Gottes Sohn bist. So zeigt sich der Teufel auch hier als διάβολος, ein Verwirrer. Gottes Gedanken aufhalten kann er nimmer, aber er sucht sie zu verwirren. Er sucht die Erlösung zu verwirren, indem er Jesum sucht dahin zu bringen, sie von außen anzufangen. Ein Weg, der ihm heute noch nicht unbekannt geworden ist. Eine Versuchung, die er in tausendfältiger Weise wiederholt.

Wie überwindet Jesu sie? In ebensolcher Weise, wie auch der Mensch sie nur überwinden kann. Er holt seine Waffen nicht vom Himmel herunter, sondern aus dem Worte Gottes, das er dem Menschen gegeben. Ist das Gottes Weg? fragt er sich seinem kindlichen Gehorsam. Und dazu verlangt er nicht eine neue besondere Offenbarung, sondern fragt Gottes Wort. Dazu braucht er nicht erst in seine Bibliothek zu gehen und die Bücherrolle zu holen und umzuwerfen, wie etwa ein Rechtsgelehrter in seinen Pandekten herumstöbert. Er hat Gottes Wort gelesen, und nicht nur gelesen, sondern erforscht, und nicht nur erforscht, sondern es auf sich wirken lassen. Darum weiß er es auch! Darum zieht auch die Versuchung das Passende an und weckt es zur rechten Stunde. Es steht geschrieben. Und was ihm geschrieben steht, das ist ihm Regel und Richtschnur seines Glaubens und Handelns. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes geht. Damit antwortet der Herr dem Teufel auf jede Insinuation, die er ihm machte. Hilf dir selbst, hat ihm der Teufel insinuiert. Von Gott kommt alles Leben, antwortet Jesu. Mache dir Brot, sagt der Teufel, damit du lebest; Jesus antwortet, vom Brote allein lebt der Mensch ja nicht. Hat der Teufel zugleich insinuiert, wenn du auf wunderbare Weise Brot machen kannst, so wird dir dein Beruf leicht werden, werden dir die Leute in Scharen zufallen, so antwortet ihm Jesus mit dem „der Mensch“ und drückt damit aus: das gilt auch für die, die ich erlösen soll, sie leben vom Brot allein nicht, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht. Was hat also den Teufel überwunden? Allerdings Gottes Wort, das Schwert des Geistes, aber nicht das bloß gewußte, sondern das im lebendigen Glauben geglaubte, das in kindlichem Gehorsam festgehaltene Wort. Vor diesem Glaubensgehorsam mußte der Teufel seine Position aufgeben. Aber eben damit hebt sich das Gemüt des Herrn wieder zu seinem Messiasberufe und der Hunger war damit wohl auch wieder verschwunden.

Aber auf diese Höhe steigt ihm der Teufel nach, um ihm seinen freundlich scheinenden, aber verderblichen Rat zu erteilen. Mit dem Messiasberufe war es leicht, die Gedanken Jesu nach Jerusalem zu wenden, in die heilige Stadt, der die Verheißungen galten; in die Stadt, welche schon die Propheten so gern gerettet hätten. Daß Jesus leiblich nach Jerusalem geführt wurde, ist höchst unwahrscheinlich und liegt auch gar nicht im Sinn des Evangelisten. Matthäus berichtet nach unserem Textworte: „Da nun Jesus hörete, daß Johannis über-

antwortet war, zog er in das galiläische Land, und verließ die Stadt Nazareth" ꝛc. Was doch jedenfalls nicht zeigt, daß Jesus seine Wirksamkeit in Jerusalem begonnen hätte. Ähnlich berichtet Markus und Lukas und nach Johannes können wir wohl kaum anders annehmen, als daß er wieder zu Johannes dem Täufer an den Jordan zurückkehrte und dann in Kana aus Liebe ein ähnliches Wunder verrichtete für andere, während er es dem Teufel abschlug, aus dem Selbsterhaltungstrieb ein solches für sich selbst zu verrichten. Auch gibt es keine Notwendigkeit, daß er leiblich muß dort gewesen sein. Eine Vorgaukelung der heiligen Stadt mit dem Tempel und all den Volksmassen, so wie Jesus sie von seinem zwölften Jahre an jährlich gesehen, war für den Teufel ebenso wirksam als ein wirkliches Hinführen. Wird doch auch mancher junge Pastor auf diesem Wege oft im Geiste in die „große Stadt" geführt, und das wirkt so mächtig auf seine Imagination, daß er meint, nur dort sei für ihn der rechte Wirkungskreis. Dieses geistige Gaukelspiel wirkt und verdirbt in ihm mehr, als wenn er in der großen Stadt mit den großen Kirchen, die leer sind und viele Schulden haben, leiblich anwesend wäre. Einmal aber so in der großen Stadt, kam die weitere Frage, wie beginnen, wie sich bemerklich machen. Da verfällt der Teufel auf ein wirklich originelles Stück. Er stellt Jesus auf eine der Zinnen des Tempels, von der es einen schaurigen Blick in den Abgrund gab, wie Jesus ihn wohl öfter bei seiner Anwesenheit in Jerusalem gehabt hatte. Hier ist ein Weg, um Eingang zu finden, raunt ihm der Versucher ins Ohr. Da laß dich hinab. Nicht spring hinab, sondern schwebe hinab. Das gibt Aufsehen, das erweckt Fragen, da kannst du anfangen zu reden und zu predigen. Siehe, diese That ist nicht gegen Gottes Wort. Ich habe hier auch ein: Es stehet geschrieben. Du verlierst damit nichts an deinem Gottvertrauen. Es steht geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, und sie werden dich auf den Händen tragen. Sollte Gottes Sohn nicht solches Gottvertrauen haben? Wir sehen, der Teufel hat von seiner ersten Niederlage gelernt. Er versteht es meisterlich zu verwirren. Er ist ein Diabolos, der auch Gottes Wort verwirrt. Aber was kein Verstand der Verständigen sieht, das sieht in Einfalt ein kindlich Gemüt, und das kindlichste Gemüt hatte der eingeborene Sohn des himmlischen Vaters, ihm konnte man das klare Wort Gottes nicht verdunkeln. Denn ihm warf immer eine Stelle der heiligen Schrift so viel Licht auf die andere, daß selbst der Teufel nicht Finsternis genug besaß, um ihm eine Stelle dunkel erscheinen zu lassen. Wiederum steht auch geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen. Gottes Wort widerspricht sich nicht; du hast also falsch ausgelegt, Teufel. Und vor dieser heiligen Einfalt erliegt der Teufel.

Aber noch einmal holt der Teufel zum Schlage aus. Er führt Jesum auf einen sehr hohen Berg und zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Daß wir unter dem Führen des Teufels eine Einwirkung auf die Imagination zu verstehen haben und wir bei der

zweiten Versuchung recht hatten, es so zu fassen, beweist diese dritte Versuchung. Denn wo sollte der Berg sein, wo dies leiblich möglich wäre? Der Chimborazo und selbst der Mount Everest im Himalaja-Gebirge reichen dazu nicht hin. Will man aber sagen: Er hat ihm eben von einem hohen Berge aus so viel gezeigt als zu sehen war und das andere durch die Einbildung bewirkt, so ist gar nicht abzusehen, warum die Einbildung nicht für das Ganze ausreichen konnte. Wenn sie aber für diese Versuchung ausreichte, warum sollte sie nicht für die zweite Versuchung auch reichen. Mehr psychologische Schwierigkeit macht auf den ersten Anblick die Versuchung selbst. Die Versuchung ist so plump, daß man fast versucht wäre zu sagen, die hätte ein gewöhnlicher Mensch auch bestanden. Wer möchte doch auch den Teufel anbeten? Doch nur auf den ersten Anblick. Wir machen auf das aufmerksam, was wir früher sagten, daß der Teufel sich jedenfalls nicht in der wahren Gestalt gezeigt habe. Wer heute in die Reiche der Welt hineinblickt, findet Einrichtungen in der Staatsverwaltung, in der Gerechtigkeitspflege, in sozialer Beziehung. Er findet Traditionen, die scheinbar unüberwindlich sind, und, wie es scheint, nur beseitigt werden können, wenn man den Ruin dieser Reiche und ihrer Herrlichkeit herbeiführt. Wir erinnern nur z. B. an das Institut der Sklaverei, der Vielweiberei, die heute nun allerdings zu den überwundenen Standpunkten gehören, aber seiner Zeit so fest mit dem sozialen und staatlichen Wesen verknüpft waren, daß man fürchtete, durch ihre Aufhebung würde der Staat in Stücke gehen. Wer nun nicht als König geboren ist, für den existiert die Versuchung nicht. Aber wer schon in der Wiege den König in sich trägt, der muß sich mit der Frage abfinden, wie stelle ich mich mit dem mit jedem Gemeinwesen verflochtenen und verknüpften Bösen. Wie sehr nun die Menschen dieser Versuchung unterliegen, sehen wir an unseren Politikern, die, wenn sie zu Hause noch so gute Kirchenglieder sind, dem Teufel rechts und links Komplimente machen. Man kann nicht anders handeln, rufen sie aus. Dieser Frage stand auch Jesus gegenüber. Er konnte nicht anders als herrschen. Dazu war er geboren. Er wird ein König sein, der wohl regieren wird. Und als er von der Welt Abschied nimmt, so scheidet er mit den Worten: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Diese angeborne Macht irrezuleiten, unternimmt der Teufel. Er bietet ihm das Königtum an auf Kosten seines Priestertums, die Herrschermacht auf Kosten der Erlösung. Mit der Frömmigkeit kommt man nicht weit in der Welt. Erkenne das Bestehende an, erkenne die herkömmliche Macht an, dann will ich dir alle deine Triebe zum Herrschen befriedigen. Dieser Versuchung unterliegen die meisten. Sie erkennen das Böse an und lassen es als notwendiges Übel bestehen, aber eben damit erkennen sie den Teufel an, von dem das Böse als Macht herkommt. Und einmal da angekommen, ist man bei dem feinem Teufelsdienst angelangt, dem der grobe folgt. Auch wenn er nicht folgte, so wäre es mit dem feinen genug, um alles zu verderben. Aber Jesus überwindet: Weiche

hinter mich, Satan, oder verschwinde, denn „es steht geschrieben.“ Vor dem Glaubensgehorsam weicht auch die letzte Versuchung. So erwählt Jesus den Weg der tiefsten Selbstverleugnung, der Not und des Todes als Gottesweg. Er stößt überall an, paßt in keine Einrichtung und Gliederung der Reiche dieser Welt hinein. Für ihn gibt es keine Stufen, um in der Welt in die Höhe zu steigen, die Herrlichkeit dieser Welt glänzt ihm nicht. Es ist mit der Ablehnung dieser Insinuation des Teufels um ihn in der Welt geschehen. Man könnte ihm prophezeien, daß er's in der Welt zu nichts bringen werde. Und doch herrschte er mitten unter seinen Feinden. Selbst als die Welt ihn ausstieß, war er noch ein König der Wahrheit, vor dem Pilatus in aller seiner Macht erzittert, vor dem das Synedrium sich fürchtet, der im Grabe seinen Feinden Schrecken einjagt und dann mit einer Macht aufersteht, der die Mächte dieser Welt unterliegen, und über dem die Verheißung mit blendendem Glanze steht, es müssen alle Reiche Gottes und seines Gesalbten werden. Es ist in keinem andern Heil, und kein anderer Name den Menschen gegeben. Vor ihm müssen sich alle Knie beugen und alle Zungen bekennen, daß er der Herr sei.

III.

Dispositionen.

1. Thema: Der Weg zum segensreichen Wirken.
(Synodalpredigt.)

I. Geht nicht über des Tempels Zinnen, sondern durch des Tempels Hallen.
II. Nicht durch große Gaben, sondern durch treues Arbeiten.

2. Dasselbe Thema: Der Weg zum segensreichen Wirken.

I. Ist nicht der, den uns der Teufel weist;
II. sondern der, den Jesus vorangegangen ist.

3. Wie übel es uns geht, wenn wir unser Leben nur auf ein Stück des göttlichen Wortes stützen.

I. Zwar die Verheißung festhalten, aber das Gebot verachten.
II. Oder Gottes Gebot nehmen ohne die Verheißung zu ergreifen.

4. Die unüberwindliche Macht der heiligen Einfalt.

I. Sie erträgt die größte Not.
II. Sie findet zu den höchsten Zielen den rechten Weg.
III. Sie besiegt den größten Feind.

5. Wer sich selbst besiegt, besiegt die Welt.

I. Wer sein Leben um Jesu willen verliert, wird es erhalten.
II. Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet.
III. Wer von der Welt nichts will, wird sie besitzen.

6. Wie wir nur in unserem Kampfe bestehen können.

I. Wenn wir den Feind recht erkennen.
II. Die rechte Waffenrüstung anziehen.
III. Mutig ausharren.

7. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes geht.

(Erntefestpredigt.)

I. Wir leben vom Brote, darum sollen wir für das Brot danken.
II. Wir leben nicht vom Brot allein, darum sollen wir Gott vertrauen.
III. Wir leben von Gottes Wort, darum sollen wir es genießen.

8. Wie enge Gottes Wort mit unserm Leben verknüpft ist.

(An einem Bibelfeste.)

I. Ohne Gottes Wort ersterben wir bei aller Fülle.
II. Mit Gottes Wort sind wir reich bei aller Armut.

9. Ein gefährlicher Sprung von des Tempels Zinne hinab in die Welt.

(Konfirmationspredigt.)

I. Wie der Teufel dazu lockt;
II. Jesus davor warnt.

Kirchliche Rundschau.

In Verbindung mit dem Streit über das Buch Jona ist auch die Frage wieder aufgetaucht, was man denn unter Orthodoxie zu verstehen habe. Der „Outlook" (Dr. Abotts Blatt) zieht natürlich die Grenzen sehr weit, ohne sie aber aufheben zu wollen. Er meint:

„Es gibt einen wirklichen Unterschied zwischen den orthodoxen und nicht orthodoxen Parteien in der protestantischen Kirche. Die Trennungslinie ist etwas verwischt, wie alle geistigen Linien sind, aber sie ist nicht schwer zu definieren. Der orthodoxe Lehrer glaubt herzlich und aufrichtig an die zwei Dinge, welche — wie Prof. Christlieb gut sagt, das Ganze der evangelischen Theologie einschließen — Sünde und Erlösung. Der Nichtorthodoxe glaubt bloß an Irrtum und Bildung. Die Trennungslinie ist etwas verschwommen, weil Sünde und Irrtum, Erlösung und Bildung ineinander fließen."

Es wird dann diese Auffassung von Orthodoxie noch an einer ganzen Reihe von Beispielen erläutert, in welchen die verschiedensten Lehren neben einander gestellt werden und dann gesagt wird, welche von diesen verschiedenen Lehren auch einer glauben möge, er sei in jedem Falle orthodox, wenn er in Christus nur das Ebenbild der Person des Vaters und in seinem Leben und Tod nur die Verherrlichung von des Vaters Liebe sehe. Mit einem Wort, othodox sein heiße glauben, daß für uns Menschen und zu unserer Erlösung die alten Propheten geredet haben, des Zeugnis in Wunderwerken gegeben worden sei, und Christus vom Himmel gekommen sei.

Ob der Schreiber des Artikels das nicht besser weiß, oder ob er bloß zum Zweck seiner Verteidigung diese Stellung der Orthodoxie gegenüber einnimmt das läßt sich nicht sagen. Aber das ist sicher, daß er sich auf die gleiche Stufe mit dem allerbeschränktesten Orthodoxismus stellt, nur auf das andere Ende. Denn dieser identifiziert die Annahme seiner Lehre mit dem Wesen des Glaubens und der „Outlook" erklärt irgendwelche Art der Gläubigkeit als gleichbedeutend mit Orthodoxie. Das ist allerdings eine arge Verwirrung der Begriffe, an der übrigens nicht der „Outlook" allein leidet. Einer seiner Gegner, ein Methodist, meint nämlich, daß eine bis zu solchem Grade „verdünnte

Orthodoxie" keine Kraft gegenüber von Unglauben, falscher Religion oder Aufsaugung durch Materialismus besitze.

Die Streitfrage zwischen beiden dreht sich, wie man leicht sieht, nicht um Orthodoxie und Ketzerei, sondern um den Grad der „Verdünnung," welcher zulässig ist, ohne daß die Orthodoxie ihre Kraft gegenüber dem Unglauben u.s.w. verliert. Man frägt sich aber unwillkürlich: Warum soll man die Orthodoxie nicht unverdünnt anwenden? In diesem Falle wäre sie doch wenigstens, was ihr Name sagt: Orthodoxie. Es ist nun allerdings leicht begreiflich, daß man methodistischerseits eine solche Prozedur nicht befürworten kann, sonst müßten die Methodisten eben wieder zu der Orthodoxie der Kirchen zurückkehren, von denen sie ausgegangen sind. Ein orthodoxes Lehrsystem innerhalb des Methodismus gibt es bis jetzt wenigstens noch nicht, und so muß man sich eben auch hier noch mit einem geringeren Grad von Orthodoxie behelfen, die aber dann wieder die Stelle des Glaubens, der Wahrheit und des Geistes vertreten soll, denn nur der Glaube hat Kraft gegenüber dem Unglauben, nur die Wahrheit gegenüber dem Irrtum, und nur der Geist gegenüber dem Fleisch.

Dr. Buckley, der Redakteur des „Christian Advocate," ist neuerdings auch der Ketzerei angeklagt worden, weil er bei der Besprechung eines Referats geäußert hatte, es seien unter den Versammelten keine vier Personen, welche an die Unfehlbarkeit der englischen Übersetzung der heiligen Schrift glaubten.

Man sollte kaum glauben, daß eine derartige Bemerkung überhaupt weiter beachtet worden wäre und Dr. Buckley macht sich selbst lustig über die Sensation, welche durch die Zeitungen hervorgerufen wurde, und meint, der Vorfall zeige nur, wie ein großes Feuer durch einen kleinen Gegenstand in einem Haufen Brennstoff angezündet werden könne.

Zugleich macht er darauf aufmerksam, daß er noch die Äußerung gethan, es gebe in der ganzen Welt kein Originalmanuskript der heiligen Schrift, sondern nur Kopien und daher sei ein Vergleichen mit dem Original nicht möglich. Die Reporter hätten aber diese Bemerkung ganz übersehen.

Das kirchliche Vereinswesen hat sich gegenwärtig so ausgedehnt, daß selbst manche seiner früheren eifrigen Befürworter einmal zu der Frage gedrängt werden, wo denn vor den vielen Vereinen die Gemeinde noch einen Platz finde, und ob ihr noch etwas zu thun übrig bleibe. Manche dieser Vereine scheinen eher ein Verlust an Kraft als ein Zuwachs derselben zu sein. Der Kongregationalist sagt über diesen Punkt: „Gegenwärtig steht die Zeit, welche auf diese Vereinsversammlungen verwandt wird, außer allem Verhältnis zu der Arbeit, die darin gethan wird. Die komplizierte Maschinerie der Kirche reibt sich selbst aus.... Manchmal besteht nur dem Namen nach eine Verbindung zwischen diesen Sekten (d. h. den Vereinen) unserer geteilten Gemeinden. Keiner außer dem Pastor kennt sie alle. Jeder Verein sucht seinen Ruhm in den Anstrengungen zur Aufrechterhaltung seiner eigenen Versammlungen. Manchmal maßt sich ein Verein die Pflicht an, über andere eine Untersuchung anzustellen. In einem Endeavor-Verein in Boston wurde kürzlich allen Ernstes über den Antrag verhandelt, ein Komitee in die Gemeindebetstunde zu schicken. Fast jede Pflicht, welche sonst einzelnen Persönlichkeiten zufiel, ist jetzt in die Hand von Komiteen gelegt, und die persönliche Verantwortlichkeit ist auf ein Minimum reduziert, mit Ausnahme des Besuches der Versammlungen. Viele Organisationen in einer Körperschaft bringen nur die Erscheinung einer regen, aber oberflächlichen Thätigkeit zuwege. Einheit in Gesinnung und im Handeln, ein geeintes Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der Berufspflicht

fordern eine Vertiefung der Gesinnung. Die gegenwärtige Generation hat die Teilung von Leben und Arbeit in der Kirche aufs äußerste getrieben."

Ein anderes Blatt fügt zur Wiedergabe dieser Gedanken noch folgendes hinzu: „Sicherlich haben sich die Vereine in einem solchen Umfang vermehrt, daß die Kirche in Gefahr ist, ganz übersehen zu werden. Vor kurzem brachten bei einer Tischgesellschaft die Damen die Zeit damit zu, zu besprechen, was die verschiedenen Vereine thäten. Ein Herr fragte, als eine kleine Pause im Gespräch eintrat: Was ist denn aus der Kirche geworden? In früheren Jahren ist es doch die Kirche gewesen, die alle diese Dinge besorgt hat."

Obwohl die römische Kirche in den Vereinigten Staaten vor dem Protestantismus keine sonderliche Angst hat und auch nicht von ihm angegriffen wird, so macht sie dennoch auf dem Wege zu ihrer erstrebten Machtstellung nicht den Fortschritt, den sie wünscht. Die Schuld an dieser Thatsache wird von einem Mitarbeiter der American Ecclesiastical Review einem nationalen Liberalismus zugeschrieben, der den Patriotismus auf Kosten des wahren katholischen Gefühls heranbilde.

„Religiöser Liberalismus nationaler Art — wird gesagt — ist der Feind, welcher der Kirche in Amerika gegenübersteht, wie er im letzten Jahrhundert sie im Jansenismus, Gallikanismus, Febronianismus und Josephinismus bedroht und beunruhigt hat. Es waren das in Wirklichkeit protestantische Angriffe, die unter der Maske der Orthodoxie an den Staat gegen die kirchliche Selbstherrschaft appellierten. An ihrer Seite kämpfte eine andere Form des Liberalismus gegen die Kirche. Es war das rationalisierende Element in der Hierarchie, welches mit Männern wie Erzbischof Trautson von Wien sein Zerstörungswerk begann, indem es gegen die scholastische Methode in unsern theologischen Seminarien vorging und als Ersatz für sie eine neue Wissenschaft befürwortete. Ein dritter Feind, der auf dem Plane erschien, um die positiven Lehren der Kirche zu untergraben, war der liberale Katholizismus, der durch den begabten Lamennais vertreten wurde. Dieser hatte thatsächlich keine Sympathie für den Protestantismus oder seine Lehrformen; er kannte die Gefahr, welche von dem falschen Fortschritt der rationalisierenden Schule herkam; doch unterstützte er beide in ihrer Zerstörungsarbeit, und sein launischer Eifer war, wenigstens eine Zeit lang, imstande, einige der edelsten Geister Frankreichs irre zu führen....

„Ein dreifacher Faden von religiösem Liberalismus windet sich sichtbar, wenn auch allmählich, um die Kirche in Amerika. Eiferer mit den widerstreitendsten Zielen helfen einander, unbewußt die Kirche zu erniedrigen und sie an das Joch der Staatsverehrung zu spannen. Es ist unnütz, den pfeifenden und tanzenden Kindern zu weissagen, aber der Geschichtsforscher mag wohl die Symptome einer alten Krankheit erkennen, die sich an uns heranschleicht — ein Wechselfieber, die Anfälle von Ruhelosigkeit und der sichere Verfall —, obschon die hektische Röte, das große feuchte Auge und die hoffnungsvollen Anzeichen von Stärke, wenn die Frühlingswärme wiederkehrt, den Körper für den Augenblick wohl erscheinen lassen.

„Oder gibt es etwa keine solchen Symptome in unserem katholischen öffentlichen Leben? Ist keine Gefahr vorhanden, daß das unnötige Schwingen der amerikanischen Flagge in unsern Schulen und sogar in unsern Heiligtümern einen falschen Nationalismus auf Kosten der Achtung für Religion erzeuge? Können wir gegen unsere Regierung treuer und ergebener werden dadurch, daß wir die Bilder von Georg und Martha Washington verehren, anstatt dadurch, daß wir Achtung für Christus und seine heilige Mutter einpflanzen?

Wer hat das Recht, unsern heiligen Überzeugungen eine solche Knechtschaft aufzulegen oder uns zu überreden, daß das nötig sei....

„Es wird, wenn wir nicht irren, ein Versuch gemacht, die Kirche zu nationalisieren, dadurch, daß man ihre Kinder des katholischen Gefühls und des katholischen Instinktes beraubt, welche Eigenschaften niemals ein Hindernis der Entwicklung des glühendsten Patriotismus und der bürgerlichen Loyalität waren."

Es ist nicht nötig, diesen Auslassungen gegenüber noch viel zu sagen. Nur das eine ist doch sehr bemerkenswert, daß diejenigen Eigenschaften, welche einem Katholiken durchaus nicht geraubt werden sollen, als katholisches Gefühl und katholischer Instinkt bezeichnet werden.

Über die Arbeit der evangelischen Kirche in der Gegenwart und über die Zustände, welche eine besondere Aufmerksamkeit fordern, spricht sich der „Reichsbote" in einem längeren Artikel aus. Nach einer Ausführung darüber, daß die moderne Gottlosigkeit einen andern Charakter trage, als die, worüber man zu allen Zeiten geklagt habe, insofern sie nicht Ausnahme, sondern allgemeine Grundstimmung sei, heißt es weiter: .... „Aber gibt es nicht in allen Berufsständen und Gesellschaftskreisen gläubige Christenmenschen? Leistet die innere Mission nicht Segensvolles auf allen bedrohten Gebieten? Gibt's nicht noch ganze Gegenden, wo die kirchlichen Ordnungen feststehen und die kirchlichen Ämter Ansehen genießen? Befindet sich im ganzen genommen die evangelische Geistlichkeit nicht auf der Höhe wissenschaftlicher Bildung und moralischer Tüchtigkeit? Wandeln nicht zahllose Pastoren mit großer Treue auf dem reizlosen Pfad der schweren Berufspflicht? Hat nicht mancher von ihnen in seiner Amtswirksamkeit auch erhebende Erfolge und innere Befriedigung? Man kann mit gutem Gewissen diese Fragen bejahen. Aber das ändert an der kirchlichen Gesamtlage leider nichts. Ein aufgeklärter Paganismus durchdringt in zunehmendem Maße die öffentlichen Erwerbs- und Gesellschaftszustände, die staatlichen und privatlichen Lebensordnungen; ja selbst in die sogenannten kirchlichen Kreise sickert er ein. Viele kirchlichen Sitten, namentlich auf dem Lande, sind für die betreffenden Teilnehmer weltliche Vergnügungen in kirchlicher Umkleidung. Und in den Städten wird das Feuer neu erwachender Kirchlichkeit nur zu oft von irdischer Parteileidenschaft und nicht vom Odem wahrer Gläubigkeit angeblasen. Wenn der Sozialdemokrat als Privatmann sich den kirchlichen Gewohnheiten der Seinigen nicht entzieht, wenn ihm auch der Gottesdienst unter Umständen religiöses Bedürfnis ist — als Parteimann stärkt er öffentlich die kirchenfeindlichen Mächte. Zahlreich sind die Gebildeten, die noch auf Kirche und Pastor halten und sich an christlicher Vereinsthätigkeit beteiligen. Wer wollte das nicht anerkennen? Aber soll man auch naiv sein? Darf man übersehen, daß die nach Bildung und Besitz maßgebenden Kreise vielfach die Kirche protegieren, weil sie in ihr die allezeit gehorsame Dienerin der Staatsmacht und die geistliche Polizei gegenüber dem begehrlichen Volk erblicken? Was hilft der Kirche die Gönnerschaft solcher Leute, die für sich der ‚Herrenmoral' huldigen und die Grenze von Gut und Bös längst überschritten haben und nur noch den Unterschied von bequem und unbequem gelten lassen? Diese Protektion hilft der Kirche nichts, sondern hat ihr tief geschadet und wird ihr auch noch weiterhin schaden.

Die Kirchen sind leer? Nein, sie sind zuweilen überfüllt. Aber wen sehen wir in den Gotteshäusern? Frauen, Kinder und offizielle Persönlichkeiten. Wo ist die Männerwelt, wo bleiben besonders die Männer der körperlich und geistig schaffenden und ringenden Berufsstände? Ist das Männerherz etwa von Natur religiös unempfänglich?

Wir könnten diese Fragenreihe noch weiter führen, überlassen es indes dem Leser, aus eigner Erfahrung unser Bild im Detail auszumalen. Aber ist das ganze Kolorit nicht doch zu düster? Es gibt ja doch auch herrliche Lichtpunkte, z. B. der meist erhebende und ‚gesegnete' Verlauf von Generalkirchenvisitationen und festlichen Veranstaltungen. Das sind gewiß Formen, die viel Gutes einschließen können und auch oft manch Gutes und bleibende Anregung geboten haben. Allein nach dem Anklang, den kirchliche Feste finden, bei denen die Welt sich zu Gaste lädt, darf man die Kraft des kirchlichen Alltagslebens nicht bemessen. Gerade in einem Grabgewölbe ist das Echo einer volltönenden Menschenstimme am lautesten und vielfältigsten. Mit Festen kuriert man keine innern Notstände. Aber mit der Arbeit? Da sind die Synoden mit ihrer reich besetzten Tagesordnung, ihren Plenarsitzungen und Kommissionsberatungen. Gewiß spricht dort manch ein bedeutender Mann geistvoll und für die Anwesenden auch eindrucksvoll. Aber wer schlägt die Brücke von den schönen Reden zur guten That, von der Theorie zur Praxis? So notwendig die Synoden sind, so nützlich sie sein können — es wird doch nach berühmtem parlamentarischen Muster viel leeres Stroh gedroschen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so meinen wir: Bei aller Thätigkeit fehlt's an wirklichen Thaten. Man will die Kirche, aber man will sie möglichst machtlos und die Pastoren möglichst friedsam und harmlos. Sie sollen die Kinder lehren, die Kranken trösten, die Familienfeste geistig dekorieren und über die Toten nichts als Gutes reden.

Man nimmt eben die Kirche nicht mehr ernst. Und wo man so thut, da steckt eitel Selbstsucht dahinter. Der Proletarier will, daß der soziale Pastor für seine Interessen eintritt, und der Kapitalist wünscht das in seiner Art auch. Die Massen wollen Brot und die Gebildeten religiöse Unterhaltung. Und wenn der Pastor bei besondern Gelegenheiten in bester Absicht den maître de plaisir macht, so läßt man sich das oben und unten ganz gern gefallen.

Aber diese Lage darf nicht so bleiben. Die Kirche muß wieder ein ernst genommener Faktor im Volksleben werden. Und das wird geschehen, wenn sie ernstlich an die Aufgabe herantritt, unter dem alten Siegesbanner des Glaubens und mit den Waffen männlicher Thatkraft dem materialistischen Zeitgeist und dessen kirchenfeindlicher Gefolgschaft die Entscheidungsschlacht zu bieten.

Der Ausgang wird nicht zweifelhaft sein, wenn es gelingt, die brauchbaren und gesunden Kräfte der Kirche in organisierter Arbeit zu einer planvollen, kraftvollen Evangelisation zu entfalten."

Über die neueste Phase der Entwicklung der Ritschlschen Schule spricht sich P. Ecke in dem Organ der positiven Union, der kirchlichen Monatsschrift, mit folgenden Worten aus: Nachdem die Luthardtsche Kirchenzeitung in No. 2 dieses Jahrganges in einem Neujahrsgruß die Spaltung der Schüler Ritschls als Thatsache hingestellt hat, darf ich, was ich bisher absichtlich zurückstellte, aber selbst schon in dieser Beziehung beobachtet hatte, aussprechen, ohne dabei in den Ton verfallen zu wollen, den sie dabei anschlägt. Es haben in der Weiterentwickelung der Schüler Ritschls sich immer mehr Differenzen zwischen ihnen herausgebildet, deren sich dieselben natürlich bewußt sind, welche sie aber möglichst wenig zum Gegenstand der Polemik untereinander gemacht haben. Kaum einer steht noch so zur Glaubenslehre des Meisters, daß er dieselbe als die seinige anerkennte. Dieselbe gehört also bereits in einem gewissen Sinne der Vergangenheit an. So spricht Harnack von Ritschl als dem letzten lutherischen Kirchenvater, dessen Linie von der neuesten Theologie ver-

lassen ist (Eisenach), und Hermann verwahrt sich nachdrücklich dagegen, mit Ritschl identifiziert zu werden. Ritschl hatte mit Recht großen Anstoß erregt u. a. 1) durch die Leugnung der Beziehung des göttlichen Zornes auf die Gegenwart, 2) durch die Beseitigung des Momentes der Sühne aus dem Erlösungswerke Christi, 3) durch die Leugnung einer persönlichen unmittelbaren Beziehung des einzelnen Gläubigen zu Christo als dem erhöhten Herrn. Im Hintergrunde dieser Anschauungen steht eine schlechte Metaphysik, eine ungeschichtliche Auffassung des Verhältnisses Gottes zur Welt und dem Wirken freier Persönlichkeiten und die Leugnung einer unmittelbaren Beziehung des göttlichen und menschlichen Geistes—alles im Gegensatz gegen die eignen methodischen Voraussetzungen.

Dagegen erklärt es z. B. Hermann in der neuesten Auflage seines „Verkehrs" für etwas Selbstverständliches, daß die Christen den erhöhten Herrn anrufen! Er bezieht den göttlichen Zorn auf die Gegenwart und spricht von dem innern Gericht, von der Gottverlassenheit der Seelen, der Verlorenheit des natürlichen Menschen, von dem heiligen Wesen Gottes, durch das er die Sünder fern halte. Daraus folgt mit innerer Notwendigkeit, daß er auch der Lehre vom Strafleiden Christi Verständnis abzugewinnen sucht. Man werde immer wieder erfahren, daß die Zweifel, die sich aus dem Schuldgefühl ergeben, dem Gläubigen den Besitz der Sündenvergebung zu rauben suchten. (Gerade dies verurteilt Ritschl als krankhaften Pietismus.) Aber wenn er in Jesus den ihm vergebenden Gott gefunden habe, so werde er sehen, daß Jesus, indem er Vergebung spendete, zugleich alles that, um das unverbrüchliche Recht der Ordnung Gottes zu bestätigen. Das ist doch offenbar der Ansatz zur Lehre vom stellvertretenden Strafleiden Jesu.

Reischle, der an Köstlins Stelle nach Halle berufene Dozent, sagt: „Unter dem Schutz Jesu Christi darf ich vertrauensvoll vor den heiligen Gott treten." Er betont energisch das persönliche Fortwirken Christi, der uns in unseren persönlichen Bedürfnissen beistehe als lebendig gegenwärtig bei uns bleibend alle Tage bis an der Welt Ende.

Dies ist schon genügend, zu zeigen, daß es von Ritschl aus und noch unter seinen Schülern eine gesunde Fortentwicklung gibt in entscheidenden Punkten.

Neben und gegen diese „Rechte," welche immer mehr Fühlung mit dem Glauben und der Lehre der gläubigen Gemeinde und deren theologischen Vertretern der Gegenwart gewinnt, gibt es eine Richtung, welche im Gegensatz zu diesen eine von der Rechten bedeutend abweichende Richtung einschlägt mit Harnack, Trölzsch, O. Ritschl 2c.

Die Erkenntnis der bedeutenden Abweichungen von einander hat bereits auf der ersten Eisenacher Konferenz, von welcher die Erklärung für Harnack, der zur Linken gehören wird, ausging, Ausdruck gefunden, ohne in die Öffentlichkeit zu kommen. Daß unterdes die Klärung Fortschritte gemacht hat, ist bei den tiefgehenden Verschiedenheiten, welche vorhanden sind, von vornherein anzunehmen und dokumentiert.

Es haben nicht alle Freunde an der letzten Esenacher Konferenz teilgenommen.

Es ist dieser Gang der Dinge erfreulich und es wird dadurch der von mir seit längerem eingenommenen Standpunkt, daß man auch warten und hoffen darf, ohne deshalb zu schweigen, gerechtfertigt.

Die Kommission, welche mit der Untersuchung des Vaughanschwindels betraut worden ist, hat ihre Entscheidung veröffentlicht, die geradezu bewundernswert ist. Trotzdem verschiedene Bischöfe mit Miß Vaughan korrespondierten, trotz-

dem sie sich in einem katholischen Kloster befinden soll, trotzdem sie Geld für Bekämpfung der Freimaurer hergeben soll, trotzdem angeblich von ihr geschriebene Bücher erscheinen, und trotzdem die Kommission mit allen Bischöfen der Welt in Korrespondenz stand, hat sie schlechterdings nichts ausrichten können oder wollen, und Miß Vaughan beschuldigt in ihren neusten Enthüllungen ihre sonst gut ultramontanen Gegner des geheimen Einverständnisses mit den Freimaurern. Die „Teufelsmiß" — wie sie von Henri in der Chr. Welt genannt wird — gab nämlich das vierzehnte Heft ihrer Memoiren heraus, in dem sie unter anderm die sensationelle Enthüllung machte, daß ihre Feindin, die Kölnische Volkszeitung, in die Dienste des französischen Großorients getreten sei. Dieser habe zuerst den Dr. Hacks-Bataille um hunderttausend Franks zu der Verpflichtung bewogen, in einem katholischen Blatt seinen „Teufel im neunzehnten Jahrhundert" als Lügenwerk zu brandmarken und nach Besprechung der Vaughanfrage auf dem Antifreimaurerkongreß die bekannte Entlarvung zu veranlassen. Die Wahl fiel auf die Kölnische Volkszeitung, die ganz nach den freimaurerischen Instruktionen handelte. In Trient haben überdies der Vertreter des Erzbischofs von Köln, Dr. Gratzfeld, von dem sämtliche Gewährsmänner der Teufelsmiß versichern, daß er eine höchst unsympathische Physiognomie besitze, sowie Mgr. Baumgarten, überwacht von einem Sendling des Großorients, ihre bekannten Fragen gestellt. Das neueste Freimaurerorgan hat natürlich nicht versäumt, in einem humoristischen Artikel seine Leser von der Unmöglichkeit dieser Behauptungen zu überzeugen.—Außerdem leisten die von römischen Bischöfen und Prälaten erlangten Briefe in Verbindung mit der bewundernswerten Unwissenheit der römischen Kommission vortreffliche Dienste. Man hat nunmehr den berühmten Brief des Kardinalvikars Parocchi vollständig wiedergegeben, ferner auch das Facsimile des Schreibens des Bischofs von Grenoble an Herrn Künzle, sowie ein solches des Bischofs Fava aus der Semaine Religieuse de Grénoble angefügt. „Man ersieht daraus, daß er noch am 26. November felsenfest an den ganzen Vaughan-Schwindel glaubte und an die ‚Miß' einen kindlichen Brief schrieb," wie die Kölnische Volkszeitung etwas freimütig bemerkt. Es heißt in dem Briefe:

Fräulein! Ja, Sie reden die Wahrheit: Satan ist der König derer, die Christus nicht als König wollen. Ihr Vater hat sie gelehrt: Die Freimaurer sind sozinianischen Ursprungs, einer protestantischen Häresie, die die Gottheit Jesu Christi leugnet."

Daraus geht hervor, wie der Schwindel von hierarchischen Kreisen auch noch gegen den verhaßten Protestantismus ausgebeutet wird.

Vor kurzem wurde gemeldet, daß Kardinal Parocchi, der vor einem Jahre der bekehrten „Miß" den päpstlichen Segen zugehen ließ, nunmehr einem Mitarbeiter des Univers gegenüber erklärt habe, daß das Bataillesche Teufelswerk „ein schlechtes Buch," „eine kolossale Mystifikation" sei, auch „die andern Mystifikationen, mit denen Leute wie Taxil und Margiotta ihre Erzählungen über Diana Vaughan ausgeschmückt haben," gebrandmarkt und schließlich bemerkt habe: „Selbst wenn bewiesen würde, daß Diana Vaughan existiere und sich wirklich bekehrt habe, so würde es doch eine sehr verdienstliche Arbeit gewesen sein, die Ausbeuter zu entlarven."

Derselbe Mitarbeiter des Univers behauptete ferner vor kurzem, vom Commendatore Pacelli, dem Vorsitzenden der Kommission, selbst erfahren zu haben, es werde deren Urteil demnächst gefällt und konstatiert werden, daß es unmöglich ist, die Bekehrung und Existenz der Diana Vaughan festzustellen.

Eine von der Kommission an alle Bischöfe der Welt versandte Anfrage, ob es wenigstens irgend einen Anhalt gäbe, auf welchem Berichte, betreffend die Bekehrung der Expalladistin, beruhen könnten, hat das Resultat gehabt, daß auch nicht ein einziger Bischof irgend etwas, selbst bezüglich der Existenz der Vaughan, beibringen konnte.

Es ist wirklich bezeichnend für die Verhältnisse innerhalb der katholischen Kirche am Ende unsers Jahrhunderts, daß man überhaupt eine derartige Anfrage über Ausgeburten des menschlichen Wahnsinns, oder besser gesagt: über den tollen Schwindel einer Gesellschaft zur Ausbeutung der menschlichen Dummheit, an christliche Oberhirten zu richten wagt. Geradezu unglaublich muß aber die nunmehr wirklich eingetroffene Entscheidung der römischen Kommission erscheinen, die, entgegen der obigen Meldung, folgenden Wortlaut hat:

„Die römische Kommission, entsprechend dem ihr vom leitenden Generalrate des Antifreimaurerischen Bundes gegebenen Auftrage, von dem der erste internationale antifreimaurerische Kongreß in Trient Akt genommen hat; in Erwägung, daß es nicht ihre Aufgabe ist, über die in diesen letzten Zeiten gemachten Offenbarungen, betreffend die Freimaurerei, ein Urteil zu fällen; in Erwägung, daß der Gegenstand ihrer Prüfung eng beschränkt ist auf folgende drei Fragen: 1. auf die Existenz einer angeblichen Diana Vaughan, 2. auf die Wirklichkeit ihrer Bekehrung, 3. auf die Authentizität der ihr zugeschriebnen Schriften, ohne Rücksicht auf die Thatsache, daß die von einigen in den letzten Monaten angewandten Kunstgriffe eigentlich eher für eine den gestellten Fragen weniger günstige Meinung sprechen würden; nachdem sie in ihren Forschungen sich des gewissenhaftesten Eifers befleißigt und alle in ihrer Macht stehenden Mittel, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen, angewandt hat; erklärt: daß sie bis zum heutigen Tage keinen zwingenden Grund gefunden hat, sei es für, sei es gegen die Existenz, die Bekehrung, die Authentizität der Schriften der angeblichen Diana Vaughan.

Hierauf erneuert die Kommission ihre volle und absolute Zustimmung zu den päpstlichen Rundschreiben und zu allem, was in ihnen über die Freimaurerei gesagt ist; sie spricht den Wunsch aus, daß unter Beiseitelassung aller nebensächlichen und weniger bedeutenden Fragen das ganze Bestreben der Katholiken auf den Kampf gegen die verbrecherische Sekte gerichtet sei, lehnt schließlich jede weitere Polemik ab und erklärt ihren Auftrag für erledigt.

Rom, 22. Januar 1897. Der Präsident der Kommission."

Sogar die ultramontanen Organe lassen, obwohl sie andrerseits einen neuen Beschönigungsversuch durch den Hinweis auf den nicht offiziellen Charakter der Kommission machen, ihre Entrüstung über diesen Beweis durchblicken, wie weit man in Rom die Kunst der „Combinazioni" treiben könne, und sind der Ansicht, es wäre die Pflicht gewisser Kirchenfürsten gewesen, offen und ehrlich einzugestehen, daß sie sich dupieren ließen, und dem Schwindel ein Ende zu machen.

Statt dessen hat man nunmehr diesem nur Vorschub geleistet, was hoffentlich nicht mit der Thatsache in Zusammenhang zu bringen ist, daß „Miß Vaughan" beträchtliche Summen für die Antifreimaurerbewegung und die Peterspfennigkasse beigesteuert hat. Die Schwindler haben nun neuen Mut, und schon kündigt die Teufelsmiß ihre Bereitwilligkeit an, „ohne Rücksicht auf freimaurerische Anschläge" in einer italienischen Stadt mit all ihren Beweisaktenstücken zu erscheinen und einige Tage öffentlich Rede und Antwort zu stehen, ja sogar in Rom der Geistlichkeit zu antworten und selbst dem Papste hinsichtlich des Namens des Klosters, in dem sie sich bekehrte, Aufschluß zu

geben. Sie plant also offenbar eine Wiederholung des Manövers in Lyon, wo ihr „Mandatar," ein Fräulein von nicht ganz zuverlässigem Charakter, wie böse Zungen behaupten, sich für sie ausgegeben haben soll.

Doch genug von all diesen Einzel eiten des frechsten „Schwindels," mit dem sich die katholische Hierarchie kompromittiert hat. Man hat schließlich behauptet, der Papst wolle die Sache selbst in die Hand nehmen, die Vaughan und ihre Gewährsmänner vor die Kongregation des heiligen Offiziums, des höchsten Glaubensgerichts der katholischen Kirche, zitieren lassen und gegebenenfalls mit schweren Kirchenstrafen belegen. Man hat aber bisher vergeblich auf diese „offizielle" Erledigung der Angelegenheit gewartet und weiß wirklich nicht, wie man es mit den gewohnten Lobpreisungen der Weisheit und Klugheit des gegenwärtigen Potifex vereinbaren soll, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, ruhig zusieht, wie seine Untergebenen die Ausgeburten des Aberglaubens und tollsten Betruges für ihre polemischen Zwecke verwerten und den Katholizismus dadurch vor der ganzen Welt lächerlich machen.

Geradezu komisch ist es, wenn man sich ultramontanerseits, wie vor kurzem in der Voce della Verità und im Westfälischen Volksblatt zu lesen war, auf eine neue päpstliche Konstitution beruft, durch die die Aufmerksamkeit der Inderkongregation auf Zensurierung solcher Schriften, die von Magie, Geisterbeschwörung, Geistererscheinungen, Prophezeiungen und Wundern erzählen, gelenkt wird, und dazu bemerkt, alle diese Dinge unterlägen dem Urteile der kirchlichen Autorität, ehe sie veröffentlicht werden dürfen, so daß man jetzt eine sichere Regel habe, nach der man die phantastischen Veröffentlichungen über die Diana Vaughan zurechtrücken könne. Selbstverständlich hat diese Konstitution auf Diana Vaughan, die ausdrücklich erklärte, daß sie ihre Schriften dem Urteile der römischen Kurie unterbreite und sich im voraus ihrer Entscheidung unterwerfe, gar keinen Bezug, sie bezieht sich vielmehr offenbar auf die spiritistische Bewegung unsrer Zeit. Gut bemerkt der Reichsbote:

Mit einer päpstlichen Konstitution gegen die Phantastereien der Vaughan, die nicht schlimmer sind als die, die aus zahlreichen katholischen Druckereien in Paderborn, Münster, Dülmen, Köln, Mainz u. s. w. jahraus, jahrein verbreitet werden, kann die Zentrumspresse nur dann Staat machen, wenn sie etwa lautet wie die Bulle Exurge vom 15. Juni 1520, in der unter Androhung der Excommunicatio latae sententiae befohlen wurde, alle Bücher und Predigten des Dr. Martin Luther in Gegenwart der Geistlichkeit und des Volkes öffentlich und feierlich zu verbrennen. Wenn auf päpstlichen Befehl die katholische Geistlichkeit auf dem Tempelhofer Felde einen großen Scheiterhaufen zur Verbrennung der in den katholischen Buchhandlungen Deutschlands befindlichen abergläubischen Schriften errichten würde, so würde solches Schauspiel allgemeine Bewunderung finden und den Ruhm der römischen Kirche erhöhen. Man denke nur an die große Masse der Wallfahrtsbücher in Trier, Kevelaer und hundert anderen Orten, die voll sind der abenteuerlichsten Wundergeschichten, Prophezeiungen und Angriffe auf die Evangelischen. Wenn es der Zentrumspresse mit der Bekämpfung des Aberglaubens ernst ist, dann dringe sie auf nachträgliche Verurteilung all dieser Bücher und Schriften, die unter kirchlicher Approbation erschienen, so der Schrift über die angeblichen Wunder des Trierer Rockes. Dann verurteile man auch die katholische Presse aller Länder, die den angeblichen rituellen Mord der Juden zwar verdammen, aber die Hingabe des jungen Lebens einer Dominikanerin zur Verlängerung des Lebens Leos XIII. als eine neue Jephtha- oder Jphigenienthat in den Himmel erhebt.... Mit der Vertröstung auf künftige Stuhl-

sprüche wird die Zentrumspresse nicht viel ausrichten, da sich dieselbe stets auf die frühern unfehlbaren Kathedralentscheidungen zu berufen pflegen. Im Diana Vaughan-Falle haben der päpstliche Segen, der ihr zu teil geworden ist, sowie die päpstliche Konstitution gegen die Freimaurer und das den Trienter Antifreimaurerkongreß belobigende päpstliche Breve die Phantastereien in einer Weise mit dem lehramtlichen Mantel überdeckt, daß das bißchen Vernunft, mit dem sich gewisse Zentrumsblätter aufbauschen, vor der geschützten Finsternis nicht lange standhalten wird.

Wenn man die protestantischen Denominationen in England nach den offiziellen Registern zählt, so betrug am 31. Okt. 1895 ihre Zahl 293, eine viel höhere Ziffer als der Census von 1890 hier in Amerika aufwies. Der Zuwachs gegen das Jahr 1894 betrug 15. Die Art der Zählung ist aber irreführend, weil jede Gemeinschaft, die ein kirchliches Gebäude unter einem besonderen kirchlichen Namen, gleichviel ob absichtlich oder mißverständlich, registrieren läßt, als besondere Denomination zählt. Es ist darum, wie die „Chr. d. chr. W." bemerkt, von dieser Zahl ein bedeutender Abzug zu machen, da in der Liste oft ganz dieselben Denominationen unter verschiedenem Namen auftreten. Viele bestehen gewiß nur aus einigen hundert oder noch weniger Mitgliedern, manche haben rein lokale Bedeutung, andere sind eigentlich nur Gesellschaften für innere Mission, spiritistische oder sonstige Vereine u. dgl. Oft sammelt sich eine Gemeinde um eine Persönlichkeit und verschwindet wieder mit derselben. Wir geben einige Namen aus der bunten Liste. Da gibt es ein Heer des Herrn; eine König-Jesus-Armee; Christen, versammelt im Namen des Herrn; eine Davids-Psalmen-Gesellschaft; hebräische Christen; Juden, die an Jesus Christus als Messias und Heiland glauben; Mitglieder der Synagoge des Friedens; eine Arbeiterkirche u. s. w. Deutsche erscheinen als: Deutsch-Evangelische, Deutsch-Lutherische, Deutsch-Reformierte, Deutsch-Unierte, deutsche Wesleyaner (in London). Die Juden sind ebenfalls mannigfach gespalten. Auch Mohammedaner gibt es jetzt in England, wie es scheint, an zwei Stellen, da sie in der Liste als Church of Islam und als Moslems auftreten.

Das Verhältnis der Staatskirche zu den größeren Denominationen wird durch folgende Zahlen illustriert, die einem Artikel der Februarnummer der „Contemporary Review" entnommen sind:

	Kommunikanten.	Sonntagschullehrer.	Sonntagschüler.	Sitzplätze in Kirchen u. Sälen.
Wesleyaner	529,786	130,286	955,962	2,165,657
Kongregationalisten	406,716	59,103	603,841	1,620,865
Baptisten	316,569	47,283	483,073	1,231,024
Primitime Methodisten	196,628	61,899	466,052	909,823
Kavinistische Methodisten	147,297	25,118	194,798	368,242
Verein. methodistische Freikirchen	79,657	24,391	193,826	420,000
Presbyterianer	69,632	7,452	80,969	156,815
Methodistische neue Vereinigung	33,932	10,857	83,377	135,728
Bibelchristen	27,506	7,296	41,387	110,024
Heilsarmee	—	—	—	485,825
Summe	1,807,723	373,685	3,103,285	7,610,003
Kirche von England	1,778,351	200,596	2,329,813	6,778,288

Auf absolute Richtigkeit können freilich vorstehende Zahlen keinen Anspruch machen; manche beruhen nur auf Schätzung; so z. B. die Kommuni-

kantenziffer der Kongregationalisten. Viele kleinere Denominationen veröffentlichen überhaupt keine Statistiken, und die der andern sind oft höchst mangelhaft. Als sicher scheint sich immerhin zu ergeben, daß die Staatskirche von den Nonkonformisten überflügelt worden ist. Schon die obengenannten neun oder zehn großen Denominationen weisen, zusammen genommen, größere Zahlen auf als sie. Interessant ist in dieser Hinsicht noch die Statistik über die Zahl der Kirchenplätze in diesem Jahrhundert. Dieselbe betrug

im Jahre	in der Staatskirche:	in allen anderen Denominationen zusammen:
1801	4,289,883	881,240
1851	5,371,915	4,894,648
		in den obengenannten zehn Denominationen:
1896	6,778,288	7,610,003

Darin hat also jedenfalls die Staatskirche mit den Konformisten nicht Schritt gehalten. Doch läßt natürlich die Zahl der Sitzplätze keine sicheren Schlüsse auf wirkliche Mitgliedschaft zu, nicht einmal auf den Besuch der Kirchen und Kapellen. Und in neuerer Zeit will man einen Aufschwung der Staatskirche bemerken, was auf ihre rührigere Thätigkeit zurückzuführen ist. In nonkonformistischen Kirchen kann man oft die Klage hören, daß die heranwachsende Generation zur Kirche übergeht, und es werden mancherlei Versuche gemacht, dies zu verhindern. Einige Denominationen zeigen einen spürbaren Rückgang an Mitgliedern.

Mehr und mehr findet in Rußland die deutsche häusliche Feier des Weihnachtsfestes unter dem Tannenbaume Anklang und Ausbreitung. Selbst im Süden des weiten Reiches, wo es keine Nadelholzwaldungen gibt, findet sie statt. — In der Stadt Astrachan z. B. begnügte man sich anfangs damit, Kirschbäume künstlich zum Blühen zu bringen und diese dann als Weihnachtsbäume zu putzen. Aber die eingewanderten Nordländer vermißten den altgewohnten Tannenbaum. So bringen denn jetzt die Wolgadampfer zum Schluß der Navigationsperiode (Oktober) Tannenbäume aus den nördlicher gelegenen Gouvernements in den Süden, die dann in Kellern und sonstigen dunklen Räumen bis kurz vor Weihnachten aufbewahrt werden, um alsdann zum Verkaufe ausgeboten zu werden. Im vorigen Jahre ist die Zufuhr bereits eine gegenüber der Nachfrage zu geringe gewesen, so daß kleine Bäumchen einen Preis von 10 Mk. und mehr erzielt haben. Manche ärmere Leute, die sich eine so große Ausgabe nicht erlauben durften, haben darum die Feier um einige Tage verschoben, um die von den Reichen zum Feste benutzten Bäume erhalten zu können. — Interessant ist es, daß im vorigen Jahre sogar in der Kalmücken-Steppe eine Weihnachtsbaumfeier stattgefunden hat. Der Berichterstatter meint: man habe es beinahe vergessen können, daß man sich in einem öden Winkel der Kalmücken-Steppe befand und nicht wohlerzogene Stadtkinder, sondern kleine Wilde vor sich hatte, größtenteils Waisen und Kinder der ärmsten Kalmücken-Familien. Der Tannenbaum hatte bis dorthin einen Weg von 1000 Kilometern zurücklegen müssen, um die kleinen Kalmücken-Sprößlinge zu erfreuen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., Mai 1897. No. 5.

Gedanken über den Himmel.

Von P. O. Breuhaus.

Sind Himmel und Erde Werke der einen Gotteshand, so ist auch eine Übereinstimmung in ihrer Beschaffenheit anzunehmen und wir dürfen manches, das wir hienieden wahrnehmen, in ähnlicher, wenn auch vollkommenerer Weise droben wieder erwarten. Derselbe Mensch lebt, nach der Schrift, in beiden Welten fort, darum müssen beide auch ihm angemessen sein und dürfen wir uns wohl Erde und Himmel als verwandte Orte und das himmlische Leben als verklärte Fortsetzung des irdischen denken. Vom Irdischen aufs Himmlische schließend, suchen wir uns, soweit wir vermögen, eine Vorstellung von letzterem zu machen.

Jetzt noch erinnert uns vieles an den Paradieseszustand unserer Erde. Was irgend Schönes, Großes, Erhabenes und Beseligendes hienieden zu finden ist, das hat Gott selbst damals als sein Werk der Erde geschenkt, um seine Geschöpfe zu beglücken, sie auf sich zu weisen und sie zu tiefster Sehnsucht nach ihm und allem vollkommen Reinen und Schönen hinzuziehen. Sollte aber Gott das, was an wirklich Schönem und Herrlichem im Bereich unserer Sinne liegt, nur für diese kurze Erdenzeit uns verliehen haben, um dann jene andere ewige Welt gegenüber unserer jetzigen in lauter Verschiedenheiten und Gegensätzen erstehen zu lassen, so daß vielleicht das, was hienieden uns als Schönes von Gott gegeben, droben als nicht schön, ja wohl gar als etwas Häßliches gälte? Es wird das wohl ebensowenig der Fall sein, wie daß das, was hienieden nach Gottes Wort gut und heilig ist, aufhören könnte, auch im himmlischen Leben recht und heilig zu sein. So werden wir also auch wohl glauben dürfen, daß das, was hienieden unsere durch Gottes Geist erneuerten Sinne erfreut, noch viel mehr droben sie entzücken und unser Herz in Dank und Jubel ausströmen lassen wird. Ist die Knospe hier schon schön, wie wird erst die sich dann uns darbietende vollentfaltete Blüte sein. Freilich sind wohl die Himmelszustände und Gegenstände jetzt noch weit über unsre Menschenworte erhaben, so daß sich ja auch Paulus unfähig fühlt zu beschreiben, was er wahrgenommen und empfunden. Er schreibt: Ich sahe unaussprechliche Dinge. Dann aber erfüllt von dem, was sein Innerstes hingenommen, möchte er doch wenigstens dessen Größe bezeugen und muß in die Wote ausbrechen: Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und in keines Menschen

Herz gekommen ist, das bereitet Gott denen, die ihn lieben. Anbetend ruft ihm auch der Dichter nach: O Jerusalem, du Schöne, o wie helle glänzest du! O, wie lieblich Lobgetöne hört man da in stolzer Ruh! O, der großen Freud und Wonne! Jetzo gehet auf die Sonne, jetzo gehet an der Tag, der kein Ende nehmen mag.

Wie wir auf Erden unsere Sinne zur Aufnahme dessen, was von außen an uns herantritt, haben, so werden wir wir wohl auch droben, dementsprechend, verklärte Mittel zum Wahrnehmen besitzen. Sehen, Hören, Fühlen sind an sich keine Fähigkeiten, die mit dem himmlischen Leben sich nicht vertrügen, wenn sie auch wie der ganze Mensch dem Himmel angepaßt werden müssen. Wird von Gott selbst gesagt (Ps. 94, 9), er, der das Ohr gepflanzt und das Auge gemacht, höre und sehe, dann können auch diese uns von Gott verliehenen wunderbaren Werkzeuge uns nach oben begleiten, jedoch erst in ihre reichste Thätigkeit treten und, wie hier nie geahnt, Hilfsmittel zur Beseligung unsers Herzens werden.

Nehmen wir nur einiges und spinnen dann selbst daran in unsern Gedanken weiter fort. Fangen wir mit dem Auge oder dem Sehvermögen an. Denke, wie viel Freuden bereitet uns der Herr schon hier durch unsern Blick. Steige auf jene Anhöhe, — welch herrliche Landschaft breitet sich da vor dir aus, vielleicht so fesselnd, daß du hin und wieder die geschwundene Herrlichkeit des verlornen Paradieses ahnst. Oder betrachte vom Meer oder von einem Hügel aus den Sonnenaufgang; wie die erste Röte sich zeigt, die ersten Strahlen über Land und Meer, über Berg und Thal emporblitzen und die ganze Natur mehr und mehr in ein Lichtgewand kleiden. Oder sieh, wie die Sonne nach vollbrachtem Tageslauf drüben sinket im Westen. Sie, die Künstlerin in Farben und Formen, muß uns erst noch ein von keinem Pinsel nachzuahmendes bilderreiches und wechselvolles Panorama von feurig-goldenen Wolkenbergen und Himmelsburgen, von jenseitigen Seen und Felsenklippen malen. Und hast du nicht, wenn du am Abend sinnend dagesessen und mit etwas von dem Heimweh nach der Heimat droben hinaufgeschaut, — hast du nicht gemeint: Da, wo das himmlische Abendgold am hellsten glänzet, ist's nicht als ob sich dort das nur angelehnte goldene Thor der Freudenstadt mir zeigte? — Aber abgesehen von all diesen begleitenden Gedanken; es ist schon diese Lichtfarbenpracht an sich über alle Beschreibung großartig und entzückend. Gegen solche Lichtbilder gehalten, was sind da die Produkte aller berühmtesten alten und neuen Malerschulen! Und ferner, wie erfreut uns der Herr hienieden schon durch die Schönheit der mannigfaltigsten anziehenden Formen! Sieh, wie er unsern Blick hier durch ein schönes Menschenantlitz, ein tiefes schönes Auge, eine edle Gestalt fesselt! Wie anziehend dieses Tier oder jene Linien in der Pflanzenwelt! Gedenke nur der unzähligen schönen Formen und der Farbenpracht der bald dahinwelkenden Blumen! Ist hier schon ein solcher Reichtum an Schönheit vor unserm meist noch so stumpfen Blick ausgebreitet, — welch ein

ungeahnter Reichtum an Schönheit, Glanz und Pracht wird dort in der Vollendung erst unserer warten, dort, wo ja durchaus nichts mehr unsere Sinne beleidigen und unsern Blick betrüben darf! Wie das Gesicht, so hat der Herr uns auch wohl das Gehör für über diese Erdenzeit hinaus verliehen, redet ja doch die hl. Schrift zu uns von der himmlischen Musik der Harfentöne und Lobgesänge vor Gottes Thron. Unser Herz ist in sich voll Gesang, die Natur voller Jauchzen, die Kirche des Herrn voller Lieder, da kann doch auch bis in die himmlische Vollendung hinein die das ganze Herz erfüllende Welt der Töne nicht fehlen. Wohl ist auch die Musik wie alles durch die Sünde auf Abwege geraten, sie ist bald geistlos und tändelnd, bald rauher Lärm oder nur zu oft Herz, Kopf und Fuß zur Sünde bethörend. Jedoch fehlt's auch hienieden nicht an jener Musik, die mit unaussprechlicher Macht ins Herz dringt und den ganzen inneren Menschen mit heiliger Macht ergreifend und aufrichtend, ihn gleichsam über sich und die Schranken der Zeit und des Raums erhebend, ihn hoch und fern dahinträgt in ein anderes Leben in einer schöneren Welt. In Ahnung und Andacht versunken genießt der Mensch durch diese Macht der geheiligten Musik schon einen Vorschmack der ewigen Sphärenmusik. Oder sollte etwa diese Tonwelt nur auf unsern Erdball beschränkt, sollte nicht vielmehr alles das, was Gott selbst den nach dieser Seite begabten Menschen ins Herz gegeben, droben in himmlischen Chören über all unsere Vorstellung, ja über all unser Ahnen schön in das Herz der entzückend Lauschenden strömen? Weißt du doch, daß es heißt: Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, das bereitet Gott denen, die ihn lieben. Ja, Lobgesänge, Harfentöne, volle Chöre durchrauschen die Himmel, entzücken die Herzen und preisen den Herrn. Doch auch in anderer Weise wird der Herr die Seinen ergötzen und beseligen; sie werden ihn selbst viel tiefer und klarer empfinden und erfahren als hienieden durch seine direkte Selbstoffenbarung an sie und durch sein Walten in und unter seinen verklärten Geschöpfen und Kindern. Sollte das aber nicht die hierzu besonders von ihm beanlagten Geister zu immer tieferem Forschen treiben,— während himmlische Beredtsamkeit in einer auf Erden nie geahnten Wahrheit und Klarheit, Reichtum und Schöne das Erforschte andern mitteilt, die innerlich befriedigt und erfreut, wie kein Auditorium je auf Erden, den immer wieder aufs neue sich ihnen öffnenden Quellen der Wahrheit aus Gott entgegenlauschen. — Und was so als ewige Wahrheit den Sinn erfüllt, das Gemüt ergreift, den Willen bewegt, das wird sich wiederum in andern der unzähligen seligen Geister in himmlischem Schwung als himmlische Poesie offenbaren.

Jedoch ist das Himmelsleben wie alles wahre Leben nicht ein träumerisches Ruhen und bloßes Genießen, das müßte jedem wirklich lebendigen Geist früher oder später zur Langeweile werden. Nein, dieses reiche himmlische Empfangen treibt jeden Empfangenden wie von selbst zu reicher Thätigkeit. Jedes neu empfangene

Licht und Leben, jede neue Kraft und Freude, die einer erhält, dient zu gemeinem Nutzen; in jener großen Welt des Lebens kann nichts still und unbenutzt liegen bleiben. Es muß wirken zu Gottes Lob und Ehre und zu aller Miterlösten und Mitseligen Freud und Segen. Da heißt es wie sonst nirgends: Alle für einen und einer für alle und alle miteinander für den einen Herrn! Droben ist wahrhaftig „Philadelphia", die Stadt der Bruderliebe, und sie ist der große lebendige Bau, welcher die Wohnung des Höchsten, der Tempel Gottes ist, wo der Herr alle durchdringt und wiederum alle in ihm und für ihn leben. Alles ist dort ewige Verklärung und Vollendung, alles ewige Reinheit, Schönheit und Seligkeit. — Das ist der Himmel, wie wir ihn in Schwachheit ahnen, der Himmel, dem wir entgegenstreben. Die Wirklichkeit aber wird über unser Erwarten sein.

Wie kommen wir armen Sünder aber hinein „in den schönen Gotteshimmel"? Allein, ganz allein aus Gnaden durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. — Der steht auch jedesmal am Strande mit den grüßenden Lieben, so oft wieder eines der Seinen am jenseitigen Ufer unter den Thoren der Ewigkeit landet. Herr, dahin laß uns kommen! — Ja, wenn man an das große „Endlich" denkt, wie kann's da anders sein, als daß von seinem Geist gehobene Dichter singen müssen, wie J. G. Albinus in sehnsuchtsvollem Schauen: Ach, ich habe schon erblicket diese große Herrlichkeit! — und daß in unserer Zeit Spitta (der auch jetzt schon seines Gottes Herrlichkeit schaut), ruft und uns anreizt mit seinem:

Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren,
Doch nach dem letzten ausgekämpften Streit
Wir aus der Fremde in die Heimat kehren
Und einziehn in das Thor der Ewigkeit!
Wenn wir den letzten Staub von unsern Füßen,
Den letzten Schweiß vom Angesicht gewischt,
Und in der Nähe sehen und begrüßen,
Was oft den Mut im Pilgerthal erfrischt?!

Ja, wie wird uns sein?! — Wohl wie denen, die das Heimweh hatten und nach Hause gekommen sind. —

Ist das Obige Phantasie? — Nun, so ist es eine Phantasie, die das Leben erträglicher und den Abschied daraus leichter macht. Übrigens stirbt der Christ nicht auf bloße Phantasie hin, — die wäre ihm zu unsicher, — sondern der Christ vertraut im Sterben allein auf seinen Heiland und Herrn Jesum Christum. Wie auch der in aller Welt berühmte und noch nicht lange entschlafene Verkündiger des Evangeliums C. A. Spurgeon spricht: All meine Theologie, die mir geblieben, wann ich sterbe, ist in diesen vier Worten enthalten: Jesus died for me. — Ja, das ist der einzige Grund unsers Glaubens. Damit werd ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd eingehn. Das ist gewißlich wahr. Amen.

Text und Predigt in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu einander.

Von P. K. Kißling.

Unser Thema führt uns in das Herz, in den Mittelpunkt der Homiletik hinein. Es ist ein interessanter, den Erfolg der pastoralen Thätigkeit bedingender, stets erneuter, sorgfältiger Prüfung und Untersuchung werter Gegenstand, um den es sich hier handelt. Wie verhalten sich Text und Predigt zu einander? In welchem Verhältnis steht der Prediger und die Predigt zum Text und der Text zur Predigt und zum Prediger? Es handelt sich um die Gewissensfragen: Wissen wir nicht nur mit den uns anvertrauten Geheimnissen Gottes (1 Kor. 4, 1) recht umzugehen, sondern gehen wir auch faktisch recht damit um? Halten wir das Schwert des Geistes, welches nie zerbricht, das Wort Gottes, nicht bloß rein und blank, sondern wissen wir es auch in rechter Weise zu führen und zu gebrauchen? Ist es in unsern Händen nur ein Knabensäbel ohne Schärfe und Schneide, ein Kinderspielzeug, das nicht haut noch sticht, oder ist es das zweischneidige Schwert, das verwundet, und der edle Balsam, der heilt? Wie stellen wir uns zu unserm Text und wie stellt sich der Text zu uns? Das sind Fragen von höchstem Interesse und größter Wichtigkeit, über die kein wahrer Prediger von Gottes Gnaden sich längst hinaus dünken darf.

Jeder Prediger ist ein Künstler, sollte wenigstens ein Künstler sein. Freilich nicht in dem Sinn, in welchem etwa Gott ein Künstler ist, der alles, was man sieht, aus nichts geschaffen hat. Außer Gott, dessen majestätisches Vorrecht es ist, aus nichts etwas zu machen, bleibt es bei dem alten Grundsatz: ex nihilo nihil fit. Auch nicht wie ein Bildhauer, der seinen ungefügen, unbehauenen Marmorblock mit seiner Meisterhand zum herlichen Bilde ausgestaltet, der wohl das rohe Material hat, der aber dem rohen Material erst durch seine Kunst und seine Meisterschaft die schöne Form abgewinnt. Sondern ein Prediger gleicht in seiner Predigtarbeit einem Landschaftsmaler, vor dem die Natur als unübertreffliche Vorlage ausgebreitet ist und dessen Hauptbestreben darauf gerichtet ist, die vor seinen Augen liegende Schönheit und Herrlichkeit möglichst wahrheitsgetreu wiederzugeben, möglichst sorgfältig nachzuzeichnen, so daß jedermann auf den ersten Blick die Gegend erkennt. Und der Ehrgeiz eines verständigen, der Schranken seiner Kunst sich bewußten Landschaftsmalers besteht nicht darin, die Schönheit der Natur zu übertreffen, denn das ist nicht möglich, sondern sie, soviel es Menschenkunst vermag, richtig aufzufassen und im Bilde wiederzugeben. Und es ist wohl der höchste Triumph seiner Kunst, seiner Leistung, wenn er eine ähnliche Erfahrung machen darf wie jener griechische Zeuxis, der die Weintraube so natürlich malte, daß die Vögel geflogen kamen und nach den Beeren pickten. Oder endlich gleicht der Prediger dem Porträtmaler, der froh ist, wenn er nicht allzutief unter seinem Modell bleibt, wenn es ihm gelungen ist, die Gestalt, wie man zu sagen pflegt, sprechend ähnlich nachzubilden. So ist unser Modell das Wort Gottes,

und nicht darin besteht die Kunst des Predigers, es zu übertreffen, denn keine Menschenworte reichen an die Majestät und Erhabenheit des einfachen Textes hinan, sondern in dem möglichst treuen Nachzeichnen, in der möglichst korrekten Wiedergabe dessen, was so groß und erhaben vor ihm steht. In der Schule hatten wir einst im Zeichenunterricht Voltaire „mit dem Spötterwitz" nach Vorlage zu zeichnen. Die Arbeit war durchaus nicht zur Zufriedenheit des Professors ausgefallen. In der folgenden Stunde hing er einen Christuskopf als Vorlage an die Wand und rief uns erbittert zu: „Den Häßlichsten unter den Menschen habt ihr verdorben, macht es mit dem Schönsten unter den Menschenkindern nicht auch so!" Mit welchem Fleiß und Eifer sollten wir uns bemühen, den Schönsten unter den Menschenkindern, den, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, in unsern Predigten so zu schildern, wie er in Gottes Wort vor uns hingestellt ist, und welche Verantwortung liegt auf uns, wenn wir, wie es doch leicht geschieht, das Christusbild verzeichnen, wenn wir aus dem Original eine Karrikatur machen.

Aus dem bisher Gesagten wie aus der Überschrift erhellt, daß keine christliche Predigt ohne einen bestimmten Text sein darf. Die Zeiten sind ja wohl vorbei, in welchen selbst von hervorragenden Homileten textlose Predigten gehalten wurden, ja in welchen der bestimmte Text geradezu als eine Fessel angesehen wurde, die den Gedankenflug des Redners lähme und hemme. Nicht nur die Gemeinden haben ein Recht, durch ein vorangestelltes, bestimmtes Gotteswort eine Garantie für die Schriftgemäßheit der Predigt zu haben, obwohl, wie sich zeigen wird, auch diese äußere Garantie nicht immer unbedingt zuverlässig ist, sondern auch wir brauchen Grund und Boden unter den Füßen, um nicht ins Bodenlose zu schreiten oder in ermüdende Wiederholungen und salz- und kraftlose Phrasen zu verfallen. Es ließe sich fragen, ob nicht bei bestimmten Gelegenheiten, etwa bei unsern großen Festen, wo die Festidee die Stelle des Textes vertreten könnte, oder bei Kasualien, wo der bestimmte Fall die leitenden Grundgedanken an die Hand gibt, textlose Predigten zulässig wären. Doch wird sich weiter unten ergeben, daß auch in solchen Fällen, und ganz besonders in den erstgenannten, der Prediger gut thut, sich an ein bestimmtes Textwort zu halten. Nicht hemmen und in Fesseln legen soll das Schriftwort unsern Gedankenflug, sondern demselben die rechte Richtung geben, ihn vor Willkür und Ausschreitungen schützen und dieser Geistesflug hat wahrlich innerhalb des Textes Raum genug, wenn er ihn seiner Länge und seiner Breite, seiner Tiefe und seiner Höhe nach durchschreiten will, vorausgesetzt, daß der Text überhaupt recht gewählt ist. Aber wenn wir auch nicht ohne Schriftgrund predigen, wenn wir auch einen Text an die Spitze unsrer Predigt stellen, in welchem Verhältnis steht der Text zu unsrer Predigt? Kommt bei uns der Text immer und überall zu seinem Recht? Nimmt er die ihm zukommende, alles bestimmende, alles beherrschende Stellung ein? Der Text soll nicht nur als einfaches Motto über der Pre-

digt schweben. Mancher brüstet sich mit einem Motto, das er sich zum Wahlspruch erwählt, mit den Grundsätzen, nach denen er sein Leben zu führen behauptet, und spricht: das ist mein Motto, das ist mein Grundsatz, aber hundertmal vergißt er seine schönen Prinzipien und führt ein Leben, unabhängig von denselben, mit denen er nur vor andern prahlt und groß thut. Geht's nicht auch mit manchen Predigten ähnlich? Es soll vorkommen, daß gewisse Kanzelredner, nachdem sie ihre Predigt entworfen und ausgearbeitet haben, einen Text zur fertigen Predigt suchen. Selbst wenn sich ein passender Text findet, der die Hauptgedanken der Rede in sich faßt, so ist doch eine solche Handlungsweise durch nichts zu rechtfertigen. Aber wenn wir uns auch nicht auf so eklatante Weise unabhängig vom Text stellen, wie oft predigen wir doch thatsächlich über alles andere, nur nicht über den vorgelesenen Text! Der Text ist in vielen Fällen nur der Nagel, an dem man seine Gedanken bequem aufhängen und sie dann nach Belieben in dieser oder jener Richtung weiter ausspinnen kann. Durch Verlesen des Textes macht man dem Worte Gottes sein schuldiges Kompliment, um dann desto bequemer und ungenierter seine eigenen Wege gehen, seine eigenen Bahnen einschlagen zu können. Wer daraufhin die Predigtlitteratur durchmustert und sich viele selbstgehörte Predigten vergegenwärtigt, der muß sich wundern, wie wenig in vielen Fällen der Text thatsächlich zur Verwendung kommt. Solche Predigten würden oft zu einem halbhundert verschiedener Texte ebenso gut passen als zu dem angekündigten. Man ist vielleicht bemüht, anfangs den Text zu Wort kommen zu lassen und ihn in die Predigt hineinzuziehen, aber bald überläßt man sich, in vielen Fällen ohne sich dessen selber klar bewußt zu sein, einer gewissen Ideen-Association, und man gerät vom Hundertsten ins Tausendste, auf Dinge, die vielleicht recht und gut, schön und erbaulich, wahr und geistreich sind, die aber von dem eigentlichen Grundgedanken des vorgelesenen und als Text angekündigten Wort Gottes so weit entfernt sind wie der Nordpol vom Südpol. Unter meinen diesjährigen Konfirmanden befand sich ein Mädchen, das mir fast regelmäßig auf meine Frage: „Was gebietet Gott im siebenten Gebot?" die Antwort gab: „Daß wir ein keusches und züchtiges Leben führen sollen nach Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder" u. s. w. Das Wort Seele erinnerte sie stets an Frage 58, an die Summe unseres Glaubens an Gott den allmächtigen Schöpfer. Einer solchen Gedankenverbindung überläßt sich wohl auch manch einer, wenn auch nicht in solch grasser, den Widersinn an der Stirn tragenden Weise, in seinen Predigten. Er führt nicht in die Schrift hinein, sondern aus der Schrift heraus. Und wer beim Verlesen des Textes nicht besonders aufgemerkt hat, weiß vielleicht am Ende des Gottesdienstes kaum, worüber eigentlich gepredigt worden ist. Und doch sollte es gerade umgekehrt sein. Ein Nachzügler, der erst nach Beginn der Predigt die Kirche betritt, sollte, wenn er einigermaßen aufmerkt und der Schrift nicht ganz entfremdet ist, nachdem er fünf Minuten zugehört, wissen,

welcher Text der Predigt zu Grunde liegt. Und zwar nicht bloß darum, weil der Text, einzelne Ausdrücke oder Sätze oder Worte, angeführt, citiert werden, ohne tieferes Eingehen auf denselben, gleichsam als Aushängeschild, und weil das Lob von Gellerts Bauern Anwendung findet: „Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann, der hatte recht gut auf seinen Text studiert und Gottes Wort, wie sich's gebühret, bald griechisch, bald hebräisch angeführt," sondern weil die Predigt mit dem Text in unlöslichem, engsten Zusammenhang steht, weil sie aus dem Text erwächst und in das Schriftwort hineinführt.

Dies geschieht zunächst durch die Auslegung. Der Text muß vor allem ausgelegt werden. Wir haben den Auftrag: „Prediget das Evangelium," das heißt nicht: verkündiget eure mehr oder weniger geistreichen Gedanken und Meinungen über das Evangelium, sondern prediget das Evangelium lauter und klar und unverdunkelt nach der Seite hin, die der jedesmalige Text an die Hand gibt. Jeden Text müssen wir so auslegen, daß den Zuhörern aus demselben, ich sage nicht das Evangelium, denn das wird in den meisten Fällen ohne große Künstelei nicht angehen und ist auch nicht nötig, aber jedenfalls Evangelium verkündigt wird. Um diesen Punkt gleich hier anzuführen: es ist eine vielgehörte, oft nachgesprochene Phrase: in jeder Predigt müsse das ganze Evangelium zum Ausdruck kommen. Soll das heißen, daß es die Pflicht eines rechten, evangelischen Predigers ist, in jeder Predigt, ganz abgesehen vom Textinhalt, das ganze Evangelium nach allen seinen Beziehungen oder auch nur jedesmal das Centrum desselben, etwa die Versöhnung oder Rechtfertigung zur Sprache zu bringen, so enthält diese Forderung ein gut Teil Unsinn und Unmöglichkeit und bedeutet geradezu den Tod jeder wahren, gesunden, nüchternen, evangelischen Schriftauslegung. Es kann schwerlich als ein erstrebenswertes Lob gelten, wenn sich auf einen Prediger mutatis mutandis das Wort des Direktors in Göthes „Faust" anwenden läßt:

> Er wandelt in dem engen Bretterhaus
> Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
> Und wandelt, mit bedächtger Schnelle,
> Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

So viel ist wahr, daß wir keine Predigt halten dürfen, in welcher das Zeugnis fehlt, daß wir einen Heiland haben, durch dessen Gnade wir von Sünden los, gerecht und selig werden können und sollen. Und je klarer und deutlicher dieser Ton in unsern Predigten zu vernehmen ist, desto evangelischer sind sie. Wie mancher seltene Gast sitzt vor uns auf den Kirchstühlen, dem es, im Gegensatz zu Petrus, ein ungewohnt Ding ist, sich zu thun oder zu kommen zu Christen, und der vielleicht schon unter der Kirchthür beim Hereinkommen diesen ungewohnten Schritt bereut und sich vornimmt, sich nicht sobald wieder hier sehen zu lassen; mancher unserer Zuhörer hört zum letztenmal eine Predigt, ehe er aus der Zeit in die Ewigkeit versetzt wird, alle diese sollen die Retterhand Jesu spüren und ernstlich und kräftig aufgefordert werden, sie zu

ergreifen, ehe es zu spät ist, kurz, wir sollen predigen: „als wär's nie wieder, als Sterbende für Sterbende." Aber das kann auch auf andere Weise geschehen, als dadurch, daß man in jeder Predigt die ganze Heilslehre entwickelt und mit Worten wie: Rechtfertigung, Heiligung, Wiedergeburt um sich wirft. Der verstorbene Emil Frommel sagt von dem kurz vor ihm verstorbenen Rudolf Kögel in seinem Nachruf in der „Neuen Christoterpe": „Kögel war vor allem ein Prediger, und zwar ein Prediger der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt. Darum ging seine Rede wie ein Sturmwind über alles, was sich hoch und gerecht dünkte in dieser Welt. Nirgends ist, nach dieser Seite hin, mehr Buße gepredigt worden als im Dom zu Berlin von Kögel. Aber freilich nicht in der landläufigen Art, wobei man das Wort ‚Buße' braucht, aber die Sache nicht berührt, den Leuten den Pelz wäscht, aber sie nicht naß macht." Und dann: „Den Herrn in seiner Gnade zu verkündigen, zu rufen, doch froh zu werden, ausruhen zu dürfen an Krippe, Kreuz und offenem Grabe Jesu, das war seine Freude. Wo ist eine Predigt Kögels, in der das Zeugnis gefehlt, daß in Jesu allein das Heil sei? Was seines Herzens Trost war, das bot er andern an, wovon er lebte, davon sollten auch andere leben." Aber das alles nicht in schablonenmäßiger Weise, sondern nach den verschiedenen Seiten und Beziehungen hin, wie sie gerade im Text uns entgegentreten. Das Evangelium ist so reich, bei aller Einseitigkeit so vielseitig, daß ein Text und eine Predigt es nicht zu umfassen und zu erschöpfen vermag, sondern zahlreiche Texte gehören dazu, um uns ein Gesamtbild der Erlösung zu vermitteln. Wie von der Sonne die Strahlen nach den verschiedensten Richtungen auslaufen, so steht im Mittelpunkt das Kreuz, aber vom Kreuze lassen sich nach allen Richtungen Verbindungslinien ziehen und zum Kreuz führen die verschiedensten Wege. Jeder Text enthält nur einen Teil des Evangeliums, der frohen Botschaft, die wir zu verkündigen haben. Es ist Evangelium, frohe Botschaft, wenn der Heiland Vergebung der Sünden verkündigt im Glauben an seinen Namen; es ist Evangelium, frohe Botschaft, wenn er Kranke heilt, Tote lebendig macht, die Selbstgerechtigkeit der Pharisäer geißelt, den Demütigen Gnade verheißt. Es ist Evangelium, daß er uns mit Gott versöhnt hat, es ist aber auch Evangelium, daß wir uns untereinander lieben sollen. Kurz, es gilt auch hier: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Diese Vielseitigkeit, diese verschiedenen Bauten auf dem einen Fundament bewahrt unsere Predigt vor Langeweile, verleiht ihr innere Kraft, Frische, Lebendigkeit. Vor Jahren stellte ein lieber Bruder die Behauptung auf, daß jeder Spruch der heiligen Schrift zu irgend einer Kasualrede geeignet sei. Zum Beweise seiner Behauptung nahm er eine Reihe Bibelverse, wie sie ihm gerade vor die Augen kamen, aus den Büchern der Chronika 2c., Schlachtenberichte, Notizen über die Größe und Stärke der feindlichen Heere u. dergl. und entwarf nach denselben Skizzen zu Leichenreden 2c. Es läßt sich ja mit wenig Witz und viel Behagen in ein Bibelwort alles hineinlegen nach dem Göthe-

wort: „Im Auslegen seid hübsch munter; legt ihr nicht aus, so legt ihr unter.“ Und es ist in dieser Richtung schon viel Mißbrauch mit Gottes Wort getrieben worden, und die Bibel ist wohl der größte Märtyrer, den es auf Erden gegeben hat, der sich unendlich viel gefallen lassen muß. Nicht bloß die versündigen sich an dem Wort, welche, ohne es zu kennen, es verachten und geringschätzen, sondern auch die, welche das Wort benutzen, um unter dem Deckmantel desselben ihre eigenen Fündlein mit einem Schein des Rechten an den Mann zu bringen. Die Auslegung hat zunächst das Verständnis des vorliegenden Textes den Zuhörern zu vermitteln. Bibelchristen müssen wir erziehen. Was man nicht kennt, kann man auch nicht lieben. Wie manche Verachtung des göttlichen Wortes kommt aus Unkenntnis her. Diese Unwissenheit und Unkenntnis ist oft geradezu erstaunlich, unglaublich groß und man sollte es nicht für möglich halten, daß Leute, die so gut wie nichts von der Schrift und der christlichen Heilswahrheit wissen, evangelischen Konfirmationsunterricht genossen haben, ja sogar fleißige Kirchgänger sind. In einer kirchlichen Familie kam einmal die Rede auf den Artikel von der Auferstehung des Leibes. Da sagte die erwachsene Tochter des Hauses, die nicht nur in der evangelischen Kirche konfirmiert worden war, sondern auch seit Jahren eine Klasse in der Sonntagschule hatte, aber allerdings lieber englisch als deutsch sprach, zu mir: "You can't talk that into my head." Das erschien ihr ungeheuerlich, trotzdem sie seiner Zeit im Unterricht darin unterrichtet worden war und es fort und fort im Credo bekannte, aber leider gedankenlos und ohne Verständnis. Jedenfalls war dieser Fundamentalartikel unseres Glaubens ihr nicht in ihrem Verständnis angemessener Weise nahegebracht worden. Ich glaube, wir setzen, besonders auch in der Predigt, viel zu viel voraus und predigen darum über die Köpfe hinweg. Wir machen Anspielungen, Andeutungen, wir operieren mit theologischen oder kirchlichen Kunstausdrücken, die einfach nicht verstanden werden. Namentlich auch für unsere jungen, hierzulande geborenen Leute reden wir oft eine Sprache, die sie nicht verstehen. Aber unseren Leuten fehlt nicht bloß Bibelkenntnis, sondern auch Bibelverständnis. Dazu müssen wir ihnen helfen. Die Leute erwarten das auch. So datieren gewisse Ereignisse nach dem Sonntag, an dem dieses oder jenes Evangelium ausgelegt worden ist. Wer über einen Text predigt, ohne ihn dem Verständnis seiner Zuhörer nahegebracht zu haben, der baut ein Gebäude ohne Fundament. Freilich soll hier nicht einer trockenen Erklärung und Auslegung und Wortklauberei das Wort geredet werden. Nicht wie eine gewisse Art von Exegeten, die sich mit Partikeln und Konjunktionen herumschlagen, die, sit venia verbo, verzehnten Münze, Till und Kümmel, und das Schwerste im Gesetz dahinten lassen, die Mücken seigen und Kamele verschlucken, sondern als Evangeliumszeugen stehen wir auf der Kanzel, die nicht ein hölzernes Gerüste, sondern ein Gebäude, das das Auge entzückt und zum Wohnen einladet, aufschlagen. Es geht einem bei der Predigt auch wohl manchmal so, wie vielen

Kommentaren, die wohl über selbstverständliche Dinge seitenlange Auseinandersetzungen bringen und die alle möglichen Citate anführen zum Beweis für ihre Behauptungen, an denen noch kein Mensch gezweifelt hat, oder die nur ein paar Fachgelehrte interessieren, aber man wird im Stich gelassen und sieht sich auf seinen eigenen Scharfsinn angewiesen, sobald man nach dem tieferen Verständnis, nach der eingehenden Erklärung dieser oder jener schwierigen Stelle sucht. Der Text will nicht nur aus sich selber, sondern aus dem Verständnis des Schriftganzen erklärt und ausgelegt werden. Der Text muß aus dem Zusammenhang, in dem er steht, und aus dem Grundgedanken der heiligen Schrift heraus erklärt werden. Man muß sich klar machen, bei welcher Gelegenheit, aus welchem Grunde, in welcher Absicht, zu welchem Zwecke das betreffende Schriftwort gesprochen, die in Rede stehende Handlung geschehen ist. Wo das nicht geschieht, ist der bodenlosesten Willkür und Schriftverdrehung Thor und Thür geöffnet. So ist es z. B. mehr als fraglich, ob es erlaubt ist, wie es thatsächlich vorgekommen ist, aus dem Adventsevangelium als Grundgedanken der Predigt die Worte: „Der Herr bedarf ihrer,“ herauszugreifen und sie in der Anwendung dahin auszudeuten, daß der Herr unseres Dienstes, unserer irdischen Güter, unserer Erkenntnis, unseres Bekenntnisses, unserer Belehrung, Vermahnung und Tröstung, unserer Sünden, unserer Herzen bedarf, und daß es für uns eine Ehre, eine Freude sein müsse, daß der Herr unser bedarf. Selbst wenn man sich an der anstößigen Beziehung auf das Eselsfüllen nicht stößt, so ist doch diese ganze Anwendung durchaus kontextwidrig und steht mit dem Text absolut in keiner Verbindung. Die Gedanken sind ja schön und wahr, aber nicht zu diesem Text. Es gibt Texte genug, die diese Gedanken aussprechen. Ebenso und aus demselben Grunde ungehörig ist es, wenn, wie es auch vorgekommen sein soll, aus demselben Evangelium als Konfirmationstext die Worte: „Löset sie auf und führet sie zu mir“ gewählt werden. Das heißt nicht, das Evangelium predigen, sondern eher mit dem Evangelium spielen.

Eine richtige Erklärung und Auslegung ist aber auch bei den Evangelien durchaus nicht überflüssig. Die biblischen Gestalten und Vorgänge sollen wir unsern Zuhörern lebendig vor Augen führen. Ein Unikum in der homiletischen Litteratur der letzten Jahrzehnte waren die Predigten von Pfarrer Römheld, die einen geradezu beispiellosen Erfolg hatten. Die Ursache davon ist unfraglich darin zu suchen, daß er, wie der bezeichnende Titel seines Predigtbuches lautet, das Evangelium von Jesu Christo dem Volk e r z ä h l t e und a u s l e g t e. Er ließ die biblischen Geschichten vor den Augen seiner Zuhörer neu aufleben. Sie erlebten sie mit. Sie sahen mit ihren Augen, sie hörten mit ihren Ohren, was da vorging. Es waren nicht bloß Geschichten, die vor 1900 Jahren im jüdischen Lande sich zutrugen, die man mit dem Interesse eines unbeteiligten, unterhaltungsuchenden Zeitungslesers sich von der Kanzel aus vorlesen ließ, sondern diese Gestalten wurden

lebendig, sie redeten mit ihrer Sprache. Mit einem Wort, er übersetzte das Evangelium in die Sprache seiner Zeit und seiner Zuhörer. Und mag er dabei auch manchmal des Guten etwas zu viel gethan haben und in seinem Bestreben, populär, anschaulich und verständlich zu reden, in seinen Ausdrücken allzusehr der Gassensprache sich bedient haben, so zeigte doch der Erfolg seiner Predigten, daß er im Grunde das Rechte getroffen und das Evangelium und die Evangelien wirklich verständlich, packend, wirkungsvoll erzählt und ausgelegt hat. Ein vortreffliches Mittel, die Evangelien zu erklären, zu illustrieren, dem Verständnis nahe zu bringen, ist die Heranziehung alt- oder neutestamentlicher Geschichten. Dadurch, wenn es in rechter, verständiger und anschaulicher Weise geschieht, wenn man sich nicht durch zufällige Äußerlichkeiten leiten und verleiten läßt, sondern wenn der Grundgedanke bei den Geschichten wirklich eine instruktive Parallele bildet, erschließt man nicht nur das Verständnis des Textes, fällt nicht nur oft ein überraschendes Licht auf die vorliegende Schriftstelle, sondern man fördert auch die vorhin erwähnte Bibelkenntnis und erregt die gespannte Aufmerksamkeit der Gemeinde; ein dreifacher unberechenbar großer Gewinn. Ich kann mich dafür selbst als Beweis anführen. Denn einen großen Teil solcher biblischen Geschichten lernte ich in meiner Jugend nicht sowohl durch die Lektüre der Schrift als gerade durch Predigten zuerst kennen und lieben. Freilich muß aber dann die Parallele, die zur Illustrierung und Erklärung herangezogene Geschichte, auch wirklich treffend und passend sein und nicht etwa, wie in einem Artikel in „Halte, was du hast," ein Beispiel angeführt wird von einer Predigt, die, über Luk. 2, 41—52 handelnd, Christum und den verlornen Sohn in Parallele setzt. Nämlich so: Dort in Jerusalem wird Christus verloren, im Gleichnis der Sohn auch. Beide finden kein Genüge in den Grenzen des Vaterhauses, beide finden, was sie draußen suchen rc. Ja, Jesus, Gottes Sohn, sehnt aus seiner Heimat sich nach der Verbindung mit Weltmenschen, verliert Hab und Gut, Ehre und Herrlichkeit auch um der Sünde willen, für beide kommen dann Tage der Rückkehr und neuer Herrlichkeit. Das ist ein abschreckendes Beispiel davon, wie man's nicht machen soll. Daß die Geschichte vom verlorenen Sohn und die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel auch nicht in der geringsten Gedankenverbindung stehen, daß zwischen beiden auch nicht der leiseste Zusammenhang besteht, das kann man mit Händen greifen. Aber abgesehen von allem andern ist schon das, daß die Menschwerdung Jesu unter den Gesichtspunkt des Verlorenseins aus dem Himmel gestellt wird, eine geradezu absurde Anschauung. Nicht um eine glänzende, blendende, witzige, geistreich klingende Auslegung handelt es sich, sondern um eine wahre, dem vorliegenden Thatbestand, dem Textinhalt und der ganzen Schrift entsprechende Erklärung, muß es uns zu thun sein. Mag auch unser Gedanke noch so schön, neu, überraschend, scharfsinnig sein, sobald es uns zum Bewußtsein kommt, daß er nicht aus dem Text herausgenommen, sondern in denselben hin-

eingetragen ist, so gilt es, den Gedanken unbarmherzig zu unterdrücken. Denn nicht in unsern Gedanken ist die erbauende, lebenschaffende Kraft enthalten, sondern allein in dem Worte Gottes. Da gilt es, Selbstzucht zu üben, mit sich selber scharf ins Gericht zu gehen und nicht so zärtlich und empfindlich zu sein. „Der Text," sagt Kreibig, „— das soll die Auslegung bewirken — muß in der Seele des Zuhörers fortklingen, er muß das Bleibende sein, was man aus der Kirche mit nach Hause nimmt." Kurz, um mit Max Frommel zu reden, wir sollen uns unter die Leute setzen und ihnen das Evangelium so lange vorgeigen, bis sie die Melodie gelernt und zu Hause singen können. Das gilt nicht nur von den evangelischen, sondern ebensowohl von den epistolischen Texten. Man klagt über die Schwierigkeit der Episteln. In der That, es gibt Episteltexte, die besondere Schwierigkeiten darbieten, namentlich darum, weil die Sache, die darin abgehandelt ist, oder die Form, in welche der Inhalt gekleidet ist, unserem Geschlecht fremdartig und unverständlich klingt. So z. B. die Epistel auf den 13. Sonntag nach Trinitatis über die Testamente, oder die Judicaepistel vom Opfer und Hohepriestertum. Aber gerade bei den Episteln gilt es, recht klar, korrekt, einfach zu Werke zu gehen. Nicht in trockener, langweiliger, einschläfernder, unverstandener und unverständlicher Weise, sondern lebendig, anschaulich, fesselnd müssen wir die Hauptbegriffe durch biblische Beispiele, durch Sprichwörter, durch Bilder aus der Natur-, aus der Welt- und Kirchengeschichte, durch Aussprüche aus der Litteratur, in denen ja so manches weltliche Evangelium enthalten ist, — nach dem Pauluswort: Alles ist euer, — erklären und auslegen. Nur dürfen diese Bilder, Beispiele und Aussprüche nicht selber an Unklarheit, Verschwommenheit, Unverständlichkeit leiden und einen eigenen weitläufigen Kommentar verlangen. Unsere Gemeinden bleiben großenteils in diesem Stück lebenslang Kinder. Sie sind nicht an abstraktes Denken gewöhnt, auch die Bibelsprache ist vielen ungewohnt geworden, sie haben auch gewöhnlich keine Lust, im Gottesdienst ihren Geist besonders anzustrengen, schwere Gedankenoperationen auszuführen, den schwerfälligen, dogmatischen Ausführungen ihres Pastors zu folgen. Der Gottesdienst soll die Art eines Anschauungsunterrichtes an sich tragen. Unser Augenmerk muß hauptsächlich darauf gerichtet sein, daß wir und der Text von unsern Zuhörern thatsächlich verstanden werden, daß sie wissen und merken, was der Text will und was wir wollen. Darum gilt hier als erste Haupt- und Grundregel das Göthesche Wort: „Sprich vom Geheimnis nicht geheimnisvoll." Freilich eine solche Art der Schriftbehandlung und Schriftauslegung erfordert Arbeit, Anstrengung, Fleiß. Was wir andern klar, bekannt, vertraut machen wollen, das muß uns selber klar, bekannt, vertraut sein. Nicht bloß am Samstag, wenn man sich vor seinen Text setzt, sondern eine lebenslange, ununterbrochene Arbeit ist hier einfach Pflicht. Es gilt, ein eifriges Bibelstudium, ein Eindringen in den Geist der Schrift, eine Vertrautheit mit der Sprache der Schrift, eine Bekanntschaft mit dem Inhalt der Schrift sich

angelegen sein zu lassen. Wir dürfen uns ja nicht einreden, als ob wir die Schrift schon genau und genügend kennten. Niemand kennt die Schrift, kennt sie nicht so, wie er als Prediger sie kennen soll, wenn er nicht täglich mit ihr umgeht. Ein erfahrener Theologe sagte einmal: „Auf den Schreibtisch eines Pastors gehören zwei Bücher: die Bibel und Shakespeare. Die erstere, um Schriftkenntnis, der letztere, um Menschenkenntnis daraus zu lernen.“ Aber beide nicht zu-, sondern aufgeschlagen. Alles, was wissenswert ist, dürfen und sollen wir in den Bereich unserer Studien ziehen und alles können und sollen wir den Gemeinden zur Erklärung der Schrift dienstbar und nutzbar machen. Insbesondere kommt dem Schrifterklärer auf der Kanzel auch eine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur zu gute. Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Mit Recht sagt Max Frommel: „Echte Künstler sehen überall Bilder. Echte Prediger hören überall Predigten: auf den Gängen in der Gemeinde, aber auch in den Straßen und in den Zeitungen, in den Gesprächen der Menschen — und, füge ich hinzu, nicht zum wenigsten in ihrer Lektüre, in ihren Studien —, weil sie die Texte lebendig im Herzen tragen. Da sehen sie Eingänge, Bilder, Exempel, Stimmungen, dunkle Schatten und lichte Fernen und lebendig dahinwandelnde Staffage.“ Und die so gewonnenen Kenntnisse sollen dann in der speziellen Predigtvorbereitung verwertet werden. Ich bin hier wieder bei meinem Steckenpferd angelangt. Dieser Punkt liegt vielleicht nicht ganz in der Linie meines Themas. Ich sage daher nur: Wer auch in diesem Stück, in der Textauslegung, seine Pflicht thun, den an ihn gestellten Anforderungen genügen will, wer seiner Gemeinde wirklich Wahrheit aus Gottes Wort übermitteln will, der darf es an ernster, treuer, sorgfältiger Arbeit nicht fehlen lassen. Aber selbst die treuste Arbeit ist nicht hinreichend. Es muß das demütige, gläubige Gebet um den heiligen Geist dazu kommen, daß er uns das Thürlein des Textes aufmache, den Schlüssel zeige, mit welchem wir den Text unserem und unserer Pflegebefohlenen Verständnis erschließen können. Man muß sich selber durch seinen Text innerlich erwärmen, anfassen lassen. Die Lebensworte der heiligen Schrift müssen vor allen Dingen in uns selber zu Leben geworden sein, ihre Lebenskraft bewiesen haben, wenn wir sie erfolgreich unsern Gemeinden mitteilen wollen. Ein Fabrikarbeiter mag seine Arbeit mechanisch thun, er kennt die Handgriffe, er hat sie schon tausendmal gemacht, aber wir Prediger sind keine Fabrikarbeiter, wir müssen selber innerlich miterleben, was wir andere miterleben lassen wollen.

Aber freilich, eine Predigt soll nicht nur Textauslegung, sondern auch Textanwendung sein. Es ist nicht genug, daß unsere Zuhörer den Text verstehen, daß sie wissen, was der Text sagen will, sondern die Hauptsache ist, daß sie merken und verstehen, was der Text an Lehre, Trost, Stärkung, Mahnung, Warnung für sie, für ihr Leben, Leiden und Sterben, enthält, was der Text ihnen sagen will. Und darin besteht eben die Anwendung. Der geistvolle Däne Kirkegaard

sagt einmal: „Viele Prediger legen ihren Zuhörern die göttliche Wahrheit vor, wie ein ausgezeichnetes Tuch, das man nun von allen Seiten anschauen und mit Gemütsruhe betrachten und beurteilen kann. Aber wie wäre es, wenn das Tuch nun plötzlich Augen bekäme und jedes Auge finge nun seinerseits an, dich durchdringend und bis auf den Grund der Seele anzuschauen? Ja, dann würde die behagliche Gemütsruhe aufhören. Eben also aber ist es, wenn die göttliche Wahrheit uns als Offenbarungsmittel des gegenwärtigen Gottes gebracht wird, woraus seine Augen uns anschauen, worin der Pulsschlag seines Herzens zu fühlen ist." Das ist unsere Aufgabe bei der Textanwendung, dem Text Augen zu geben, die unsere Zuhörer fragend, anklagend, warnend, tröstend anschauen, sie sollen es spüren, daß der Herr Christus oder die Apostel nicht nur schöne, rührende, ergreifende Worte gesprochen haben, sondern, daß sie mit ihnen, mit jedem einzelnen persönlich verhandeln, daß jeder im besonderen sich getroffen fühlt. „Simon, ich habe dir etwas zu sagen." „Der Herr ist hier und er will mit dir reden." So muß es aus dem Text heraus jedem Zuhörer ins Herz hineintönen. Wir sollen nicht nur dem Lehrer der Botanik und Mineralogie gleichen, der mit seinen Schülern seltene Pflanzen und Steine sucht, sie erklärt, sie von einander unterscheiden lehrt, dem es nur um Erwerbung botanischer und mineralogischer Kenntnisse zu thun ist, sondern wir sollen das Wort Gottes in unsere Gemeinden hineinleiten wie den Strom, den Ezechiel aus dem Heiligtum der künftigen Gottesstadt immer reicher, immer mächtiger, immer tiefer hervorquellen sah und von dem es heißt: „Alles soll gesund werden und leben, wo dieser Strom hinkommt," oder wir sollen das lebendige Wort in unsere Gemeinden hineinstellen wie die fruchtbaren Bäume, die der Prophet an demselben Strom erblickte, deren Blätter nicht verwelken, noch ihre Früchte verfaulen, sondern von denen es heißt: „Ihre Frucht wird zur Speise dienen und ihre Blätter zur Arznei." Aber freilich, wenn das Wort diese heilsame Wirkung haben soll, so kann es nicht anders sein, als daß es dem natürlichen Menschen zuerst Schmerzen verursacht, gleich dem Büchlein, das dem Johannes zu verschlingen befohlen ward. Aber nicht so ist das gemeint, daß die Predigt, wie dies in früheren Zeiten vielfach der Fall war, in zwei völlig geschiedene Teile zerfällt, von denen der erste die Erklärung, der zweite die Anwendung enthält, sondern beides muß unlöslich miteinander verbunden sein nach dem Bengelschen Grundsatz: te totum applica ad textum, rem totam applica ad te. Man soll nicht sagen können: hier hört die Erklärung auf und hier fängt die Anwendung an, sondern das Richtige läßt sich nach meiner Ansicht in die Worte zusammenfassen: Die Erklärung soll Anwendung und die Anwendung soll Erklärung sein. Hierin, glaube ich, liegt auch der Hauptunterschied zwischen Predigt und Bibelstunde. Bei der letzteren handelt es sich hauptsächlich um das Verständnis und also um die Erklärung der Schrift, weswegen in den Bibelstunden die fortlaufende Erklärung ganzer biblischer Bücher am Platze ist, was im Haupt-

gottesdienst nur selten und nur für kürzere, zusammenhängende Abschnitte zu raten sein dürfte. Während bei der Predigt die Erklärung nur Mittel zum Zweck ist, ist die Auslegung und die Einführung in das Verständnis des Textes in der Bibelstunde Selbstzweck. Nicht als ob die Anwendung ganz fehlen dürfte. Nur wird sie einen kleineren Raum einnehmen. Das ausgelegte Schriftwort wird, sozusagen, mehr für sich selber reden. Die Anwendung wird sich nur darauf beschränken, Andeutungen, Fingerzeige zu geben, in welcher Richtung, auf welche Weise die Zuhörer das gehörte Wort und überhaupt das ganze Wort Gottes auf sich selber, auf ihre persönlichen, auf die häuslichen, kirchlichen rc. Verhältnisse anzuwenden haben. Deswegen eignet sich die Bibelstunde im Unterschied von der Predigt mehr für gefördertere Christen, wie ja thatsächlich, erfahrungsgemäß, meist nur solche Christen, denen Förderung ihrer christlichen, biblischen Erkenntnis Bedürfnis ist, und welche gelernt haben, sich unmittelbar durch das erklärte Schriftwort erbauen zu lassen, daran teilzunehmen pflegen. Für die Bibelstunde eignet sich daher mehr die analytische Form, die dem Text Vers für Vers folgt und ihn allseitig beleuchtet, während ich für die Predigt mehr die synthetische Form in Anspruch nehmen möchte. Die Homilie, welche auch in unsern Kreisen meiner Beobachtung zufolge mehr und mehr Bevorzuger findet, ist, wenn wir unsere Gemeinden berücksichtigen, durchaus nicht die wünschenswerteste Form für unsere Predigten. (Schluß folgt.)

Tradition und Kritik.

Eingesandt von P. W. Jungk.

(Aus dem Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger.)

Professor D. Adolf Harnack hat vor kurzem ein umfassendes theologisches Werk herausgegeben, welches allen Liebhabern ernster theologischer und historischer Forschung, besonders in den Kreisen der Geistlichkeit, warm empfohlen werden kann, da es auf geschichtlichem Wege mitten in die Einleitungswissenschaften für die Schriften des Neuen Testaments hineinführt und die Resultate der gegenwärtigen historischen Forschung auf dem Gebiete der altchristlichen Litteratur in übersichtlicher und klarer Weise zusammenstellt. Der Titel des Buches lautet: „Die Chronologie der altchristlichen Litteratur bis Eusebius.“ Erschienen ist der erste Band: „Die Chronologie der Litteratur bis Irenäus.“ Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle eingehend auf das epochemachende Werk einzugehen, und beschränken uns darauf, aus der Vorrede, die Harnack demselben gegeben hat, eine Betrachtung aufzunehmen, welche in weitesten kirchlichen Kreisen eine sympathische Aufnahme finden wird.

D. Harnack sagt in der Vorrede S. 8 bis zum Schluß: „Es hat eine Zeit gegeben — ja das große Publikum befindet sich noch in ihr —, in der man die älteste christliche Litteratur einschließlich des Neuen Testaments als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beur-

teilen zu müssen meinte. Diese Zeit ist vorüber. Für die Wissenschaft war sie eine Episode, in der sie viel gelernt hat und nach der sie vieles vergessen muß. Die Ergebnisse aber der folgenden Untersuchungen gehen in ‚reaktionärer‘ Richtung noch über das hinaus, was man etwa als den mittleren Stand der heutigen Kritik bezeichnen könnte. Die älteste Litteratur der Kirche ist in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten, litteraturhistorisch betrachtet, wahrhaftig und zuverlässig. Im ganzen Neuen Testament gibt es wahrscheinlich nur eine einzige Schrift, die als pseudonym im strengsten Sinne des Worts zu bezeichnen ist, der 2. Petrusbrief, und wenn man von den Fälschungen der Gnostiker absieht, ist auch die Zahl der pseudonymen kirchlichen Schriften bis Irenäus klein und leicht zu zählen (hauptsächlich sind es Schriften unter dem Namen des Petrus); in einem Falle (Acta Theclae) besitzen wir noch ein abschätziges kirchliches Urteil über das Unternehmen. Auch die Anzahl der im 2. Jahrhundert interpolierten Schriften (wie die Pastoralbriefe) ist sehr gering, und ein Teil der Interpolationen ist so harmlos, wie die Interpolationen in unsern Gesangbüchern und Katechismen. Die christlich-sibyllinischen Fälschungen gehören wahrscheinlich samt und sonders erst dem letzten Drittel des 3. Jahrhunderts an; die jüdischen Apokalypsen sind in gutem Glauben übernommen und in der Regel wenig verändert worden; erst verhältnismäßig spät ist diese bedenkliche Litteraturgattung — ein paar Ausnahmen abgerechnet — in der Kirche selbständig nachgeahmt worden. Was den Aposteln, den apostolischen Vätern, wie Klemens, ferner Männern wie Justin, irrtümlich oder fälschlich beigelegt worden ist, das ist größtenteils nicht älter als das 3. Jahrhundert.

Auch die Tradition der vorkatholischen Zeit über die Schriftwerke bewährt sich in der Hauptsache als zuverlässig. Erst vom 3. Jahrhundert ab wird sie mehr und mehr tendenziös und produktiv. Doch an zwei Punkten, und zwar hervorragend wichtigen, sind allerdings schon im zweiten Jahrhundert Trübungen und Eingriffe zu bemerken — bei der Überlieferung der Schriften, die als heilige Leseschriften zusammengeordnet worden sind, und bei Aufstellung von Bischofslisten, deren Anfänge in unsere Periode fallen. Wie weit diese Trübungen und Eingriffe tendenziös gewesen sind, wie weit harmlos (weil auf vermeintlichem Wissen beruhend), muß für jeden einzelnen Fall besonders untersucht werden und entzieht sich in den meisten Fällen unserer Kenntnis.

.... Baur und seine Schule glaubten einst, ein verständliches und zuverlässiges Bild der Entwickelung des ältesten Christentums nur zeichnen zu können, indem sie für den größeren Teil der altchristlichen Litteratur das Selbstzeugnis der Schriften oder die Angaben der Tradition preisgaben und die Abfassungszeit um mehrere Jahrzehnte heruntersetzten. Bei der Voraussetzung, von der sie ausgingen, daß das Judenchristentum und das Heidenchristentum (welches sie mit dem Paulinismus identifizierten) die treibenden Faktoren der Entwickelung

bis über die Mitte des 2. Jahrhunderts gewesen seien, blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als die meisten Schriften spät anzusetzen und in ihnen nach Spuren — mehr war nicht zu finden — des immer matter werdenden Kampfes zu suchen. Von ihrem Standpunkt aus waren sie vollkommen befugt, die Urkunden einem hochnotpeinlichen Verfahren zu unterziehen; denn sie hatten die Überzeugung gewonnen, daß die eigentlichen Tendenzen in den je späteren Schriften absichtlich und in immer steigendem Maße versteckt und verborgen seien.

Die Voraussetzungen der Baurschen Schule nun sind, man kann fast sagen, allgemein aufgegeben; allein nachgeblieben ist in der Kritik der altchristlichen Schriften ein unbestimmtes Mißtrauen, ein Verfahren, wie es ein böswilliger Staatsanwalt übt, oder wenigstens eine kleinmeisterliche Methode, die sich noch immer an allerlei Einzelheiten heftet und von ihnen aus wider die deutlichen und entscheidenden Beobachtungen zu argumentieren sucht. An die Stelle einer prinzipiellen Tendenzkritik sind die Versuche getreten, allerlei Tendenzen aufzuspüren und Interpolationen in großem Umfange nachzuweisen, oder ein Skeptizismus, der Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches auf eine Fläche stellt. Von der letzteren Eigentümlichkeit kann man selbst die ausgezeichnetste Arbeit, die wir auf dem Gebiete neutestamentlicher Kritik besitzen, die Einleitung in das Neue Testament von Holtzmann, nicht ganz freisprechen, obwohl gerade dieses Werk den Fortschritt einer unbefangenen Erkenntnis besonders befördert hat. Aber wie zu seiner Ergänzung haben wir in Jülichers Einleitung eine Arbeit erhalten, die bereits die Summe der rückläufigen Einsicht der letzten zwei Decennien zu ziehen begonnen hat.

. . . . Vor einigen Wochen bemerkte mir ein holländischer Theologe: Wer den Rahmen, in welchem die Tradition die altchristlichen Urkunden angesetzt hat, anerkennt, verzichtet darauf, eine natürliche Geschichte des Urchristentums zu zeichnen, und ist gezwungen, an eine supranaturale zu glauben. Das wäre freilich, wenn unter ‚supranatural‘ eine Geschichte verstanden werden soll, die wie eine Heiligenlegende oder wie eine Fabel verläuft, ein tödliches Argument; allein die Behauptung entbehrt jeder Begründung. Warum sollen 30—40 Jahre nicht ausgereicht haben, um den geschichtlichen Niederschlag in Bezug auf die Worte und Thaten Jesu zu erzeugen, den wir in den synoptischen Evangelien finden? Warum bedurfte es hierzu 60—70 Jahre? Warum soll die Höhe, auf welcher der vierte Evangelist steht, erst 70—80 Jahre nach Paulus erklommen worden sein? Warum genügen nicht 30—40 Jahre? Warum sollen Erscheinungen, die wir leicht als Stufen zu ordnen vermögen, wirklich Stufen gewesen sein und nicht nebeneinander gestanden haben? Warum kann derselbe Verfasser nicht den Römer- und Kolosserbrief geschrieben haben, der doch die Thessalonicherbriefe und den Römerbrief geschrieben hat?

Es wird eine Zeit kommen, und sie ist schon im Anzug, in der man sich um die Entzifferung litterarhistorischer Probleme auf dem Gebiete

des Urchristentums wenig mehr kümmern wird, weil das, was überhaupt hier auszumachen ist, zu allgemeiner Anerkennung gelangt sein wird — nämlich das wesentliche Recht der Tradition, wenige bedeutende Ausnahmen abgerechnet. Man wird erkennen, daß teilweise bereits schon vor der Zerstörung Jerusalems, teilweise bis zur Zeit Trajans alle grundlegenden Ausprägungen der christlichen Traditionen, Lehren, Verkündigungen, ja selbst Ordnungen — mit Ausnahme des Neuen Testaments als Sammlung — wesentlich perfekt geworden sind, und daß es gilt, ihre Entstehung in diesem Rahmen zu begreifen — ebenso zu begreifen, wie die gesamte Grundlegung des Katholizismus in der Zeit von Trajan bis Commodus begriffen werden muß.

.... Wendet man aber ein, daß eine so rapide Entwickelung der Dinge vom Apostelkonzil bis zum Jahr c. 100 etwas Ungeheuerliches hat, so möchte ich, Großes mit sehr viel Kleinerem vergleichend, darauf hinweisen, welche Entwickelungen sich in den 50 Jahren zwischen 1517 und 1567 abgespielt haben, um nicht zu sagen zwischen 1517 und 1535.

Man übersieht zudem in Bezug auf die Entwickelung des Urchristentums die universale Kraft zweier Faktoren, die neben der eingeborenen Triebkraft des Evangeliums wirksam gewesen sind — den Enthusiasmus und den ungeheuren geistigen Reichtum des Zeitalters, in dem das jugendliche Christentum sich entwickelt hat. Wer alle Gedanken, die das Neue Testament und die älteste christliche Litteratur enthalten, einseitig als die spontane Hervorbringung des isoliert gedachten Christentums auffaßt und dazu jede Nüance der religiösen Empfindung, jede Allegorie, jede Schablone, in die ein neuer Inhalt gegossen wird, und jedes erbauliche Wort lehrhaft verdichtet, der reicht freilich mit zwei Menschenaltern nicht aus und muß entweder eine ganz unglaubwürdige theologische Betriebsamkeit annehmen oder muß — wie Baur es gethan hat und die Holländer es wieder thun — den Rahmen des Geschehens willkürlich erweitern."

Kirchliche Rundschau.

Nach einer Reihe von Artikeln, die von hervorragenden Predigern der Baptistenkirche geschrieben sind, geht auch in dieser Gruppe von Kirchen eine bedeutende Veränderung vor sich, die dem Anschein nach dieselben in zwei Parteien zu spalten droht. Es handelt sich zwar nicht um die Besonderheiten des Baptismus und insofern könnte man sich mit der Erwägung beruhigen, daß Unterschiede, die nicht prinzipieller Natur sind, auch keine Trennung nötig machen. Das ist die Anschauung von E. B. Hulbert, welcher der theologischen Fakultät der Chicagoer Universität angehört und als einer der konservativen Baptisten angesehen wird. Er meint; „Die neue Gedankenwelt, in welcher wir leben, hat manchen unserer baptistischen Brüder gründlich in Bewegung gebracht. Sie hat nicht bloß ihre Gesichtspunkte geändert, ihnen einen neuen Beobachtungsmittelpunkt gegeben, sondern beinahe die ganze Substanz ihres Denkens umgewandelt. Sie betrachten die Dinge nicht mehr so wie früher. Die bloße Veränderung der Anschauung ist in eine gründliche

Umgestaltung übergegangen. Sie selber vermögen oft nicht den Verlauf dieser Veränderung klarzulegen. Es war nicht das bewußte, absichtliche Aufgeben alter Ideen, sondern eher ein unbewußtes Übergehen in eine neue Welt, in welcher die alten Ideen nicht leben können."

Das wird nun im einzelnen aufgezeigt und schließlich davor gewarnt, daß die beiden Richtungen ihre Gegensätze ausfechten. Sie sollten und könnten sich gegenseitig vertragen, aber ihre Anschauungen frei erörtern und offen besprechen. In diesem Fall würde kein Unheil, sondern Gutes aus der ganzen Kontroverse erwachsen.

Ein Dr. Jackson tritt nun diesem Urteil geradewegs entgegen. „Nicht Frieden" — schreibt er — „sondern ein Schwert." Die Kluft zwischen beiden Richtungen könne nicht mehr geschlossen werden. Nicht die Bibel, sondern ganz andere Einflüsse seien es gewesen, welche diese Umgestaltung des Denkens hervorgerufen hätten und darum gelte es, diese neuen Ideen unbedingt zu bekämpfen.

Die Presbyterianer feiern dieses Jahr das 250jährige Jubiläum der Westminsterkonfession, die von der Westminstersynode am 29. April 1647 dem englischen Parlament übergeben und von diesem gutgeheißen wurde. Sie gilt heute noch in der presbyterianischen Kirche Schottlands, ebenso bei den Presbyterianern hierzulande, obwohl unter sehr verschiedener Auffassung dessen, was sich noch mit der von der Westminsterkonfession geforderten Rechtgläubigkeit vertragen könne.

Für die diesjährige Generalversammlung der südlichen Presbyterianer sind besondere Feierlichkeiten in Aussicht genommen und ein Komitee mit Anordnung derselben betraut worden.

Das Schulwesen der Mission hat durch die deutsche Kolonialgesellschaft ein ehrendes Zeugnis erhalten. Der Vorsitzende derselben (gez. Herzog Joh. Albrecht zu Mecklenburg) richtete dieser Tage an den Reichskanzler die Bitte, „sich die Förderung der Schulen in unseren Kolonien noch mehr als bisher angelegen sein zu lassen, und zwar in der Weise, daß allen in den Kolonien bereits bestehenden oder noch zu errichtenden Schulen, unbeschadet ihrer besonderen Eigenart und Selbständigkeit, auf Grund eines im Einvernehmen mit den deutschen Missionen aufzustellenden Lehrplanes, auf ihren Antrag ein Regierungszuschuß gegeben werde." In der Begründung dieser Bitte wird auf den hohen Kulturwert der Schulen in den Kolonien hingewiesen und zugleich betont, daß bei den ansehnlichen Kosten, welche solche Schulen verursachen, zur Zeit an eine Vermehrung der Regierungsschulen in erheblichem Maße nicht gedacht werden kann. Soll das begonnene Werk nicht ins Stocken geraten, so bleibt nur übrig, die Missionsschulen kräftiger zu unterstützen. „Sehr ansehnlich sind die Mittel, welche fort und fort aus evangelischen und katholischen Kreisen dem Missionswerk in den deutschen Schutzgebieten zufließen. Noch kürzlich wurde darauf hingewiesen, daß seit dem Jahre 1884 allein für deutsche evangelische Missionen in den deutschen Schutzgebieten im Mindestmaß fünf Millionen Mark verausgabt worden sind. Die den katholischen Missionen zufließenden Beträge dürften dementsprechend sein. Da anerkannt werden muß, daß die mit beachtenswerten Opfern freiwillig geleistete Arbeit der Missionen beiderlei Bekenntnisses mittelbar der wirtschaftlichen Erschließung der Schutzgebiete zu gute kommt, und daß daher dem Kolonisationswerk der Regierung durch die Missionen eine umfangreiche Förderung zu teil wird, ist die Frage gerechtfertigt, ob auch den Missionen zur Zeit seitens der Regierung diejenige Unterstützung zu teil wird, welche sie für ihre segensreiche

Thätigkeit dringend bedürfen und wie sie im entschiedensten Interesse der staatlichen Kolonisation liegt." Im weiteren wird darauf hingewiesen, wie das, was die deutsche Regierung bis jetzt für die Mission thut, nämlich nur die Gewährung einer gewissen Zollerleichterung, gleich Null sei, wie aber andere Staaten den Missionaren und namentlich für ihre Schulen hohe Subventionen gewähren, z. B. England, Holland und sogar Spanien. „Daß zur Zeit nicht nur die Zahl der in den deutschen Schutzgebieten befindlichen Missionsschulen eine umfangreichere ist, als gemeiniglich angenommen wird, sondern daß auch die Leistungen derselben die größte Anerkennung verdienen, muß hier hervorgehoben werden. Haben doch z. B. die evangelischen Missionen schon vielfach ein völliges Schulsystem in vier Stufen (Religionsschule mit Lesen und Schreiben, Elementarschule, Mittelschule mit einer europäischen Sprache und Seminar)." „Nach uns zugegangenen durchaus zuverlässigen Mitteilungen befanden sich Ende des Jahres 1895 beziehunsweise Anfang des Jahres 1896 in den Schutzgebieten im ganzen 279 Missionsschulen und zwar 223 evangelische und 53 katholische."

Das zweite Nationalkonzil der vereinigten englischen Freikirchen hat dieses Jahr vom 9. bis 11. März in London getagt. Dasselbe hat allerdings nicht in dem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, wie das erste (Th. Ztsch. 1895, S. 221), ist aber immerhin bemerkenswert genug, indem es das Weiterbestehen und den Fortschritt einer Vereinigung bekundet, die vor wenigen Jahrzehnten noch unmöglich, ja man kann sagen noch ganz undenkbar war. Bis es aber zu einem Konzil der ganzen ecclesia catholica in England kommt, wird doch noch manches Jahr verstreichen.

Der Lordmayor von London hatte — wie die Chronik der christl. Welt berichtet — die Delegierten des Nationalkonzils am Vorabend der Sitzungen zu sich eingeladen. Am Dienstag morgen hielt der bisherige Präsident, Mr. H. Price Hughes, die Eröffnungspredigt. Gelegentlich derselben erwähnte er den Übertritt von Francis de Pressensé und die Begründung, die er der Verleugnung des Glaubens seiner Väter gegeben habe. Es sei seltsam, daß der Sohn eines so bedeutenden protestantischen Theologen eine solche Unwissenheit über die Stellung des Protestanten zur heiligen Schrift verrate. Der Protestant nimmt das, was die Bibel lehrt, nicht wegen der Autorität der Bibel an, sondern er erkennt die Autorität der Bibel an, weil er die Wahrheit ihrer Lehre acceptiert. Zur Charakteristik der Predigt seien nur noch zwei Aussprüche erwähnt: „Was über uns hinausliegt, nehmen wir auf Christi Autorität hin an." „Wir verlassen uns nicht auf fehlbare Kirchenväter, Theologen und Päpste, sondern auf den unfehlbaren Christus."

Der Expräsident führte darauf den neuen Präsidenten, Dr. Monro Gibson, in sein Amt ein. Es war nur natürlich, daß dieser seine Begrüßungsrede mit einer Erwähnung des bevorstehenden Diamantjubiläums der Königin begann. Der Grundton seiner Ansprache war, daß man des Protestierens genug habe und nicht mehr das Negative betonen, sondern die positive Seite unserer Arbeit als Christen mehr zur Geltung bringen sollte. Die „reformierte Frau Kirche" (The Reformed Lady Ecclesia) habe zu viel protestiert. Anfangs war ja zum Protestieren alle Ursache vorhanden, aber das schien uns so gut zu stehen, daß wir diese Gewohnheit nicht nur gegen den gemeinsamen Feind aufrecht erhielten, sondern auch gegen einander kehrten. Diese Periode sei glücklicherweise im Ablaufen. Man hat gelernt, die trennenden Punkte auf das ihnen gebührende Maß zurückzuführen, und dabei ist die Erkenntnis groß geworden, daß man im wesentlichen eins sei. Unsere Haltung gegenüber

der Staatskirche ist dieselbe wie die, die wir gegen einander einnehmen. In dieser Hinsicht ging der Redner — so bemerkt die „Christian World" — etwas über die Position mancher der Anwesenden hinaus und legte zu viel Gewicht auf die Übereinstimmung der Freikirchen mit den 39 Artikeln der anglikanischen Kirche. Weitgehende Zustimmung aber fand er mit der Behauptung, daß die Haltung der Staatskirche in vielen Fragen vermutlich anders ausfallen würde, wenn die Laien dort mehr mitzureden hätten.

Die in den Vorjahren vielbesprochene Frage, warum die Unitarier von dem Nationalkonzil ausgeschlossen sind, wurde auch diesmal von dem Vorsitzenden gestreift. Er sprach mit Wärme davon, wie viel die Freikirchen dem großen Manne dieser Gemeinschaft, Dr. James Martineau, verdankten, sprach es auch offen aus, daß die Treue vieler Unitarianer gegen Christus als ihren Herrn und Meister viele Glieder der evangelikalen Kirchen beschämen könnte. Dennoch halte er ein christliches Zusammenarbeiten von Männern, die dem Herrn Christus den Thron der Welt zuerkennen und solchen, die in ihm nur einen guten Mann sehen, auf gleicher Linie mit Sokrates, Confucius und Epiktet stehend, für unmöglich. — Andererseits sagte er im Hinblick auf das Wachsen des Sacerdotalismus in der Staatskirche, der Zweck dieser Vereinigung der Freikirchen sei nicht der, diesen Sacerdotalismus anzugreifen. Ihre Aufgabe sei die, die Wahrheit in ihrer vollen Wirkung zu zeigen, im Heilen der unendlichen Menge der Übel in unsern Kirchengemeinschaften und in der Beseitigung des Jammers, unter dem die Welt stöhne.

Dr. Gibson schloß mit dem Hinweis auf die bevorstehende Lambethkonferenz der anglikanischen Bischöfe, die er der Fürbitte der Versammelten empfahl, indem er die Hoffnung aussprach, daß diese Konferenz den Weg bereiten möchte für ein Konzil der ganzen ecclesia catholica in England.

Dr. J. Guinneß Rogers, dessen eigene Erinnerung weit genug zurückreicht, um die Bedeutung der heutigen Situation an der eigenen Erfahrung messen zu können, sprach über „Nonkonformismus einst und jetzt." Auch er fand schließlich eine Gelegenheit, die Kretafrage zu erwähnen, was sich überhaupt keiner von den Rednern und Kongreßpredigern entgehen ließ.

Darauf berichtete Mrs. M. E. Hasse über „Herrnhuter (Moravian) Missionen"; ihre Angaben über die große Zahl von Missionaren, die aus der Brüdergemeinde hervorgehen, erregten großes Interesse bei den Anwesenden, denen die Herrnhuter Gemeinschaft zum Teil nur dem Namen nach bekannt gewesen zu sein scheint. — Mrs. Rendel Harris berichtete als Augenzeugin von dem Barmherzigkeitswerk unter den Armeniern und rühmte besonders die Thätigkeit der weiblichen Ärzte. — Im City Temple predigte am Dienstag abend anstatt des durch Krankheit verhinderten Dr. Maclaren der stets gern gehörte Dr. Parker, der in bekannter Weise seine Hörer bis zum Lachen und lautem Beifall mit fortriß.

Rev. Thos. Waugh sprach über Evangelisationsarbeit. Er sagte, es habe eine Zeit gegeben, da man von der Heilsarmee gehofft habe, sie werde das Evangelisationsproblem lösen. Diese Hoffnung habe sich jedoch nicht erfüllt, weil bloßes Zeugnisablegen nie die Stelle wirklicher Predigt einzunehmen vermöge. Auch von der evangelikalen Partei in der Staatskirche könne diese Arbeit nicht geleistet werden, und die herrschende Richtung dieser Kirche habe kein Zutrauen zur Evangelisationsarbeit. Er sei der Überzeugung, daß Gott diese Aufgabe hauptsächlich den Freikirchen zugewiesen habe. Doch müsse zwischen dem Pastor und dem Evangelisten ein festes Einvernehmen bestehen. — Rev. F. C. Spurr behandelte den Wert und die theoretische Behandlung

von Missionen (d. h. außerordentlichen Evangelisationsversuchen). Er meinte, die bisherigen „Missionen" seien meistens zu kurz gewesen; sie müßten mindestens zehn bis fünfzehn Tage dauern. Was die Kritiker auch daran auszusetzen hätten, die Kirche verdanke viele ihrer besten und nützlichsten Bekehrten (converts) solchen Missionen. Die Diskussion über den Gegenstand wurde abgebrochen, damit noch zwei Referenten über das Thema Laienpredigt zu Worte kommen konnten. Aber auch da wurde die Diskussion verkürzt zu Gunsten einer Resolution gegen das augenblicklich ganz England außerordentlich aufregende Schulgesetz.

Am Mittwoch-Nachmittag wurde eine große geschäftliche Sitzung abgehalten (— es muß immer im Sinn behalten werden, daß die eigentlichen Kongreßbesucher Delegierte sind). Das war der Ort für Jahresberichte. Man beschäftigte sich unter anderm auch mit der Frage der Einsetzung eines Schiedsgerichts zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Völkern. Sehr empfehlenswert war das Verfahren des Schriftführers für das Organisationswerk (Organizing Secretary), den Bericht schon vorher zirkulieren zu lassen und sich dann auf bloße kurze Bemerkungen zu einzelnen Punkten zu beschränken. Das Einkommen hatte sich auf 1715 Pfund Sterling (= $8575) belaufen; der Überschuß davon betrug 44 Pfund Sterling (=$220). Eine Resolution wurde eingebracht, die das Komitee aufforderte, Schritte zur Begründung einer Monatsschrift für die Zwecke des Nationalkonzils zu thun. — Für das nächste Jahr wurde der Kongreß nach Bristol eingeladen, und die Einladung wurde angenommen.

Der Federation Report des Schriftführers, Rev. Thomas Law, verdient besondere Beachtung. Er dokumentiert recht eigentlich die Bedeutung des Nationalkonzils. Auf dem Kongreß in Birmingham 1895 war die Zahl der Lokalkonzile 130, in Nottingham voriges Jahr war die Zahl auf 209 gestiegen, und jetzt zählt man schon 384. Mehr als 300 Konferenzen und öffentliche Versammlungen wurden während des Jahres gehalten, und fast ohne Ausnahme war dann der größte Saal des Ortes gefüllt von Angehörigen aller evangelikalen Denominationen. Die Wesleyaner, die sich zuerst etwas zurückgezogen hatten, kommen jetzt von allen Seiten herbei, und neun Zehntel aller Versammlungen werden in Wesleyanischen Kirchen abgehalten. Die Zurückhaltung der Presbyterianer ist ebenfalls im Weichen begriffen, und ihre konservativsten Glieder treten jetzt lebhaft für die Sache ein. Von der „Gesellschaft der Freunde" (Quäker) kommen neue Mitglieder in Scharen, und die Föderation verdankt einigen Mitgliedern aus den Quäkern besonders hochherzige finanzielle Unterstützung. Siebzig Londoner kleinere Konzilien sind in der Metropolitan Federation vereinigt. Die bisher formierten Konzilien schließen in sich 11,000 assoziierte Kirchen mit einer Mitgliederzahl von etwa 1,400,000 und Sitzgelegenheit für wenigstens 4,000,000 Menschen und 1,800,000 Sonntagschulkinder. Eine Zirkulationsbibliothek, die im Laufe des Jahres gegründet wurde, umfaßt 3000 Bände, 4000 weitere Bände müssen noch weiter dazu kommen, wenn den bisher registrierten Bedürfnissen und Nachfragen genügt werden soll. In vielen Orten sind Besuche von Haus zu Haus vorgenommen, und ein „Council" in Nordengland sorgt dafür, daß alle Neuzugezogenen in der Stadt besucht und aufgefordert werden, sich der Kirche ihrer Denomination anzuschließen, oder falls sie überhaupt nicht zur Kirche gehen, wird dem Geistlichen, der etwa die Aufsicht übernehmen könnte, Mitteilung gemacht. Vereinigte „Missionen" sind in vielen Städten mit befriedigenden Resultaten abgehalten worden. Eine „Mission" von zehn Tagen hatte 800 Bekehrte zu verzeichnen,

und in einem ländlichen Distrikte bekannten sich beinahe 500 als bekehrt. In Verbindung mit dem Council in Wolverhampton hat sich eine Vereinigung von Laienpredigern gebildet. Soziale und philantropische Arbeit wird rege getrieben. Dem Central Council von Süd-London ist es durch ein Komitee für öffentliche Sittlichkeit gelungen, ein ganzes Revier zu säubern, das wenig besser war als ein Sodom. Ganze Straßen von liederlichen Häusern wurden gereinigt. In einem Falle wurden 18 solcher Häuser in einer Woche geschlossen! Vorträge über Geschichte und Prinzipien der Freikirchen sind in vielen Distrikten gehalten worden, um mit der traurigen Unwissenheit der Leute über solche Dinge aufzuräumen.

So ist man auf der ganzen Linie in rührigster Arbeit begriffen, und was die Hoffnung gibt, daß es rüstig vorwärts geht, ist die straffe einheitliche Organisation des Ganzen. Läuft vielleicht auch vieles Forcierte und Geschmacklose unter — so viel steht doch fest, daß die evangelikalen Freikirchen weit davon entfernt sind zu stagnieren, und die Staatskirche mag wohl auf ihrer Hut sein. Gilt es auch in vielen Kreisen noch für etwas „Feineres," zur Church of England zu gehören, so macht sich daraus der gemeine Mann wenig. Wenn die englische Staatskirche klug ist, so läßt sie sich durch die Entwicklung der Freikirchen zu erneuter Aktivität anspornen.

„Es ist ein günstiges Vorzeichen," schreibt die Christian World, „für die Zukunft der vereinigten Freikirchen, daß vom Anfang dieser neuen Entwickelung an die Gemeinschaft, die vor allem eine geistige ist, am kräftigsten und deutlichsten betont worden ist, das Gemeinschaftsgefühl einer Vereinigung, deren oberstes Ziel überall das ist: das Leben Christi in den Menschen zu fördern. Die Freikirchen haben ein lebhaftes Verständnis dafür, daß, wie der Vorsitzende es so treffend aussprach, „die Leiden unserer Zeit nicht durch ‚Ansichten' geheilt werden können." Denn Grundsätze haben doch nur Wert, wenn sie ins Leben übersetzt werden."

Die neuste kirchliche Gesetzgebung in Ungarn hat eine Freiheit auf kirchlichem Gebiete gebracht, infolge deren den Sekten die Ausbreitung wesentlich erleichtert ist. Die Wirkungen davon sollen namentlich an der raschen Ausbreitung der früher fast unbekannten Nazarenersekte zu erkennen sein. Die M. Allg. Ztg. bringt über dieselbe einen eingehenden Bericht, dem wir folgendes entnehmen:

„. . . Während diese in frühern Jahren hauptsächlich im westlichen Ungarn unter den Kleinhandwerkern der Städte und Märkte Eingang und mächtige Verbreitung gefunden hatte, mehrt sich jetzt das Nazarenertum in auffallender Weise unter der Landbevölkerung im südlichen Ungarn. Gerade jene fruchtbaren Landesteile, wo der Agrarsozialismus seinen Hauptsitz aufgeschlagen, sind heute zugleich der Schauplatz rascher Zunahme der ‚Nachfolger Christi'. Das Hauptkontingent zu dieser Sekte liefern die griechisch-orientalischen Serben und die reformierten (kalvinischen) Magyaren. Die Motive zum Austritt aus dem bisherigen kirchlichen Verbande sind freilich nicht stets religiöser Natur; sehr häufig veranlassen die hohen Kirchen- und Kultussteuern oder Streitigkeiten mit den Ortsgeistlichen u. dgl. den Abfall. Das Wachstum dieser und andrer religiöser Sekten fand nämlich eine wesentliche Erleichterung und Begünstigung durch die gesetzlich gestattete Konfessionslosigkeit, wie diese im Gesetz über die ‚freie Religionsübung' vom Jahre 1895 ausgesprochen worden ist. Dadurch wurde die bis dahin gesetzlich vorgeschriebene Zugehörigkeit zu einer anerkannten Kirche oder Konfession aufgehoben. Man hat schon bei Gelegenheit der Vorberatungen über dieses Gesetz darauf hingewiesen, daß

bei der großen Mischung der Bevölkerung in konfessioneller Beziehung durch die Zulassung eines solchen Radikalismus die historischen Kirchen schwere Heimsuchungen und empfindliche Einbußen erleiden würden. Auch stand zu besorgen, daß die eingeräumte Konfessionslosigkeit große Unordnung und Verwirrung in politischer und sozialer Hinsicht hervorrufen dürfte. Diese Besorgnisse erweisen sich schon jetzt als völlig begründet. Die Konfessionslosigkeit wurde (wie z. B. bei den Agrarsozialisten) zum Atheismus oder sie verbirgt sich hinter dem Nazarenertum, dessen Grundsätze und Lehren mit der Staats- und Gesellschaftsordnung unvereinbar sind. Die Nazarener verweigern nicht nur den Eid in jeglicher Form, sondern auch den Militärdienst und unterwerfen sich lieber den schärfsten Strafen, als daß sie die Waffen zur Hand nehmen würden. Die Militärbehörden haben mit den Rekruten der Nazarener ungemein viel zu thun; in jedem Jahre wächst die Zahl der Militärdienstverweigerer. Im Komitat Arad allein beträgt die Anzahl der Konfessionslosen resp. der Nazarener an 1200 Seelen, in Alt-Becse (Bacser Komitat) haben erst kürzlich 200 Personen ihre ‚Konfessionslosigkeit‘ angemeldet; ähnliche Vorgänge werden fast täglich aus verschiednen Gegenden des Landes gemeldet und zeigen das Fortschreiten des religiösen Nihilismus und der kirchlichen Zersetzung an. Mit der Führung der Standesregister für diese keiner organisierten religiösen Gemeinschaft Angehörigen hat es gleichfalls seine großen Schwierigkeiten. Die Nazarener besitzen keine Priester, schließen die Ehen durch ihre ‚Ältesten‘ u. s. w. Dabei muß ganz besonders beachtet werden, daß diese ‚Nachfolger Christi‘ im übrigen einen sittlich-exemplarischen Lebenswandel führen, sich durch Fleiß, Friedsamkeit und werkthätige Nächstenliebe auszeichnen und sowohl dadurch wie durch ihre an Fanatismus grenzende religiöse Überzeugung wirksame Propaganda machen. Die kirchlichen Behörden, sowie die Pfarrgeistlichkeit sehen mit steigender Sorge diesen wachsenden Abfall ihrer Gläubigen, der ebenso dem Bestand der Ordnung und dem innern Frieden der Kirche wie dem Staat und der Gesellschaft Gefahr bringt. Der kirchenpolitische Radikalismus hat Ungarns moralischen und sozialen Zustand in bedenkliches Schwanken gebracht; es war ein böses Verhängnis, daß die stürmischen Reformer alle Mahnungen und Warnungen unbeachtet in den Wind schlugen.“

Von neuem hat Papst Leo XIII. die Bibel auf den Index gesetzt! Das Dekret vom 8. Februar 1897 zerfällt in zwei Abschnitte und 15 Kapitel. I. Vom Verbot der Bücher. 1. Vom Verbot der Bücher von Apostaten, von Ketzern, Schismatikern und anderen Schriftstellern. 2. Der Ausgaben des Originaltextes und der Übersetzungen der heiligen Schrift in nicht allgemein üblichen Sprachen. 3. Der Übersetzungen der heiligen Schrift in Volkssprachen. 4. Der unzüchtigen Schriften. (Diese Reihenfolge ist beachtenswert!) Unter No. 9 steht: Von der Fähigkeit, verbotene Bücher zu lesen und aufzubewahren. No. 10: Von der Anzeige verbotener Bücher. — Der II. Abschnitt handelt von der Censur der Bücher, den Pflichten der dazu Berufenen, von den Druckern und Herausgebern der Bücher und den Strafen, welche die Übertreter der Verbote treffen. — Es ließe sich sehr viel über diese neue päpstliche Verordnung sagen, die eine fast gleichlautende Wiederholung von früher herausgegebenen Regeln der römischen Kirche ist und welche abermals alle Laienmitglieder dieser Kirche unter Vormundschaft stellt und sie beständig zur Unterwerfung unter religiöse Minorität verdammt. Wir heben nur die Artikel dieser Dekrete hervor, welche die heilige Schrift betreffen. Sie lauten in wörtlicher Übersetzung: 5. Der Gebrauch der Ausgaben des

Originaltextes und der alten katholischen Übersetzungen, auch der orientalischen Kirche, durch nicht-katholische Schriftsteller veröffentlicht, welche es auch seien, und obgleich sie getreu und zuverlässig erscheinen, ist allein denen gestattet, welche sich mit theologischen oder biblischen Studien beschäftigen, vorausgesetzt, daß sie weder in den Vorreden noch in den Noten die Dogmen des katholischen Glaubens angreifen. 6. In gleicher Weise und unter den gleichen Bedingungen sind autorisiert die anderen Übersetzungen der heiligen Bibel, durch nicht-katholische Schriftsteller herausgegeben und veröffentlicht, sei es in lateinischer Sprache oder in einer andern, nicht allgemein üblichen Volkssprache. 7. Weil es klar ist, daß, wenn die Bibeln in der Volkssprache ohne Unterscheidung autorisiert sind, daraus, wegen der Unvorsichtigkeit der Menschen, mehr Nachteile als Vorteile hervorgehen, so werden alle Übersetzungen in Volkssprachen, selbst solche, die von Katholiken veröffentlicht sind, absolut verboten, wenn sie nicht vom päpstlichen Stuhl genehmigt oder unter der Aufsicht der Bischöfe herausgegeben sind, mit Anmerkungen aus den Kirchenvätern und gelehrter katholischer Schriftsteller. 8. Es werden ferner noch verboten alle Übersetzungen der heiligen Bücher von nicht-katholischen Schriftstellern, welche es auch seien, in jeder (lebenden) Volkssprache, ganz besonders die von den Bibelgesellschaften veröffentlichten, welche mehr als einmal von den römischen Päpsten verdammt wurden, denn in den Veröffentlichungen dieser Bücher sind die sehr heilsamen Gebote der Kirche über diesen Punkt durchaus verabsäumt worden. Trotzdem ist der Gebrauch dieser Übersetzungen denen gestattet, welche sich mit theologischen und biblischen Studien beschäftigen, aber vorausgesetzt, daß sie weder in den Vorreden noch in den Noten die Dogmen des katholischen Glaubens angreifen. 47. Jeder, der ohne Erlaubnis des apostolischen Stuhles wissentlich Bücher liest, welche durch apostolischen Befehl verdammt sind — jeder, der diese Bücher bewahrt, sie druckt oder sie in irgend einer Weise verteidigt, zieht sich ipso facto die in spezieller Weise dem römischen Papst vorbehaltene Exkommunikation zu. 48. Diejenigen, welche ohne Genehmigung des Bischofs des Kirchsprengels drucken oder drucken lassen, seien es Bücher der heiligen Schrift, seien es Anmerkungen oder Kommentare über diese Bücher, ziehen sich ipso facto die kirchliche Exkommunikation zu." — Man wird nicht behaupten können, daß diese Verordnungen dazu angethan sind, die Verbreitung, das Lesen und das Studium der Bibel in der Laienwelt sehr zu befördern! Papst Leo XIII. schließt seine Dekrete vom 8. Februar mit der Versicherung, „daß, wenn irgend jemand die Kühnheit haben sollte, seinen Geboten wie Verboten zu widersprechen, er den Unwillen des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus auf sich ziehe." Also: die Apostel werden ihren Zorn offenbaren nicht gegen diejenigen, welche ihre inspirierten Schriften den Völkern entziehen, sondern gegen diejenigen, welche sie lesen so, wie sie an die Gläubigen vor alten Zeiten geschrieben sind, ohne die Anmerkungen und Umschreibungen der katholischen Hierarchie der Jetztzeit!

Die römische Diana Vaughan Kommission hat nun auch den Bericht ihres Referenten veröffentlicht, aus dem hervorgeht, wie sie dazu kam, „keinen zwingenden Grund für oder gegen die Existenz" der Diana Vaughan zu finden. Man wollte und durfte eben nicht sagen, daß das Ganze ein frecher Schwindel sei, dem die römische Leichtgläubigkeit Vorschub geleistet hat und bei dem auch hohe Würdenträger der römischen Kirche bloßgestellt worden sind. Für den, welcher den Bericht der Kommission, auch nur in dem von der Berliner Germania gegebenen Auszug, liest, kann gar kein Zweifel mehr sein, daß das der

richtige Sachverhalt ist. Es heißt nämlich dort: „Die Kommission hat sich von Anfang an Informationen zu verschaffen gesucht; allein viele Briefe wurden gar nicht beantwortet, andre ungenügend und unbestimmt, andre waren zur Sache nicht beweiskräftig. Verschiedne eingeschriebne Briefe wurden an Msgr. Fava von Grenoble vom Präsidenten der Unione antimassonica als auch vom Msgr. Lazzareschi, Bischof von Neocäsarea, gesandt. Es erfolgte aber keine Antwort. An Diana Vaughan, d. h. wenigstens an die uns angegebene Adresse derselben, wurden mehrere Briefe gesandt, die ihr vorstellten, sie sei nunmehr im Gewissen verpflichtet, sich zu zeigen oder ihre Existenz zu beweisen, sie möge dem Heroismus ihrer Namens- und Schutzpatronin, der ehrw. Jeanne d'Arc, nachahmen. Einer dieser Briefe vom 13. November v. J. lud sie ein, sie möge auf Kosten der Kommission irgend eine Persönlichkeit ihres Vertrauens in Rom beauftragen, dem Kardinalvikar des Papstes, und zwar diesem allein, die Beweise ihrer Existenz und Bekehrung zu übergeben. Mit dessen Erklärung würde sich die Kommission zufrieden erklären. Miß Diana Vaughan antwortete unter dem 28. November 1896, indem sie einen angesehenen, in Rom weilenden Prälaten als ihren Vertrauensmann bezeichnete, dem sie die bezüglichen Schriftstücke gesandt habe. Von der Kommission befragt, erwiderte dieser ausgezeichnete Prälat, daß er bis zum 25. Januar 1897 kein Dokument von der Vaughan zur Mitteilung erhalten habe. Auf die Briefe der Kommission an Leo Taxil und Abbé de Bessonies und andre Persönlichkeiten in Frankreich erfolgten Antwortschreiben, die aber die Haupt- oder vielmehr die einzige Frage, die der Existenz der Miß Vaughan, deren Bekehrung und die Echtheit ihrer Schriften nicht in genügender Weise lösten. Taxil selbst hielt in Trient sein Versprechen, dem Msgr. Lazzareschi die Beweise für die Existenz der Diana Vaughan zu geben, nicht. Die übrigen Verteidiger konnten nur ihre persönliche Überzeugung von der Existenz der Diana Vaughan aussprechen. Leo Taxil, der auf dem Kongreß in Trient die Beweise in der Tasche zu haben behauptete, hat auch nicht ein einziges Beweisstück erbracht. Seine Artikel u.s.w. suchten nur die Frage zu verwirren. Diana, so wiederholte er immer, dürfe sich nicht verraten, um der Rache der Freimaurer zu entgehen. Die Zweifel an ihrer Existenz gingen von der Loge aus, Dr. Hacks (Bataille) sei von Br. Findel und den Großmeistern der Freimaurer in Frankreich und Italien für 100,000 Fr. als Verräter gekauft worden. Taxil vermochte nicht den Nachweis zu liefern, daß die Vaughan den Ertrag ihrer Werke an Wohlthätigkeitsinstitute übergeben habe, wie er behauptet hatte.

Für die Existenz der Vaughan schien der Umstand zu sprechen, daß die schon mehrere Jahre dauernde phänomenale Mystifikation denn doch zu geschickt gemacht gewesen wäre, um so lange fortdauern zu können. Zu ihren Gunsten sprach ferner ein Brief eines Kapuzinermissionars, der am 19. November 1896 der Unione antimassonica mitteilte, daß er in Sidney einer Konferenz der Diana Vaughan über das Thema ‚Meine Begegnung mit Lucifer' im Anfange des Jahres 1893 beigewohnt habe. Allein die ihm vorgelegte Photographie der Vaughan, entnommen den Memoiren einer Expalladistin, wies keine Ähnlichkeit auf mit der in Sidney aufgetretenen Vaughan. Der Unione antimassonica war mitgeteilt worden, daß die Direktion der Köln. Volksztg. Dokumente für die Nichtexistenz der Diana besitze. Dies erwies sich aber als unzutreffend. Im 16. Heft der Memoiren einer Expalladistin vom 10. Januar 1897 erhebt die angebliche Verfasserin, Miß Vaughan, Beleidigungen gegen die römische Kommission und Msgr. Lazzareschi, dann verspricht

sie, sich in Rom vorzustellen und ihre frühere Korrespondenz mit den ersten Häuptern der Freimaurerei der Welt vorzuweisen und Lemmi und Nathan zu zwingen, sie vor Zeugen anzuerkennen. Sie knüpft dies Versprechen aber an solche Bedingungen, daß es sich offenbar nur um eine Hinausziehung der Mystifikation handelt."

Pobedonoszew, der Oberprokuratur des heil. Synod, dessen Name durch seine Thätigkeit in der Bedrückung und Unterdrückung der nicht-orthodoxen Bewohner Rußlands nur zu sehr bekannt ist, hat kürzlich in einer längeren Abhandlung sich über Katholizismus, Protestantismus und ihr Verhältnis zur offiziellen russischen Religion ausgesprochen. Wir geben einen Teil jener Schrift wieder, da es ungemein interessant ist zu sehen, wie im Kopfe eines der eifrigsten und nach russischem Maßstab frömmsten unter den Orthodoxen die andern Konfessionen sich wiederspiegeln und wie überall die Empfindung der Überlegenheit des Protestantismus die Ausführungen des Gedankens drückt, daß die orthodoxe russische Religion die allein richtige sei; er muß sich wohl oder übel darauf reduzieren lassen, daß wenigstens für den Russen eine andere Konfession als die orthodoxe nicht brauchbar sei. Pobedonoszew sagt:

„So gewöhnt sich manchmal ein Deutscher, der lange in Rußland gelebt hat, unbewußt daran, russisch zu glauben, sich in der russischen Kirche heimisch zu fühlen. Dann tritt er in unseren Kreis, wird einer der unseren; seine Gemeinschaft mit uns ist eine vollkommene, eine geistige. Daß sich aber die eine oder andere Protestantengemeinschaft, die uns fern steht und nach dem Gerüchte über uns urteilt, durch ein auf Büchern beruhendes oder abstraktes Übereinkommen über Dogmen und Gebräuche mit unserer Kirche zu einem organischen Bunde vereinige und mit uns eines Geistes werde, — das kann man sich nicht einmal vorstellen.

Gott behüte uns davor, einander wegen des Glaubens zu tadeln, möge jeder auf seine Weise glauben, wie es seinem Wesen am meisten entspricht. Jeder besitzt aber einen Glauben, in dem er sich heimisch fühlt, der ihm nach dem Herzen ist, den er lieb hat, und wenn man an einen anderen, nicht verwandten, nicht sympathischen Glauben herantritt, so kann man nicht umhin, zu fühlen, daß es dort nicht so sei, wie zu Hause, sondern kalt und unbehaglich, nicht so, daß man dort wohnen wollte. Mag der Verstand die abstrakte Erwägung anstellen, ‚die Leute beten ja doch zu demselben Gotte' — das Gefühl wird sich mit dieser Erwägung nicht immer zufrieden geben; manchmal will es dem Gefühle scheinen, als ob man in der fremden Kirche nicht zu demselben Gotte betete. Viele werden über diese Empfindung lachen, werden sie vielleicht abergläubisch oder fanatisch nennen. Sie haben keinen Grund dazu. Die Empfindung ist nicht immer trügerisch; in ihr kommt die Wahrheit häufig direkter und getreuer zum Ausdruck, als in der Erwägung.

In der protestantischen Kirche, in der protestantischen Konfession hat es der russische Mann kalt und unbehaglich. Wenn ihm sein Glaube teuer ist, wie das Leben, so fühlt er außerdem, daß es für ihn gleichviel bedeutete, zu sterben oder diese Kirche die seinige zu nennen. Das ist unmittelbares Gefühl. Und dieses Gefühl hat verschiedene und vernünftige Ursachen. Eine von ihnen, die besonders in die Augen springt, ist folgende: In der theologischen Polemik, in den Streitigkeiten zwischen den Religionen, im Gewissen jedes Menschen und jedes Stammes ist die Frage von den Werken eine der hauptsächlichsten. Was ist die Hauptsache — die Werke oder der Glaube? Bekanntlich sind die lateinische und die protestantische Theologie noch heute in dieser Frage uneins ... Ein Glaube ohne Werke ist tot, ein Glaube, der zu den Werken

im Widerspruche steht, quält den Menschen stets mit dem Bewußtsein der inneren Lüge; was will aber ein Werk, was wollen jegliche Werke in der unermeßlichen, den Menschen umgebenden Welt, im Angesichte der Ewigkeit, bedeuten, wenn sie ohne Glauben sind.

Zeige mir deinen Glauben in deinen Werken — eine schreckliche Frage! Was soll der Überzeugte auf sie antworten, wenn ein Prüfender, einer, der die Wahrheit erfahren will, ihn fragt? Angenommen, ein Protestant stelle diese Frage einem Orthodoxen. Was wird der Orthodoxe antworten? Er wird den Kopf senken müssen. Er fühlt, daß nichts zu zeigen sei, da alles ungeordnet, nichts begonnen, mit Trümmern bedeckt ist. Nach einem Augenblick kann er aber das Haupt wieder heben und sprechen: ‚Wir sind sündige Menschen und haben nichts zu zeigen, aber auch du bist ja kein Gerechter. Komm jedoch zu uns, dann wirst du unseren Glauben sehen, unser Gefühl mitempfinden und uns vielleicht lieb gewinnen. Wie unsere Werke sind, wirst du ja selber sehen.‘ Neunundneunzig von hundert gehen nach dieser Antwort mit verächtlichem Lächeln davon. Im Grunde genommen liegt alles das nur daran, daß wir unsere Glaubenswerke nicht zu zeigen verstehen, uns dazu nicht entschließen können.

Jene aber zeigen sie. Sie verstehen es, zu zeigen, und haben in der That etwas zu zeigen — völlig geordnete, in Jahrhunderten geschaffene, bewahrte und gefestigte Werke und Institutionen. Seht einmal — sagt die katholische Kirche — was ich im Leben der Gesellschaft, die mir gehorcht und dient, bedeutet habe und noch bedeute, was ich geschaffen habe und jetzt noch aufrecht erhalte. Hier sind Werke der Liebe, Werke des Glaubens, hier sind apostolische Werke, Heldenthaten des Märtyrertums, hier sind die Scharen der wie ein Mann dastehenden Getreuen, die ich in alle Gegenden der Welt sende. Ist es nicht offenbar, daß mit mir und in uns von jeher und noch jetzt der Segen ist?

Seht — sagt die protestantische Kirche — ich dulde keine Lüge, keinen Betrug und Aberglauben. Ich bringe es dahin, daß die Werke dem Glauben entsprechen, der Verstand mit dem Glauben übereinstimmt. Ich habe die Arbeit, die Lebensverhältnisse, das Familienleben durch den Glauben geweiht, ich rotte durch den Glauben Müßiggang und Aberglauben aus, bürgere Ehrlichkeit ein, Gerechtigkeit und öffentliche Ordnung. Täglich lehre ich, und meine Lehre, die dem Leben nahe steht, erzieht ganze Geschlechter in der Gewöhnung an ehrliche Arbeit und gute Sitten. Die Menschheit soll durch meine Lehre in Tugend und Wahrheit erneuert werden. Ich bin berufen, Heuchelei und Sittenverderbnis mit dem Schwerte des Wortes und der That überall auszurotten. Ist es nicht offenbar, daß die Kraft Gottes mit mir ist, weil in mir die wahre Anschauung von der Religion liegt? — Die Protestanten streiten noch heute mit den Katholiken über die dogmatische Bedeutung der Werke in ihrer Beziehung zum Glauben. Trotz ihrer völlig entgegengesetzten theologischen Anschauung über diese Frage ist jedoch sowohl den einen, als den anderen das Werk die Hauptsache in der Religion. Bei den Lateinern dient nur das Werk als Rechtfertigung, als Erlösung, als Zeugnis für die Gnade, während die Lutheraner das Werk und in Verbindung mit diesem auch die Religion selbst vom praktischen Standpunkte betrachten. Das Werk wird bei ihnen gleichsam zum Zweck der Religion, zum Prüfstein für die religiöse und kirchliche Wahrheit, und gerade in diesem Punkte geht unser religiöser Gedanke mit dem protestantischen mehr auseinander, als in irgend einem anderen. Ohne Zweifel bildet die eben ausgesprochene Anschauung kein Dogma der lutherischen Kirche, von ihr ist aber ihre ganze Lehre durch-

drungen. Sie hat unstreitig für dieses Leben, für diese Welt eine wichtige praktische Seite, weshalb selbst bei uns viele geneigt sind, die protestantische Kirche der unserigen manchmal als ein Vorbild, als das Ideal hinzustellen. Der in der Tiefe seiner Seele gläubige Russe wird sich diese Anschauung aber niemals aneignen. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, wie der Apostel sagt, das ist aber nur eine der natürlichen Eigenschaften der Gottseligkeit. Der Russe weiß so gut wie ein anderer, daß man nach dem Glauben leben soll, und fühlt es, wie wenig sein Leben seinem Glauben entspricht. Das Wesen und den Zweck des Glaubens sieht er aber nicht im praktischen Leben, sondern in der seelischen Erlösung, und sucht mit der Liebe des kirchlichen Bundes alle zu umfassen — vom Gerechten, der im Glauben lebt, bis zu jenem Räuber, dem trotz seiner Werke in einem Augenblick vergeben ward."

Wie der persönliche Charakter und der Charakter des Stammes, so habe auch der Charakter jeder Kirche seine Vorzüge und Mängel: „Die Vorzüge des Protestantismus sind in der Geschichte des deutschen und angelsächsischen Stammes genügend hervorgetreten. Der puritanische Geist hat das jetzige Britannien geschaffen. Das protestantische Prinzip hat Deutschland zu Kraft, Disziplin und Einheit gebracht. Auf der Kehrseite gibt es aber solche Mängel, solche Bestrebungen des religiösen Bewußtseins, welche uns nicht sympathisch sein können. Gleich jeder geistigen Kraft ist der Protestantismus gerade dort zum Sturze geneigt, wo er seine wichtigste geistige Grundlage zu haben glaubt. Bei seinem Streben nach der absoluten Wahrheit, nach der Reinigung des Glaubens, nach seiner Verwirklichung im Leben ist er gar zu sehr geneigt, an seine eigene Wahrheit zu glauben, sich zu stolzer Verehrung seiner Wahrhaftigkeit und zur Verachtung fremden Glaubens, den er mit der Unwahrheit identifiziert, hinreißen zu lassen. Daher die Gefahr, in Heuchelei und pharisäischen Stolz zu verfallen. In der That lassen sich in der protestantischen Welt nicht wenig Stimmen vernehmen, die mit Kummer anerkennen, daß die Heuchelei eine Wunde des strengen Luthertums sei. Andererseits hat der Protestantismus, der mit der Predigt von der Duldsamkeit, der Gedanken- und Glaubensfreiheit begann, in seiner weiteren Entwickelung Neigung zu einem Fanatismus besonderer Art gezeigt — zu einem Fanatismus des stolzen Verstandes und der Selbstgerechtigkeit allen übrigen Glaubensformen gegenüber. Mit Verachtung verhält sich der strenge Protestantismus zu jeder Konfession, die ihm nicht gereinigt, nicht geistig, von Aberglauben und äußerlichen Formalitäten erfüllt erscheint, zu allem, was er selbst als Sklavenfessel, als Kindergewand, als Kennzeichen der Obskuranz von sich geworfen. Nachdem er sich einen besonderen Kodex des Glaubens und der Gebräuche geschaffen, hält er sein Bekenntnis für das der Auserwählten, der Gebildeten und Verständigen, und ist geneigt, alle, welche an der alten Kirche festhalten, für Menschen einer niederen Kategorie zu halten, die sich zum wahren Verständnis nicht erheben können. Diese Verachtung der übrigen Konfessionen kommt vielleicht unbewußt im Protestantismus zum Ausdruck, für Andersgläubige ist sie aber sehr empfindlich. Keine Religion ist von einer größeren oder geringeren Neigung zum Fanatismus frei, es ist aber lächerlich zu hören, wenn sich die Lutheraner mit der Beschuldigung des Fanatismus gegen uns wenden.

Trotz jener Duldsamkeit gegen jedes Glaubensbekenntnis, welche unserem Nationalcharakter entspricht, kommen natürlich auch bei uns vereinzelte Fälle der Exklusivität und Engigkeit der kirchlichen Anschauung vor, niemals hat es aber etwas gegeben und kann es etwas geben, was jener Verachtung ähnlich

wäre, mit welcher der strenge Lutheraner auf jene Eigentümlichkeiten unserer Kirche und Eigenschaften unserer Konfession blickt, die für ihn unverständlich, für uns aber von tiefer geistiger Bedeutung erfüllt sind."

Die Betonung der russischen Duldsamkeit ist etwas, was jedem Leser gleich auffällt. Soweit die Sache nicht die schon seit hundert Jahren herkömmliche Phrase ist, muß sie eben wie die „Liebe der Mutter-Kirche zu den Verirrten," deren sich Rom rühmt, nur richtig verstanden werden. Die russische Kirche ist duldsam gegen jede andere Konfession — wenn sie außerhalb Rußlands bleibt und innerhalb Rußlands sich auf den Aussterbeetat setzen läßt. Mehr Duldung kann aber Pobedonoszew mit seinem russischen Glauben nicht vereinigen.

Welcherlei nun die Werke dieses russischen Glaubens sind, davon geben die Berichte über die Klöster und über die Bekehrungspraxis, mit der man die Raskolniken wieder zurückzugewinnen sucht, Auskunft. Rußland besitzt nämlich 742 orthodoxe Klöster mit 42,940 Klosterinsassen. Die Zahl der Mönchsklöster beträgt 507; in diesen befinden sich 7464 Mönche und 6152 dienende Brüder. Die 235 Nonnenklöster weisen 7566 Nonnen und 21,758 dienende Schwestern auf. Nur bei einem kleinen Teile der Klöster sind Krankenhäuser und Armenhäuser eingerichtet; im ganzen werden bei den Klöstern 134 Krankenhäuser mit 1593 Betten und 84 Armenhäuser gezählt, welche letztere 1237 Insassen aufnehmen können. Am reichsten mit Klöstern versehen ist das Gouvernement Moskau (46 Klöster), sodann folgen die Gouvernements Nowgorod (33 Klöster) und Wladimir (30 Klöster). Am geringsten ist die Zahl der Klöster in Sibirien; so kommen auf das Gebiet von Turkestan, das Gebiet von Jakutsk und das Seegebiet nur je ein Kloster. Die dienenden Brüder und Schwestern leben fast ausschließlich vom Bettel. Tag für Tag gehen sie in die offenen Geschäfte der nächsten Stadt und bitten um Almosen, welches ihnen niemals verweigert wird, wenn auch der russische Kaufmann sie mit kleiner Scheidemünze abfindet. In dem letzten Jahre ist von St. Petersburg aus wiederholt versucht worden, die Klöster zur Entfaltung einer größeren Thätigkeit zum Besten der unteren Volksklassen zu drängen. So hat es der Synod wiederholt als dringend wünschenswert bezeichnet, daß bei allen Klöstern Freischulen für arme Kinder eingerichtet werden, und erörtert neuerdings wieder den Plan, bei allen Klöstern unentgeltliche Volksbibliotheken anzulegen. Aber derartige Fragen sind schon so oft erörtert und wieder fallen gelassen worden, daß man wenig an die Verwirklichung der Pläne glaubt. Der Umstand, daß in vielen, namentlich in kleinen Klöstern das Gros der Klosterinsassen aus recht ungebildeten Leuten besteht, die mit Mühe lesen und schreiben können, ja daß es vereinzelt selbst Klostervorsteher gibt, denen jede Bildung abgeht, trägt wohl viel dazu bei, daß die Klöster selbst auf alle von St. Petersburg kommenden Anregungen so wenig geben.

Diese Verhältnisse halten aber die orthodoxen Kreise Rußlands durchaus nicht davon ab, für eine „religiöse Erweckung" zu schwärmen, deren stärkster Impuls die Eröffnung der Reliquien des heiligen Feodossi von Uglitsch sei. Im letzten Hefte der „Missionerskoje Obosr." wird von der Wirkung erzählt, welche die Eröffnung der Reliquien dieses Heiligen auf die „Altgläubigen" ausübte. Voll Mißtrauen sandten diese einige Deputationen mit offiziell beglaubigten Vollmachten zur Feier der Eröffnung der Reliquien nach Tschernigow. Hier waren Lehrer und Vorleser von den Altgläubigen des Gouvernements Wladimir, von der Pomoren- und Belopopowzen-Sekte, aus dem Kuban-Gebiet (Staniza Protschnookoskaja), aus dem Lande des Donischen Kosakenheeres und von den Raskolniken der österreichischen Sekte erschienen.

Sie wandten sich an den Bischof Antoni von Tschernigow und den Erzbischof Joanniki von Kiew mit der Bitte, daß die Gebeine vor ihnen eröffnet würden, damit sie sich von ihrer Unverwestheit überzeugen könnten. Ihre Bitte ward gewährt. „Am 10. September nahmen nach der Liturgie und dem gottesdienstlichen Gesange die Deputierten der Raskolniken zusammen mit den Missionaren am Fuße des Sarges mit den heiligen Reliquien Aufstellung. Die Menge der Orthodoxen war zeitweilig entfernt worden und konnte kaum an sich halten. In vollem Ornat betrat der Bischof Pitirim die Erhöhung, auf welcher der heilige Sarg aufgestellt ist, begann die Decken abzunehmen und die Hände des großen Heiligen zu enthüllen. Totenstille trat ein, Furcht und Zittern kam über die Anwesenden und die Raskolniken. Der Reihe nach, einzeln und paarweise, traten die unter der schweren Krankheit des Unglaubens und Zweifels Leidenden heran, betrachteten lange und aufmerksam den unverwesten Körper, die entblößten heiligen Hände des heiligen Bischofs, der im neuen Sarge wie ein Lebender ruht. Oh Wunder, nicht nur die Handwurzeln, sondern auch die Finger und Nägel sind ganz und unbeschädigt, als ob der heilige Bischof nicht vor 200 Jahren, sondern vor 2—3 Tagen gestorben wäre. Auch die Füße des Heiligen betasteten die Ungläubigen; schlagend war die vom Erzhirten gegebene Erklärung, daß bei der Unverwestheit des ganzen Körpers und der Kleidung nur die Ferse eines Fußes zu Staub und Asche geworden sei, um das göttliche Gebot zu erfüllen: von Erde bist du genommen und zu Erde sollst du werden. . . . Die zu sich rufende Gnade berührte das Herz der Altgläubigen. Keiner von ihnen konnte sich der Erregung, der Reue- und Freudenthränen enthalten; fromm küßten alle die Gebeine, was sie früher nicht gethan hatten. Besonders rührend sprach sich der Übergang vom Unglauben und Zweifel zum vollen heißen Glauben an die Heiligkeit und Unverwestheit des neuen Heiligen bei den Raskolniken des Kuban-Gebiets aus: Mit Thränen und mit dem Gebetsstöhnen „jetzt glaube ich, Heiliger Gottes, verzeih meinem Unglauben" küßten sie die heiligen Gebeine und konnten sich lange vom heiligen Sarge nicht losreißen, auf den sie ihre Blicke geheftet hatten. Nachher telegraphierten sie sofort den Ihrigen und beriefen ihren Geistlichen nach Tschernigow. Über das Gesehene wurde ein Protokoll aufgenommen, welches von allen bezeugenden Raskolniken, vielen anwesenden Geistlichen und hochgestellten Personen unterzeichnet ward."

Ein beachtenswertes Urteil über die Armenier fällt der im Orient aufgewachsene und durch seine Schilderungen Palästinas rühmlichst bekannte Pastor L. Schneller in einer jüngst erschienenen Schrift. Er sagt: „Da in Jerusalem eine starke Armenierkolonie ist, die sich um ein uraltes Heiligtum schart, habe ich von Jugend auf viel mit ihnen zu thun gehabt. Wenn ich auf meine dortigen Erfahrungen und auf meine eigene Bereisung der westlichen armenischen Gebiete zurückblicke, so kann ich nur sagen, daß ich von keiner anderen orientalischen Nation so gute Eindrücke empfangen habe wie von den Armeniern. Ich habe sie nüchtern, mäßig und sparsam gefunden. Und darauf beruht neben ihrem kaufmännischen Geschicke ihr Wohlstand. Besonders wohlthuend ist die Wärme und Innigkeit ihres Familienlebens, die allgemeine Ehrfurcht vor dem Alter, die hohe, aber verdiente Achtung, welche ihre häuslichen, sittenstrengen und fleißigen Frauen seitens ihrer Männer und Söhne genießen, — das vollkommene Gegenteil von der widerlichen Haremswirtschaft ihrer türkischen Herren. Auch für das Evangelium habe ich sie besonders empfänglich gefunden. Schon um die Mitte des Jahrhunderts vertauschte der armenische Erzbischof Megerdisch seine hohe kirchliche Würde mit dem schlichten Beruf eines evangelischen Pastors unter seinen Landsleuten."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., Juni 1897. No. 6.

Thesen über das Problem der Rechtfertigung.

(Von P. W. Behrendt.)

A. Zur historischen Entwicklung des Problems.

1. Das Problem der Rechtfertigung ist mit dem Sündenfall in die Welt gekommen. Es ist also nahezu so alt als der Mensch selber.

2. Der Akt der Rechtfertigung hat demnach die Sünde als die tiefschmerzliche Verletzung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch zur Voraussetzung. Wer darum Sünde sagt, der muß auch die Rechtfertigung für notwendig erachten.

3. Daß die Rechtfertigung als Heilung des tiefen Sündenschadens stattfinde, ist sowohl der ausgesprochene Wille Gottes, als auch das herzliche Verlangen des Menschen, sofern dieser noch nicht zu weit vom rechten Wege abgekommen ist.

4. Auf dieses Verlangen seitens des Menschen muß die Entstehung der verschiedenen Religionen zurückgeführt werden. Religion und Rechtfertigung gehören also auf das engste zusammen.

5. Seit dem Sündenfall hat es je und je Menschen gegeben, welche sich sozusagen ihre Religion auf eigene Hand schufen — es sind die Heiden. Sie haben aber nichts Rechtes zustande gebracht, denn ihren Religions-Erzeugnissen fehlt nichts Geringeres als die rechte Anschauung von der Rechtfertigung.

6. Doch was dem Menschen bei aller Anstrengung unmöglich war, das that der barmherzige Gott, der sich dem einen auserwählten Volk, nämlich Israel, offenbarte und demselben mit der wahren Religion auch die rechte Rechtfertigungslehre schenkte.

7. Wie aber alles, was Gott schuf und gab, auf Entwicklung und Ausgestaltung angelegt war, so stand es auch um die Centralfrage der Rechtfertigung. Zwischen der Rechtfertigung des Alten und des Neuen Testaments ist ein Unterschied wie zwischen Verheißung und Erfüllung.

8. Diese Entwicklung hat nicht immer einen normalen Verlauf genommen. Wie so vieles im Religiösen, so hat sich auch die Rechtfertigung des Sünders vor Gott je und je große und grobe Entstellungen gefallen lassen müssen.

9. So hat sich, um nur ein Beispiel anzuführen, innerhalb des jüdischen Volkes die selbstgerechte Sekte der Pharisäer schwer an der

biblischen Rechtfertigungslehre versündigt. Von den verderblichen Folgen dieser Versündigung geben die Evangelien, wie auch der Römer- und Galaterbrief lautredendes Zeugnis.

10. Aber auch innerhalb der christlichen Kirche ist die Lehre von der Rechtfertigung durch den Katholizismus aufs tiefste geschädigt worden. Die nach Rom sich nennende Kirche artete schließlich zu einer großen Pharisäersekte aus und die Folgen dieser Ausartung waren die denkbar schlimmsten.

11. Sehr schade ist es, daß man auch in der protestantischen Kirche, resp. Kirchen, nicht immer die rechte Stellung zur Rechtfertigungsfrage eingenommen hat. Wie die einen sie mehr oder weniger gleichgültig behandelten, so wurde sie von andern geradezu für überflüssig erklärt.

12. Was den geschichtlichen Gang der Rechtfertigungslehre im speziellen betrifft, so ist hervorzuheben, daß auf denselben zwei Männer einen besonders großen Einfluß ausgeübt haben. Im apostolischen Zeitalter war es der Apostel Paulus, zur Zeit der Reformation war es Dr. Martin Luther.

13. Aber gerade das Werk dieser Gottesmänner erinnert daran, daß die Rechtfertigungsfrage von solcher Bedeutung ist, daß durch sie die verschiedenen Zeiten stark charakterisiert werden. Die Zeiten sind nämlich im kirchlichen Sinne arm, in welchen diese Frage mehr oder weniger in Vergessenheit geraten ist, aber die Zeiten sind groß, manchmal sogar epochemachend, in welchen sie eifrig diskutiert und auf das Leben angewendet wird.

14. Sieht man die vorliegende Frage selbst näher an, prüft man ihre Geschichte, und vergleicht man das, was früher oder später darüber gesagt wurde, so darf sie noch immer als ein Problem bezeichnet werden. Als solches erscheint sie der Forschung besonders dann, wenn sie wie das in diesen Thesen geschieht, mit andern wichtigen Lehrstücken, wie Taufe, Wiedergeburt, Bekehrung rc. in organische Verbindung gebracht wird.

B. Ein Beitrag zur Lösung des Problems.

15. Fassen wir nach diesem kurzen historischen Überblick die Rechtfertigung selbst ins Auge, so ergibt sich für uns folgende Definition: Die Rechtfertigung ist ein einmaliger Akt göttlicher Gnade, in welchem dem einzelnen Menschen durch den Glauben an Jesum Christum die Sünde vergeben und derselbe darauf bewußt in die Kindschaft Gottes aufgenommen wird. Dieses wichtige Ereignis ist der Art, daß der also Gerechtfertigte nicht nur von den einzelnen Stufen desselben erfahrungsmäßig weiß, sondern davon auch mittelst der Heiligung sein ganzes Leben hindurch Gewißheit behält.

16. Gehen wir nun auf die einzelnen Punkte dieser Definition näher ein, so ist zunächst zu sagen, daß der Akt der Rechtfertigung im Leben eines jeden Menschen vorkommen muß, wenn er anders ein Kind Gottes sein will. Auf Seiten Gottes ist es die Heiligkeit, auf Seiten des Menschen die Sünde, wodurch dieser Akt durchaus gefordert wird.

17. Dieser Akt göttlicher Gnade kann auch wirklich zum Vollzug kommen, aber nicht anders, als auf Grund des Verdienstes Christi. Christi Verdienst, sein Leiden und Sterben an des Sünders Statt, ist darum die gottgewollte Basis, auf welcher der Rechtfertigungsakt vor sich geht.

18. Was nun durch die Erlösung objektiv möglich gemacht ist, das muß auch subjektiv wirklich geschehen. Das den Rechtfertigungsakt göttlicherseits Vorbereitende heißt Erbarmen, das menschlicherseits Buße.

19. Indem der Sünder zu diesem subjektiven Moment gelangt, verläßt er den breiten und betritt er den schmalen Weg. Diese seine Lebenswendung wird kurzweg Bekehrung genannt. Die Bekehrung geht also dem Akte der Rechtfertigung voraus.

20. Die letzte Stufe zur Rechtfertigung bildet der Glaube als Vertrauen auf das Verdienst Christi. Wer hilfesuchend im Glauben zu Christo kommt, den kleidet er mit dem Kleide der Gerechtigkeit, mit welchem er vor dem heiligen Gott bestehen kann.

21. Wie sich nun der sündige Mensch in Buße und Glauben zu Gott nahet, so kommt ihm Gott mit Gnade und Erbarmen entgegen, damit um Christi willen, der aller Sünde, Schuld und Strafe getragen, der ganze Sündenschaden geheilt werde.

22. Da, wo sich die Gnade Gottes und der Glaube des Menschen begegnen, geht der Akt der Rechtfertigung vor sich, wobei dann der heilige Gott zu dem sündigen Menschen spricht: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben, und du bist ein Kind Gottes.

23. Dies letztere, nämlich die Zusicherung der Kindschaft Gottes, ist und bleibt im Rechtfertigungsakt das Höchste und Beste. Denn während die Vergebung der Sünden immer wieder geschehen muß, ist es an der einmaligen Erklärung: Sünder, du bist ein Kind Gottes, ein für allemal genug.

24. Wichtig ist nun, daß der also gerechtfertigte Mensch an seiner Rechtfertigung nicht zweifeln kann, da er alle Stadien derselben erfahrungsmäßig kennen gelernt hat. Wie ihn der heilige Geist durch die Gnadenmittel zu seiner neuen Lebensstellung berufen hat, so hat er ihn auch erleuchtet und ihm zur rechten Buße verholfen. Und so gewiß wie aus der Buße der Glaube an Christum hervorgegangen ist, so gewiß ist er auch gerechtfertigt worden.

25. Hier ist nun auch die rechte Stelle, wo das erste Sakrament, die heilige Taufe, mit der Centralwahrheit der Rechtfertigung organisch verbunden werden muß. Da der Mensch durch dieses Sakrament wiedergeboren wird, d. h. in eine neue Welt, nämlich in das Reich Gottes, versetzt wird, so muß es der Rechtfertigung vorangehen. Denn um sich als vollen Bürger eines Landes wissen zu können, muß man zuvor in demselben geboren sein.

26. Nach dieser Anschauung verhalten sich Taufe und Rechtfertigung zu einander so: Durch die heilige Taufe als Bad der Wieder-

geburt, wird der Getaufte ein Glied des Reiches Gottes, aber er steht einstweilen noch unter Vormundschaft. Erst durch den Akt der Rechtfertigung gelangt er zur Mündigkeit und damit auch zur vollen Bürgerschaft. Mit andern Worten: In der Rechtfertigung kommt der Mensch bewußt zu dem, zu welchem er bereits in der Taufe unbewußt gekommen war.

27. Durch die vorstehenden Sätze wird also der Irrtum des Baptismus, welcher die Taufe nach der Bekehrung setzt, Rechtfertigung und Wiedergeburt identifiziert, auf das Bestimmteste abgewiesen. Die Stadien, welche das neue Leben aufzuweisen hat, heißen in ihrer Reihenfolge nicht Bekehrung, Wiedergeburt etc., sondern Tauf-Wiedergeburt, Bekehrung, Rechtfertigung.

28. Solche Abweisung baptistischer Irrlehre muß auch deswegen geschehen, weil sich sonst sehr leicht menschliches Verdienst in den Akt der Rechtfertigung mischen könnte. Ganz gewiß ist der Mensch bei demselben, wie schon angedeutet wurde, thätig, aber in solcher Bethätigung soll kein Verdienst liegen, als habe er sich in irgend einem Grade mitgerechtfertigt, vielmehr soll alles auf die zuvorkommende Gnade zurückgeführt werden. Letzteres kann nur in ungetrübter Weise geschehen, wenn sich das subjektive Kindschaftsverhältnis der Rechtfertigung auf das objektive Kindschaftsverhältnis der heiligen Taufe gründet.

29. Die Kindertaufe ist darum der Taufe der Erwachsenen auch aus dem Grunde vorzuziehen, als sie besonders geeignet ist, von der Rechtfertigung alle pelagianischen Elemente fernzuhalten, denn hier wirkt die Gnade Gottes ohne alle Trübung und Einschränkung seitens dessen, der getauft wird. Und wenn dann später der als Kind Getaufte auch gerechtfertigt sein will, was allerdings etwas Gutes ist, so muß auch dies Gute auf die heilige Taufe zurückgeführt werden.

30. So angesehen ist und bleibt das Taufsakrament in seiner Objektivität das sichere Fundament, auf welches sich das subjektive Ereignis der Rechtfertigung in guten und schweren Tagen stellt. Luther hat darum mit Recht den guten Rat gegeben, daß man immer wieder auf die Taufe zurückgehen müsse, wenn irgend etwas im Glaubensleben wankend und schwankend werden wolle.

31. Neben diesem objektiven Moment steht auch noch ein subjektives, welches ebenfalls von dem vollzogenen Akt der Rechtfertigung gewisses Zeugnis gibt. Das ist der Friede dessen, der gerechtfertigt wurde, wie der Apostel sagt: Nun wir denn sind gerecht geworden, so haben wir Frieden mit Gott. Sobald nämlich das Wohlgefallen Gottes um Christi willen auf dem Sünder ruht, oder sobald der heilige Geist ihm Zeugnis von der Kindschaft Gottes gibt, sobald schmeckt er auch in Herz und Gewissen den Frieden Gottes.

32. Von der allergrößten Wichtigkeit ist nun aber, daß das, was der Mensch durch die heilige Taufe objektiv und in der Rechtfertigung subjektiv geworden ist, festgehalten, gepflegt und für das ganze Leben verwertet werde. Diese Aufgabe besteht in nichts anderem, als was

wir mit dem umfassenden Namen Heiligung bezeichnen. Diese muß durch das ganze Leben hindurchgehen und Gedanke, Wort und Werk durchdringen, wenn die durch Taufe, Bekehrung und Rechtfertigung gewonnene Stellung eines wahren Kindes Gottes soll behauptet werden. Erst das fleißig und treu geübte Heiligungswerk gibt mit Sicherheit zu erkennen, daß der Mensch nicht mehr ein Kind der Welt, sondern ein Kind Gottes ist.

33. Die Mittel zu diesem Werk findet der Gerechtfertigte ganz besonders in der Kirche. Diese sind das Wort Gottes und das heilige Abendmahl. Je treuer und gewissenhafter ein Mensch in der Kraft des heiligen Geistes unter Gebet und Flehen diese beiden Gnadenmittel gebraucht, desto mehr wird er auch in der Heiligung wachsen, so daß der neue Mensch mehr und mehr, wie zur Ausgestaltung so auch zur völligen Reife gelangt.

Text und Predigt in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu einander.

Von P. K. Kißling.

(Schluß.)

Ich glaube, die Wahrnehmung gemacht zu haben, daß die Form der Homilie vielfach aus Bequemlichkeitsgründen gewählt wird. Aber gerade das ist ein Zeichen, daß man sich das Wesen dieser Redeform nicht recht klar gemacht hat. Eine richtige, gediegene Homilie — nicht bloß das Reden und Wortemachen über die einzelnen Verse des Textes, wobei man in einer halben Stunde auf die entlegensten, verschiedensten Dinge zu sprechen kommt, sondern die homilienartige Durchführung eines leitenden Grundgedankens — erfordert viel mehr Kunst und Geschicklichkeit und Arbeit als eine synthetische Predigt, sowohl zum Halten als zum Hören. Namentlich unsern Verhältnissen gegenüber kann ich mich für die Homilie nicht erwärmen. Die Zuhörer hören wohl viel, aber sie wissen am Ende nicht recht, was sie gehört haben. Darum unterschreibe ich Harms Urteil: Die Homilie macht voll, aber nicht satt. Eine Predigt, bei welcher der Hauptinhalt in eine klare, einfache, übersichtliche Disposition zusammengefaßt ist, ist für unsere Durchschnittszuhörer viel leichter behältlich und verständlich, als eine Homilie. Gerade darauf muß es uns doch vor allen Dingen ankommen. Die Homilie mag, meines Bedünkens, gut sein bei anerkannten, homiletischen Meistern und vor einem denkgewohnten Zuhörerkreis. Wo aber diese Voraussetzungen nicht zutreffen, würde ich der synthetischen Predigtweise immer den Vorzug geben, trotzdem daß diese Predigtweise mir gegenüber einmal „ein alter Zopf“ genannt wurde. Denn bei der Predigt kommt es darauf an, einen Hauptgesichtspunkt, der sich aus dem Text ergibt, zur Durchführung zu bringen. Darum erscheint es mir auch nicht als eine unbedingt notwendige Forderung, daß der Text in einer Predigt jedesmal vollständig nach allen Seiten hin behandelt und, soweit das überhaupt möglich ist, erschöpft werden soll, wie diese

Forderung von manchen Homiletikern gestellt wird. Predigt man über freie Texte, so wird es sich allerdings von selbst verstehen, daß man nur einen solchen Text wählt, den man vollständig zu behandeln im Sinn hat und imstande ist. Predigt man über die Perikopen, so wird man gut thun, schon um der Gemeinde willen, den ganzen Text zu verlesen, auch wenn man nicht beabsichtigt, denselben in allen seinen Teilen zur Sprache zu bringen. Bei der Predigt handelt es sich nicht darum, den ganzen Text zu behandeln, was bei manchen Perikopen wegen ihres großen Stoffreichtums ohne schädliche Überbürdung und allzugroße Ausdehnung der Predigt, und bei manchen Episteltexten, wo die entlegensten Gegenstände zu besprechen wären, überhaupt nicht ohne große Künstelei geschehen könnte, sondern die Hauptsache ist, einen oder einige Hauptpunkte, die wir dem Text entnehmen, den Zuhörern klar und deutlich und unvergeßlich ins Herz zu prägen. Dazu gehört aber eine verständliche, logisch wohlgeordnete Disposition. Funcke erzählt einmal, er habe an einem Sonnabend einen jungen Amtsbruder in Thränen gefunden. Der habe ihm geklagt: „Da liegen drei Bogen, alle vollgeschrieben, wie du siehst, und alles Geschriebene wieder durchgestrichen; es sind lauter Versuche, ein anständiges Thema und eine logische Einteilung fertigzustellen. Seit vier Stunden quäle ich mich damit und nun ist mir aller Mut vergangen.“ Funcke gab ihm zur Antwort: „So laß doch den ganzen Bettel! Was frage ich nach einem Speisezettel, wenn ich nur ein gutes Mittagessen habe, und was nützt mich das brillanteste Menu, wenn die Speisen selbst nichts taugen?“ Ganz recht. Aber wie viel auf einen appetitlich hergerichteten Eßtisch, auf hübsch und geschmackvoll arrangierte Speisen ankommt, wenn man sich's mit Lust will schmecken lassen, weiß auch ein jeder und man wird auch umgekehrt sagen können: Was helfen die besten Speisen, wenn sie unordentlich angerichtet und appetitvertreibend durcheinander gemengt sind? Spurgeon illustriert das sehr gut, wenn er in seinen "Lectures to my Students" sagt: „Von dem Tage an, an dem ich mit einem Korbe nach dem Laden geschickt wurde, wo ich ein Pfund Thee, ein Viertel Pfund Mostrich und drei Pfund Reis kaufte und auf meinem Weg nach Hause eine Koppel Jagdhunde sah und es für nötig hielt — wie ich es immer als Knabe that — ihnen über Hecken und Gräben nachzulaufen und dann, als ich nach Hause gekommen war, fand, daß alle die Artikel — Thee, Mostrich und Reis — in einen schrecklichen Brei verwandelt worden waren, habe ich eingesehen, wie nötig es ist, daß ich meine Gegenstände in gute, feste Packete einwickle und sie mit dem Faden meiner Predigt zubinde, und dies veranlaßt mich, bei erstens, zweitens und drittens zu bleiben, wie wenig diese Methode auch jetzt in der Mode sein mag.“ Soll aber eine solche Predigtweise ihren Zweck erfüllen, so darf das Thema nicht etwa eine bloße Überschrift sein, wie: „Vom barmherzigen Samariter,“ „Von den zehn Aussätzigen,“ und die Teile dürfen nicht inhaltsleere Angaben sein, bei denen der Zuhörer sich nichts denken kann, etwa: was ist der Grund dieser oder jener Erscheinung,

und: welche Lehre folgt für uns daraus, sondern der Hauptinhalt des Textes muß in möglichst einfacher, klarer, leichtbehältlicher Form ausgesprochen werden, so daß es einem einigermaßen aufmerksamen und verständigen Zuhörer möglich ist, auf Grund der Disposition sich an die Hauptsache der gehörten Predigt zu erinnern.

Wir haben bis jetzt den Text und die Predigt immer nur in ihrem gegenseitigen Verhältnis betrachtet, wie es sich aus dem Begriff der evangelischen Predigt ergibt, ohne anderweitige Einflüsse, welche nicht direkt in diesem Begriff enthalten sind, und doch der Predigt ihre charakteristische Färbung verleihen, in Rechnung zu ziehen. Bei der Anwendung finden nämlich verschiedene Modifikationen statt, je nachdem die Gemeinde ist, der, oder die Zeit, in der wir predigen. Jede Gemeinde hat ihre Eigentümlichkeiten, ihr charakteristisches Gepräge, im Guten wie im Schlimmen. Diese Besonderheiten wollen berücksichtigt werden, wenn man etwas wirken will, und wer sollte das nicht wollen? Eines schickt sich nicht für alle. Auch ein und dieselbe Predigt taugt nicht überall und allezeit. Sie kann wahr, schön, biblisch, textgemäß sein, und doch ist sie im einzelnen Fall für die betreffende Gemeinde unter den besonderen Verhältnissen verfehlt oder doch wenigstens nicht das, was sie sein sollte. Es ist im Grunde genommen ebenso verkehrt und dem Thatbestand nicht entsprechend, unsere Gemeinden mit Schleiermacher für lauter Christen zu halten und die Predigt demgemäß einzurichten, als sie für reine Heiden anzusehen, die erst durch uns bekehrt werden müßten. Jede Gemeinde hat ihre besonderen Sünden, Laster, die besonders stark hervortreten, sei es Trunksucht oder Unzucht, Geiz oder Selbstgerechtigkeit. Und solche Zustände dürfen in der Predigt nicht unberücksichtigt bleiben. Die Anwendung hat bei passender Gelegenheit speziell den Finger auf diese besondere Wunde zu legen, sie der Gemeinde zum Bewußtsein zu bringen und in Ernst und Liebe sie zum rechten Arzt zu weisen und zur Heilung dringend aufzufordern. Freilich gerade in diesem Stück ist große Weisheit und Vorsicht nötig, um nicht aus übel ärger zu machen. Vor ungeistlichem Schelten und Poltern, vor Feuer vom Himmel fallen lassen, weil man nicht bedenkt, wes Geistes Kind man ist, vor taktlosem, beleidigendem Persönlichwerden hat man sich sehr zu hüten. Blinder Eifer schadet nur. Manchem ungeistlichem Eifern, manchen Donnerskindern, die andere richten, ehe sie sich selbst gerichtet haben, gilt des Herrn Wort an Petrus: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen.“ Es ist sehr schwer und es gehört viel Selbsterkenntnis und Demut dazu, um die Wahrheit in Liebe zu sagen. Ganz besonders sei vor dem: zu oft und zu viel gewarnt. Bei geeigneter Gelegenheit, wenn es der Text mit sich bringt, nehmen die Gemeinden ein ernstes, treugemeintes, liebreiches Wort gerne an, namentlich wenn sie spüren, daß ihr Pastor es gut meint und daß es ihm nur um ihr Seelenheil zu thun ist und daß er selber seiner eigenen Sünden nicht vergißt. Aber fort und fort mit dem Stab Weh unter seine Gemeinde-

glieder zu schlagen, an ihnen kein Haar Gutes zu lassen, so daß sie den Eindruck bekommen: unser Pastor weiß nichts als zu schimpfen, heute hat er es wieder zu arg gemacht, das ist der beste Weg, dem Evangelium und der Sündenerkenntnis den Eingang in die Herzen der Leute zu verschließen und sie statt demütig und bußfertig, vielmehr rebellisch zu machen, daß sie sagen: das sind unsere Sachen, das geht den nichts an. Er soll vor seiner Thüre kehren. Alle unsere speziellen Ermahnungen müssen sich ungezwungen aus dem Text ergeben, sie dürfen nichts anderes als Textanwendung sein und müssen mit ausdrücklicher Berufung auf den Text gemacht werden, so daß die Leute sehen, daß wir nicht aus Lust am Tadeln und aus persönlicher Gereiztheit heraus reden, sondern als Diener Gottes, deren erste Pflicht und heiligste Aufgabe es ist, das Wort Gottes als nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit auszulegen. Aber jede Gemeinde hat auch ihre guten Seiten, nicht bloß Schatten, sondern auch Licht. Es wäre traurig, wenn es nicht so wäre. Auch die Gelegenheit, Rühmenswertes an der Gemeinde anzuerkennen, soll der Pastor nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Je weniger und je seltener vielleicht Veranlassung dazu da ist, desto mehr sollen wir uns freuen, wenn wir Grund haben, unsern Gemeinden auch ein Wort der Anerkennung zu sagen, um sie anzuspornen, immer völliger zu werden, damit sie merken, daß wir nicht nur Augen für das Schlechte, für die Sünde, sondern auch für das Gute haben. — Auch besondere Gemeindeverhältnisse und Zeitverhältnisse, besondere Ereignisse, die die Gemüter bewegen und die Herzen mit Unruh und Sorge, oder mit Freude erfüllen, darf ein treuer, besorgter Hirte nicht unberücksichtigt lassen. Wenn Gott der Herr in Freude oder Leid innerhalb der Gemeinde oder der Kirche oder der Völkerwelt zu den Menschen spricht, so darf diese Sprache in der Predigt nicht ignoriert werden. Der Pastor hat in diesem Fall den Dolmetscher Gottes zu machen. Freilich ist auch hier vor einem Übermaß zu warnen. Aber mit dem Worte Gottes müssen alle Verhältnisse beleuchtet werden. Das, was alle Köpfe und Herzen erfüllt, wovon sie selbst im Gottesdienst nicht loskommen, darf auf der Kanzel nicht totgeschwiegen werden. Ein Pastor, der etwa in der gegenwärtigen schweren Zeit, wo, wenigstens bei uns, viele Gemeindeglieder ohne Arbeit sind und mit Sorgen der Nahrung zu kämpfen haben, der etwa über das „Sorget nicht“ oder ein ähnliches Wort predigen würde, ohne die sogenannten schlechten Zeiten zu erwähnen und gerade dem bestimmten Fall gegenüber tröstend, ermunternd, aufrichtend zu reden, der würde ganz gewiß seine Pflicht nicht erfüllen. Solch spezielles Eingehen auf die Zeitverhältnisse ist durchaus nicht jeden Sonntag nötig, aber so oft es der Text mit sich bringt. Auch solche Predigten müssen textgemäß sein. Gottes Wort muß in seiner Geltung, in seiner Bedeutung, in seiner Kraft auch für unsere Zeit und für die Menschen und Verhältnisse in unserer Zeit aufgezeigt werden. Das ist's, was man unter einer praktischen Predigt versteht. Aber wie steht es mit der Politik? Darf sich der Pre-

diger auch damit befassen? Wenn wir unsere Gemeindeglieder um ihre Meinung fragen, so werden wir wohl meistens die Antwort bekommen: „Der Pastor soll das Evangelium predigen, die Politik gehört nicht auf die Kanzel." Aber dieser oft gehörte Satz beruht auf einem Mißverständnis. Evangelium und Politik werden hier in einen unvereinbaren Gegensatz gestellt. Diese weitverbreitete Meinung entspringt der ebenso weitverbreiteten Ansicht, daß der liebe Gott und der Herr Christus nur in die Kirche und auf die Kanzel gehören, aber vor der Kirchthüre nichts zu suchen und in das sonstige Leben und Treiben in der Welt nichts dreinzureden habe. Aber wenn, wie bereits hervorgehoben, das Evangelium alle Verhältnisse des Lebens beleuchten und durchdringen, wenn es die alles beherrschende Macht unseres Lebens sein soll, so darf von diesen Verhältnissen auch die Politik im rechten Verstand nicht ausgeschlossen werden. Im rechten Verstand, sag ich. Der Pastor darf kein Parteimann sein. Er mag seine politische Überzeugung haben und derselben am Stimmkasten Ausdruck verleihen. Aber in unseren Gemeinden, in denen die verschiedenen politischen Parteien vertreten sind, öffentlich, wie dies viele englische Prediger thun, Partei zu nehmen und die politischen Fragen vom Parteistandpunkt aus zu besprechen, ist taktlos und unrecht und richtet nur Verbitterung an. Dabei könnte es einem da leicht gehen, wie einem englischen Prediger unserer Stadt nach der letzten Wahl. Derselbe war ein gewaltiger Politiker und hielt sowohl in der Kirche als auch im Theater glänzende Reden zu Gunsten Bryans. Nun in der gleichen Nacht, als die Nachricht von dem republikanischen Sieg eingetroffen war, hingen ein paar lose Vögel dem betreffenden Pastor einen Trauerflor an die Thüre. Was Freiligrath vom Dichter sagt, das gilt erst recht von einem Pastor, „er steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei." Aber von diesem höhern, unparteiischen Standpunkt aus an der Hand des göttlichen Wortes die politischen Verhältnisse zu beleuchten, zum Gehorsam gegen die Obrigkeit aufzufordern, vor dem Räsonnieren über die Obrigkeit, über die hohen Steuern &c. zu warnen, ist nicht nur erlaubt, sondern geradezu Pflicht. Freilich kann man auch bei aller Vorsicht und bei aller Neutralität diesen oder jenen eifrigen Parteimann vor den Kopf stoßen. So blieb einmal ein sonst wohlgesinnter, sehr kirchlicher Mann ein volles halbes Jahr dem Gottesdienst fern, aus keinem andern Grunde, als weil ich in einem Wahljahr am Schlusse des Danksagungsgottesdienstes für den neuerwählten Präsidenten gebetet hatte. Der Mann behauptete, ich würde das Gebet unterlassen haben, wenn der betreffende Präsident einer anderen, seiner Partei angehört hätte. Er war nur sehr schwer davon zu überzeugen, daß ich nur eine einfache, selbstverständliche Christenpflicht erfüllt habe.

Ferner kommen hier die Feste des Kirchenjahrs in Betracht. Hier steht allerdings die Festidee im Vordergrund und der Pastor wird gut thun, seiner Festpredigt einen Text zu Grunde zu legen, welcher die Festidee am besten, am unmittelbarsten und klarsten zum Ausdruck

bringt. Die Predigt darf an einem solchen Tage nicht bloß Textauslegung an sich sein, sondern eine Auslegung, die durch den Festgedanken normiert und modifiziert wird. Der Text wird sozusagen durch die Festidee ausgelegt. Eine Predigt über den Einzug Jesu in Jerusalem wird am Adventsfest einen ganz anderen Charakter haben als am Palmsonntag. Beide Predigten werden gewiß total verschieden ausfallen und beide Predigten können sehr textgemäß sein. Die Gemeinde bringt schon eine Feststimmung und Festerwartung mit ins Haus Gottes. Und der muß entsprochen werden. Und zwar in einer der Erwartung der Festgemeinde entsprechenden Art. Ich möchte bei dieser Gelegenheit vor zu viel Apologetik in unsern Festpredigten warnen. Daß dieser Gegenstand nicht außerhalb meines Themas liegt, erhellt schon daraus, daß solche Predigten, wie ich sie hier im Sinne habe, wie wir sie oft zu hören Gelegenheit haben und selber in Versuchung stehen, solche zu halten, ganz entschieden nicht textgemäß sind. Vor Jahren war es mir nach vielen vergeblichen Versuchen gelungen, einen seit Jahren der Kirche entfremdeten Mann zu bewegen, mit mir am Osterfest einem Gottesdienst in unserer Vaterstadt beizuwohnen. Als wir an Ort und Stelle angekommen waren, war die geräumige Kirche bereits bis auf den letzten Platz gefüllt, wir konnten nur noch mit Mühe einen Stehplatz erobern. In der Osterpredigt, die von einem der ersten Geistlichen der Stadt gehalten wurde, reihte sich ein Beweis an den andern, daß Jesus wirklich von den Toten auferstanden sei. Als wir nach beendigtem Gottesdienst die Kirche verlassen hatten und ich bei meinem Begleiter nach dem Eindruck forschte, den die Predigt auf ihn gemacht habe, erhielt ich die Antwort: „Ich werde sobald nicht wieder eine Kirche betreten. Ich bin hieher gekommen, um eine Osterpredigt zu hören, um Ostern zu feiern, statt dessen wurde mir bewiesen, was mir schon in meiner Jugend als Glaubensartikel eingeprägt wurde. Ein christlicher Prediger hat die Wahrheit der Auferstehung Christi vorauszusetzen und nicht zu beweisen." Das sagte ein Mann, der der evangelischen Wahrheit innerlich ziemlich fern, ja ungläubig gegenüberstand, der aber doch fühlte, daß vom christlichen Standpunkt aus das keine angemessene kirchliche Festfeier war. Und ich glaube, seine Kritik ist sehr berechtigt. Derartige Predigten müssen bei den Zuhörern notwendig den Eindruck hervorrufen, daß es um die Sache und um die Wahrheit des Evangeliums doch nicht zum besten stehe, wenn der Pastor so viel Mühe darauf verwendet, sie vor dem Verstand zu rechtfertigen. Es ist gewiß ein Unrecht, wenn die Gemeinde vielleicht eben gesungen hat; Jesus, meine Zuversicht, Und mein Heiland ist im Leben, Dieses w e i ß i ch, und nun kommt der Pastor hinterher und sucht den Leuten des Längeren und Breiteren zu beweisen, was sie doch eben im Gesang als ihr seligstes Wissen bekannt haben, und läßt sie, wenn auch nur sekundenlang, befürchten, daß das Resultat der Untersuchung ihre ganze Feier zur Narrheit mache. Die Gemeinde will feiern und in der Predigt erwartet sie und hat ein Recht zu erwarten den rechten Aus-

druck für diese Feier. Die Evangelisten geben sich nirgends mit Beweisen ab. Sie erzählen die großen Heilsthatsachen schlicht und einfach ohne weitere Zusätze. Auch der Apostel Paulus beweist 1 Kor. 15 die Wahrheit der Auferstehung Christi nicht. Er sagt nur, was wir ohne die Auferstehung Christi wären und was wir durch sie geworden sind. Er stellt einfach ohne weitere Argumente den gewaltigen Satz hin: „Nun aber *ist* Christus auferstanden von den Toten.“ Zudem sind derartige Auslassungen meistens ein Windmühlenkampf. Man streitet mit Feinden, welche gar nicht da sind, man beweist Dinge, die noch niemand bezweifelt hat, oder veranlaßt geradezu diesen oder jenen seiner Zuhörer, der diesen Auseinandersetzungen gar nicht mit Verständnis zu folgen vermag, zum zweifeln, man weckt in ihm Gedanken, auf die er überhaupt von sich selbst gar nicht gekommen wäre. In einer weitverbreiteten homiletischen Zeitschrift findet sich ein ausführlicher Entwurf über das Osterevangelium mit folgender

Disposition:

Die große Osterbotschaft: Der Herr ist auferstanden.

Ich will I. die Wahrheit dieses Evangeliums beweisen;
II. den Trost predigen, welchen es enthält.

Als Beweis für die Auferstehung Jesu werden hier angeführt: zuerst die Schrift: Viele haben den Auferstandenen gesehen, dann der Gang des Evangeliums durch die Weltgeschichte, ferner die Märtyrer und endlich die Sehnsucht in des Menschen Brust nach der Ewigkeit und nach dem Wiedersehen der Verstorbenen. Aber alle diese Punkte sind doch nur beweisend für Christen, die überhaupt keines Beweises bedürfen. Ein Zweifler oder Ungläubiger wird durch solche Argumente sich schwerlich aus seiner zweifelnden oder ungläubigen Position bringen lassen. Das ist überhaupt keine Textauslegung und ist nicht der Ausdruck einer wirklichen *Feier*. Die Freudigkeit zu einer Feier ruht auf der über alle Zweifel erhabenen Wahrheit der Festthatsache. Einer Christengemeinde, die zu einer Osterfeier im Hause Gottes zusammengekommen ist, die Auferstehung Christi beweisen zu wollen, ist ungefähr dasselbe, als wenn bei der kürzlich abgehaltenen Melanchthonfeier ein Redner das Bedürfnis gefühlt hätte, den Feiernden zu beweisen, daß Melanchthon nicht etwa eine Mythengestalt, sondern eine historische Persönlichkeit, und seine Mitwirkung am Reformationswerk keine zweifelhafte Sage, sondern Thatsache sei. Wie überhaupt beim Disputieren nichts herauskommt, so ist gewiß durch solche Kanzel-Apologetik und Polemik noch kein Mensch überzeugt und bekehrt worden. Daß bei Gelegenheit ein kurzes Wort der Abwehr nach links und rechts gesprochen wird, daß auch manche Punkte zur Glaubensstärkung der Gemeinde in ihrer Glaubwürdigkeit aufgezeigt werden, soll nicht verwehrt werden, aber nicht so, als ob von unseren Beweisen die Wahrheit des Evangeliums abhinge, sondern allen Gegnern und Bezweiflern des Evangeliums muß einfach, klar und bestimmt die Größe, Herrlichkeit und Unerschütterlichkeit der christlichen Wahrheit entgegengestellt wer-

den. Wir haben einfach die in der Schrift niedergelegte christliche Wahrheit unsern Gemeinden zu verkündigen und dem heiligen Geist zuzutrauen, daß er das Gesagte an den Herzen der Zuhörer als Wahrheit legitimieren werde, auch ohne unsere oft sehr zahme Schwertstreiche gegen Andersdenkende. Das gilt überhaupt für alle unsere Predigten. „Ein origineller Christ,“ erzählt Funcke, „kam aus der Kirche und wurde gefragt, ob er sich erbaut habe?“ Antwort: „Die Predigt war sehr schön und orthodox und der Pastor voll heiligen Zorns. Er hat erst den bösen Darwin totgemacht; darauf Hegel und Schleiermacher mit wirklichen oder vermeintlichen Keulenschlägen bearbeitet. Darauf hat er sich mit dem Zeitgeist und mit dem Protestantenverein herumgeschlagen; — ich aber und die armen Dienstmädchen, Schneider und Handschuhmacher, desgleichen die Hausfrauen, die sich abgehetzt hatten, um noch glücklich in die Kirche zu kommen, — wir warteten auf Brot vom Himmel, aber es kam nicht. Wir gingen hungrig heim und waren ärmer, als wir vorher gewesen waren.“ Auch für Festpredigten gilt, daß sie textgemäß sein, den Textinhalt zur Darstellung bringen und dem betreffenden Fest gemäß angewendet werden müssen, nur muß der Text auch dem Fest entsprechend gewählt sein. Gerade dieser enge Anschluß an das gewählte Textwort bewahrt vor Monotonie, führt der Predigt neuen Stoff zu, lehrt dem Festinhalt neue Seiten abgewinnen.

Zum Schluß seien hier noch ein paar Worte über die Kasualreden gesagt. Daß auch da ein spezielles Schriftwort als Text nicht fehlen darf, versteht sich nach der die vorliegende Arbeit beherrschenden Grundanschauung von selbst. Die Schrift ist der feste Boden, auf dem wir stehen, auf dem allein wir uns sicher bewegen. Zugleich muß es uns doch wünschenswert sein, uns mit der höchsten Autorität, die es für uns gibt, decken zu können. Eine Rede ohne Text hat kein Fundament und steht in der Luft. Es verführt zu sentimentalem Gerede, zu faden Gemeinplätzen ohne Salz und ohne Kraft. Wenn, wie es dann und wann vorkommt, eine derartige Rede an einen Liedervers angeknüpft wird, so wird doch dieser Vers, wenn es eine christliche Rede sein soll, einen biblischen Inhalt haben. Warum diesen Inhalt zum Text nehmen? Eine Kasualrede, bei welcher Veranlassung sie auch gehalten werden mag, muß eine Textauslegung sein, die auf den speziellen Fall angewandt wird. Haben wir an einem Sarg zu reden, so dient uns schon der Text als Ausweis, daß wir nicht in unserem eigenen Namen, sondern im Namen und Auftrag eines Höheren zu reden haben. Zugleich gibt ein bestimmtes Gotteswort unserem Trost, unserer Mahnung den rechten Grund. Und auch unsere speziellen Ausführungen, die dem Einzelfall, dem Kasuellen gerecht werden wollen, werden nur so unter den allein zulässigen Gesichtspunkt gestellt und erscheinen in ihrer Berechtigung und rechten Würdigung. Solche persönliche Eigenschaften, Erlebnisse, Personalien des Verstorbenen, welche nicht irgendwie unter einen biblischen, unter einen christlichen Gesichtspunkt gebracht und betrachtet werden können, dürfen überhaupt in einer Leichenrede keine

Verwendung finden. Denn das ist ja eben unsere Aufgabe — das gilt für jede Kasualrede — den betreffenden Kasus mit dem Worte Gottes zu beleuchten und daraus Trost, Rat, Mahnung, Warnung zu schöpfen. Wo das nicht angängig ist, ebenso auch, wo man über den betreffenden Fall so gut wie nichts, oder wenigstens nichts Sicheres und Bestimmtes weiß, da hat man sich, um nicht — welche Gefahr bei Leichenreden sehr nahe liegt — als verächtlicher Lobredner oder als Eiferer und Tadler ohne Grund und Recht dazustehen — einfach auf Erklärung und Anwendung des Textes zu beschränken. So allein behält man ein gutes Gewissen und fällt nicht unter das Urteil des Wortes: Leichenreden sind Lügenreden. Wir stehen überall — sei's auf der Kanzel oder am Sarg, am Taufstein oder am Traualtar — im Namen Gottes da und haben Gottes Botschaft, sei's Mahnung oder Tröstung oder Verheißung, den Menschenkindern auszurichten. Die Berufung darauf allein gibt unserer Rede Autorität und Kraft und Nachdruck. Kurz, unser Beruf als Zeugen Gottes ist es, immer und überall das, was wir gesehen, was wir gehört, was wir erfahren haben vom Wort des Lebens, in rechter Weise denen zu verkündigen, die unserer Pflege anvertraut sind, nicht als eine tote Notiz, sondern so, daß auch sie dieses Lebens teilhaftig werden. Aber das bewirkt allein das Wort und nichts als das Wort recht geteilt und recht gelehrt und recht angewendet. So schließe ich mit einem Wort von Max Frommel: „Wahre Predigt ist nichts anderes, als das durch die Persönlichkeit des Predigers hindurchgegangene Schriftwort, von ihm im Glauben angeeignet, an dem Schriftverständnis der Kirche bereichert, auf die Gemeinde angewandt, um nun andern wieder zum Verständnis und zur Aneignung zu verhelfen."

Die Schriftdenkmäler Assyriens und Babylons und das Alte Testament.

Von P. L. Haas.

Die Schriftdenkmäler Assyriens und Babylons und deren Erforschung und Entzifferung sind nicht bloß dem gemeinen Manne, sondern auch dem im praktischen Amte stehenden Pastor so fremd und ferne liegend, daß ohne Zweifel die allermeisten Amtsbrüder sich mit diesem Gegenstand noch wenig beschäftigt und es den Orientalisten überlassen haben, in die scheinbar unergründlichen Geheimnisse dieser Schriftdenkmäler einzudringen. Ist ja doch überhaupt erst seit 40—50 Jahren nur ganz allmählich der dichte Schleier gehoben worden, der über diesen uns so fremdartig anmutenden Keilschriften ausgebreitet war. Ganz natürlich ist es, daß die aus den entzifferten Keilschriften verbreiteten Enthüllungen eine sehr geteilte und zum Teil mißtrauische Aufnahme fanden. Das Mißtrauen, das namentlich die bibelfeste Geistlichkeit diesen Enthüllungen entgegenbrachte, gründete sich nicht nur darauf, daß, im Blick auf die unendlichen Schwierigkeiten der Keilschriften, Zweifel wohl entstehen konnten bei Nichteingeweihten, ob auch die Lö-

sung der vorliegenden Rätsel wirklich derart sei, daß man in deren Richtigkeit Vertrauen setzen könnte. Vielmehr hat ja besonders der Rationalismus und die negative Kritik gehofft, aus den Keilschriften Kapital schlagen zu können zur Diskreditierung der althebräischen, biblischen Urkunden. Diese Tendenz des Unglaubens, welcher jeder Fund willkommen ist, der anscheinend der Bibel widerspricht, und der jeder derartige Fund viel ehr- und glaubwürdiger erscheint, als alles, was die Bibel davon sagen mag, — sie hat ohne Zweifel sehr viel dazu beigetragen, daß man von bibelgläubiger Seite sich mehr vorsichtig ablehnend verhielt gegen alle Enthüllungen, welche aus keilschriftlichen Funden gemacht und veröffentlicht wurden.

Die Quellen, aus welchen sichere und zusammenhängende Einsichten in den Stand der Ergebnisse der Forschungen in den Keilschriften zu gewinnen sind, sind auch jetzt noch sparsam und neueren Datums. Nur in Spezialwerken der letzten Jahrzehnte läßt sich etwa durch gründliches Spezialstudium eine genaue Einsicht gewinnen in den Gang und Stand dieser eigenartigen Sprachforschung. Sammelwerke älteren Datums, wie Herzogs Realencykl., 1. Aufl., Meyers Konversations-Lexikon, 2. Aufl., gewähren nur magere Auskunft über diesen Gegenstand, und selbst Riehms Wörterbuch faßt in dem Artikel über „Assyrien" die Auskunft über die Keilschriften so kurz zusammen, daß ein Nichteingeweihter nachher nicht viel mehr davon weiß als vorher.

Die Ergebnisse, welche jene Forschungen zu Tage gefördert haben, sind indes derart, daß auch für den bibelgläubigen Christen, und noch mehr für den Pastor, es nicht wohl angeht, ganz und gar sie zu ignorieren; es gilt vielmehr Stellung dazu zu nehmen und sich über die Frage klar zu werden: Was ergibt sich aus den entzifferten Keilschriften in Bezug auf die in der Bibel enthaltenen Überlieferungen bezüglich jener Länder Assyrien und Babylon? Ferner: Wie verhält sich der Gedankeninhalt, der sittliche und religiöse Gehalt jener Schriften zu dem der hebräischen Urkunden, der Bibel? Eine gewisse Kritik wollte ja die ganze alttestamentliche Religion und Sittlichkeit Israels als abgeleitet oder entlehnt von Nachbarvölkern, oder als nicht wesentlich verschieden davon, und als ohne göttliche Offenbarung entstanden, darzustellen suchen. Solche und ähnliche Fragen müssen uns dahin bringen, zu sehen, was aus den Keilschriften sich für oder gegen die hebräischen Urkunden ergeben hat oder zu ergeben scheint.

I. Das veranlaßt uns zunächst, eine gedrängte Darstellung zu versuchen, wie weit die Erforschung der Keilschriften z. Z. gediehen ist.

Dabei wird zunächst die geschichtliche Entwicklung dieser eigenartigen Forschung voranzustellen sein, allerdings in möglichster Kürze. Die Fundorte der die Keilschriften tragenden Wände, Säulen, Figuren, Statuen 2c. sind zu suchen in den Ruinen der Hauptstädte der alten Reiche von Persien, Assyrien und Babylon; d. h. in den Trümmern von Persepolis, Ninive (und Umgebung in weitem Umkreis) und Babel. Auch sonst sind einzelne Keilinschriften hie und da zerstreut gefunden

worden. Die erste Etappe in der Entzifferung dieser Schriften wurde erreicht durch die Inschriften, welche Karsten Niebuhr 1768 in Persepolis sorgfältig kopierte und nach Europa brachte. Allerdings war anfänglich die Ratlosigkeit den Keilschriften gegenüber groß, da man nicht nur nicht sicher wußte, welcher Sprache die Zeichen angehörten, sondern auch nicht, ob man die Zeilen wagrecht oder senkrecht, von rechts nach links (wie im Hebräischen), oder von links nach rechts, wie bei allen europäischen Sprachen, oder bustrophedisch, d. h. einmal links und einmal rechts zu lesen habe. Grotefend schloß aus den Elementen der Keilschriften und deren Hauptrichtung von links nach rechts, daß in dieser Richtung auch zu lesen sein müsse. Er hielt am 4. Sept. 1802 vor einer gelehrten Gesellschaft Vortrag über die ihm gelungene Entzifferung dreier persischer Königsnamen: Vischtasp = Hystaspes, Darjavusch = Dardius und Khschjarscha = Xerxes. Damit war der Schlüssel für die persischen Inschriften gefunden. Allein nur langsam ging es mit der Erforschung weiter, da die Kenntnis der altpersischen Sprache verloren war. Vorbedingung für weitere Fortschritte war die gründliche Erlernung und Erforschung der Sanskritsprache; sie gab Burnouf die Mittel zur Erforschung der heiligen Schriften der Parsen, so daß das Altbaktrische — in welchem Dialekt sie geschrieben sind — auf bestimmte Regeln gebracht wurde. Damit war man hart an die Grenze des alten Persiens gerückt. Burnouf und Lassen suchten in die Geheimnisse der persischen Keilschriften einzudringen in den dreißiger Jahren.

Zunächst war dabei die schon von Niebuhr gewonnene Einsicht wichtig, daß die Inschriften von Persepolis von dreierlei Art zu sein schienen. Er hatte erkannt, daß die längste und zugleich einfachste Gattung von Schriften vorn, eine kürzere daneben, die kürzeste und verwickeltste aber stets zuletzt stand. Er schloß daraus, daß die zweite und dritte Schrift je eine Übersetzung der altpersischen Inschrift sein müsse. Die Schwierigkeiten der dritten Schrift waren größer als die der ersten, da sich die erste in der Folge im wesentlichen als eine Laut- oder Buchstabenschrift erwies, während die dritte nach und nach als eine Silbenschrift mit zum Teil polyphonischer Bedeutung erkannt wurde. Die zweite Schriftgattung wurde allmählich erkannt als einem alten, medisch-tatarischen Sprachzweige angehörig, welcher Stamm wahrscheinlich der ursprüngliche Erfinder der Keilschrift war. Die Perser, deren Sprache zum indogermanischen Sprachstamm gehörte, hatten ihrerseits jene alte Keilschrift zu einer alphabetischen Lautschrift vereinfacht; während die dritte Gattung der Schriften wieder einem anderen, dem semitischen Sprachstamm angehörte, welcher die Keilschrift zu einer sehr komplizierten Silbenschrift umwandelte, so daß also jedes zusammengehörige Zeichen eine Silbe wie ba, bi, bu, ak, ik, kam, kaz, kal ꝛc. bezeichnet. Es liegt auf der Hand, daß zuerst die einfache, altpersische Schrift entziffert werden mußte, ehe man an die komplizierte der dritten Art gehen konnte. Unter der Voraussetzung aber,

daß die zweite und dritte Gattung der zu Persepolis gefundenen Schriften Übersetzungen der ersten Gattung seien, durfte man hoffen, daß deren Entzifferung gelingen dürfte, wenn man nur erst die erste Gattung lesen lernte.

Doch es mögen diese Andeutungen zunächst genügen, um zu zeigen, auf welchen Spuren die Erforschung jener alten Schriften mit möglichster Geduld und Aufbietung großen Scharfsinns und gelehrter Sprachforschung einherzugehen hatte.

Der nächste Fundort für Keilschriftdenkmäler waren die nur allmählich entdeckten Ruinen von Ninive. Gegenüber der rechts am Tigris gelegenen türkischen Stadt Mosul liegen am linken Ufer des Tigris zwei bebaute Hügel. Die nördliche Niederlassung heißt Kujundschik, die südliche Nabi Junus (= Jonashügel?). Dort wurden von einem Engländer Rich 1811 Antiquitäten gefunden; die Funde waren zwar noch gering, erweckten aber große Erwartungen bei dem Orientalisten Julius Mohl. Durch diesen wurde Botta, der 1842 als französischer Konsul nach Mosul reiste, bewogen, weitere Nachgrabungen zu veranstalten. Ende 1842 brachte ihm ein Mann von Khorsabad, etwa vier Stunden nordöstlich von Mosul, zwei große Ziegel mit Schriftzeichen. Am 30. März 1843 ließ Botta nun auf dem Hügel von Khorsabad nachgraben und der Erfolg war derartig, „daß jener Tag nicht mit Unrecht als der Geburtstag der Assyriologie bezeichnet worden ist.“ Denn schon die Nachgrabungen von wenigen Tagen genügten, um die Thore, Säulen und Wände eines weit ausgedehnten Palastes freizulegen. Auch den Erbauer dieses Palastes konnte Botta gleichsam begrüßen. Denn prachtvolle Basreliefs an den Wänden der Säle stellten ihn dar, wie er auf seinem Throne saß, oder in seinem Kriegswagen fuhr, oder den Tribut besiegter Völker entgegennahm, oder seinen Göttern opferte. Daraus erkannte man, daß der Erbauer dieses Palastes von Khorsabad der Beherrscher Ninives war. Der Name des Erbauers wurde später als Sarrukin erkannt, der in der Form von Sargon sich auch Jes. 20, 1 vorfindet. 1845 brachte Botta seine reiche Ernte nach Paris. Er gab von 1849—50 ein Prachtwerk in fünf Bänden über die Entdeckung Ninives heraus, das 1800 Frks. kostete!

Im gleichen Jahre 1845 begann der Engländer Layard mit Ausgrabungen in Kujundschik, den Ruinen von Ninive. Auch er entdeckte dort einen Palast. Ferner fand er 8—9 Stunden südlich von Kujundschik im heutigen Nimrud (dem alten Kalah, 1 Mos. 10, 11. 12) vier große Paläste. Was Layard zu Tage förderte, kam in das britische Museum in London. Die Franzosen fuhren fort in Khorsabad und südlich in den Ruinen von Babylon und Umgegend zu graben; und die Arbeit des Nachgrabens hat seitdem in keinem Jahrzehnt ganz geruht; auch deutsche und amerikanische Expeditionen machten sich daran, assyrische und babylonische Altertümer zu suchen. Welches Ergebnis hatten nun diese Nachforschungen?

Es ist oben von zwei Hügeln gegenüber von Mosul die Rede gewe-

sen. Die Nachgrabungen haben ergeben, daß diese Hügel wesentlich von Prachtbauten herrührten, welche die Assyrerkönige sich hier erbaut hatten. Und zwar sind es die Sargonidenkönige Sanherib, Assarhaddon und Asurbanipal, Vater, Sohn und Enkel, welche hier nacheinander sich ihre Prachtbauten schufen von großer Ausdehnung. Ein Palast Sanheribs und derjenige Asurbanipals liegt nördlich von dem zwischen den Ruinenhügeln hindurchfließenden Khausarflusse; sie bilden den Hügel von Kujundschik. Ein anderer Palast Sanheribs und der des Assarhaddon bilden südlich vom Khausar den Jonashügel. Von Sanheribs Palast zu Kujundschik wurde annähernd die Größe des Umfangs festgestellt; 27 Portale wurden bloßgelegt, die von geflügelten Stier- und Löwenkolossen gebildet waren; ferner 71 Hallen, Zimmer und Durchgänge, deren 3—6 Fuß dicke, aus aufgeschütteter Erde gebildete Wände fast ohne Ausnahme mit Alabasterplatten getäfelt waren, reichlich mit Skulpturen geschmückt, welche die kriegerischen Großthaten des Königs verherrlichen sollten.

Der Enkel, Asurbanipal, baute später diesen Palast des Großvaters um und stellte darin seine Bibliothek auf, die zum Teil den Namen eines Reichsarchivs beanspruchen darf. Wer Näheres über jene alten Trümmerstätten zu lesen wünscht, sei auf die Artikel in Riehms Handwörterbuch des Altertums über Assyrien, Ninive &c. aufmerksam gemacht. — In diesen Palastruinen fanden sich unzählige Platten aus einem eigentümlichen, grünen Kalkstein, gewöhnlich Alabaster genannt, welche mit Skulpturen aller Art und mit Inschriften über und über bedeckt waren; dazu Obelisken, Figuren, Statuen aus Kalk und anderem Stein, und endlich eine große Menge von Thongeräten, namentlich Cylinder (teils mit ovalen, teils mit glatten ebenen Flächen) und Ziegel, welche teils als Backsteine, teils als geglättete Täfelchen Inschriften mit oft minutiösen Schriftzeichen enthielten. Die Schrift bestand durchweg aus vertikalen, horizontalen und schrägen Keilen, sowie aus Winkeln, welche, in der denkbar verschiedensten Weise zusammengefügt, die einzelnen Schriftzeichen bildeten. Bei näherer Untersuchung erkannte man, daß diese in Ninive gefundenen Keilschriftzeichen sich deckten mit denjenigen Zeichenbildern, welche die dritte Gattung der von Niebuhr zu Persepolis gefundenen Inschriften aufwies. Die Entzifferung dieser Zeichen war aber darum so schwierig, weil man es, wie oben schon bemerkt, hier nicht mit einer Lautschrift, sondern mit Silbenschrift, untermischt mit ideographischen Zeichen zu thun hatte. Unter letzteren versteht man solche Zeichen, welche nicht bloß Silben, sondern Gedankenbilder, Begriffe vorstellen. Auch können durch dieselben Zeichen verschiedene Begriffe oder Silben ausgedrückt werden, d. h. sie sind polyphonisch. Dazu kam noch die große Menge der Zeichen, zählt man doch ihrer rund an 400. Welches Ringen des menschlichen Geistes war nötig, um auch nur einen Anfang in der Zerlegung und Lesung der Zeichengruppen zu machen. Wie oft mußte das Auge sich mit der Lupe bewaffnen, um nur überhaupt die Schriftzüge erken-

nen zu können. Denn z. B. ein Thonprisma besitzt bloß 8 cm. (3⅛ Zoll) Breite und 45 cm. (17¾ Zoll) Länge, hat aber doch auf jeder Seitenfläche 100 Zeilen Buchstaben. Indes hat der Forschungseifer schließlich alle Schwierigkeiten besiegt. Als Pfadfinder ersten Ranges glänzen in diesem Gebiete der Wissenschaft Hincks zu Dublin 1846 und Henry Rawlinson in London 1857; bis endlich Eberhard Schrader seit 1872 die bisherigen Deutungsversuche noch einmal aufs gründlichste revidierte und das Wesentliche gegen allen Zweifel sicher stellte. Von letzterem stammen die mehrerwähnten Artikel in Riehms Wörterbuch.

Wie aber wurde diese Schrift geschrieben? Man hat in den Ruinen von Ninive und Babel zahlreiche Elfenbeinstäbchen gefunden, die an ihrem einen Ende so abgeschnitten sind, daß die Schnittfläche ein schiefliegendes Dreieck bildet. Das waren die gewöhnlichen Schreibgriffel, die man mit einem Druck in die noch weiche Thonmasse eindrückte und dann leicht in derselben hinzog, wie wenn wir Grund- und Haarstriche machen. So entstand dann zuerst eine vertiefte und breite, dann aber flach und spitz auslaufende Figur, die man mit dem Namen „Keil" entsprechend bezeichnet hat; daher der Name „Keilschrift." Bei den seltener gebrauchten harten Schreibflächen wurde dann eben der Meißel des Steinmetzen gebraucht, statt des elfenbeinernen Griffels.

Diese Keilschrifttexte sind naturgemäß nicht nur monumentale Denkschriften, auf deren Zuverlässigkeit man sich ganz und gar verlassen könnte. Ja viele Schriften sind nicht einmal Originaltexte, sondern Abschriften früherer Litteraturprodukte. Die unverweslichen Thontafeln waren eben am Euphrat und Tigris das gewöhnliche Schreibmaterial, wie anderwärts damals der Papyrus und bei uns das Papier. Und da konnte dann auch ein deutsches Sprichwort mit der Abänderung gelten: „Thontafeln sind geduldig." Das unverwesliche Material, das zu dem Namen Keilinschriften Anlaß gab, verbürgt noch nicht die objektive Treue und Wahrhaftigkeit der berichteten Thatsachen. Vielmehr läßt sich nicht anders erwarten, als daß jeder Herrscher prahlerisch von den Thaten seines Vorfahren berichtete und auch seine eigenen Ruhmesthaten möglichst in glänzendem Lichte dastellte, Niederlagen aber entweder ganz verschwieg oder gar nach Art der Franzosen und anderer Kriegshelden (!) als Siege darstellte. Das Abschreiben oder Vervielfältigen der Texte zeigt auch da, wie in anderen Handschriften, die menschliche Fehlbarkeit in verschiedenen Lesarten und Veränderungen der Texte, die durch Ungenauigkeit entstehen mußten.

II. Versuchen wir nun noch eine Parallele zu ziehen zwischen jenen Keilschriften und den hebräischen Urkunden des Alten Testaments.

Zunächst ganz äußerlich betrachtet, ist der Umfang oder die Masse des Schriftmaterials eine viel größere als die des Alten Testaments. Auch schon aus den hauptsächlichsten Veröffentlichungen von Keilschrifttexten läßt sich ihr großer Umfang ersehen. Denn aus den Schätzen des Louvre wurden 1849 zwei Bände veröffentlicht und seit 1861—1884 hat das britische Museum fünf Bände herausgegeben.

Aber wenn manche der Herren den Keilschriften gegenüber die Geschichtsbücher der Hebräer als unzuverlässig taxieren, und wenn man aus lauter Wissenschaftlichkeit diese Schriften ganz unbeachtet lassen wollte, so thut es not darauf hinzuweisen, daß jene keilschriftlichen Überlieferungen nicht als absolut zuverlässige Urkunden neben die Litteratur Israels gestellt werden können, wie oben schon angedeutet wurde. — So haben die neueren Entdeckungen nur bestätigt, was die Bibel z. B. in 1 Mos. 10, 10 schon berichtet. Dort wird nämlich zwar der Name der Stadt Babel genannt, aber als der Königssitz eines Hamiten von Kusch abstammend. Die Chaldäer werden da nicht genannt, viel weniger als Beherrscher Babels aufgeführt. Die Chaldäer werden in der Bibel zuerst nur in Verbindung mit einem von Babel aus viel südlicher liegenden Orte „Ur" erwähnt (1 Mos. 11, 28). So ist das A. T. von der ungenauen Vorstellung freigeblieben, welche seit den letzten Jahrhunderten vor Christo fast allgemein geherrscht hat, als ob die Bewohner Babels und die Chaldäer ebendieselbigen Leute gewesen seien. Die Verschiedenheit der Babylonier und Chaldäer hat auch besonders A. J. Delattre in den Keilschriften gefunden.

Eine Bedeutung für das richtige Verständnis vieler alttestamentlicher Texte gewinnen aber jene assyrisch-babylonischen Schriften dadurch, daß sie als ein Illustrations- und Erläuterungsmittel ersten Ranges neben die hebräischen Schriften zu stellen sind. Denn die Auffindung dieser Keilschriften war schon insofern ein eminentes Ereignis, als in denselben solche Texte der semitischen Sprachen auftauchten, welche mit der Litteratur Israels gleichzeitig waren. Alle sonstigen Inschriften von gleich hohem Alter waren und sind noch sehr spärlich und bieten nur mageren Inhalt im Vergleich zur hebräischen Litteratur. Die Keilschriften sind im Bereiche der semitischen Sprachen noch bis jetzt die einzigen zusammenhängenderen Texte, welche sich im Alter mit Israels Litteratur messen können, sie gewinnen somit gewissermaßen die Dignität eines gleichaltrigen Kommentars zum Alten Testament.

Zwar in grammatikalisch-formaler Sprachentwicklung stehen die beiden Litteraturen, obwohl gleichzeitig, doch nicht ganz auf derselben Stufe, sondern die östliche Litteratur zeigt eine im wesentlichen weiter fortgeschrittene Gestalt der Sprache als die hebräische Litteratur; eine Erscheinung, die auch im indogermanischen Sprachgebiet nicht ohne Parallele blieb. Aber für die Worterklärung sind jene Sprachfunde von Wichtigkeit. Fanden sich doch unter den Keilschriften Verzeichnisse von verwandten Sprachbestandteilen, eine Art Wörterbücher, welche auch schon durch die assyrischen Gelehrten angelegt worden sind. Das vergleichende Sprachstudium kann da den Sinn manches noch ungewissen, zweifelhaften hebräischen Wortes feststellen.

Sodann die geographischen und politischen Notizen, welche im A. T. hin und her eingestreut sind, finden nun ihre vergleichende und erläuternde Parallele in jener gleichalterigen Litteratur von Babylon und Assyrien.

Sehen wir nun auf die sprachliche Darstellungskunst der beiden Litteraturen, so dürfte die erzählende Prosa in beiden ungefähr gleichwertig sein (vom sprachlichen Gesichtspunkt aus); dagegen steht die rhetorische Prosa Israels höher als die keilschriftliche.

Der epischen Poesie der Keilschriften können hebräische Stücke dieses Charakters, wie das Buch Hiob, zur Seite gestellt werden.

Auch das Kunstgesetz der hebräischen Dichtung vom „Gleichlauf der Sätze“ findet sich wieder in den Keilschriften, ohne daß man darum behaupten dürfte, daß die eine Spreche es von der andern entlehnt habe.

Es liegt ferner nahe, den sittlich-religiösen Gedankengehalt der beiden Litteraturen gegeneinander zu vergleichen und zu sehen, was in der einen oder anderen ungetadelt bleibt, demnach als die richtigen, sittlichen Grundgesetze nicht verletzend angeführt wird. Eine genaue Vergleichung der beiden ergibt für den Unbefangenen, daß der sittliche Maßstab, welcher an die Handlungen der Menschen angelegt wird, ferner die Thaten im Krieg und Frieden bei Israel wesentlich höher stehen als bei jenen Heiden in Assyrien und Babylon. Zwar hat auch Israel im Kriege oft schonungslos gegen die Besiegten gehandelt; aber es stand zum Teil Völkern gegenüber, deren Unsittlichkeitsmaß voll war, wie bei den mehr oder weniger sodomitischen Kanaanitern. Und jene Stelle 2 Sam. 12, 31 muß wahrscheinlich übersetzt werden: „Er ließ die Gefangenen arbeiten mit der Ziegelform,“ statt verbrennen im Ziegelofen. — Aber ein solch allgemeines Wüten gegen Pflanzen, Wohnungen und Menschen, und solche ausgesuchten Grausamkeiten und Marter, wie sie die Keilschriften und Skulpturen erzählen von den assyrischen und babylonischen Herrschern gegen Kriegsgefangene, hat sich Israel nicht zu schulden kommen lassen.

Und wenn in den Keilschriften Lieder sich finden, die durch die Innigkeit des Gefühls und die Tiefe der Religiosität das Interesse der Forscher erregen, so können sie doch der demütig dankbaren Beugung unter die Majestät Gottes, der sich unwürdige Werkzeuge aus Gnaden auswählt zu seinen Dienern — wie uns solche Gedanken in der hebräischen Litteratur überall begegnen —, sich nicht an die Seite stellen. Vielmehr echt heidnisch ist die Anschauung, wie dort Gott und der Mensch sich gegenüberstehen: Überall der große, würdige Mensch, der durch seine eigene Tüchtigkeit auch den Göttern große Dienste zu leisten hat, und so zum Liebling und Günstling des Gottes wird.

Ferner in jener heidnischen Vorstellung wird die Entstehung des Göttlichen zu einem Moment in dem Prozeß der werdenden Welt. Die keilschriftliche Schöpfungsdarstellung heißt: „Als droben der Himmel noch nicht Kunde gab, drunten die Erde noch nicht nannte den Namen — der Abgrund nämlich war ihr erster Erzeuger, die wogende See war die Gebärerin des Weltalls —, als von den Göttern noch keiner emporgekommen war“ ꝛc. Das A. T. dagegen hallt davon wieder, daß das göttliche Geistwesen vor allem Sichtbaren existiert hat, und daß eben dieses göttliche Geistwesen

den staunenswerten Weltenplan entworfen und mit allmächtiger Gottesenergie verwirklicht hat. Gerade mit dieser Erkenntnis der absoluten Priorität wie Superiorität des Göttlichen vor der Welt hängt der prinzipielle Monotheismus direkt zusammen, der von vornherein ein Moment der legitimen Religion Israels war, im Gegensatz zu dem gestaltenreichen Pantheon, das sich in den vom Tigris-Euphratlande — der einstigen Heimat Abrahams — stammenden Keilschriften uns eröffnet. Mag auch ein Volk sich zu der Höhe emporarbeiten, von dem Polytheismus zum Henotheismus fortzuschreiten, d. h. von der Vielheit der Götter zu der Idee, daß nur ein Gott zu ehren sei: zum Monotheismus, wie er in Israel von vornherein vorhanden war, hat kein Volk es gebracht und hätte auch Israel ohne direkte und fortgesetzte Gottesoffenbarung es nicht gebracht.

Jene alten Keilschriften bieten demnach, vom religiösen Standpunkt betrachtet, auch einen dunklen Hintergrund, von welchem das A. T., als von göttlichem Lichte erleuchtet, sich leuchtend abhebt.

Einige Bemerkungen zu der Arbeit „Jesajas."

Von P. J. Abele.

Es liegt nicht in meiner Absicht, auf die von Herrn P. H. Haupt verfaßte Arbeit näher einzugehen, meine Bemerkungen gelten nur zwei in der Arbeit gemachten Behauptungen.

Verfasser zieht Seite 17, Jahrg. 25, der Th. Zeitschr. eine Parallele zwischen Jesajas und Hesekiel. Wenn es dort heißt: „Endlich aber tritt uns in der eigenhändigen Schilderung dieses Erlebnisses auch die ganze Schönheit und Großartigkeit der Sprache Jesajas entgegen," so wird das kein Mensch bestreiten, und auch dann wäre keine Einwendung zu machen, wenn Verfasser die Sprache Jesajas weit über die des Hesekiel stellen würde — in diesem Punkte sind eben die Ansichten verschieden. Wenn aber gesagt wurde: „Da ist nirgends etwas Gekünsteltes, kein Sichaufhalten bei Gefühlsregungen, kein übertriebenes Ausmalen der Herrlichkeit Jahves oder seiner Heerscharen, wie wir es bei Hesekiel finden, keine sentimentalen Worte, sondern alles die kräftige Sprache eines Mannes, der gewohnt ist, jedes Wort zu wägen," so ist das, wenn man die Konsequenz von den von mir angestrichenen Worten zieht, zum mindesten viel gesagt. Diese Konsequenz beschuldigt den Propheten Hesekiel einer gekünstelten, übertreibenden, sentimentalen und es mit den Worten nicht genau nehmenden Sprache.

Ernstere Bedenken erregt Verfasser am Schlusse seiner Arbeit, Seite 38, No. 2, dieser Zeitschrift.

Wie ich hoffe, werden doch viele, ja wohl die meisten Leser mit mir der Ansicht sein, daß „die älteren Versuche, unser Buch Jesajas als eine durchgehend von Jesajas Hand chronologisch geordnete Arbeit zu betrachten", als gar nicht so verfehlt bezeichnet werden müssen, wie Verfasser annimmt.

Es liegt wiederum nicht in meiner Absicht, auf dieses Thema näher einzugehen — Gott behüte die Th. Zeitschr., daß sie nicht der Tummelplatz der neueren Bibelkritik werde —! Dem Verfasser zur Beachtung aber möchte ich folgende aus recht guter Quelle geflossene Neuigkeit mitteilen: „Als Kuriosum und vielleicht als Trost füge ich bei, daß neuerdings wieder eine Schwenkung eingetreten ist, sogar in den wissenschaftlichen Arbeiten über Jesajas. Klostermann hat nun schon zugegeben: das ganze Buch Jesajas (inkl. 40—66) sei ‚eine exilische Überarbeitung einer echt jesajanischen Quellschrift.‘ *) Am Ende kommt die Wissenschaft vollends darauf hinaus, daß Jesajas, der Sohn Amoz, das ganze Buch des Propheten Jesajas verfaßt habe in Kraft des hl. Geistes der Weissagung, was man in früheren Jahrhunderten ziemlich allgemein geglaubt hat.“

Doch auch ohne Klostermann haben wir nicht nötig, Jesajas als den Verfasser sämtlicher Kapitel von 1—66 aufzugeben, weder aus inneren noch äußeren Gründen.

Im folgenden Satze wird den Vertretern der negierenden Kritik nachgesprochen: „Spätere Sammler haben dann diese Stücke in ein Buch zusammengestellt unter dem Namen Jesajas, wobei es leicht vorkommen konnte und auch vorkam, (sic!)—daß auch Stücke, welche wohl dem Geist Jesajas entsprechen, aber doch nicht von seiner Hand herrührten, mit in die Sammlung aufgenommen sind, z. B. Kap. 24—27 oder Kap. 40—66.“

Die Herren machen es sich etwas zu leicht. Man stellt Behauptungen auf und bleibt die Beweise schuldig. Wenn die Astronomie herkommt und sagt uns, die Distanz zwischen der Erde und der Sonne betrage so und so viel Millionen Meilen, so fällt uns nicht ein, mit den Herren Astronomen zu streiten, weil sie 5 Fuß 2 Zoll und 3 Linien zu kurz oder zu weit gemessen haben, denn das ist uns höchst gleichgültig, wenn die Sonne nur da ist und uns wärmt 2c. Anders aber ist es auf dem Gebiet der Bibelkritik: hier verlangen wir Beweise und diese hat meiner bescheidenen Kenntnis nach die neuere Kritik noch nicht erbracht.

Wenn man beweisen kann, Kap. 24—27 und Kap. 40—66 rühren nicht von dem vom Geiste Gottes inspirierten Propheten Jesajas her, mit welch zwingenden Gründen will man denn beweisen, daß der kümmerliche Rest ihn zum Verfasser habe. Ferner, ist Jesajas nicht der Verfasser, so ist eines der herrlichsten Bücher des Alten Testaments vollständig wertlos, es hätte höchstens noch apokryphischen Wert. Weiter, ist dem so, so haben Johannes der Täufer, Jesus selbst und ihm nach seine Apostel sich schwer getäuscht, wenn sie mit Vorliebe gerade Jesajas und hier gerade wieder Kap. 40—66 citierten, oder sie haben täuschen wollen und dann — — doch ich will nicht weiter gehen, die Ehrfurcht verbietet es mir — aber das ist Logik!**)

*) Das ist schon vor 17 Jahren geschehen. D. Red.

**) Gerade Logik ist es nicht. Denn es wird mit solchen Behauptungen ein unwesentlicher Umstand als entscheidend für den wesentlichen Inhalt hingestellt. Das ist aber gerade

Wenn ich mich mit obigem im Gegensatz zu dem Verfasser befinde, so liegt mir nichts ferner, als ihm das Recht abzusprechen, seinen Standpunkt zu äußern, denn das gleiche Recht nehme ich auch für mich in Anspruch. Überhaupt habe ich mich mit dieser Erwiderung weniger gegen den Verfasser wenden wollen, als gegen die Anmaßungen der neueren Kritik überhaupt.

---

das Mittel, womit eine falsche ungläubige Kritik operiert, welche die Ungewißheit in Bezug auf unwesentliche Anschauungen über die Umstände der Abfassung und Sammlung der heiligen Schrift dazu benutzen will, um den wesentlichen Inhalt der heiligen Schrift als Irrtum und als Unwahrheit darzustellen.

Macht man die Wahrheit der heiligen Schrift von dem Urteil der Kritik über die Persönlichkeit ihrer Verfasser und die Zeit ihrer Abfassung abhängig, dann ist nicht mehr die heilige Schrift die oberste oder gar alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens, sondern sie gilt nur soweit, als entweder eine negative Kritik sie nicht als ungültig, oder eine positive Kritik sie als gültig erweisen kann.

Der Wert der heiligen Schrift ist durchaus nicht abhängig von den kritischen oder antikritischen Urteilen über dieselbe. Ihr Wert läge dann gar nicht in ihr selbst, sondern würde ihr durch etwas anderes erst gegeben oder auch genommen. Kann er ihr aber durch ein kritisches Urteil genommen oder gegeben werden, dann kann sie eben nicht ein festes prophetisches Wort sein, sondern nur ein unsicheres, dem erst durch Widerlegung der Kritiker die gefährdete Gewißheit gegeben werden müßte. Wer den Wert der heiligen Schrift von dem Urteil der Kritik abhängig macht, für den ist sie noch nicht das reine lautere Gold der Glaubens- nnd Lebenswahrheit, das seinen Wert in sich selbst hat, sondern nur der Bankschein, dessen Wert von seiner Anerkennung und Einlösung abhängig ist. Wenn es Logik wäre, daß der Wert eines Buches der heiligen Schrift von dem litterarkritischen Urteil über dasselbe abhängig wäre, dann müßte das auch von der ganzen heiligen Schrift gelten und es wäre dann die Kritik eine Instanz über der Schrift, die den Wert der Schrift für die Kirche bald so bald anders festsetzen würde. D. Red.

Kirchliche Rundschau.

Innerhalb der Kongregationalistenkirche scheint der Überfluß an Pastoren größer zu sein als sonst irgendwo. Nicht weniger als 275 Bewerber sollen sich um eine vakante Kongregationalistengemeinde gemeldet haben. Dabei soll dieselbe noch keineswegs zu den begehrenswerteren gehören. Der „Kongregationalist" soll zwar die Bemerkung eines Sekretärs für „Einheimische Mission" mißbilligt haben, welcher erklärte, „daß unsere Seminare nächsten Herbst keine neuen Leute aufnehmen sollten," aber gleichzeitig zugestanden haben, daß in gewissen Landesteilen das Angebot von kongregationalistischen Pastoren die Nachfrage bedeutend übersteige.

Eine Verminderung ist freilich insofern schon eingetreten, als sich dem Studium der Theologie nur wenige Schüler des Yale College zuwenden; in einem Falle nur fünf aus 275. Dagegen ist keine Verminderung im ganzen zu beobachten und es entsteht naturgemäß die Frage: Ob nicht die Verhältnisse dahin drängen, daß die Ausbildung für das Predigtamt geschädigt wird, oder mit andern Worten: Ob nicht gerade die besseren geistigen Kräfte von dem Studium der Theologie abgeschreckt würden; dagegen an ihre Stelle eine größere Anzahl von Leuten trete, denen die entsprechende geistige Bildung mangle. Einer der Professoren des Hartford Seminars hat diese Frage genauer behandelt. Namentlich interessant sind die Vergleiche zwischen den

Verhältnissen vom Jahre 1760 und der Gegenwart. In jenem Jahre seien unter 487 Pastoren der Kongregationalistenkirche 463 gewesen, die in Yale oder Harvard oder Princeton ausgebildet waren. Außerdem wisse man noch, daß wenigstens drei der übrigen in den Universitäten Schottlands ausgebildet waren, d. h. nicht bloß studiert, sondern auch ihre Examina bestanden hatten.

Was die einzelnen Staaten betrifft, so hatten innerhalb der Kongregationalistenkirche in Massachusetts von 258 nur elf keine Collegebildung, unter diesen waren aber auch die Indianermissionare. In Maine waren 19 Pastoren und vier davon hatten kein College absolviert. In Connecticut waren die entsprechenden Zahlen 161 auf der einen und zwei auf der andern Seite. Unter den 39 Pastoren in New Hampshire und den zehn in Rhode Island sind im ganzen zwei, von denen es nicht sicher ist, daß sie im Besitz einer Collegebildung waren. Es waren somit nicht einmal fünf Prozent aller Kongregationalistenprediger jener Zeit ohne Collegebildung. Seminare gab es damals noch nicht.

Ganz anders stellt sich die Sache zwischen 1838 und 1858. In dieser Zeit traten 1730 Pastoren in den Dienst der Kongregationalistenkirche. Von diesen hatten 488 kein College absolviert und 493 hatten kein Predigerseminar besucht; es waren also 28 Prozent ohne die Ausbildung, die man etwa 75 Jahre früher für fast unumgänglich nötig erachtete und mehr als 29 Prozent ohne die Ausbildung, welche heutzutage als nötig angesehen wird.

Weniger genau läßt sich nun das Verhältnis für die Gegenwart feststellen, aber verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß, obwohl die Zahl der kongregationalistischen Kollegien wie der Seminare sich vermehrt und die Leistungsfähigkeit der schon vorhandenen sich gesteigert hat, dennoch das Verhältnis zwischen den beiden Kategorien von Predigern im wesentlichen dasselbe geblieben ist. So betrug im Jahre 1894 die Zahl der ordinierten Prediger 234, während nur 124 in diesem Jahr aus den Seminarien entlassen wurden. Von den 460 Angehörigen der Kongregationalistenseminare hatten nur 251 eine völlige Collegebildung erhalten, 51 nur eine teilweise und 161 gar keine. Auch bei der günstigsten Beurteilung der Sachlage müsse man annehmen, daß nur etwa die Hälfte des Zuwachses der kongregationalistischen Geistlichkeit diejenige Ausbildung erhalten habe, welche — wenigstens der Theorie nach — den Anforderungen des Amtes angemessen sei.

Die Seminarien sind an diesen Verhältnissen unschuldig. Sie haben vielmehr viel dazu gethan, das Studium zu erleichtern, die Ausbildung zwar weniger kostspielig, aber besser und anziehender zu machen. Die meiste Schuld habe die Kirche selbst. Die Gemeinden sähen eine gründliche Bildung im Vergleich mit rednerischer Begabung und gefälligen Manieren als geringfügig an. Die meiste Verantwortung wird den ordinierenden und installierenden Behörden zugeschoben, die in zu großer Gutmütigkeit aus irgend einem unbestimmbaren Grunde jeden einzelnen Fall immer als eine Ausnahme einer allgemeinen Regel angesehen hätten, deren Durchführung unangenehm ist.

Schließlich wird darauf hingewiesen, daß es doch ein bedenkliches Zeichen sei, wenn ein fortwährend wachsender Bruchteil der Pastoren ohne gründliche Ausbildung für ihre Arbeit sei, und zwar gerade in einer Kirche, die geschichtlich durch ihre geschulte Geistlichkeit hervorragend sei, und in einer Zeit, in der in steigendem Maße auf allen andern Arbeitsgebieten eine gründliche Ausbildung als ein notwendiges Erfordernis betrachtet werde.

Stöcker hat nach dem Austritt aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß die freie kirchlich-soziale Konferenz gegründet, die am 27. und 28 April in Kassel zusammentrat. Sie tagte unter dem Dreigestirn Stöcker, Weber (M.-Gladbach), Dammann und war von 3—400 Personen besucht, die zu nicht geringem Teil dem Pastorenstand aus verschiedenen Gegenden Deutschlands angehörten. Die Einigkeit war groß, und nicht minder der Eifer, vom Reden zum Handeln zu kommen zum Heil des deutschen evangelischen Volkes.

Am ersten Tag hielt Pastor Dammann aus Essen die Festpredigt in der Garnisonkirche über das Herrnwort: „Ihr seid das Salz der Erde." In der darauf folgenden Vorversammlung im Vereinshaus gab Stöcker einen kleinen Rückblick über die Entwickelung der christlich-sozialen Bewegung und verhehlte sich nicht, daß er und seine Freunde jetzt auf einsamerem Posten stehen. Aber „wer einmal das soziale Blut geleckt hat, kommt nimmer davon los". Man solle nur den Mut nicht verlieren und weiterkämpfen und arbeiten, bis Volkstum und Christentum einander aufs neue durchdringen.

Am zweiten Tag in der Hauptversammlung hielt Stöcker den ersten Hauptvortrag über „die gefährdete Lage der Reformationskirche auf sozialem Gebiet". Er ging von der Thatsache aus, daß eine große Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Wehe der evangelischen Kirche Platz gegriffen habe, und suchte deren Ursache zu ergründen. Zur Beseitigung des Übelstandes fordert er 1. Schutz und Pflege der reinen evangelischen Lehre auf Kanzel und Katheder; 2. ein höheres Maß von Kirchen- und Gemeindezucht; 3. Einfluß der Kirche auf die Ernennung der Kirchenleiter und Besetzung der theologischen Lehrstühle; 4. mehr Freiheit für die soziale Wirksamkeit der evangelischen Kirche und ihrer Diener; 5. lebendige Anteilnahme der Gemeinschaftskreise an dem Leben der Kirche und Gemeinden. Er schließt mit der Aufforderung, daß alle zusammenhelfen sollen, den Segen der Reformation dem Volke zu erhalten.

Das Referat des Dessauer Konf.-Rats Dr. jur. Duncker behandelte „die Berechtigung und Schranken der sozialen Arbeit der Kirche".

Nach einer Pause sprach Lic. Weber über die „Bildung von Arbeitskommissionen zur Anregung kirchlicher Arbeit". Unter kirchlicher Arbeit versteht er: Erhaltung und Belebung des Bekenntnisses durch Studienhäuser und Ferienkurse, sowie Beihilfe zu wissenschaftlicher Fortbildung für positive Geistliche, Förderung der kirchlichen Unabhängigkeit, Förderung der Evangelisation und des Gemeinschaftswesens auf kirchlicher Grundlage, Bekämpfung der ungläubigen und kirchenfeindlichen Litteratur und Entfaltung der religiösen, sittlichen und sozialen Gedanken des Christentums in ihrer Anwendung auf das heutige Kulturleben. Zugleich schlägt er vor, hierfür vier Ausschüsse zu bilden: a) für Bekenntnis und Kirchenrecht; b) für Evangelisation und Gemeinschaftswesen; c) für die soziale Frage; d) für Litteratur und Kunst. Diese Ausschüsse bilden sich aus Theologen, Juristen, Pädagogen, Sozialpolitikern, Litteratur- und Kunstkennern und weisen einem jeden nach seiner besonderen Neigung und Begabung ein bestimmtes Gebiet zum speziellen Studium zu. Sie (bezw. ihre Vorsitzenden) geben auch die Direktiven für die praktische Verwertung der Studien durch Vorträge, Broschüren, Flugblätter, wie durch Artikel in Zeitungen und Zeitschriften. — Die Versammelten nahmen die Vorschläge mit großem Beifall auf. Besonders gefiel auch Webers Vorschlag, ein Gegenorgan gegen die „Christliche Welt" zu gründen. Entweder sei ein neues Blatt zu schaffen oder eine schon bestehende Kirchenzeitung entsprechend umzuwandeln. Der Gedanke sei bereits an verschiedenen Orten hervorgetreten.

Man wird nicht leugnen können, daß viel Beherzigenswertes zur Sprache gebracht wurde, daß Vorschläge gemacht wurden, deren Durchführung dem evangelischen Volk wohl mehr nützen würden, als so manche Anträge des „evangelisch-sozialen Kongresses“. Andererseits kann aber nicht bestritten werden, daß alles mehr den Charakter einer kirchlichen, denn einer sozialen Versammlung trug. Der Grundton von dem, was die Anwesenden bewegte, war der Gegensatz gegen die moderne Theologie, die Erhaltung des Volkes beim Glauben der Kirche, die Bewahrung desselben vor allem, was diesen Glauben gefährden kann. Daß damit auch eine soziale Hebung des Volkes verbunden ist, geben wir bereitwillig zu, aber eine „soziale“ Konferenz nach dem landesüblichen Sprachgebrauch war es nicht.

Der Vaughanschwindel hat ein unerwartet schnelles Ende gefunden zum großen Entsetzen aller derer, die infolge der Unentschiedenheit der römischen Untersuchungskommission und ihrer eigenen Leichtgläubigkeit immer noch daran festhielten. Es ist indes immerhin bezeichnend, daß derselbe überhaupt zwölf Jahre lang bestehen konnte. Allerdings war die Sache zuletzt so in den Vordergrund gedrängt worden, daß eine Entlarvung bald unabwendbar geworden wäre. So hat denn Leo Taxil eiligst die Maske abgeworfen und die von ihm Betrogenen noch verhöhnt. Da er um Enthüllungen bedrängt wurde, so sagte er sie auch zu und hat durch dieselben seine früheren Anhänger am meisten in Erstaunen, ja in Wut versetzt. Die Vossische Ztg. schildert den Vorgang in folgender Weise: „Paris, 20. April. Der Saal der Gesellschaft für Erdkunde war gestern abend der Schauplatz eines wohl beispiellosen Auftrittes. Der berüchtigte Leo Taxil hatte Enthüllungen über Miß Diana Vaughan und deren persönliche Vorstellung angekündigt. Miß Vaughan stellte er nun nicht vor, dagegen erzählte er folgendes: 1885 bekehrte er sich geräuschvoll vom giftigsten Priesterhaß zur zerknirschtesten katholischen Gläubigkeit. Das war jedoch Schwindel und absichtlicher Betrug; er wollte sich den Genuß verschaffen, den Jesuitenorden und die ganze Kirche gründlich hineinzulegen. Die Hanswurstposse seiner eigenen Bekehrung genügte ihm nicht, er erfand auch durchaus frei aus dem Handgelenk die Gespenster- und Räubergeschichte der Diana Vaughan, die er den großartigsten Ulk aller Zeiten nennt. Miß Vaughan ist ein armes Mädchen, das er als Maschinenschreiberin mit 150 Franken monatlich anstellte, um seinen ungeheuren Briefwechsel mit Kirchenfürsten zu bewältigen. Unter seinem Diktat schrieb sie die Enthüllungen über die Freimaurerei, den ‚Teufel Vitru‘ 2c. Dr. Hacks, genannt ‚Bataille‘, war sein fröhlicher Gehilfe bei diesen Erfindungen. In Rom glaubte man alles. Eine groteske Gassenhauerweise, genannt ‚Arie der philharmonischen Klystierspritze‘, wurde von ihm als Eingebung von Miß Vaughan nach Rom geschickt und von zahlreichen geistlichen Kapellen in den Choralbestand aufgenommen. Taxil las unglaubliche Briefe vor, die Miß Vaughan vom Kardinal Paricchi, anderen Kardinälen und päpstlichen Hausprälaten erhielt. Als der Bischof von Charleston in Rom auf den Schwindel aufmerksam machte, befahl der Papst ihm zu schweigen, und sandte Miß Vaughan seinen Segen. Dieselbe Folge hatte eine Vorstellung des apostolischen Vikars von Gibraltar, der feierlich versicherte, der Felsen von Gibraltar sei nicht unterhöhlt und es gebe dort keine geheimen Grotten für den Freimaurerteufelsdienst. Jetzt dauerte der Schwank lange genug, deshalb machte Taxil ihm ein Ende, indem er ihn ausplauderte. Die Zuhörer, großenteils katholische Geistliche, waren zuerst zerschmettert und wollten sich davonmachen; Abbé Garnier rief jedoch: ‚Haben wir den Mut zu bleiben!‘ und gab das

Zeichen zu wütendem Tumult. Er und andere Geistliche unterbrachen die Erzählung des frech lächelnden Taxil mit dem Rufe: ‚Lump! Schändlicher Strolch! Fühlst du Schurke denn nicht, als welchen Gauner du dich hinstellst? Wir würden dir alle Knochen im Leibe zerbrechen, wenn wir unsere Stöcke nicht draußen gelassen hätten‘ &c. Die Sitzung endete unter wüstem Geschrei der einen und dem Hohngelächter der anderen.“ Die ultramontane „Köln. Volksztg.“ schreibt dazu: „Es ist eine fürchterliche Lektion, die der große Pariser Gauner denjenigen erteilt hat, die sich nicht warnen lassen wollten. Möge sie helfen! In seiner Absicht liegt das gewiß nicht, aber auch Gifte können unter Umständen als Radikalmittel wirken. Es muß schonungslos ein Ende gemacht werden mit jener duseligen ‚Religiosität‘, die unbesehen alles annimmt, was Phantasten, verdrehte Köpfe, Titel- und Ordensjäger, heuchlerische Konvertiten und gewissenlose Lügner als ‚Enthüllungen, Geheimnisse, Offenbarungen, Weissagungen‘ &c. auszugeben belieben. Wir haben im Oktober v. J. auf die herandrängende Flut des ‚Aberglaubens‘ hingewiesen. Wie hoch diese Flut schon gestiegen war, liegt jetzt auch für den Blinden zu Tage. Es ist eine bittere Lehre, aber sie wird heilsam sein, wenn man aus ihr die Konsequenzen zieht. Je rascher und schärfer das geschieht, desto besser.“

Auf welcher Stufe die heutige katholische Theologie steht, welch interessante Fragen sie behandelt und über welches Wissen sie verfügt, bleibt meist verborgen, tritt aber doch hie und da einmal unerwartet zu Tage. So hat ein Dr. Leistle am königlich bayrischen Lyzeum zu Dillingen in dem Programm dieser Anstalt einen Aufsatz über Besessenheit veröffentlicht, in welchem er folgende Beschreibung von den Erscheinungsformen des Teufels gibt:

„Es bestätigen uns auch die heiligen Väter und Theologen die Thatsache, daß Satan zum Zwecke der Menschenverführung und Menschenplage sich auf Erden zeige in der angenommenen Gestalt von Verstorbenen, von wilden Tieren, von Vögeln. Unter den verschiedensten Tiergestalten ist Satan schon erschienen, nur die der Taube und des Lammes, sagt Majolus, glaubt man, sei ihm verboten. Die Form der Ziege und des Bockes kommt gar häufig in den Versuchungen vor. ‚Weil im großen Drama des Weltgerichts dem Bock das Symbol des Sklaven der Sünde als seine Rolle zugewiesen ist, so steht der Annahme, der Dämon habe ja bisweilen unter dieser oder einer entsprechenden Gestalt seine Besuche gemacht, nichts im Wege.‘ Majolus sagt, diese Erscheinungsgestalt komme ihm zu, weil dies geile und hochmütige Tiere seien! Satan ist ferner schon erschienen als Löwe, Bär, Wolf, Stier, Schwein, Fuchs, als schwarzer Hahn oder Hund. So z. B. erblickte der heilige Stanislaus und der ehrwürdige Pfarrer von Ars den Teufel in Hundsgestalt, mit feurigen Augen, also eines Tieres, das als Sinnbild der Schamlosigkeit bekannt ist. Letzterer sah ihn auch in Gestalt eines Kopfkissens, oder die bösen Geister belästigten ihn auch in der Gestalt von Fledermäusen. Ferner zeigt sich Satan als Hahn, Eule, Geier, Drache, Schlange, Kröte, Eidechse, Skorpion, Spinne, Fliege, Mücke, Wespe. Auch die Menschengestalt gebraucht er als Hülle und erscheint als Bauer, Schiffer, Geistlicher, als geputztes verführerisches Weib, als Mädchen. Der ehrwürdigen Maria Kreszenzia von Kaufbeuren zeigte sich der Teufel in Gestalt einer Nonne, eines Negers oder auch in verschiedenen Tiergestalten. — Satan erscheint auch in Göttergestalten, als Jupiter, Merkur, als Venus und Minerva. Er kleidet sich nicht bloß, wie der Apostel schon bemerkt, in die Lichtgestalt eines Engels, sondern umgibt sich mit der Pracht des Purpurs und dem Glanze des Diadems, selbst mit dem Heiligenschein, und spricht die fromme Sprache heiliger Personen nach, um mit mehr Erfolg seine

Verführerrolle zu spielen. Er sucht sogar die Gestalt der heiligen Jungfrau und Christi nachzuahmen." Darauf folgt ein Citat von Görres: „Der Teufel ist jedesmal mitten durch die Umhüllung zu erkennen. Er ist entweder schwarz, unsauber, stinkend, furchtbar, oder doch wenigstens erdunkelnd; dabei häßlichen Angesichts mit schnabelartig gebogner oder platter Nase, versteckten, flammenden Augen, krallenden Händen und Füßen, die Beine haarig, oft eines oder das andre lahm, die ganze Statur ist nie proportioniert und wohlgestaltet, sondern immer etwas ungewöhnlich und die innere Unschöne verratend."

In einem besondern Kapitel behandelt dann Professor Leistle die Besessenheit und den Exorzismus und thut kund und zu wissen, daß bei Besessenheitsfällen in alter und neuer Zeit man immer auf das schaudererregende Schauspiel stößt, daß der böse Geist, wenn er beim Exorzismus den besessenen Menschenleib verläßt, unter der Gestalt von ekelerregenden Tieren sich zeigt, z. B. von Spinnen, Fliegen, Ameisen, kleinen Vögeln, Fledermäusen, Nattern u. dergl.

Daß der Syllabus Pius IX. durch evangelische Christen verbreitet wird, sollte man kaum glauben, aber es ist thatsächlich so. Nur müssen wir gleich bemerken, daß das nicht im Interesse des Katholizismus, sondern des Protestantismus geschieht. Die evangelische Druckerei in Florenz veröffentlicht nämlich eine billige Ausgabe des Syllabus in lateinischer und italienischer Sprache mit Erklärungen „für solche, die zugleich gute Katholiken und gute Bürger sein wollen." Die Gazetta d'Italia schreibt darüber: „Diese Arbeit könnte unserm Volke den größten Nutzen bringen, wenn das Werk fleißige Leser und die verdiente Verbreitung unter unsern Landsleuten fände, deren leidiger Indifferentismus wenigstens da ein Ende haben sollte, wo es sich um die höchsten sittlichen und politischen Lebensfragen handelt. Der berüchtigte Syllabus Pius des Neunten gibt dem Verfasser der Erläuterungen Gelegenheit, auf dem Wege philosophischer und theologischer Begründung, unter Beiziehung reichen geschichtlichen Materials darzulegen, daß das Papsttum geich einer Krebskrankheit an Italien zehrt, seit es den Priestern die Losung gegeben hat, die Staatseinrichtungen und die moderne Bildung in den Schmutz zu ziehen, die Gläubigen mit dem Geiste der Unehrerbietigkeit und der Empörung gegenüber den Gesetzen des Staates zu erfüllen, Rebellen und Verräter des Vaterlandes heranzuziehen. Wer sich die Mühe nähme, diese Veröffentlichung zu lesen, würde einsehen, daß die römische Kirche zu Freiheit, Bildung und Evangelium in einem unvereinbaren Gegensatz steht .... Der Katholik, dem es ehrlich um die Wahrheit zu thun ist, und der nach dem Lesen dieser Schrift noch römisch-katholisch bleibt, ist ohne Entschuldigung."

Die Verfolgungen der Armenier auf dem türkischen Gebiet haben auch die Wirkung gehabt, daß sich die abendländische Christenheit, soweit sie nicht römisch ist, wieder auf ihren Glauben an die allgemeine christliche Kirche besinnt und jene unter dem Druck des Islam verkommenen und verkümmerten Kirchen in viel größerm Maße der Beachtung wert hält als früher, wo sie eigentlich nur die Objekte gelehrten Studiums abgaben, an denen man krankhafte Entartungen des Christentums sehr bequem nachweisen konnte. So berichtet in der „Chr. Welt" ein Reisender über die Reste der Monophysiten in Ägypten, die Kopten, nach eigener Anschauung folgendes:

Im Lande der Pyramiden hat sich unter mancherlei Altertümern auch ein Stück ägyptischen Christentums trotz der Herrschaft des Islam erhalten. Das sind die Kopten, Abkömmlinge der alten Monophysiten, die sich jedoch dessen

nicht mehr bewußt sind. Man schätzt ihre Zahl noch auf etwa 400,000. In Alexandrien und Kairo wie im Lande hin und her, namentlich in Oberägypten, haben sie Kirchen und Klöster. Diese sind ja gerade neuerdings eine Fundgrube wertvoller Stücke altchristlicher Litteratur*) geworden und bergen vielleicht noch manche für die Wissenschaft wichtigen Schätze.

Das Christentum der heutigen Kopten steht sehr niedrig und wird höchstens von dem abessinischen an Verkommenheit noch übertroffen. Der Gottesdienst in den koptischen Kirchen ist durch und durch würdelos. Er mutet uns ähnlich an wie etwa in einer katholischen Kirche Italiens oder in einer griechisch-orthodoxen, nur viel würdeloser. Die Kirchgänger laufen während der Feier ungeniert hin und her, sprechen ganz laut miteinander, ja schlagen sich. In der großen koptischen Kirche Kairos, wo ich häufig den Gottesdienst besuchte, pflegte sich dann und wann ein junger Kopte neben mich zu setzen und mir in englischer oder französischer Sprache zu erklären, was dort vorging. Den amtierenden Lektor oder Priester störte das alles nicht.

Die Stätte für die gewöhnlichen priesterlichen Funktionen ist der etwas erhöhte Chorraum. Aber dahinter liegt noch ein durch Wand oder Vorhang von der übrigen Kirche abgeschlossener Raum, in dem der Altar sich befindet, und der das Allerheiligste oder Hêkel bildet. Dieser darf nur von dem Priester betreten werden. Hier wird der eigentliche Altardienst, z. B. die Weihung des Abendmahlsbrotes verrichtet. Hier umkleidet sich auch der Priester mit den verschiedensten Kostümen nach orientalischem Geschmack, wechselnd je nach der Handlung, die er vorzunehmen hat.

Auch die gewöhnliche Kleidung der Priester wie der übrigen Kopten ist durchaus orientalisch. Der Kopf ist bedeckt mit einem Turban oder Tarbusch (Fez), der übrige Körper mit einem langen hemdartigen Gewand, das bis zu den Füßen reicht. Darüber tragen sie dann meist noch eine faltenreiche Galabiye, eine Art Mantel, und an den Füßen leichte Schuhe. Im Unterschied von der bunten Tracht der Mohammedaner ist die Kleidung der Kopten dunkler. Die Frauen der Kopten pflegen sich wie die der Mohammedaner zu verschleiern. Den Gottesdienst besuchen die Frauen weit seltener als die Männer und müssen sich, falls sie erscheinen, in einem abgetrennten Raume aufhalten, wo sie von den Männern nicht gesehen werden können. Wenn die Leute zum Gottesdienst kommen, so pflegen sie den an der Thür sitzenden Priestern die Hand zu küssen.

Die eigentliche Kirchensprache ist die koptische, deren Zeichen eine Mischung griechischer Buchstaben mit Elementen der altägyptischen sogenannten „demotischen" Schrift sind. Die koptische Sprache wird vom koptischen Volk, selbst wohl von den meisten Priestern nicht mehr verstanden, sondern diese wie überhaupt die heutigen Bewohner Ägyptens bedienen sich des Arabischen. Wie weit das Arabische auch im Kultus Verwendung findet, ist mir nicht bekannt; doch meine ich in koptischen Kirchen Vorlesungen auch in arabischer Sprache gehört zu haben.

Einmal hatte ich Gelegenheit, dem Abendmahl beizuwohnen. Es wird bei den Kopten häufig gefeiert. Auch Kinder können daran teilnehmen. Sie bekommen, soviel ich aus den Erklärungen, die uns der Priester nachher in

*) Von dort kamen das „Evangelium" und die „Apokalypse des Petrus" und ein „vorirenäisches gnostisches Originalwerk" in koptischer Übersetzung (enthaltend drei Schriften: Das Evangelium der Maria, die Weisheit Jesu Christi und die Thaten des Petrus), das Dr. Karl Schmidt vor kurzem fand und darüber durch Professor Harnack der Berliner Akademie der Wissenschaften eine interessante Abhandlung einreichte. Diese koptische Handschrift wird im Ägyptischen Museum in Berlin aufbewahrt.

italienischer Sprache gab, verstanden habe, das Brot in Wein getaucht. Ein Mitgenuß der Laien am Wein beim Abendmahl findet seltener statt und dann nur nach vorangegangener Beichte. Aber vom Abendmahlsbrot erhalten alle Gottesdienstbesucher am Schluß des Gottesdienstes kleine Stücke, wohl auch zu dem Zweck, um davon für die Angehörigen mit nach Hause zu nehmen. Dies erinnert an die ähnliche Sitte in der alten christlichen Kirche. Auch uns wurden solche Stücke von Abendmahlsbrot gegeben, obwohl uns der Priester als Fremde erkannt hatte.

Die Kopten sind im allgemeinen dem Fremden gegenüber ziemlich zugänglich. Als ich ihnen auf ihr Befragen sagte, ich sei ein junger Theologe, baten sie mich, ihnen doch eine Predigt in französischer oder englischer Sprache zu halten. Indessen war ich damals dieser Sprachen noch nicht mächtig genug und lehnte deshalb ab. Später, als ich so oft zu ihren Gottesdiensten kam, fragten sie mich, ob ich übertreten wolle, und hoben ihre Konfession bis in den Himmel. Und dann — ich weiß nicht, ob sie dabei den Hintergedanken hatten, mich am Ende zu ihrem Glauben herüberzuziehen — baten sie, mich ihrem Patriarchen, dem sie von mir erzählt hatten, vorstellen zu dürfen. Ich folgte der Aufforderung und ging mit einigen Begleitern zu dem nahe an der größten koptischen Kirche Kairos liegenden Palais des Oberhauptes der koptischen Kirche. Der Patriarch, in langem faltenreichen Gewande mit dem dunkeln Turban auf dem Kopfe, auf einer Art Thronsessel sitzend, empfing uns feierlich und ließ uns auf einem Divan Platz nehmen. Glieder der koptischen Gemeinde und Diener standen rings umher. Ein Dragoman (Dolmetscher) vermittelte die Unterhaltung zwischen dem arabisch redenden Patriarchen und mir, der ich französisch sprach. Zuerst wurden wir mit arabischem Kaffee und Obstwein bewirtet. Darauf entbot uns der Patriarch einen feierlichen Friedensgruß, den ich sogleich im Namen meiner Begleiter erwiderte. Nun entspann sich ein allgemeines Gespräch über Ägypten, weiterhin über die verschiednen Religionen der Erde. Endlich erlaubte ich mir den hochwürdigen Herrn zu fragen, ob er mir nicht sagen wolle, warum die koptische Kirche sich einst von der übrigen Kirche getrennt habe. Er gab mir die Frage zurück: er werde mir dankbar sein, wenn ich es ihm sagen wolle. Er selbst wußte es offenbar nicht. Ich suchte ihm also auseinanderzusetzen, daß die Lehre von den zwei Naturen in Christus, wie sie auf dem Konzil zu Chalcedon 451 als ökumenische Lehre im Gegensatz zu der monophysitischen Behauptung von der einen nur göttlichen Natur in Christus festgestellt wurde, der Trennungsgrund gewesen sei. So ging denn das Oberhaupt der koptischen, also monophysitischen Kirche bei einem protestantischen Kandidaten in die Schule, um zu hören, daß die Kopten von Haus aus Monophysiten und dadurch von der übrigen Kirche ausgesondert seien. Übrigens war er für die Belehrung recht dankbar. Er schloß mit dem Wunsche, daß alle Glaubensgesellschaften der Erde sich wieder vereinigen möchten, und entließ uns mit seinem Segen.

Diese Unterredung wie der allgemeine Eindruck, den das heutige koptische Christentum macht, zeigt, wie wenig ein Bewußtsein von seiner besondern Art in ihm vorhanden ist. Sein Wesen geht ganz im Äußern, in Zeremonien und Bilderdienst auf. Von lebendigem, bewußten Christentum kann kaum noch die Rede sein. Der Geist ist herausgetrieben und nur die tote Form geblieben. Ein trauriger Anblick! — Um dies tote Glied am Leibe der christlichen Kirche wieder zu beleben und mit der Kraft des Evangeliums zu erneuen, arbeitet vor allem die Amerikanische Mission und, Gott sei Dank, nicht ohne Erfolg.*)

*) Auch eine holländische evangelische Missionsstation ist in Ägypten vorhanden; und natürlich sucht auch die römische Propaganda mit Eifer die Kopten zu gewinnen.

Während unter den Mohammedanern die Fälle wirklicher Bekehrung zum Christentum überaus selten sind, ist der Kopte im allgemeinen der Mission zugänglich. Und das ist ein Glück. Denn sonst würde dies absterbende Glied der christlichen Kirche am Ende eine Beute des Islam werden. E. Schr.

Der Erzbischof Arsseni von Riga schärft den orthodoxen Geistlichen ein, mehr Propaganda unter Lutheranern und sonstigen Andersgläubigen zu treiben. „Die geistlichen Hirten müssen nicht nur über ihre Herde wachen, sondern auch für ihre Vergrößerung sorgen oder, anders ausgedrückt, dafür sorgen, daß sie in den Schafstall Christi diejenigen Schafe führen, welche nicht aus diesem Stalle sind. Joh. 10, 16. Die Priester müssen Mission treiben." Leider, sagt der Erzbischof, habe er wahrnehmen müssen, daß der Kirchspielsgeistliche in den baltischen Provinzen sich von der Missionssache lossage, sie nicht für seine Pflicht halte und erachte, dafür nicht vorbereitet zu sein. Solche seien offenbar nicht an ihrem Platze. Zum Schlusse feuert er seine Priester an, die gegenwärtige „glückliche" Zeit, wo jeder orthodoxe Priester des baltischen Gebietes ohne Furcht und Bedrückung den heiligen orthodoxen Glauben predigen könne, zu benutzen und in ihren umfangreichen Kirchspielen Missionsreisen zu unternehmen. Demnach soll an Stelle der bisherigen Verfolgung durch den Staat die konfessionelle Verhetzung durch die Kirche treten.

Trotz aller dieser Dinge scheinen die Erfolge der so verschiedenen Missionsarten und Bekehrungsmethoden im ganzen recht mäßige zu sein. Das Februarheft der offiziellen russisch-orthodoxen Missionszeitschrift enthält nämlich eine Reihe von Nachrichten über das Anwachsen der russischen Sekten, das dem Auftauchen liberaler „Strömungen" zugeschrieben wird. In den letzten zwei Jahren habe sich sowohl in den alten Sekten (Molokanen und Duchoborzen), wie auch besonders in den neueren (Stundisten, Paschkowianer und Tolstojaner) eine gewisse Erregung und Gährung der Gemüter in schärferer Form bemerkbar gemacht; die gegen Ende der 80er Jahre stiller gewordene Propaganda des Stundismus sei wieder aufgelebt; die stundistisch-paschkowianischen Führer hätten ihre Proselytenmacherei, Energie und Kühnheit bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigert. Nicht nur in den früher von Stundisten bewohnten Gegenden habe die sektiererische Gährung zugenommen, sie habe auch neue Orte berührt, wo man bis dahin vom Stundismus keinen Begriff gehabt habe (z. B. die Gouvernements Kaluga und Nischni-Nowgorod, das Weichselgebiet, die südwestlichen und die Wolga-Gouvernements, das nördliche Kaukasien). Die Erregung sei besonders in der Zeit vor der Krönung des Zarenpaares gewachsen, weil damals das Gerücht verbreitet worden sei, daß die neue Regierung allen deportierten Sektierern die Rückkehr gestatten und die das Sektierertum und speziell den Stundismus einschränkenden Gesetze aufheben werde 2c. Die „intelligenten Sektierer" (Anhänger Paschkows und Tolstois) seien mit den „Sektierern des Volks" in enge Beziehungen getreten und hätten den Stundismus aufs neue entflammt. Nur dem Einflusse der ersteren sei es zuzuschreiben, daß die Stundisten jetzt wieder ihre verbotenen Versammlungen trotz mancherlei Strafen demonstrativ hielten und den Missionaren erklärten, diese würden ihre Dienstreisen wohl nicht mehr lange machen, da auch in Rußland bald die Glaubensfreiheit verkündet werden würde. Die Stundisten verlören immer mehr den religiösen Boden und würden von rein politisch-sozialen Ideen durchdrungen. So antworteten sie auf die Erzählungen von den bei den Reliquien des Feodossi von Tschernigow erfolgten wunderbaren Heilungen: „Auch wenn ich den unverwesten Körper selbst berührt und die Wunder mit eigenen Augen gesehen hätte, so würde ich

an den heiligen Feodossi doch nicht glauben." — Bei den Paschkowianern mache sich neuerdings ein Streben nach Vereinigung mit dem Stundismus bemerkbar; dabei wachse die Zahl der ersteren auch in der Residenz wieder und fange an, sich jetzt hauptsächlich unter der Fabrikbevölkerung auszubreiten. — Nachdem die russische Missionskonferenz erklärt hat, daß die „Missionare" die Stundistenbewegung nicht zu bewältigen vermögen, und die Polizei einschreiten müsse, werden die Stundisten von mancher Seite immer wieder beschuldigt, revolutionäre Ideen zu vertreten. Von anderer Seite werden hingegen gerade die Stundisten als ruhige, friedliebende Menschen geschildert, deren häusliches und bürgerliches Leben den nicht zu ihnen gehörenden Russen ein durchweg gutes Vorbild bieten könne. — Es wäre zu beklagen, wenn die Stundisten wirklich auf soziale Abwege geraten würden; die Standhaftigkeit, mit der sie bisher um ihres Glaubens willen die schwersten und drückendsten Verfolgungen und Martern ertrugen, ließ hoffen, daß sie das Salz für Rußland werden würden.

Auffallend ist jetzt in Japan, daß immer mehr Wert auf das christliche Urteil und christliche Einrichtungen gelegt wird. In Gesprächen wird danach gefragt, in japanischen Zeitschriften darauf hingewiesen. Selbst die Priester des Buddhismus fangen an, christliche Gebräuche nachzuahmen, Trauungen, Leichenfeiern, Jünglings- und Frauenvereine. Allerdings thun sie das nicht, um Christen zu werden, sondern um dem Christentum dadurch entgegenzuarbeiten, wie es in ähnlicher Weise in Indien seitens der heidnischen Priester und Gelehrten geschieht. Der Wandel und die Thätigkeit der Missionare und christlichen Prediger wird häufig von Japanern selbst den buddhistischen Priestern zum Vorbild hingestellt. Im vorigen Jahre wies ein Abgeordneter im japanischen Parlament öffentlich auf den unstatthaften Lebenswandel und die Faulheit der Priester hin und hob ihnen gegenüber den Fleiß und die Thätigkeit der Prediger des Evangeliums hervor. Also selbst die Priester des Heidentums werden nach christlichem Maßstab gemessen. Das alles ist sehr bezeichnend und von großer Tragweite. Es stehen der Ausbreitung des Christentums unleugbar in Japan mancherlei Hindernisse im Wege. Aber die still wirkende Kraft des Evangeliums bildet die Massen allmählich um und sichert den Sieg des Kreuzes.

Die Sache hat freilich auch ihre Gegenseite, nämlich die Einwirkung der japanesischen Anschauungen auf die Auffassung des Christentums. So wie die heidnischen Priester am Christentum gemessen werden, so werden die christlichen Lehren unter die Gesichtspunkte des Konfutianismus und des japanesischen Buddhismus gestellt und mit dem Denkformen, die in diesen Religionssystemen entwickelt sind, zu begreifen und darzustellen versucht, wobei es begreiflicherweise nicht ohne — zum Teil bedenkliche — Umgestaltungen dieser Lehren abgeht. (Vgl. Th. Ztsch. 1896, Seite 191.)

Litterarisches.

Mancherlei Gaben und ein Geist. 3. Heft. 1897. — Das vorliegende Heft enthält: Eine Abhandlung über „die Hilfsmittel der praktischen Exegese," sodann je drei Predigtentwürfe für alle Sonntage vom Trinitatisfest an bis zum 23. Sonntag nach Trinitatis, und endlich Entwürfe für Bibelstunden über die Geschichte Jakobs.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., Juli 1897. No. 7.

Predigtstudie über Apostelgeschichte 17, 22–33.

(Von P. R. Lehmann.)

I. Analyse der Textworte.

Vers 22. Schon mancher große Redner hatte auf dem Areopag gesprochen, aber nie, so lange die Welt stand, ein Bote des Evangeliums. Eine besondere Gnadenzeit für die Athener. — δεισιδαιμονεστέρους übersetzt Luther mit „allzu abergläubig“. Genau genommen aber heißt es „in hohem Grade götterfürchtend“. Daß Paulus mit diesem Worte den Athenern gegenüber keinen Tadel aussprechen wollte, geht aus dem Zusammenhang hervor. Seine Absicht war vielmehr, anzuknüpfen an den Rest wahrer Sehnsucht nach Gott, wie er sich unter den Heiden findet. Wohl bringt Paulus in 1 Kor. 10, 19 u. 20 den Götzendienst in Zusammenhang mit dem Teufel, denn allerdings sind die heidnischen Religionen nicht etwa aus einem Suchen des menschlichen Herzens nach dem wahren Gott, sondern aus einem Abfall von ihm durch teuflische Verführung hervorgegangen; — aber damit ist es doch nicht gesagt, daß der Abfall vollendet, daß die Heiden ganz und gar losgelöst seien von jeglicher Beziehung zu dem wahren Gott.

V. 23. Daß die Athener nicht befriedigt waren von ihrer Götterlehre, daß sie vielmehr nach etwas suchten, was sie nicht hatten, bewiesen die Altäre, die sie „einem unbekannten Gott“ errichtet. Bekanntlich wurden selbige zur Zeit einer Pest errichtet, um den Zorn auch einer unbekannten Gottheit, wenn solche existierte, zu versöhnen. Hieran anknüpfend sagt Paulus, daß er in der Lage sei, ihnen diesen unbekannten Gott, den sie zwar gesucht, aber nicht gefunden, zu verkündigen. — Das war eine meisterhafte Art, den Schlüssel zu den Herzen der Athener zu finden, sowie ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Hier sehen wir, wie Paulus versuchte, allen alles zu werden.

V. 24. Hier lehrt der Apostel eine Grundwahrheit des Christentums, daß Gott der Schöpfer und Herr Himmels und der Erden ist. Den Heiden war das etwas Neues. Allein es mußte sich an ihrem Gewissen als Wahrheit empfehlen, daß es zum Wesen des Gottesbegriffes gehöre, daß Gott der Höchste sei, daß darum Gott nur e i n e r sein, und die Welt nicht gleich ihm ewig sein könne, er somit Schöpfer Himmels und der Erde sei. War diese Wahrheit den Athenern etwas Neues, so

ist sie leider vielen unsrer Tage etwas Altes geworden, nicht etwa, weil sie etwas Besseres gefunden, sondern weil sie überhaupt alles Übernatürliche leugnen wollen. Aber gewiß kann sich unser Denken ebensowenig wie unser Gemüt beruhigen bei der willkürlichen Annahme eines „Urschlammes“. Unser innerstes Bewußtsein beruhigt sich nur bei dem Bekenntnis des ersten Glaubensartikels. — So kann den Athenern der Tadel doch nicht erspart werden: Der H e r r Himmels und der Erden wohnt nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht. Der Schöpfer alles dessen, das ohne Hände gemacht ist, kann nicht beschränkt, eingeschlossen werden durch das, was Hände gemacht. ὁ ποιήσας-ἐν χειροποιήταις.

V. 25. Ebensowenig braucht der, welcher allen alles, selbst das Leben, g i b t, etwas zu n e h m e n. Damit ist die Thorheit des heidnischen Götterdienstes gerichtet, — wie überhaupt auch die Verdienstlichkeit alles christlichen Gottesdienstes. „Wenn wir alles gethan haben, was wir zu thun schuldig sind“ u. s. w.

V. 26. Hiermit sind drei christliche Grundwahrheiten über den Menschen ausgesprochen: 1. Alle Menschen sind von Gott geschaffen, göttlichen Ursprungs. 2. Alle Menschen sind e i n Blut, darum untereinander Brüder. Es fallen die Schranken des Völkerhasses, die Ketten der Sklaverei. 3. Alle Völker stehen unter Gottes Leitung. Die Griechen nannten alle anderen Völker Barbaren, die Juden in mehr ausschließlichem Sinne, als die Pädagogik des Alten Testamentes wollte, Gojim. Jedoch sind die Vorzüge e i n e s Volkes vor dem andern keineswegs ausschließlicher Art. Waren die Juden durch die alttestamentliche Gottesoffenbarung vorbereitet, Gott zu finden, so die Heiden durch die natürlichen Segnungen der Schöpfung. (Vgl. Apg. 14, 17.)

V. 27. All die verschiedenen Bezeugungen Gottes sollen den Menschen treiben, Gott zu suchen. Herrlicher Trieb, Gott zu suchen; erhabenes Ziel, Gott „betasten“ und finden. Möglich ist das, weil Gott so nahe ist. Stillschweigend sagt der Apostel, daß Gott uns besonders nahe gekommen durch die Predigt des Evangeliums, wie er weiter unten ausführt.

V. 28. So nahe stehen wir Menschen der Gottheit, daß selbst ein heidnischer Poet sagen konnte: Wir sind göttlichen Geschlechts.

V. 29. Fließt aus der wahren Gotteserkenntnis die rechte Kenntnis des Menschen, so bestärkt und bestätigt letztere wiederum die wahre Gotteserkenntnis. Der Mensch ist eine P e r s o n, so kann nichts Unpersönliches, Gold, Silber, Stein, etwas Göttliches (θεῖον) sein oder an sich haben. Der Mensch ist ein G e s c h ö p f Gottes, so kann Gott nicht ein Gebilde menschlicher Gedanken und Kunst sein. Gott und Mensch werden hier in die rechte Beziehung gesetzt.

V. 30 u. 31. Nach Feststellung der Grundwahrheiten über Gott und Mensch legt Paulus den Athenern nun die Heilswahrheit vor, wie sie in Christo erschienen ist. Er nennt aber den Namen Christi nicht, führt auch nicht weiter aus, wer er ist, sondern bequemt sich auch hier dem Fassungsvermögen der Heiden an und will sie zu weiterem Suchen

und Fragen reizen. Wunderbare Weisheit des Apostels! Er mochte wohl eingedenk sein des Wortes Jesu: Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben ..... Er kannte die Gesinnung der Athener. Später blieb immer noch Zeit, den Heilsbegierigen, die sich etwa finden würden, den Heilsweg genauer auszulegen. Die Sünde hält er den Athenern ist sehr schonender Weise vor, er nennt sie Unwissenheit, und zwar eine solche, die Gott übersehe. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß ihre Sünde kaum nennenswert sei, es liegt dem Zusammenhang nach vielmehr das darin, das Gottes Barmherzigkeit sehr groß sei. Paulus legt seinen Zuhörern die Elemente des Heilsrates vor, indem er beides, den Ernst und die Güte Gottes, beleuchtet; — den Ernst, da er hinweist auf den Tag des gerechten Gerichtes über die ganze Welt, die Güte, da er im Namen Gottes auffordert zur Buße (μετανοεῖν heißt „danach anders denken", „nachher klug werden", „hinterdrein einsehen"), zur πίστις oder Zuversicht, zur Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi. Der richten wird, ist derselbe, der für uns gestorben und auferstanden ist und unserm Glauben vorgehalten wird.

V. 32 u. 33. Die Predigt Pauli fand einen plötzlichen Abschluß, da etliche über die Lehre von der Auferstehung spotteten. Daß aber seine Mühe nicht ganz umsonst war, zeigten die Rufe: „Wir wollen dich darüber weiter hören." Vorderhand jedoch mußte er abbrechen.

II. Synthese der Textgedanken.

Ehe wir uns die einzelnen Gedankengänge des Apostels vorführen, betrachten wir die Art und Weise der ganzen Predigt. Von verschiedenen Seiten wird dem Apostel der Vorwurf gemacht, er habe sich zu sehr den heidnischen Anschauungen der Athener anbequemt, sogar den Ausspruch eines heidnischen Poeten verwertet, — diese seine Predigtweise sei ein Fehlgriff gewesen. Als Anhaltspunkte solchen Vorwurfs werden angeführt der geringe Erfolg der Predigt, sowie die gedrückte Stimmung des Apostels, die er zu Korinth offenbart, da er sich zurückzog und der Handarbeit oblag, wie er auch den Korinthern geschrieben, daß er bei ihnen gewesen mit Schwachheit und mit Furcht und mit großem Zittern, — daß er nicht zu ihnen gekommen sei mit hohen Worten oder hoher Weisheit, zu verkündigen die göttliche Predigt. Dies letztere wird dann dahin verstanden, als ob Paulus selbst damit seine Predigtweise zu Athen verurteilt habe. Dagegen ist aber wohl zu bedenken: 1. Es ist mißlich und gefährlich, einen Apostel zu kritisieren. Hat er in dem, was er mündlich predigte, einen Fehler gemacht, so mag er auch in dem, was er schrieb, sich geirrt haben. Wo bleibt da das apostolische Ansehen? Ist die Kirche nicht erbaut auf dem Grunde der Apostel und Propheten? 2. Den geringen Erfolg kann man unmöglich gegen Paulus zu Felde führen. (Vgl. „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich ...") Im Gegenteil, es muß uns wundern, daß er in Athen so viel erreicht hat. 3. Was Paulus an die Korinther schrieb, kann nicht als Selbstverurteilung angesehen werden. Aus dem „nicht mit hohen Worten" klingt nicht das heraus, daß er vorher selber diesen Fehler be-

gangen, — in seiner Predigt zu Athen finden sich auch nur schlichte Worte, — sondern er verteidigt hiemit seine Predigtweise gegen die Anhänger Apollos. Das Prinzip: „jedermann allerlei zu werden", das ihm die Predigtweise zu Athen gebot, hebt er selber lebendiger hervor in 1 Kor. 9, 19–23. 4. Aus dem, was er in 1 Kor. 9; 2 Kor. 11 schreibt, geht hervor, daß er nicht um seiner gedrückten Stimmung willen Teppiche gewirkt hat, sondern aus einer ganz andern Ursache. In 1 Thess. 2, 9; 2 Thess. 3, 8 rechtfertigt und rühmt er sein gleiches Verfahren zu Thessalonich.

Was nun die einzelnen Gedankengruppen der Predigt anbetrifft, so finden wir zunächst eine Einleitung, V. 22 u. 23 a. Paulus nimmt Bezug auf das, was er als glimmenden Funken der Sehnsucht nach Gott bei den Athenern gefunden, da sie dem unbekannten Gott Altäre errichtet. Das findet seine Anwendug auch auf christliche Zuhörer. Immer sucht Gott am Menschen den Punkt heraus, an welchen er anknüpfen kann, um dem armen Menschen mit seinem Heile zu begegnen. Solch ein Anknüpfungspunkt ist das Gewissen. Die mahnende, warnende Stimme in deinem Herzen,—weist sie dich nicht auf das Dasein und die Nähe Gottes? Solch ein Anknüpfungspunkt ist die Leere des Menschenherzens, die nur durch die Selbstmitteilung des lebendigen Gottes ausgefüllt weroen kann. Daher das oft unbewußte Fragen und Suchen nach Gott.

Das Thema der Predigt ist in V. 23 b enthalten: Den euch unbekannten Gott, dem ihr unwissend Gottesdienst thut, verkündige ich euch. Dies Thema führt Paulus in drei Gedankengängen aus. V. 24 u. 25 redet er vom Wesen Gottes als des Schöpfers Himmels und der Erden. Er hebt die transcendenten Eigenschaften Gottes hervor, als der durch nichts begrenzt, von niemand abhängig ist. Obwohl nun diese Ausführung für Heiden berechnet ist, so wird doch auch unter Christen oft eine ähnliche Korrektur des Gottesbegriffes nötig. Wie leicht wähnt der eitle Mensch, er leiste Gott einen Dienst, er verdiene etwas, richtet also, ohne es zu wissen, Gott einen Tempel auf, der ihn fasse. Dem gegenüber ist die Unendlichkeit und Majestät Gottes zu betonen, vor dem wir nichts sind.

V. 26–29 redet Paulus von den Menschen als Geschöpfen Gottes, zeigt ihre gegenseitige Verwandtschaft, ihren göttlichen Adel, ihre hohe Bestimmung. Gott selber mache es ihnen durch mancherlei Bezeugungen möglich, ihn zu suchen und zu finden. Von dem allen ist leicht die Anwendung zu machen.

V. 30 u. 31 enthält die Heilsbotschaft im engeren Sinne. Unwissenheit nennt Paulus hier die Sünde der Heiden, Unwissenheit nennt Petrus und Paulus die Sünde der Juden, die den Herrn gekreuzigt, — Unwissenheit ist auch unsere Sünde. Es ist zwar eine verschuldete Unwissenheit, aber wäre unsere Sünde eine solche mit vollem Wissen, so wäre sie nicht mehr vergebungsfähig. Alle Entschuldigungen dagegen schlägt das donnernde Wort zu Boden: Gott gebietet allen Menschen,

Buße zu thun, mit dem Hinweis auf das zukünftige Gericht, — welches Wort aber nicht den Menschen vernichtet, sondern gerade Hoffnung gibt. Denn warum soll ich zur andern Einsicht meines Lebens kommen, Buße thun? Weil Gott mir einen Weg des Heils geoffenbart hat im Sterben und Auferstehen Jesu Christi. Ehe das Gericht kommt, wird Rettung angeboten. Nur die Verwerfung der Rettung, das Verharren im Unglauben, führt ins Gericht.

III. **Dispositionen.**

a. Pauli Predigt zu Athen.

I. Seine Einleitung. II. Sein erster Teil. III. Sein zweiter Teil. IV. Sein dritter Teil. V. Sein Abschluß. V. 32 u. 33.

b. Pauli Predigt zu Athen.

I. Von Gott. II. Vom Menschen. III. Vom Heilsweg. (K. Gerok.)

c. Gott und Mensch in ihren Beziehungen zu einander.

I. Der erhabene Gott. II. Der suchende Mensch. III. Der vermittelnde Gottmensch.

d. Die hohe Bestimmung des Menschen.

I. Ihr Ursächer. II. Ihr Inhalt. III. Ihre Möglichkeit.

Die Stellung der Propheten zum messianischen Reich.

Von P. L. Pfeiffer.

Das Wort „Prophet" ist abgeleitet aus dem griechischen Zeitwort *προφητεύειν*, prophezeien, vorhersagen, weissagen; ein Prophet ist demnach ein solcher, der künftige Dinge voraussagt. Dies ist der landläufige Begriff von einem Propheten. Der biblische Begriff eines Propheten ist, daß er ein von Gott berufener und gesandter, mit dem Geist Gottes erleuchteter Mensch sei, der im Namen und im Auftrag Gottes dem Volk das ihm gedrohte Gericht oder das ihm zugedachte Heil zu verkündigen hat. Ein Prophet ist somit der Sprecher zu dem Volk an Gottes Statt, oder der Mund Gottes an das Volk.

Das Prophetentum, wie es sich auf Deuteron. 18, 9—22 ursprünglich gründet, und wie es sich von Samuel an im Volk Israel entwickelt hat als Träger fortgehender göttlicher Offenbarung, ist teils ein Prophetentum der That, besonders im Reich Israel, wo Elias und Elisa thätig waren, teils ein Prophetentum des Wortes — und als solches vorherrschend im Reich Juda thätig. Das prophetische Wort ist kein menschliches, eigenes oder fremdes, das die Propheten ausgesprochen hätten; auch nicht das göttliche Wort der Offenbarung im Gesetz, das sie ausgelegt hätten; sondern es ist ein neues, geoffenbartes Wort Gottes, das der Prophet unmittelbar von Gott empfängt, zu dessen Verkündigung an das Volk er unmittelbar vom Herrn berufen ist. Der Prophet ist ein רֹאֶה oder חֹזֶה, ein Schauer, der durch innere Anschauung das Wort Gottes vernimmt — und es nun als נָבִיא, als Sprecher Gottes aus seinem Innern hervorquellen läßt und ausspricht als eine geheimnisvolle vernommene Stimme Gottes; er thut

das als ein vom Herrn berufener und im Gehorsam in seinem Dienst stehender Knecht und Bote. Denn wiewohl der Herr auch ohne Wissen und Wollen des Menschen dessen Wort zu einer Botschaft machen kann, so ist doch in Israel ein regelmäßiges prophetisches Amt, zwar nicht an irgend welche Succession gebunden, sondern auf freier göttlicher Erwählung ruhend. Aber gemäß der Verheißung und Bestimmung Israels soll es ihm nicht an solchen Boten fehlen, die als Wächter das Wort des Herrn erwarten, bis er es durch sie seinem Volk zukommen läßt.

Dieses prophetische Wort nun soll nicht, wie die heidnische Mantik, dem Menschen irgend einen Rat geben für wichtigere Fälle des Lebens; es soll auch nicht bloße Wahrsagerei sein, die irgend ein zufälliges Ereignis voraussagt, das der Mensch ohne das nicht wissen könnte; sondern es ist Weissagung. Diese Weissagung hat es nur mit dem Reich Gottes zu thun und hat seine Wege zu erschließen. Einerseits stellt sie die jedesmalige Gegenwart in das Licht des Endes, um daran das göttliche Urteil über sie festzustellen, andererseits zeigt sie, wie Gott von dieser Gegenwart aus seinen Heilsrat zum Ziel führen wird. Hiernach konzentriert sich alles Weissagungswort in der letzten Zeit, dem Zeitende, der Zukunft. — Die Sünde Israels verlangt Gottes Strafgericht über das Volk — und dieses Gericht ist zunächst das Ende. Der Triumph des Heidentums aber, dessen Träger die Vollstrecker des Gerichts über Israel sind, verlangt auch über sie das Gericht — und dies ist schon ein weiterer Fernblick. Die Verheißung an die Väter endlich verlangt des gläubigen Israels Wiederherstellung und deshalb ein Gericht über alle Heiden. Dies eröffnet den Blick in die messianische Heilszeit, in welche alle Endzeit auslaufen muß als in das große Jahr der Erlösung. Diese Erlösung wird der Herr selbst vollführen durch den Sohn Davids, in welchem er kommt, um das durch die Sünde gestörte Schöpfungsziel zu erreichen, auf daß alle Welt voll werde von seiner Herrlichkeit. So liegen drei Stufen der letzten Zeit ineinander und wachsen auseinander heraus — und dies macht den perspektivischen und typischen Charakter der Prophetie aus. Im Dienst dieser Perspektive und Typik stehen dann auch die Zeitangaben in prophetischen Zahlen, sowie einzelne besonders geweissagte Ereignisse, auch die den Propheten in die Hand gegebenen Zeichen und Wunder.

In allem diesem prophetischen Wort offenbart sich Jehovah, der Gott des geschichtlichen Heils, der sich so tief herabläßt, den Gang seines Reiches der menschlichen Sünde und den Irrwegen seines Volkes anzubequemen; der auch in der Erfüllung der Weissagung immer wieder das Verhalten der Menschen berücksichtigt, der darum seine Zeiten nach seiner erzieherischen Weisheit auszudehnen oder zusammenzuziehen vermag. Darum soll und kann das prophetische Wort eine Leuchte sein am dunkeln Ort; aber nicht ein Ersatzmittel für den Glauben, sondern

ein Trost für die Zeit des Harrens, eine Stärkung des Glaubens, aber auch ein Triumph des göttlichen Rates, der alles herrlich hinausführt. Da die ältern Propheten vorherrschend den Beruf hatten, für ihre jeweilige Gegenwart die Träger und Leiter der theokratischen Führungen zu sein und ihr schriftlich aufgezeichnetes Wort die Geschichte ihrer Zeit begleitet, so genügte auch die Erhaltung ihres Wortes in der geschichtlichen Form, wonach die Geschichtsbücher auf den Darstellungen der Propheten ruhen und einzelne Weissagungen derselben in diesen Büchern uns aufbewahrt sind. Sobald aber einmal die Zeit gekommen war, daß die Theokratie mit dem zu seiner Zuchtrute bestimmten Heidentum in Berührung treten soll, um von da aus die Erlösung vorzubereiten und einzuleiten, so bedurfte es auch des ausdrücklichen prophetischen Wortes, sowohl zur Rechtfertigung Gottes selbst über den scheinbar verkehrten Weg, den er mit dem Volk und der Menschheit einschlug, als auch zur Zurechtweisung der Menschen, der Ungläubigen, um ihnen den Mund zu stopfen, und der Gläubigen, um ihre Buße, ihren Glauben, ihre Geduld und Hoffnung zu wecken und aufrecht zu erhalten.

So entsteht *die prophetische Litteratur* mit dem Auftreten der Weltmächte vom 9. Jahrhundert vor Christo an und geht in ununterbrochener Reihenfolge fort bis zur Rückkehr aus dem Exil oder kurze Zeit danach. Dann verstummt sie und macht dem stillen, schweigenden Erwarten am Vorabend des messianischen Heilstages Platz.

Die Propheten haben ihre Weissagungen teils alsbald nach Empfang derselben aufgeschrieben, teils später nach geschehener Verkündigung selbst zusammengestellt. Auch hierin handelten sie nicht willkürlich, sondern nach göttlichem ausdrücklichem Befehl.

„Die prophetische Litteratur der Weissagung hat den bereits begonnenen und fortschreitenden Abfall Israels zum dunkeln Hintergrund und hebt sich um so heller ab als unmittelbare göttliche Eingebung, weshalb ihre Sprache, trotz des sonstigen Verfalls, die höchste Höhe erreicht und zeigt, welcher Herrlichkeit die menschliche Sprache fähig ist, wenn sie so unter dem unmittelbaren Einfluß des göttlichen Geistes steht. Die großen Gedanken vom zukünftigen Gericht und Gnade, welche die Propheten zu verkündigen haben, heben auch ihre Sprache in eine himmlische Höhe empor. Charakteristisch für ihr Zeitalter ist also die reiche Ausbildung einer besondern poetischen Sprache, die neue Wortbildung, Strophenbau, Parallelismus, bei den Propheten besonders größere Biegsamkeit der Sprache in Stil und Satzbau, hervortretend in bildlicher Redeweise, Wortspielen, und überhaupt großem Wortreichtum."

Was den sachlichen Inhalt der prophetischen Bücher betrifft, so dürfen wir keine systematische Abhandlung des Weissagungsstoffes erwarten; denn sie sind, wie alle Bücher der heiligen Schrift überhaupt, *Gelegenheitsschriften*, verfaßt auf Grund der jeweiligen göttlichen Offenbarung. Wenn die verneinende Kritik die Echtheit und Integrität einzelner Teile der prophetischen Bücher,

wie z. B. Jes. 40—66, in Zweifel zieht und andere Verfasser als die genannten vermutet, so beruhen ihre Hypothesen auf einem schwankenden Grunde und den Beweis ihrer Behauptungen wird sie nie erbringen können. Sie ist gleich den Kindern, die gegen eine Pyramide anstürmen, aber niemals vermögen sie umzustoßen. Der göttlichen Weisheit gegenüber muß aller menschliche Witz zu schanden werden und die Wahrheit der heiligen Schrift bewährt sich durch alle Zeiten hindurch. Denn menschliche Weisheit vergeht mit der Zeit; Gottes Wort aber bleibet in Ewigkeit.

Die Stellung der Propheten zum messianischen Reiche ist nun folgende:

Die Propheten gehen von der Erkenntnis aus, daß Gott die Erde zu dem Zweck geschaffen habe, daß sie der Schauplatz der Offenbarung seines Reiches in Herrlichkeit sein solle, daß ihre Bestimmung eine ewige sei. Sie wissen, daß die Erde und besonders die Menschheit, wie sie einen Anfang gehabt hat und eine Geschichte hat, nach Gottes Ratschluß auch ein Ende ihres jetzigen Zustandes haben muß, ein Ende, wo sie nicht aufhört, sondern das wirklich geworden ist, wozu sie geschaffen und bestimmt ist. In der letzten Zeit, am Ende dieser Werdezeit, soll das Haupt der Menschheit, Christus oder der Messias, König der Erde sein und in Gerechtigkeit regieren. In dieser messianischen Zeit sollen die Menschen unter ihm als Gottes Kinder sein wie Gott. In dieser erneuten Menschheit ist die vollkommenste Ordnung. Einer ist König und Priester des ganzen Geschlechts, die übrigen unter ihm, von seinem Geiste und seiner Liebe durchdrungen, sind auch, jeder in seinem Kreise, Priester und Könige ebenso und noch vielmehr als jetzt in den Familien, Gemeinden und Staaten, jeder seinen Platz, seinen Beruf, sein Maß von Rechten und Pflichten hat. Der König der Könige ist von Gott schon bestimmt: Er wird aus Davids Geschlecht sein, und Davids Stuhl ist der künftige Thron seiner Herrlichkeit. Israel ist das Volk seiner Wahl: das neue Israel, in welches durch den Glauben die Fülle der Heiden eingeht, ist das heilige Volk Gottes in Ewigkeit. In der messianischen Zeit werden alle Heiden sich zum Herrn bekehren, sich dem heiligen Volk Gottes anschließen und ihrem König huldigen.— Dies sind die Folgerungen, welche der Geist der Weissagung, der Geist Gottes und Christi, welcher in den Propheten war, aus den Verheißungen im ersten Buch Mose, aus den Bündnissen, welche Gott mit Noah, Abraham, Jakob, mit dem Volk Israel durch Moses, durch David und die Propheten geschlossen hatte, samt den damit verbundenen Verheißungen für Israel und alle Völker, ans Licht gebracht hat. Die gegenwärtige Gestalt der Erde und das Leben der Völker paßt nicht zu dieser Hoffnung einer zukünftigen Herrlichkeit; doch, deshalb soll an Gottes Verheißungen nichts verändert werden. In der letzten Zeit wird vielmehr dieser Himmel und diese Erde umgewandelt werden: Gott wird daraus einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen.

Bei so überschwenglichen Erwartungen von der messianischen Zeit haben jedoch die Propheten den klaren Blick für die Mängel ihrer Zeit, für das Verderben Israels und aller Heiden, nicht verloren. Im Gegenteil. Wie sie den Heiligen Israels und das Ziel der Wege Gottes erkannten, war ihr Auge geschärft gegen die Sünde, die in Israel und in den heidnischen Völkern wohnte. Sie waren weit entfernt von dem Wahne, daß der Same Abrahams, wenn er nicht Abrahams Werke thäte, wenn er den Bund mit dem Herrn bräche, dennoch das messianische Reich ererben sollte: Sie thun vielmehr alles, um diesen Wahn zu zerstören. „Zion muß durch Recht erlöset werden und ihre Gefangenen durch Gerechtigkeit.“ Das ist unter den mannigfaltigsten Wendungen ihr beständiger Ruf. Sie verkündigen daher allen Heiden und besonders dem Volke Israel, wegen ihrer Bundbrüchigkeit und aller ihrer Sünden, die schwersten Gerichte Gottes, und schließen sich darin den durch Moses ausgesprochenen Drohungen an. Mit der Verheißung der messianischen Zeit verbinden sie die Verkündigung, daß *der Tag des Herrn*, die bestimmte Zeit des göttlichen Strafgerichts, kommen werde, ein Tag des Zorns und des Schreckens für alle Sünder. Mit dem Tag des Herrn, dem Tag der Vergeltung, ist aber zugleich die Erlösung der Frommen erschienen, die der Herr nun in sein herrliches, verklärtes Königreich aufnimmt. Nicht ganz Israel, sondern nur eine geringe Zahl, die übrig bleibt, nur die Erretteten, werden Anteil an Zions ewiger Herrlichkeit haben: die große Mehrzahl stirbt in ihren Sünden.

Indem aber die Propheten den Tag des Herrn und die messianische Zeit im Geiste schauen, schildern sie in ihren Gesichten nicht das Ganze auf einmal, sondern nur einzelne Bilder, und diese Bilder sind nicht in einer Reihenfolge geordnet. Der Tag des Herrn ist nicht ein Tag von 24 Stunden, wo schnell alles verändert würde, sondern es ist der letzte Akt der irdischen Geschichte, der selbst wieder Anfang, Mittel und Ende hat und durch Entwickelungen verläuft. Diese Perioden der letzten Zeit unterscheiden die Propheten nicht: erst unser Herr hat durch sein Wort und durch die Lehre seiner Apostel, sowie durch die Geschichte seiner Kirche, uns den Weg gezeigt, die Zeiten der Erfüllung zu unterscheiden und zu ordnen. Aber diese Aufklärung hat denen wenig genützt, welche meinten, unsern Herrn dadurch zu ehren, daß sie die Erfüllung aller Weissagungen in der Erscheinung Jesu im Fleische und in der Gründung der christlichen Kirche auf Erden nachzuweisen suchten, oder, was noch übrig blieb, in ein unleibhaftiges Jenseits verlegten. Diese falsch-geistige (spiritualistische) Auslegung steht der grobfleischlichen (materialistischen) Deutung gegenüber und eine ist so irrig wie die andere. Im Reiche Gottes soll nichts aufgehoben werden als die Sünde und der Tod; aber jeder lebendige Keim soll darin in voller Entwickelung und Reife zum ausgeprägtesten Dasein kommen. Das messianische Reich ist also keine leere, jenseitige, leiblose Ewigkeit, sondern eine mit Leben und Gotteswundern erfüllte Zeit der Vollendung, indem darin

nichts Unvollkommenes und Sterbliches mehr störet, sondern Leben aus Leben, Freude aus Freude, Preis Gottes und Jauchzen beständig aus der Fülle der Ordnung und des Friedens, der Gerechtigkeit und des Heils sich entfaltet. Was wir ewige Seligkeit nennen, was wir noch besser kennen sollten als die Propheten, das ist ihnen ein heiliger lebendiger Gottesstaat, ein verklärtes Zion, ein Reich des neuen David (des Messias) voll Kraft und Saft, voll Geist und Leben. Von einer verflüchtigenden Auslegung des Neuen Testaments, wie dies leider so häufig geschieht, führen uns die Propheten zu einem kernhaften Verständnis des Reiches Gottes zurück. Der alte Grundirrtum, der aus der heidnischen Welt in die christliche Kirche übergegangen ist und durch alle Jahrhunderte neben der biblischen Wahrheit hergeht und sie verfälscht, als ob die Verklärung des Geistes in der Leiblosigkeit bestehe, wird von den Propheten dahin berichtigt, daß die Verklärung des Geistes vielmehr die Erzeugung und Aneignung eines dem Geiste angemessenen Leibes ist. Nicht die Leiblichkeit, nicht das vollkommen zur äußern handgreiflichen Erscheinung gewordene Dasein ist das, was den Geist verunreinigt, sondern allein die Sünde, die Bundbrüchigkeit gegen Gott, der Mißbrauch des Leibes und Geistes, die Zerstörung der göttlichen Ordnung. Der abgöttische und widergöttliche Sinn und Wille ist das Böse und die Ursache des Bösen, und ihm gilt das Gericht: seine Welt muß zertrümmert werden, auf daß nach Gottes ewigem Ratschluß eine neue Schöpfung, die zukünftige Welt, göttlich verklärt, heilig und vollkommen, daraus hervorgehe.

Da die Weissagungen der Propheten vom künftigen messianischen Reiche so bestimmt lauten, haben infolgedessen die Gläubigen im jüdischen Volk zur Zeit Jesu eine richtige Vorstellung von demselben gehabt. Jesus selbst tritt seine prophetische Thätigkeit an mit der Verkündigung des nahe herbeigekommenen Reiches Gottes und fordert zur Buße und zum Glauben an das Evangelium auf. In der Bergpredigt zeigt er, welche Gesinnung die Menschen haben müssen, um in das Reich Gottes einzugehen. Durch seine Wunder zeigt er, daß im Reiche Gottes alle Widerwärtigkeiten, Hunger, Krankheit, Sünde, Teufel und Tod, aufhören müssen. In seinen Gleichnissen spricht er bald von der Entwickelung, der Beschaffenheit des Reiches Gottes, bald von der Art und Weise, wie die Menschen für dasselbe zubereitet werden und in dasselbe eingehen. Er spricht von seiner Wiederkunft, vom Gericht und von der künftigen Vergeltung. Er sagt: „Wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht; sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ Die Möglichkeit dazu hat er selbst gegeben durch sein vollkommenes Opfer für unsere Sünden am Kreuz, durch seine Auferstehung von den Toten und seinen Sieg über Hölle und Tod, durch seinen Hingang zum Vater, wo er seines hohepriesterlichen Amtes waltet, und durch die Sendung des heiligen Geistes, welcher die zum Reiche Gottes berufenen Menschen erleuchtet, heiligt und regiert. — Wie Christus, so stellen auch seine Apostel die

Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und die Wiedergeburt zu einem neuen göttlichen Leben als Grundbedingung zum Eingehen in das Reich Gottes hin. Als Ziel setzen sie die Erscheinung des Herrn in der Herrlichkeit und die Verklärung der Gläubigen in das vollkommene Ebenbild ihres Erlösers. Und weil das messianische Reich das Ziel und Streben der Kirche des neuen Bundes ist, so hat der Herr durch seinen Apostel Johannes in der Offenbarung ein Programm für den Verlauf der Kirchengeschichte und besonders für die seiner Wiederkunft vorausgehenden Ereignisse gegeben und ausdrücklich bezeugt: „Diese Worte sind gewiß und wahrhaftig; und Gott, der Herr der heiligen Propheten, hat seinen Engel gesandt, zu zeigen seinen Knechten, was bald geschehen muß. Siehe, ich komme bald. Selig ist, der da hält die Worte der Weissagung in diesem Buch." (Offenb. 22, 6. 7.)

Frömmigkeit und Kirchlichkeit.

Von Pfarrer Dr. theol. Th. Schott.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

Wenn bei uns über die Abnahme des Christentums, d. h. der christlichen Frömmigkeit, geklagt wird, so ist das im allgemeinen gewiß begründet. Vielfach beruht es aber doch, genauer besehen, auf Mißverstand: es ist zunächst nur Abnahme der Beteiligung am christlichen Gemeindeleben, d. h. der Kirchlichkeit, wobei immerhin noch ein stärkeres oder schwächeres Element subjektiv christlichen Sinnes und Lebens vorhanden ist. Dieses Auseinandertreten von christlicher Frömmigkeit und Kirchlichkeit, an sich psychologisch begründet und von jeher im christlichen Volksleben erscheinend, ist für uns auch zeitgeschichtlich noch besonders begreiflich. Das ganze öffentliche Gemeindeleben, auch das kirchliche, hat in neuerer Zeit durch außerordentliche Impulse so tiefgreifende Wandlungen erfahren, daß es dem Denken und Fühlen des einzelnen vielfach fremd, unfaßbar gegenübersteht. Umgekehrt ist durch die kulturgeschichtliche und politische Entwickelung das individuelle Geistesleben so bedeutend umgeprägt und gesteigert worden, daß der Gesamtorganismus, auch der kirchliche, mit seinen Ordnungen und Erscheinungen dasselbe nicht mehr einschließen und bewältigen kann. Es müssen also — das ist die eigentümliche Aufgabe solcher epochemachenden Übergangszeiten — die christliche Kirche und das christliche Ich unter den Neubildungen unserer Zeit erst sich selbst in ihrem wahren Wesen und dadurch dann auch in ihrem richtigen Verhältnis zu einander wieder finden. Für die Klärung können vielleicht die folgenden Bemerkungen über das Verhältnis, worin die praktischen Erscheinungsformen jener zwei Prinzipien, also christliche Frömmigkeit und Kirchlichkeit, zu einander stehen, einige bescheidene Fingerzeige geben.

Vor allem werden wir festhalten müssen, daß beides nicht dogmatische, sondern rein ethische Begriffe sind, bei denen es sich um eine bestimmte Bethätigung des Christentums handelt. Beide müssen also

etwas sein, das innere Gesinnung und äußeres Verhalten umfaßt; aber nicht bloße Tugenden, da sie ja nicht bloß einzelne Lebensbeziehungen, sondern das ganze Leben einschließen, vielmehr — wie ich dies alles am besten ausdrücken zu können meine — zweierlei Lebenshaltung.

Der Begriff des Frommen zunächst hat anerkanntermaßen sein Wesenselement im eigentlich Religiösen, d. h. im Verhältnis zu Gott. Fromm sein heißt: leben in Gott; christlich fromm sein: leben in Gott durch Christum. Christliche Frömmigkeit ist demnach die Haltung des Lebens, daß es mit seiner ganzen Bewegung, innerlich und äußerlich, entscheidend bestimmt ist durch das persönliche Verhältnis zu Gott in Christo.

Je lebendiger aber dies Verhältnis besteht, desto stärker ist damit das Bewußtsein gegeben, daß man von Gott aus, durch eine Willensthat Gottes darein versetzt und also auch nur so darin ist, wie es diese Willensthat Gottes geordnet hat, nämlich daß man darin nicht für sich allein steht, sondern mit einer Gemeinschaft religiös Gleichgestellter, mit welcher man eben darum in diesem religiösen Verhältnis notwendig zusammengehört, ja ohne welche man auch selbst in dasselbe gar nicht gekommen wäre und in demselben stehen könnte. Der Christ, in dem Maße, als er das wirklich ist, weiß sich also in seinem religiösen Verhältnis zu Gott nur mit der Kirche, durch und für die Kirche. Und zwar ist das wie überhaupt, so speziell hier nicht die „eigentliche, geistliche“ oder, wie man wohl auch sagt, „unsichtbare“ Kirche; sondern da es sich ja in der Frömmigkeit um ein praktisches Verhalten des wirklichen lebendigen Christen handelt, so ist es auch ganz bestimmt die äußere wirkliche Kirche, die da in Betracht kommt. Zur idealen unsichtbaren Kirche gibt es gar kein wirkliches Verhalten, und wenn die Vernachlässigung der empirischen Kirche sich darauf zurückziehen will, so ist das mit seltenen Ausnahmen lediglich bewußte oder unbewußte Ausflucht.

Hat demnach die kirchliche Gemeinschaft die Bedeutung des Bodens, auf welchem das persönliche religiöse Verhältnis zu Gott sein wirkliches Dasein gewinnt, so muß das auch für die praktische Lebenshaltung des Christen zur entsprechenden Geltung kommen. Das darf nun aber nicht so geschehen, daß die allbestimmende Bedeutung des religiösen Verhältnisses zu Gott in eine allbestimmende Bedeutung des Verhältnisses zur Kirche umgesetzt oder zu einer solchen näher bestimmt würde—jenes wäre der römische, dieses der hochkirchliche Irrtum—, sondern jene allbestimmende Bedeutung des religiösen Verhältnisses zu Gott soll nur durch das Verhältnis zur Kirche ihre praktische Ergänzung bekommen in der Weise, daß ihr dort die eigentliche Basis und Sphäre, die spezielle Art und Richtung ihrer Verwirklichung angewiesen, d. h. ihre praktische Gestaltnng reguliert wird. Oder auf unsere obigen Bestimmungen angewendet: die Haltung des christlichen Lebens, die dasselbe ganz durch das Verhältnis zu Gott bestimmt sein läßt, d. h. die christliche Frömmigkeit muß in ihrem Selbstvollzug gestaltet werden

durch eine andere Lebenshaltung, welche jenes religiös bestimmte Leben überall in die Bedingungen und Ordnungen der kirchlichen Gemeinschaft eingehen und darin verlaufen läßt. Dies letztere ist Kirchlichkeit im evangelischen Sinn. Daraus erhellt nun zweierlei: einmal daß Kirchlichkeit nicht eine selbständige Lebensrichtung neben der Frömmigkeit, sondern nur die richtige Gestalt der frommen Lebensrichtung ist; und sodann daß im wahren Sinne Frömmigkeit so wenig ohne die Gestalt der Kirchlichkeit, wie Kirchlichkeit ohne den Inhalt der Frömmigkeit sein kann. Daß es einen Grad von Frömmigkeit gebe, welcher die Kirchlichkeit entbehrlich machen, und ein Maß von Kirchlichkeit, welches die Frömmigkeit ersetzen könnte, ist eines so sinnwidrig wie das andere. Je frömmer einer ist, desto kirchlicher muß er sein, und umgekehrt.

Nun findet sich aber thatsächlich nicht selten eine christliche Lebenshaltung, welche, wenn auch nicht die wahre, doch als wirkliche Frömmigkeit anerkannt werden muß, und doch alle Kirchlichkeit bewußt oder unwillkürlich ausschließt. Und ebenso findet sich eine christliche Lebenshaltung, welche zwar nicht die echte, aber doch eine wirkliche aufrichtige Kirchlichkeit ist, aber der persönlichen innerlichen Frömmigkeit mehr oder weniger entbehrt. Es muß also möglich sein, sowohl wirkliche Frömmigkeit ohne kirchliche Haltung zu haben, als auch wirklich kirchliche Haltung ohne Frömmigkeit zu üben. Das liegt denn auch schon in der Natur der Sache. Das religiöse Verhältnis zu Gott, das den bestimmenden Inhalt der Frömmigkeit bildet, erlangt ja, obwohl durch die Kirche vermittelt und getragen, doch im einzelnen Christen eine relative Selbständigkeit; ja man wird sagen müssen: nur in dem Maße, als es zu einer solchen Selbständigkeit kommt, wird und ist der Christ ein wahrer Christ. Soll nun überdies, wie oben bemerkt, die Kirche für das Bewußtsein des Christen nicht die allbestimmende Macht, sondern nur der tragende Boden seines Christenlebens sein, so kann der Christ sehr leicht dazu kommen, daß er, wohl auch noch durch andere in ihm oder der Kirche liegende zufällige Momente mit veranlaßt, jenes Ziel des vollen Christentums auf die anscheinend richtige Weise rein selbständig subjektiver Ausgestaltung seines christlichen Vehältnisses zu Gott mit möglichster Fernhaltung jedes bestimmenden Einflusses der Kirche zu erreichen sucht, was dann aber thatsächlich naturgemäß in die unrichtige Weise der Loslösung von der Kirche auch als dem Boden der christlichen Lebensbewegung umschlagen muß. Mit dieser unkirchlichen Frömmigkeit gleicht das christliche Leben einem von seiner Hauptquelle abgeschnittenen Fluß: es wird, da es ja inzwischen noch andere Zuflüsse aufgenommen, auch in seinem Bette eigene Quellen hat, nicht zu fließen aufhören; aber es wird abnehmen und die ursprüngliche christliche Art seines Inhalts verlieren.

Umgekehrt haftet doch der Christ, bewußt oder unbewußt, thatsächlich an der kirchlichen Gemeinschaft als dem Nährboden und der Bewegungsbasis seines Christentums; und je völliger er in und mit

der Kirche lebt, desto richtiger gestaltet sich sein Christenleben. Ist er sich nun auch noch erfahrungsmäßig bewußt, daß sein christliches Verhältnis zu Gott nur durch die Gotteskräfte der Kirche, ohne sein Zuthun, ja vielfach wider sein eigenes Ich in ihm gewirkt und großgezogen worden ist, so kann er, auch wieder durch zufällige Umstände, persönliche und kirchliche, mitbestimmt, leicht darein geraten, das echte Christentum auf dem anscheinend sachgemäßen Wege rein passiver Selbstüberlassung an die Kirche, mit Fernhaltung jeglichen bestimmenden Einflusses seiner subjektiven Persönlichkeit anzustreben, was aber dann unwillkürlich in einen ganz falschen Verzicht auch auf alle subjektiv persönliche Verselbständigung seines religiösen Verhältnisses zu Gott ausarten muß. Bei dieser unfrommen Kirchlichkeit gleicht das Christentum einem Gewässer, das sich zu keinem lebendigen Fluß entwickelt. Es wird nicht völlig versiegen, weil es ja immer noch aus seiner Ursprungsquelle Nahrung zieht, d. h. weil die kirchlichen Ordnungen, worin es sich bewegt, christliche Lebenskräfte enthalten, die auch bei solch passiver Hingebung doch etwas wirken müssen; aber es wird stagnieren und versumpfen, wird sich mit dem schlechten Natur- und Weltboden vermischen und aufhören, triebkräftiges christliches Leben zu sein.

Es bedarf nur der Andeutung, daß die erstere Einseitigkeit einer unkirchlich subjektiven Frömmigkeit diejenige Ausartung des Christentums ist, die sich am leichtesten an die protestantische Fassung desselben anhängt, während die andere Verirrung einer unfrommen Kirchlichkeit noch viel unmittelbarer mit der katholischen Auffassung gegeben ist.

Zur vollen Würdigung beider aber wird es notwendig sein, auch noch ihre treibenden Ursachen und ihre notwendigen Folgen ins Auge zu fassen. So erklärlich beide Ausartungen sind, so liegt der letzte Erklärungsgrund doch nur in der sündigen Verkehrtheit, und zwar recht eigentlich in der sündigen Selbstsucht der menschlichen Natur, darin, daß diese es in beiden Fällen nicht zu der eigentlichen That des Christentums, zur vollen persönlichen Selbsthingabe an Gott, welche alles Eigene aufgibt, kommen läßt, sondern sich von dem eigenen natürlichen Lebensinhalt und Recht etwas zu reservieren sucht.

Bei der unkirchlichen Frömmigkeit zunächst ist es mehr das eigentliche innere Ich, das man sich unbeeinträchtigt zu wahren sucht. Man kommt Gott schon nicht mit der vollen eigenen Persönlichkeit entgegen, und darum trifft man auch nicht voll mit dem eigentlich Persönlichen in Gott, mit dem Willen Gottes zusammen, sondern drückt sich daran vorbei. Man verkennt, daß es der Heilswille Gottes auf ein organisches Ganze, auf eine Menschheit, ein Reich Gottes abgesehen, und daß er sich grundlegend verwirklicht hat in einer Gemeinde, als deren Haupt allein und folglich auch für deren Glieder allein Christus der Heiland sein will und kann. Und auch gegenüber dieser Gemeinde wieder macht sich dieselbe Selbstbehauptung geltend: man will sich nicht durch ihre gemeingültigen Ordnungen in seiner individuellen Art und Rich-

tung beschränken und stören lassen. Da erscheint also der natürliche Sinn als selbstischer Ungehorsam. Eine scheinbare Stütze schafft sich diese Haltung noch besonders durch den Hinweis auf die thatsächlichen Mängel der empirischen Kirche. Man ist sich gewissermaßen selbst zu gut, um sich dieser Gemeinschaft einzufügen. Man kann, d. h. eigentlich man will, unter diesen unvollkommenen Zügen nicht die wahre Kirche, die Gemeinde der Heiligen finden und in ihren mangelhaften Einrichtungen und Thätigkeiten nicht die wirksamen göttlichen Gnadenkräfte erkennen, woran das Christentum hängen soll. Da haben wir als geheimes Motiv den fleischlich hochmütigen Unglauben.

Um nicht ungerecht zu werden, wird man allerdings unterscheiden und zugeben müssen, daß diese Richtung für Theologen und überhaupt für höher Gebildete näher liegend und insofern glimpflicher zu beurteilen ist. Denn vermöge ihrer größeren geistigen Selbständigkeit sind sie in der That auch befähigter, einesteils mit dem eigenen Ich selbständig ihre religiöse Stellung zu Gott zu gewinnen und andernteils die Schäden und Fehler der wirklichen Kirche zu erkennen. Aber dagegen ist wieder zu sagen, daß sie eben deshalb auch um so befähigter sind, einerseits die eigene fleischliche Unlauterkeit und das Bedürfnis ihrer Natur nach einem reinigenden und treibenden äußeren Halt zu erkennen, und andererseits die wesentliche Wahrheit der Kirche aus ihrer unentsprechenden Wirklichkeit herauszufinden. Daß sie für ihr Christentum die Kirche nicht brauchten, ist gerade bei ihnen ebenso doppelt unwahr, wie daß die Kirche ihnen für ihr Christentum unbrauchbar sei. Aber auch abgesehen davon haben gerade solche Christen um ihrer bedeutsameren Stellung willen ganz besonders die Pflicht, durch pietätvolle Beteiligung am kirchlichen Gemeinleben wirksames Zeugnis und Beispiel zu geben, damit die Kirche überhaupt und insonderheit für die, welche noch intensiver auf sie angewiesen sind, in voller Autorität und Wirksamkeit bleibe. Nur zwei Ausnahmefälle sind etwa denkbar: nämlich, wenn solche geistig selbständigere Christen zu einem anderen, als dem in der Kirche geltenden Glaubensinhalt kommen, und wenn sie die wirkliche Kirche völlig entartet und zur Pflege des Christentums unfähig finden. Aber auch dann ergibt sich als Konsequenz nicht die Berechtigung zum Ignorieren des kirchlichen Gemeinlebens, sondern die Verpflichtung, auf Grund gewissenhafter Prüfung entweder auszutreten und eine separate Kirchlichkeit zu üben, oder, wenn auch mit teilweiser Selbstverleugnung, im reformierenden Sinne am kirchlichen Gemeinleben sich zu beteiligen. Für das schlichte christliche Volk aber ist der Anschluß an die kirchliche Lebensordnung noch überwiegenderes Bedürfnis und Gebot, weil eben bei ihm noch viel größere Gefahr des Vordrängens der unlauteren Fleischesnatur und der launenhaften Mißkennung der Kirche besteht. Und darum sind auch die beiden genannten Ausnahmefälle hier noch schärfer zu beschränken; der einfache Christ soll sich bei solchem etwaigen inneren Widerspruch zunächst jedenfalls die Kirche zur Korrektur seiner abweichenden Subjektivität wirksam

werden lassen. Übrigens haben wir solche Christen, die aus innerer Überzeugung sich von der Kirche zurückziehen, nur in verschwindender Zahl. Bei den allermeisten, und jedenfalls bei im ganzen unkirchlichen Gemeinden ist das überwiegende oder einzige Motiv der Unkirchlichkeit eben die Neigung zum Gehenlassen in der ungeläuterten Natur, d. h. kurz gesagt die Unfrömmigkeit.

Die Rückwirkungen dieser unkirchlichen Haltung auf das innere Christentum sind leicht zu übersehen. Je weniger hier das religiöse Verhältnis zu Gott zur vollen persönlichen Selbsthingabe sich vollendet, desto mehr wird es in einzelne peripherische Berührungen mit Gott zerfallen; und je weniger man sich überdies die Mittel zu diesen Berührungen von der Kirche aus ihrer göttlichen Ausrüstung geben läßt, desto mehr wird man sie aus sich selbst, d. h. aber nicht bloß aus dem erneuerten christlichen Ich, sondern immer überwiegender aus dem ja so sorglich reservierten natürlichen Selbst entnehmen. Solche peripherische, für einen gewissen Verkehr mit Gott brauchbare Naturelemente sind aber das Gefühl, der Verstand, die Gesinnung; und von diesen drei Faktoren aus wird dann das ganze Christentum das unzulängliche Gepräge des überwiegend Ästethischen, Intellektuellen oder Sittlichen annehmen, ein einseitiges Gefühls- oder Verstandes- oder Moralchristentum werden. Gerade das den persönlichen Einheitspunkt jener drei Kräfte bildende Hauptorgan des Christentums, das Herz, wird dabei unbeteiligt bleiben, und gerade die eigentliche christliche Herzensthat, der Glaube, muß dabei Not leiden.

Wenden wir dasselbe Motiv der mangelnden persönlichen Selbsthingabe an Gott auf den andern Irrtum, die unfromme Kirchlichkeit an, so wird sich dasselbe hier von vornherein mehr in der Richtung geltend machen, die eigene Natur geschont zu halten. Auch hier wird dem eigentlichen Willen Gottes ausgewichen, aber sofern er jeden persönlich zu einem wirklichen Gottesmenschen und Himmelsbürger werden lassen will. Und auch vor diesem neuen göttlichen Leben scheut man sich; man will durch das Gewissenszeugnis eines solchen neuen Menschen nicht in seinem natürlichen Denken und Wollen gestört, durch den geistlichen Lebensstand und seine Konsequenzeu nicht in seiner natürlichen Bewegung geniert sein. Da ist es also die selbstische Unlauterkeit, welche die christliche Lebensstellung fälscht. Einen Anhaltspunkt gewinnt diese Richtung noch durch die anscheinend berechtigte Betrachtung der eigenen Schwachheit: die volle Höhe heiligen Christenlebens bleibt doch immer ein unerreichbares Ideal. Man kann, d. h. im Grunde man will die geistgewirkten Ansätze des neuen Lebens, die zur Erringung des Höchsten ermuntern und verpflichten, nicht wahrnehmen und nützen. Da erscheint als letzter Beweggrund die glaublose Trägheit, die sich hinter dem kirchlichen Gemeinwesen zu decken sucht.

Man wird hier umgekehrt billigerweise zugeben müssen, daß diese Haltung beim gemeinen Manne begreiflicher und insofern erträglicher ist. Denn erstlich vermag derselbe unleugbar das Christentum niemals

recht in seiner hohen idealen Bedeutung, sondern immer nur mehr als eine praktische Lebensordnung höherer Art zu fassen; und zweitens ist er ebensowenig imstande, eine innerlich persönliche Selbständigkeit zu gewinnen, sondern dazu angelegt, auch sein Innenleben mehr natur- und gattungsmäßig zu führen. So kann ihm leicht das Christentum in der Übung der kirchlichen Formen aufgehen. Aber dem ersteren gegenüber ist wieder geltend zu machen, daß für ihn desto mehr das Bedürfnis bestehen muß, jenem Pflichtenmechanismus des Alltagslebens durch religiöse Gesinnung die höhere Weihe und Wärme zu geben; und gegenüber dem anderen, daß er eben deshalb desto mehr dem in Natur und Gattung sich regenden Gemeinen und Niedrigen aussetzt, aber auch zugleich weit befähigter ist, mit dem Natur- und Gattungsmäßigen am Christentum, mit Gemüt und Gewissen die dagegen verwahrende Gesinnung zu hegen. Auch hier wüßte ich nur zwei Ausnahmefälle zu denken: wenn die Geisteskraft überhaupt zu einer bewußten Gestaltung des Innenlebens nicht ausreicht, oder wenn die Kirche selbst, sei es grundsätzlich, sei es thatsächlich die Entbehrlichkeit persönlich frommer Gesinnung glauben macht. Aber auch daraus folgt kein Dispens von persönlicher Frömmigkeit, sondern nur im ersteren Falle, daß nicht mehr als ein Frommsein mit den instinktiven Kräften des Inneren, das aber auch bestimmt zu verlangen ist, und im zweiten Fall, daß dann wenigstens die kirchliche Gemeinschaft mit ihren Ordnungen selbst zum Inhalt persönlicher Frömmigkeit gemacht, d. h. mit wirklich frommen, auf das Verhältnis zu Gott bezüglichen Gedanken und Empfindungen und Willensregungen gepflegt werden kann und muß.

Auch bei dieser falschen Grundrichtung können entstellende Rückwirkungen auf das ganze Christentum nicht ausbleiben. In dem Maße, als die volle persönliche Hingabe an Gott fehlt, wird dann auch der Anschluß an die Kirche weniger die Art eines persönlichen Sich-Einheimsens in der irdischen Gottesherberge, als vielmehr die einer unwillkürlichen Anlehnung an das praktische religiös-sittliche Institut an sich tragen. Und je weniger diese Anlehnung aus der subjektiven Frömmigkeit, also aus dem Zug nach dem geistlich religiösen Lebensinhalt der Kirche erwächst, desto mehr wird sie ihre Antriebe und Ziele dem irdisch-sinnlichen Bestand der Kirche, ihren der eigenen Naturbedürfnissen entsprechenden natürlichen Lebenselementen entnehmen. Diese mehr äußerlich faßbaren natürlichen Lebensmomente der Kirche sind aber erstens das Sinnlich-Greifbare — woran sich dann ein mechanisches Formenchristentum hängen wird—; zweitens, das Überlieferungsmäßig-Stetige — was zum bloßen Gewohnheits- und Anstandschristentum führt—; drittens, das Gemeingültig-Gleichmäßige, woraus dann ein korrektes Schablonen- und Heerstraßenchristentum erwächst.

Bei der unkirchlichen Frömmigkeit ist der Unglaube in Gestalt des hochmütigen Ungehorsams, bei der unfrommen Kirchlichkeit der Unglaube in Gestalt der unlauteren Trägheit das treibende Motiv. Dort

ist eine Vernatürlichung des Christentums in aristokratisch-spiritualistischem Sinne, hier eine Verfleischlichung des Christentums in plebejesch-materialistischem Sinne die unvermeidliche Folge. Die christliche Frömmigkeit soll und kann an der Kirchlichkeit ihren tragenden Boden und ihre regulierende Zucht haben; die Kirchlichkeit hinwiederum soll und kann an der Frömmigkeit den beseelenden Trieb und die reinigende Weihe haben. So vereinigt, fördern sie die Entwickelung des Christentums in der Welt und die Weltwiedergeburt im Christentum; in einseitiger Trennung ist eines dem Reiche Gottes so schädlich wie das andere.

Aber mit solcher Empfehlung einer richtigen Mitte ist nach meiner Überzeugung praktisch in den wenigsten Fällen etwas ausgerichtet. Wenn diese goldenen Mittelstraßen nicht von vornherein schon charakterlose Zwittergebilde sind, so sind sie doch meist nur schöne ideale Zeichnungen, welche auf die unregelmäßige Figur der Wirklichkeit nicht passen. Erstlich sind schon die Menschen samt und sonders einseitig geprägt und müssen es sein, wenn sie wirklich etwas sein und leisten wollen. Eben darum aber sind auch die Dinge immer einseitig. Es ist das unabänderliche Gesetz der Welt und Kirchengeschichte, daß sie immer in Ausbiegungen nach der einen oder anderen Seite, gleichsam im Zickzack sich fortbewegen muß. Alle gemeingültigen Lebensgrundsätze müssen daher, um für die Wirklichkeit etwas zu bedeuten, ebenfalls als Förderung oder Korrektiv der einseitigen Zeitrichtung und also auch selbst in einer gewissen einseitigen Zuspitzung auftreten.

Für unsere Frage ist uns diese letztere deutlich genug vorgezeichnet. Es ist der verhängnisvolle Hauptfehler unserer Zeit, daß sie die gottgeordneten autoritativen Korporationen auflöst zu Gunsten der Emanzipation der Individuen. So im politischen, sozialen und noch mehr im kirchlichen Gebiet. Nicht bloß von der linken Seite her wird alles Gemeingültige am Christentum als unberechtigte Gewissensbelastung verschrieen und schrankenloses Recht der individuellen Subjektivität als Palladium des evangelischen Christentums proklamiert, sondern auch weite positiv-christliche Kreise forcieren sich immer mehr in den blinden Eifer hinein, dem Christentum damit aufzuhelfen, daß sie durch allerlei selbstersonnene Gründungen subjektiv individueller Frömmigkeitspflege den einzig sicheren Grund und Halt des Christentums in der Welt, die Kirche, lahm legen und zersetzen.

Angesichts dieser gefährlichen Zeitströmung hat der ohnedies unfruchtbare Ruf nach Ausgleichung von Frömmigkeit und Kirchlichkeit in solcher Allgemeinheit noch weniger praktischen Wert; sondern es ist mit möglichster Entschiedenheit gerade auf kirchliche Gestaltung des persönlichen Christentums zu dringen. Der einzelne Christ, so müssen wir heute sagen, hat Recht und Pflicht, sein subjektives christliches Leben zu pflegen, aber nur um damit desto mehr für die kirchliche Gemeinschaft sein zu können, welche heutigestages dieser stärkenden Teilnahme aller ihrer Glieder doppelt bedarf. Der Christ geht nicht in der

sichtbaren Kirchengemeinschaft auf; aber nicht deshalb, weil sein Ich die höhere Kategorie für sein Christentum wäre, sondern darum, weil er für die Gemeinde der Heiligen geboren ist. Um aber für die zu werden, muß er sich vollgültig in die sichtbare wirkliche Kirche einfügen, denn in dieser allein ist und wird die Gemeinde der Heiligen. Wenn der Christ sich auf sich selbst zurückzieht, so ist er durchaus nicht unter einem besonders guten, sondern gerade unter einem sehr bedenklichen Einfluß, unter dem er sehr leicht dazu kommen wird, statt seines neuen christlichen Menschen und der himmlischen Tugenden desselben nur seine unlautere Natur und ihre fleischlichen Unarten zu pflegen, und statt seines christlichen Glaubens nur seine persönlichen Marotten zu behaupten. Dawider bietet die kirchliche Gemeinschaft eine Zucht und einen Halt. Die Kirche hat eine pädagogische Bedeutung, weil in ihr noch mehr wie in den anderen ethischen Lebensorganismen feste göttliche Ordnungen dem Menschen gegenübertreten, in denen er eine heilsam beschränkende und reinigende und zugleich auch haltende und helfende Macht für sein inneres Leben finden kann und soll. In dem defekten Schifflein seiner schwachen Persönlichkeit wird dem Christen auch der große Ozean der menschlichen Gesellschaft nicht zum tragenden Fahrwasser nach dem ewigen Ziele werden, sondern nur zu dem feindlichen Element, das ihn haltlos herumschleudert und verschlingt. Dem einzelnen kann diese Fahrt nur gelingen in dem unverwüstlichen Fahrzeug, wo er in der Gemeinschaft der gläubigen Jünger, unter der Führung des großen Entdeckers und schöpferischen Herrn der neuen Welt segelt, in dem Schiff der Kirche.

Nur in der Kirche kann das Christentum seine Mission in Welt und Menschheit erfüllen, das wahre Leben, die wahre Lebensgeschichte der Welt und Menschheit zu werden. Das kann es nur in einer Welt- und Menschheitsgestalt, als organisches Gesamtgebilde, als der Baum, der, stetig die Welt durchwachsend, alle Völker unter sein reiches Geäste versammelt. Das ist die Kirche; und nur in der Kirche wird auch der einzelne ein gesunder, mitwachsender Zweig an diesem weltgeschichtlichen Baum des Christentums. Nur durch lebendige Einfügung in die Kirche wird der einzelne in den großen, richtig und stetig fortschreitenden weltgeschichtlichen Gang des Christentums mit einbezogen und damit auch in dem richtigen Gang seines eigenen Lebens erhalten.

Noch mehr aber beruht für die Gesamtheit des Volkes der einzig sichere Halt des Christentums in einer festen Kirchlichkeit. Zu einer wirklichen Lebendigkeit persönlich-christlicher Gesinnung werden wir es in der weitaus überwiegenden Mehrzahl niemals bringen; und wenn wir also die zum Inhalt und Maß evangelisch-christlichen Volkslebens machen wollen, dann werden wir nie eine evangelische Volkskirche haben. Was überhaupt noch von subjektiver christlicher Frömmigkeit bei der großen Menge erreichbar ist, das ist jedenfalls nur dadurch zu erreichen, daß sie eben möglichst intensiv und stetig in die christlich-religiöse Atmosphäre, unter die Leitung christlicher Antriebe, die kirch-

lichen Ordnungen, Handlungen und Bräuche genommen und darin gehalten wird. Ist das Volk einmal davon los, so wird und muß es christlich verkommen und verwildern. Mit dem bloßen unmittelbaren Eifern für die christliche Frömmigkeit drängt man den Mann des Volkes mehr nur in eine ihm fremdartige mystische Welt hinein, die er in Ermangelung des idealen Inhalts mit den krausen Erzeugnissen seines natürlichen Vorstellens ausfüllt, und verführt ihn zugleich zu einer ungesunden Überschätzung seines christlichen Ich, zum geistlichen Hochmut. Beides wird sich noch stärker einstellen, wenn er der religiösen Erbauung durch andere Laien oder gar seiner eigenen allein überlassen bleibt. Und nach meiner entschiedenen Überzeugung ist eben auch dies beides, nicht der Mangel an religiöser Befriedigung innerhalb des kirchlichen Organismus, sondern die religiöse Phantasterei und der geistliche Hochmut in weitaus den meisten Fällen das eigentlich treibende Motiv der Konventikel- und Sektenbildung, wozu dann noch der Reiz des Geheimen, Absonderlichen und die Neigung zur Opposition gegen die geordnete Autorität als fördernde Impulse hinzukommen. In den seltenen Ausnahmen, wo wirklich religiöses Bedürfnis und christliches Gewissen zu Separation und Sektiererei führt, wird sich in umgekehrter Weise auch unwillkürlich eine Art neuer eigentümlicher Kirchlichkeit im engeren Kreise gestalten, die also nur eine thatsächliche Bestätigung für unsere Behauptung bildet. Jedenfalls bleibt es bestehen, daß es gegen Indifferentismus, wie gegen Separatismus und Sektenwesen kein besseres Verwahrungsmittel gibt, als die Pflege einer entschiedenen Kirchlichkeit.

Wohin wir nur schauen: überall gehen die Wege des christlichen Lebens von der Kirche aus und laufen zurück zur Kirche. Wohl gibt es auch zwischen ihnen Raum genug zur Bewegung und Weide genug zum Genuß. Aber das Christentum ist doch nicht da, um sich darin zu bewegen und zu genießen wie an einem klimatischen Kurort, sondern es ist dazu da, um einen Weg, den rechten Weg zum Himmel zu gehen. Wer das will, muß mit denen gehen, die auf diesem Wege sind, mit den Schafen, die vom guten Hirten dahin geführt werden. Er muß Gemeinschaft halten mit der Gemeinde, nicht bloß innere Gesinnungsgemeinschaft, sondern wirkliche Lebensgemeinschaft, praktische Reisekameradschaft; und also auch nicht bloß mit der geistlichen Gemeinde der Heiligen, sondern mit der leibhaftigen wirklichen Kirche, die ja der Herr selbst auch als sein Gefolge und seine Herde sich gefallen läßt. Und wenn das Charakteristikum des Wolfes das ist, daß er die Schafe erhascht und „zerstreuet", so läßt sich wohl ernstlich fragen, ob nicht heutigestages der einseitige fromme Subjektivismus, der das feste Ganze des kirchlichen Organismus in eine Vielheit von individuellen christlichen Kreisen und Gebilden zersplittert, in seiner Weise ebenso wie der den Grund des Christentums umstürzende ungläubige Subjektivismns einer der gefährlichen Wölfe ist, gegen die es die kirchliche Gemeinschaft energisch zu sichern gilt. Gottlob! die Zeichen mehren

sich, daß man die Gefahr für das Bollwerk des Christentums und die Pflicht seiner entschlossenen Verteidigung immer besser zu erkennen anfängt. Aber nur desto mehr gilt es, die eigentlich berufenen Vorkämpfer desselben zu diesem Stand auf die Mauern zu rufen: videant pastores, ne quid detrimenti ecclesia capiat!

Kirchliche Rundschau.

Das evang.-luth. Ministerium von Pennsylvanien hat am 10. Juni dieses Jahres seine 150. Versammlung eröffnet. Dieselbe fand in der alten Trinitatiskirche zu Lancaster, Pa., statt. Als die Synode sich zum erstenmale im Jahre 1748 versammelte, gehörten ihr 6 Pastoren, 11 Gemeinden und 1,200 Glieder an; nun zählt die Synode 319 Pastoren, 490 Gemeinden und 122,000 Glieder. Dem Jahresbericht gemäß starben im vergangenen Synodaljahr 10 Pastoren, 22 neue Gemeinden wurden organisiert, 13 neue Kirchen eingeweiht und 12 erneuerte wiedereröffnet. Es liefen $36,529.58 ein und $36,648 66 wurden verausgabt. Das Exekutivkomitee der Synode gewährte 22 College- und 23 Seminar-Studenten Hilfe; 51 Missionare (Pastoren, die Gemeinden bedienen) wurden ebenfalls unterstützt. Das Seminar, welches unter der Aufsicht der Synode steht, ist in gedeihlichem Zustand. Dem Mühlenberg Kollegium wurden $1,600 bewilligt. Die Missionsbehörde berichtete, daß sie auf die Unterstützung der 53 Missionsgemeinden und 23 Predigtplätze $13,580 verwendet habe. Sie empfahl die Anstellung eines Kaplans für die lutherischen Insassen in den Kranken-, Armen- und Zuchthäusern Philadelphias. Der Betreffende muß beider Sprachen mächtig sein. Der Vorschlag, das Ministerium zu einer Delegatensynode mit drei oder vier Distriktssynoden (d. h. eine dreistufige Gliederung einzuführen, da das Ministerium zum Generalkonzil gehört) umzugestalten, wurde an ein Komitee verwiesen, das an die nächste Jahresversammlung berichten soll. Dr. Grahn von der Missionsbehörde berichtete, daß in 377 Gemeinden (aus 490) keine Missionsblätter gehalten werden. Der Bericht des Waisenhauses und Altenheims zu Germantown war sehr befriedigend.

Der Missourisynode sind bei Gelegenheit ihres 50jährigen Jubiläums manche Komplimente gemacht worden, die sie selber wohl nicht erwartet hatte, und die sicher unterblieben wären, wenn dieselbe statt 1500 nur etwa 150 Pastoren zählte. Namentlich hat man sich den Kopf darüber zerbrochen, welchen Ursachen und Umständen sie ihre Erfolge zu verdanken habe. Der Lutherische Kirchenfreund kommt auch auf diesen Punkt zu sprechen. Er meint indes: „Ihren fast beispiellosen Erfolg verdankt sie hauptsächlich ihrem Erziehungswesen und ihrer einfältigen Kirchenmethode. Die Professoren, Prediger und Lehrer führen alle einerlei Rede, und werden von einem und demselben Geiste beherrscht — dem des Selbstvertrauens. Die vielen Parochialschulen sorgen für die Pflege des Synodalbewußtseins und liefern Kandidaten für Lehrer- und Predigerseminare in genügender Zahl, um die Grenzen des Kirchenwerkes stets weiter ausdehnen zu können durch Besetzung vorkommender Vakanzen und Inangriffnahme neuer Missionsfelder.

„Da die Missourier von Kanzel- und Abendmahls-Gemeinschaft mit andern Synodalverbindungen nichts wissen wollen, und überhaupt auch nur die vier zur Synodal-Konferenz gehörenden Synoden als rechtgläubig anerkennen, so

sagen sie mit Wesley: ‚Unser Kirchspiel ist die Welt.‘ Was nicht missourisch ist, das ist, nach ihrer Auffassungsweise, auch nicht lutherisch und muß deshalb durch Lehrkämpfe und Häresie-Beschuldigung zerrissen werden, bis es besiegt und verschlungen werden kann. Sie selbst sagen, die ‚reine Lehre‘ sei's gewesen, welche den großen Erfolg herbeigeführt, wir aber müssen das für eine pharisäische Prahlerei halten, denn die von ihr befehdeten Synoden verstehen sich auch wohl auf Lehrunterschiede, und es sind der Missourisynode wiederholt Irrlehren nachgewiesen worden von gründlichen Theologen. Erfolg ist nicht immer ein Beweis der Vorzüglichkeit und des Verdienstes, und große Zahlen stehen häufig im Dienste der Ungerechtigkeit. Jene Pharisäer waren sehr erfolgreich zur Zeit Christi, aber das spricht durchaus nicht für sie. Die deutschen Baptisten, die ‚Evangelische Gemeinschaft‘ und selbst die so gaukelhaften Unierten dieses Landes haben bedeutende Erfolge aufzuweisen, ohne daß Missouri ihnen auch nur das geringste Maß von ‚reiner Lehre‘ zuerkennen würde.

„Nein, ihr selbstbewußtes, siegesgewisses, dabei auch ernstes Auftreten hat den schüchternen Ankömmlingen imponiert. Ihre jungen Prediger waren opferwillig genug, mit Schulehalten und mühsamen Missionsreisen den zerstreuten Lutheranern zu Diensten zu sein in dieser ihrer neuen Heimat, und so verschafften sie sich Eingang bei christlich gesinnten Landsleuten, welchen sie dann auch durch lehrreiche Predigt und treue Gemeindepflege für ihr Synodalwerk zu verwerten wußten. Ihr Partikularismus ist ihr sehr zustatten gekommen, obgleich er ihr auch noch wohl zum Fall werden könnte. Daß wir von Missouri nicht für lutherisch anerkannt werden, kann uns durchaus nicht ärgern, denn eben dadurch, daß es ganz Deutschland, mit Ausnahme der aus etwa 20 Pastoren und Gemeinden bestehenden ‚Freikirche‘ als unlutherisch verurteilt, und von den 60 Synoden Amerikas nur 4 für lutherisch gelten läßt, stempelt es sich doch offenbar zu einer ‚Sekte‘ — der ersten lutherischen Sekte, wovon die Kirchengeschichte weiß.“

Es fällt uns natürlich nicht ein, mit dem Kirchenfreund um seine Anschauungen, soweit sie die Missourier betreffen, rechten zu wollen, das mögen diese selbst besorgen. Auch nicht darüber, daß er uns mit dem Worte „gaukelhaft“ beschimpfen will, denn Schimpfen ist weder ein Beweis von Klugheit noch von Anstand. Dagegen meint er, wie es scheint, wenigstens durch Beschimpfung der Unierten sein Luthertum erweisen zu müssen. Das werden wir ihm natürlich auch nicht verwehren, nur daß es ihm weder bei den Missouriern noch den übrigen „Lutheranern“ viel helfen wird.

Eine wunderbare Entdeckung hat nach dem Apologeten die New Yorker „Sun“ gemacht. Sie läßt sich nämlich aus Odessa mitteilen, „daß eine Anzahl fanatischer Nachfolger Raskolnikis, der seiner Zeit eine religiöse Sekte in Rußland gründete, sich neulich lebendig begraben ließen. Bis jetzt hat man nahe Tiraspol 24 Opfer dieses Aberglaubens ausgegraben und in einem Keller hatte ein Mann Namens Kovaleff neun Personen, darunter seine Gattin und zwei Kinder, lebendig eingemauert. Sechs hatte er selbst lebendig begraben und er behauptete, daß sie alle um ihres Glaubens willen freiwillig den Tod gesucht hätten. Diese Leute sind Nachfolger des erwähnten Raskolniki und ist diese Sekte 200 Jahre lang verfolgt worden. Sie nahm in ihr Glaubensbekenntnis einen Artikel auf, welcher den Märtyrern einen hohen Grad von Seligkeit zuspricht, und in fanatischer Weise haben häufig viele von ihnen den Tod gesucht.“

Der Apologete macht nun folgende „Nutzanwendung“ von diesem Texte,

den er der „Sun" entnommen hat. „Das ist blinder Fanatismus, aber wie viel mehr sollte der ‚vernünftige Gottesdienst' eines von der Liebe Christi erfüllten Herzen dazu bewegen, sich um Jesu willen ‚darzulegen und dargelegt zu werden.' Blinder Fanatismus ist vom Übel, aber etwas mehr ‚fanatische Liebe für den Herrn und seine Sache thut der heutigen Kirche äußerst not."

Wir möchten aber noch hinzufügen, daß etwas kirchengeschichtliches Wissen auch nicht immer vom Übel ist. Denn die Raskolniki sind so wenig Nachfolger des Raskolniki, als im westlichen Europa „die Ketzer" Nachfolger „des Ketzer" sind, der — sagen wir vor 500 Jahren — „diese Sekte gegründet hat."

Wenn eine politische Zeitung eine derartige Entdeckung macht, so mag man es ihr am Ende hingehen lassen, obwohl das Urteil, daß es unter dem Personal derselben an allgemeiner Bildung mangle, vollständig berechtigt ist; aber ein kirchliches Blatt sollte dergleichen Dinge nicht bloß „erbaulich weiterklingen" lassen, sondern soweit als nötig korrigieren. Daß es unter den Raskolniken auch Fanatiker gibt, ist richtig; aber daß alle Raskolniken (vgl. Th. Ztschr. 1896, Seite 28) Fanatiker sind, die sich lebendig begraben lassen, ist ebensowenig richtig, wie die Behauptung, daß alle Ketzer Methodisten sind, die Campmeetings halten.

Einen eigentümlichen Verlauf nahm die Gnadauer-Konferenz. Die früheren Konferenzen der äußersten Rechten der Lutheraner innerhalb der preußischen Landeskirche waren von Hunderten besucht und übten einen bedeutenden Einfluß aus. Die diesjährige Konferenz hatte nur etwa fünfzig Teilnehmer, von denen sich während der Konferenz mehr als die Hälfte wieder entfernten. Das Bemerkenswerteste war jedoch der Widerspruch, in welchem sie mit ihrem Hauptredner, Adolf Zahn aus Stuttgart, geriet, indem sie die sämtlichen Thesen seines Vortrags über: „Die Kritik des Alten Testaments" zurückwies. Mit Ausnahme von Nösgen in Rostock, werden sämtliche deutschen evangelischen Theologen von Zahn wegen Abfalls verdammt. Sogar solche Theologen wie Orelli Öttli, Strack und Zöckler wurden des Naturalismus beschuldigt, ja Zöckler wurde ausdrücklich der „Lüge" bezichtigt, wegen seiner Versuche, den Text des Alten Testaments zu amendieren. Zu einer derartigen Verdammungstheologie im großen Stil konnte sich die Konferenz aber doch nicht entschließen.

In der Debatte erklärte zuerst Konsistorialrat Werner aus Dessau, den Thesen nicht zustimmen zu können; gern folge er den Vermittlungstheologen. Es sind die teuern Vermittlungstheologen von demselben Eifer für Gottes heilige Schrift beseelt wie der Referent. Die inspiratio verbalis ist nicht zu halten, unsere teuersten Männer halten sie nicht. Nachdem er sein Bedauern ausgesprochen hatte, daß Kautzsch das Bibelwerk den Gebildeten, nicht nur den Theologen vorgelegt habe, schließt er: Wir gestehen zu, daß die Baurische Kritik Sege gehabt hat, auch diese Kritik wird Segen bringen. Die weitere Debatte drehte sich um diese Punkte: Berechtigung der Kritik und Verbalinspiration. Mühe und Kobelt weisen erstere ab, betonen die zweite mit größtem Nachdruck. Vom Kautzschen Bibelwerk meint Mühe, die Behörden hätten Einsehen haben und das Ganze verbieten sollen. Das Beste am Werk sei, daß es keiner verstehe. Kobelt sagte u. a.: Die Not ist, daß wir so wenig von der Sache verstehen. Hoffmann klagt, man habe nichts von den positiven Theologen, wenn sie ein Stück nach dem andern nachgeben, wie Delitzsch. Holtzheuer redet der berechtigten historischen Kritik, die eine Gnadengabe des heiligen Geistes sei, das Wort, weist die Vorwürfe gegen die Vermittlungstheologen ab und schließt: Es wäre schlimm, wenn allen der Glaube abzusprechen

sei, die die Inspiration nicht so verstehen wie Mühe. Pfau (Altenplathow) betont, Zahn habe nicht den Schein des Beweises dafür gebracht, daß der Gottesbegriff der Vermittlungstheologen ein naturalistischer sei. Ebenso erklärt Rathmann aus Schönebeck, er möchte nimmer diese Vermittlungstheologen zurückweisen. Nachdem Holtzheuer erklärte, die Thesen nicht annehmen zu können, aber dem Vortrag zustimmen zu wollen, wurde in diesem Sinne dem Referenten der Dank der Konferenz ausgesprochen.

Das Verhältnis der positiven zur modernen Theologie wird von dem Organ der positiven Union in einer kleinen Sammlung von Äußerungen positiver Theologen über diesen Punkt beleuchtet. Es heißt dort: D. W. Schmidt, der vor einigen Jahren als Vertreter der positiven Theologie an die Breslauer evangelische Fakultät berufene Professor der systematischen Theologie, sagt in seiner „Christlichen Dogmatik" über seine Stellung folgendes (S. 43): „Ich für meine Person könnte keine christliche Dogmatik schreiben ohne den Christenglauben der Kirche, wie er jenen Artikel (natus ex virgine — geboren aus der Jungfrau) des Apostolikums zur Voraussetzung hat. Nach meinem Urteil ist er die conditio sine qua non aller anderen Glaubensartikel, der schlechthin fundamentalste von allen in dem Sinne, daß nur er die kirchliche Christologie zu tragen vermag, sowohl wie sie lehrhaft zum Ausdruck als wie sie kultisch zur Darstellung gekommen ist und noch heute die Voraussetzung unseres evangelischen Gottesdienstes, zumal in seinen liturgischen Akten, bildet. — Dagegen lehne ich es ausdrücklich ab, mir damit ein Urteil über die anzumaßen, welche in dieser Frage, der umstrittensten von jeher und nicht am wenigsten in der Gegenwart, anders stehen und sich mit dieser ihrer anderen Stellung innerlich zurechtfinden. Eine Antwort darauf läßt sich nicht dekretieren und nicht kommandieren. Und wo und wann es geschähe und dadurch ein einstimmiges Lippenbekenntnis erzielt würde, so wäre damit nichts oder vielleicht noch weniger als nichts gewonnen."

Über den Unterschied unseres Glaubenswissens und unserer Glaubensfassung von denjenigen, welche aus den Reformationsjahren erwachsen sind, äußert sich Prof. D. Schlatter in Berlin, der bekanntlich infolge des Harnackschen Apostolikumstreites nach dort berufen wurde, folgendermaßen:

„Zunächst wird sich der Blick auf die Form der Gedankenbildung richten. Während uns der Wert der Induktion deutlich ist und die Beobachtung als das gilt, was Erkenntnis schafft, handhaben die Alten nach Anleitung der aristotelischen Logik die Definitionsmethode, stellen durch dieselbe allgemeine Begriffe her und verwerten diese im Schlußverfahren, da sie den Syllogismus als den Vorgang schätzen, der die Erkenntnis erzeuge, somit auch den Beweis liefere. Die Art ihrer Logik bedingt auch ihre Psychologie, die mit den vielen Eigenschaften und Vermögen der Seelensubstanz, ebenso der Gottessubstanz operiert, während wir diese halb hypostasierten und personifizierten Abstraktionen scheuen und die Aufmerksamkeit auch bei der Betrachtung des inwendigen Lebens bei dem festhalten, was geschieht. So tief es eingreift, daß wir das, was unsere Alten in ihrer Logik und Psychologie dachten, nun in unserer Weise sagen müssen: die Distanz, in der die heutige Kirche vor ihnen steht, tritt dennoch nur in einer veränderten Form der Gedankenbildung auf, und ist darum nur aus der allgemeinen Geschichte der Wissenschaft zu verstehen". . . . . „Je mehr wir uns die Distanz zum Bewußtsein bringen, durch die uns der Verlauf der beiden letzten Jahrhunderte vom Gedankengang der Alten gebracht hat, um so deutlicher wird, daß sich auch in dieser Führung der Kirche reiche gött-

liche Gnade sichtbar macht, die ein Anrecht an unsere tiefe bewußte Dankbarkeit hat. Immer reicher thut Gott der Kirche den Blick in seine Gnade auf und macht ihren Glaubensstand fester und kräftiger. — Die auflösenden Bewegungen haben mit dazu gedient, daß zu demselben wichtige Elemente des Evangeliums in neuer Weise hinzutraten."

Zu den Ursachen, welche die gegenwärtige Entfremdung der Gebildeten von der Kirche hervorgerufen haben, spricht sich auf Seiten der theologischen Rechten ein Theologe, welcher von dem Verdachte einer parteiischen Voreingenommenheit gegen die theologischen Rechte frei ist, nämlich der verstorbene D. Frank, nachdem er den Versuch, die Gebildeten durch Darangabe alles Spezifischen der Heilsthatsachen zu gewinnen, als thöricht und verfehlt bezeichnet hat, so aus:

„Wir wollen nicht verschweigen, daß und wie die jeweilige Kirche und die ihr ergebene Theologie Schuld an dieser Sachlage trägt. — Wir mögen immerhin sagen, daß zuzeiten sich's wie ein giftiger Meltau über die grünenden und blühenden Saaten niedersenkt, unheimliche Influenzen, deren Herkunft man mehr ahnen als verstehen mag; gleichwohl gilt auch von der Kirche und von der Theologie, was Schiller einmal von der Kunst sagt: Die Vertreter derselben tragen an ihrem Teile die Schuld des Verfalles. — Man darf und soll bekennen, daß, wenn die Schüler auf den höheren Lehranstalten einen stärkeren und unmittelbareren Eindruck von der geistigen Kraft und Höhe, von der Herrlichkeit des Christentums erhielten und erhalten hätten, jedenfalls eine größere Anzahl der höher Gebildeten Sinn und Verständnis für die christliche Wahrheit bekunden würde. Der Unterricht ist wohl häufig allzu dogmatisch gegeben worden, als handle es sich um einen Lehrgegenstand, den man sich ebenso anzueignen habe, wie andere Lehrgegenstände. Es gilt vielmehr die Lernenden einzutauchen in jenen Prozeß geistlichen Werdens, aus welchem dann erst das Dogma hervorging, diese geistliche Bewegung sie innerlich miterleben zu lassen, damit sie innewerden, wie eben durch diese Kräfte die innersten sittlichen Bedürfnisse des Menschenherzens gestillt werden.

Indessen ist diese Verfehlung nicht die einzige, deren die kirchliche Theologie sich zu schuldigen hat. Während in vielen Kreisen ein Nachlaß geistlicher Frische und sittlichen Ernstes wahrzunehmen war, trat hier bei der Rückkehr (von der allgemeinen Gläubigkeit) zur konfessionellen Bestimmtheit etwas ähnliches ein, wie in der katholischen Kirche: eine gewaltsame Erneuerung früherer Zustände. Die scharfe Ausbildung der Lehre war die Stärke, aber auch die Schwäche der Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts gewesen. Man betrat dieselben Wege, ohne sich der Schwäche recht bewußt zu sein, die an dieser starken Seite der altlutherischen Theologie haftete. An und für sich ist's ja nicht unrecht, wenn die Theologie die logischen Konsequenzen aus gewissen Voraussetzungen und kirchlichen Lehren zieht. Aber kirchliche Bedeutung haben diese Konsequenzen darum noch nicht, weil sie korrekt sind. Das Dogma, an welches die Kirche sich hält, muß der Ausdruck des Glaubens sein; die Lehrformen für sich sind wertlos. —

Um die negative Theologie zu verstehen — und insbesondere das Überhandnehmen einer negativ-kritischen Theologie, mag auf die Thatsache hingewiesen sein, daß der Umschlag von der rationalistischen Bibelkritik zur positiven Schrifttheologie ein sehr plötzlicher, unvermittelter gewesen war. Dies trifft insbesondere die Hengstenbergische und die von ihr bedingte Schrifttheologie. Es ist eine Sache des Glaubens, die aber sehr entschieden durch thatsächliche

Erfahrung bestätigt wird, daß auch Zeiten des Abfalles in der Kirche nach Gottes Willen nicht an ihr vorübergehen, ohne einen positiven Gewinn für sie zu hinterlassen. Es ist die Aufgabe der kirchlichen Theologie, die Wahrheitsmomente dieser negativen Theologie sich anzueignen und ihr dadurch die Kraft der Verführung zu entziehen. Denn der Irrtum lebt nicht von sich selbst, sondern immer von den Momenten und Partikeln der Wahrheit, an die er sich anschließt. Nach dieser Seite hat die kirchliche Theologie viel versäumt und diese Versäumnis hat sich gerächt."

Über die Aufgabe, welche die kirchliche Theologie noch zu lösen hat, sagt er: „Indem die kirchliche Theologie (der Wellhausenschen naturalistischen Behandlung der heiligen Geschichte gegenüber) die heilige Geschichte in ihrer Eigenart und ihrem Unterschied von der Profangeschichte aufrecht erhält, wird sie nicht in den früheren Fehler zurückfallen und die menschliche Seite der Entwicklung, sowie auch der geschichtlichen Darstellung übersehen dürfen. Die kirchliche Theologie muß zu verstehen suchen, daß die geschichtlich fortschreitende Heilsoffenbarung, wie sie einerseits das Eingreifen des Heilsgottes allenthalben voraussetzt und dokumentiert, so andrerseits durch menschliche Medien sich vermittelt und deshalb auch menschliche Schwäche, menschlichen Irrtum nicht einfach ausschließt. Wie ja auch niemand die Entwicklung der Kirche und des einzelnen Christen zu begreifen vermag, der nicht beides miteinander zu verbinden imstande ist, die göttliche Wahrheit, welche sie zu dem macht, was sie sind, und die Schwachheit und Gebrechlichkeit des menschlichen Gefäßes, in welches diese Wahrheit niedergelegt ist. Hier wartet der kirchlichen Theologie noch eine große, zumeist noch ungelöste Aufgabe."

Die Philadelphia-Osterkonferenz, welche sich aus Mitgliedern verschiedener kirchlicher Gemeinschaften zusammengesetzt, hat dieses Jahr ihre Versammlung in Kassel gehalten. Bemerkenswert ist dabei das starke Hervortreten eschatologischer Anschauungen, verbunden mit teilweise origineller Umbildung der hergebrachten Exegese, wodurch dieselbe, zwar nicht dem Sinn des Textes der Apokalypse, wohl aber den Zeitverhältnissen gegenüber anschaulicher und wahrscheinlicher gemacht werden soll.

Es waren nicht weniger als drei Referate über die Wiederkunft Christi, welche der Versammlung in drei aufeinanderfolgenden Tagen vorgelegt wurden. Das Thema des ersten Referates von P. Markus Hauser aus Zürich hat nach der Chron. d. Chr. W. etwa folgenden Inhalt: Die Lehre von der Wiederkunft Christi ist eine Wahrheit, die jeden einzelnen ganz besonders angeht, und gehört zu den Hauptwahrheiten des Christentums. Wir wissen über die Wiederkunft des Herrn sicher: 1. gewiß ist, daß er kommt; 2. gewiß ist, daß der Herr tausend Jahre vor dem Endgericht, vor der allgemeinen Auferstehung das durch den Mund der heiligen Propheten längst verheißene Himmelreich auf Erden aufrichten wird; 3. gewiß ist, daß der Herr mit den Seinen vom Himmel kommt. Er kommt nicht allein, er kommt auch nicht nur mit den heiligen Engeln, er kommt mit der Schar der Erstgeborenen; 4. gewiß ist, daß der Herr vor seiner Wiederkunft das über die ganze Erde zerstreute Volk Israel wieder sammelt im Lande seiner Väter. Dort richtet Israel den Jehovadienst wieder ein und wartet mit den Christen auf den kommenden König: 5. gewiß ist, daß, ehe Jesus kommt mit den Seinen in Herrlichkeit, zuvor muß offenbar werden der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, des Antichrist. Über ihn wird Gericht gehalten, und die Gerichtszeit währt 1260 Tage; 6. gewiß aber ist, daß die Auserwählten nicht in

dieses Gericht kommen. Der Herr sammelt seine Gemeinde im Himmel und kommt dann mit ihr vom Himmel auf die Erde hernieder; 7. gewiß ist, daß die Sammlung der Auserwählten im Himmel geschieht durch eine Auferstehung von den Toten und durch eine gleichzeitige Verwandlung der noch lebenden Gläubigen und durch Entrückung beider vor den Thron des Lammes; 8. gewiß wissen wir auch, daß der Herr jederzeit erwartet sein will. Die Gemeinde soll auf ihn harren, wie eine schön geschmückte Braut auf ihren Bräutigam; 9. worin besteht für die Jünger aller Zeiten die Bereitschaft für den kommenden König? Offenb. 7, 14; 12, 11. Nicht nur eine bewahrende Macht liegt im Blute des Lammes, die Sünde wird abgewaschen, die Kleider werden glänzend, der innere Mensch wird leuchtend. Gewaschene können das Schwert des Geistes beim Zeugnisgeben siegreich gebrauchen. Sie kommen täglich dem Heiland näher, der tägliche Verkehr mit ihm macht sie zu seinen Vertrauten. Aus dieser bräutlichen Liebe heraus erwächst die Bitte: Komme bald, Herr Jesus. Der glänzende Morgenstern ist dem Herzen aufgegangen, darum spricht die Braut mit dem Geiste: Komm, Herr Jesu. Das ist selige Bereitschaft für den kommenden König!

Das zweite Referat hatte das Thema: Die Zeichen des Kommens des Herrn Jesu. 1. Zeichen in der Natur. Matth. 24. Pestilenz, teure Zeiten, Erdbeben werden kommen, wie sie noch nie dagewesen sind; 2. Zeichen in der Völkerwelt. Dazu gehören Kriege und Geschrei von Kriegen. Das Danielische vierte Weltreich zerfällt nämlich in zehn Königreiche, die sich gegen einander erheben. Wir leben in dieser Zeit! Deutschland und Italien ist geeint, die Griechen streben dem nach, im Orient bilden sich die an der Zahl zehn noch fehlenden Reiche — fünf im Osten, fünf im Westen, gerade wie jeder Fuß fünf Zehen hat. So muß es kommen, denn im Daniel steht es geschrieben. Dann ersteht das gottlose Haupt über den Großmächten, dessen Reich der goldne Zukunftsstaat ist und den höchsten Triumph der Finsternis darstellt. Aber nach dreieinhalb Jahren fällt der Stein vom Himmel, der alles zerschmettert und dem Friedensreiche Jesu die Bahn öffnet; 3. Zeichen in der Kirche sind zuerst ein großer Abfall und eine ausgebreitete Missionsthätigkeit. Der Abfall besteht in dem vollendeten Antichristentum, das mit Abfall von aller Religion in den oberen Ständen beginnt und nun im Atheismus der Sozialdemokratie sich vollendet. Aus den Massen heraus wird der Antichrist über die zehn Reiche Herr werden. Zum Abfall gesellt sich das falsche Prophetentum. Äußerlich hält man sich zur christlichen Kirche, macht Anspruch auf das wahre Christentum, aber man steht nicht auf dem Grunde des Wortes Gottes, sondern legt es aus, wie es einem gefällt. Das zeigt sich in der negativen theologischen Wissenschaft, vor allem im Ritschlianismus, der in unaufrichtiger Weise die Grundbegriffe des Christentums auflöst, im Kritizismus, in der ganzen modernen Wissenschaft. Dann findet sich falsches Prophentum auch in der römischen Kirche mit ihren Menschenlehren über die heilige Schrift und den Stellvertreter Christi. Das bereitet den Weg dem persönlichen, falschen Propheten, dem letzten Papst, der durch und durch freisinnig und doch gut römisch sein wird. Antichrist und falscher Prophet reichen sich die Hände und beginnen gemeinsam die Verfolgung der Kinder Gottes, die in diese letzte Trübsal kommen müssen. Schrecklich wird diese Zeit werden, denn alles, was bisher dagewesen ist, die Verfolgung in Armenien u. s. w., ist nur ein Vorspiel zur Endverfolgung. — Viel erfreulicher ist das andre Zeichen in der Kirche: die ausgebreitete Missionsthätigkeit. Wir sind dem Ende nahe, denn bald ist jedem Heidenvolk das Evangelium angeboten worden. Auch über Israel

dämmert es; es scheint willens zu sein, in sein Land zurückzukehren, und liest eifrig das Neue Testament, wie es Delitzsch ihm geboten hat. Der Herr ist nahe! sagen auch 4. die Zeichen am Himmel, die ja auch bei der Geburt und dem Tode des Herrn leuchteten. Der Himmel geht nämlich erst am Ende der tausend Jahre unter. Vorher erscheint ein großes Weltbeben, Sonne und Mond verlieren den Glanz, der Menschensohn erscheint in einer Wolke. Dieses Zeichen sehen und in ein fürchterliches Wehegeschrei ausbrechen, ist für die Menschen eins. Um ihn sind zahllose Lichtgestalten, wunderbar verändert fühlen sich die Gläubigen auf der Erde, fliegen miteinander auf, ihn zu begrüßen, um ihn zu sein, auf Erden mit ihm zu richten und zu lehren in seinem Reiche! — So haben wir klare Überzeugungen davon, daß der Herr nahe ist. Für die Ungläubigen ist es höchste Zeit, umzukehren, wir aber freuen uns des großen Wortes: Der Herr ist nahe!

Pfarrer Lepsius knüpft nach einem Gebet an Matth. 24 an. Wir sind nicht in Unkenntnis über das Kommen des Herrn, und sollen es nicht sein, denn er hat die Frage der Jünger beantwortet. Und über ihn hinaus geht noch Johannes und seine Gemeinde, zu der er aus dem Himmel redet. Erlebt haben wir die Zeichen in der Kirche und Völkerwelt. Paulus erwartet Israels Bekehrung in der Endzeit und setzt den bestimmten Termin: wenn die Fülle der Völker eingegangen ist. Nicht bekehrt sollen die Völker sein, das erwartet Paulus nicht, vielmehr sieht er das herrliche Missionswerk unter den Heiden (vorhergehende Verse) von der Stunde der Bekehrung Israels anheben. Das tausendjährige Reich hat diese Aufgabe der Bekehrung der Völker. Wann ist aber die Bekehrung Israels? Im heiligen Land sollen sie wieder ein Volk Gottes heißen. Nach dem heiligen Land schauen sehnend die Gläubigen von alters her; dahin muß Israel zurückkehren, woraus es durch den Willen Gottes vertrieben ist. In Daniel finden wir Weltmächte genannt, die über Jerusalem herrschen. Welche Macht ist nun an der Reihe? Wir müssen danach von Jerusalems Lage aus fragen. Babel ist Konstantinopel, denn dies hat seit Jahrhunderten die Herrschaft über Jerusalem, nicht Rom, wie es bisher verstanden wurde. Fällt Konstantinopel, so wird die internationale Geldmacht des Judentums sicher die Hand auf Palästina legen, und dann steht der ersehnte Tag unmittelbar bevor. Aber dann müssen wir zu den Überwindern gehören (Offenb. 21, 7). Heute ist ein gewaltiger Unterschied zwischen der Gemeinde und den Überwindern, zwischen Nichtchristen und Christen. Wir schreiten furchtlos in die Zeit der Trübsal hinein, denn wir wissen, wir gehören zur Brautgemeinde und werden bewahrt bleiben. Pfarrer Wittekindt fügte sichtlich unter Bezugnahme auf die Versammlung hinzu, daß auf Erden sein wird ein Volk Gottes, das dem Herrn sich heiligt in heiligem Wandel. Pfarrer Adolf Stockmayer führte, nachdem die Versammlung einen Liedervers gesungen hat, aus, daß in unsrer Zeit der Abfall in ungeahnter Weise zunehme. Es gebe ja sogar in Deutschland eine Gemeinschaft von Satansanbetern, die ihr satanisches Abendmahl mit schwarzen Hostien feiern. Dagegen hat sich die innere Mission sehr entwickelt, und viele Hände seien thätig in der Arbeit für das Reich Gottes. Wir wissen ja: es gibt eine Philadelphiagemeinde und eine Laodiceagemeinde, die in unsrer Zeit neben einander hergehen. Die zweite greift freilich immer mehr um sich und macht viele Christen lahm und lau. Aber dafür wartet die erste auf den Herrn Jesum. Das ist doch ein bedeutsames Zeichen, daß sich heute ein Volk Gottes bildet, dem Herrn sich heiligt und ihn erwartet. Sehet das letzte

Sendschreiben: er stehet vor der Thür, o teure Geschwister, wir müssen uns entscheiden, und jetzt entscheiden!

Der Gesang „Es wartet die Braut so lange schon" leitete das zweistündige dritte Referat über: Die Hochzeit des Lammes, Bedingungen hierfür, Charakter und Aufgabe der Braut u. s. w. von Pfarrer O. Stockmayer ein, das an Offenb. 19 anknüpfte. Die Gedanken der Welt über Hochzeit müssen wir draußen lassen. Hochzeit ist eine hochheilige Feier. Die heilige Schrift beginnt und schließt mit einer Hochzeit, das ist Typus und Antitypus. Gott hat von Ewigkeit her seinem Sohne ein Weib zugedacht und es aus des Sohnes durchbohrter Seite durch den Geist aufgerichtet. Es besteht ein Zusammenhang zwischen Adam und dem Lamm; der Regierungsantritt und die Hochzeit beider fallen zusammen und bedingen sich. 1 Mose 2, 19. 20 finden wir den Eintritt Adams in seine Herrscherstellung. Das sagt uns 1. was für rechte Herrschaft erforderlich ist? Nur was er dem innern Wesen nach kennt, kann er bestimmen; 2. wie bezeugt sich solche Herrschaft? Ein Herrscher nennt seine Untergebenen mit dem rechten Namen, weil er sie kennt. Vergleiche zu der großartigen Revue vor Adam, Jesus und Petrus, Jesus und Nathanael. Mit dem allen steht aber die Hochzeit in Verbindung, denn Vers 18, 20 sind der Rahmen darum: Adam gesellt sich das Weib zu, indem er ihm den Namen gibt. Auch Offenb. 19 ist der Regierungsantritt mit Hochzeit verbunden. Es gilt das freilich zunächst von Gottes Regiment, aber das ist (vgl. V. 15, 17) nicht von dem Christi zu trennen. Der Abfall steigert sich, die Mächte der Finsternis wachsen, und die Kräfte der obern Welt regen sich, Hure und Braut steigen in höchsten Glanz. Aber erst wenn die Gemeinde Jesu Christi in das Mannesalter eingetreten ist, wird das Zeugnis möglich, daß die Welt zum Gericht reif ist! Von den Bedingungen für die Hochzeit des Lammes schließt die erste alle andern in sich: sein Weib hat sich bereitet — das bedeutet die Ausgestaltung einer dem Lamme ebenbürtigen, thronfähigen Braut, ebenbürtigen, wie Eva dem Adam ebenbürtig war, d. h. gleich von Geburt und Wesen. Ebenbürtig dem Lamme heißt also wiedergeboren, aus Gott gezeugt. Hebr. 2, 11; Röm. 8, 29. Der Herr hat nur eine Braut, d. i. die Gesamtheit der ihm nachgebornen Brüder. Widerspricht sich da der heilige Geist nicht? In der Ewigkeit ist aber die höhere Einheit zu finden. Wesenseinheit wird Willenseinheit: wer Jesum aufgenommen hat, hat Willen, dem Herrn und nach dem Herrn zu leben. Ps. 45, 10. 11 gilt der Lammesbraut und auch uns. Schau hin zum Lamm! Wenn dies Bild nicht deine Ideale von Größe und Herrlichkeit in den Staub wirft, so hast du nicht das Zeugnis, die Braut des Lammes zu werden. 1 Petr. 2, 21 kennst du nicht. Unrecht leiden ist dir zu hoch, dein Herz zieht dich nicht zum Lamm, um in seinem Blut dich heilen zu lassen, um von ihm zu lernen, du paßt nicht zu ihm mit deiner Löwennatur, denn ein Lamm geht nur mit Lämmern um. Die Braut muß zu einer thronfähigen Gehilfin herangewachsen sein! Wie aber bereiten wir, d. i. die Braut, uns zu Thron und Herrschaft? Höret es: Lämmer werden die Welt beherrschen, dem auf Christus als Lamm wartete der Thron. Durch Hingabe an Christus und Abhängigkeit von seinem Wort erlangen wir Herrschaft über Kreatur und uns selbst. Dann gibt der Geist uns auch Einsicht, Weisheit und Erkenntnis.

Wie der Sohn zum Vater steht, so steht die Braut zum Sohne. Sie verschmäht alle weltliche Weisheit und weltlichen Schmuck, faßt fester des Herrn Füße und birgt sich in seinem Schatten. Recht huldigt dem Lamme, wer nichts kennt als Christum, den Gekreuzigten, der uns zur Weisheit gemacht

ist. Christus gibt alle Schätze der Weisheit, indem er uns die Schrift öffnet. Nur so lernen wir herrschen. Überall, auch in Welt- und Kirchengeschichte, gibt uns das Wort Gottes Einblicke, Überblicke, Durchblicke, wie sie kein Denker und Staatsmann, kein tiefer Philosoph sonst hat. Wo andre grübeln und fragen, heben wir kühn das Haupt und wissen. In dem Schutze des Lammes werden wir zu unmündigen Kindern, denen der Geist die Tiefen der Gottheit erschließt. Dann wachsen wir zu Männern heran und unterscheiden Gutes und Böses. — Ein rechtes Durchschauen der andern ist nur möglich auf dem Boden der Liebe. Gott ist die Liebe, also muß auch die Braut seines Sohnes Liebe haben und üben. Das zeigt sich zunächst in der Aufopferungsfähigkeit und in der Eifersuchtslosigkeit. So übt sie Liebe und gestaltet sich danach um, daß man einst auch von ihr sagen kann: Was sie siehet, siehet der Sohn. — Was das Hochzeitskleid der Braut anbelangt, so ist es aus feiner Leinwand. Damit ist die Gerechtigkeit der Heiligen gemeint, nicht die Glaubens-, sondern die Lebensgerechtigkeit, die sich in gottgefälligem Wandel offenbart. Die umhüllt den Lichtleib, der den Schranken des Raumes entnommen, Ströme lebendigen Wassers von sich ausgehen läßt. Auf ihm ruht ein Gepräge der Majestät, denn endlich wird ja auch die Braut erhöht werden. Ps. 149, 4. Bei der Besprechung der Hochzeit selbst geht der Referent auf eine Reihe exegetischer Fragen ein, und spricht namentlich über das Sonnenweib (Offenb. 12), ohne indes über diese Frage eine endgültige Entscheidung geben zu wollen. Den Schluß bildet eine Aufforderung, sich immer näher dem Heilande anzuschließen. Je näher dem Haupte der Braut, desto näher dem Heilande, demütig dienend und alles in Liebe tragend!

Welcher Art der Unterricht und die religiöse Anschauung sind, die zur Zeit der französischen Jugend eingeprägt werden, möge folgender Auszug aus einem Handbuch Manuel de piété à l'usage de la jeune fille (Handbuch der Frömmigkeit zum Gebrauch für junge Mädchen) beweisen, das zur Zeit bei der 129. Auflage steht und dem seinerzeit Pius IX. seinen schriftlichen Segen erteilt hat. Es heißt darin wörtlich: „Ehret den Priester; ohne ihn hättet ihr Jesum Christum nicht. Wer hat ihn hier in dieses Heiligtum gesetzt? Der Priester. — Wer hat eure Seele beim Eintritt in diese Welt aufgenommen? Der Priester. — Wer nährt sie, um ihr Kraft zu geben, ihre Wallfahrt zu vollenden? Der Priester. — Wer wird sie vorbereiten, um vor Gott zu erscheinen? Der Priester, immer der Priester. — Und wenn diese Seele einmal stirbt, wer wird sie auferwecken? Wiederum der Priester. — Ihr könnt keine einzige Erinnerung in eurer Seele wachrufen, ohne neben derselben das Bild des Priesters zu finden. Der Priester hat die Schlüssel des himmlischen Schatzes; er öffnet die Himmelsthüre; er ist der Verwalter Gottes und seiner Gaben. Beichtet einmal der Mutter Gottes oder einem Engel, werden sie euch die Absolution erteilen? Nein. Werden sie euch den Leib und das Blut Christi geben? Nein. Die Mutter Gottes kann ihren Sohn nicht in die Hostie herabsteigen machen. Und wenn zweihundert Engel bei dir wären, so könnten sie dich nicht absolvieren. Ein Priester, wie gering er auch sei, der kann es. Er kann dir sagen: Gehe hin in Frieden, ich vergebe dir! Oh! wie groß ist doch der Priester!"

Bei solchen Lehren darf man sich nicht wundern, wenn in der römischen Kirche die Seelen teils dem gröbsten Aberglauben, teils dem Skeptizismus und Atheismus verfallen. Wie hoch übrigens ihre Priester im stillen den Protestantismus schätzen, haben jüngst einige Protestanten in Havre erfahren, die

von Freunden eingeladen wurden, doch einmal einen großes Aufsehen in der Stadt erregenden Fastenprediger mit ihnen anzuhören. Sie ließen sich dazu bewegen und waren nicht wenig erstaunt, von der römischen Kanzel eine von einem Pariser reformierten Pfarrer veröffentlichte Predigt wörtlich hersagen zu hören.

Die Feindschaft des Spiritismus gegen das Christentum wird durch das Spezialorgan der deutschen Spiritisten Amerikas „Der Führer, Zeitschrift für Seelen- und Geistesleben" an mehr als einer Stelle bestätigt. Da liest man, der Hindu, der sich unter die zermalmenden Räder Dschagganathas werfe, treibe nicht mehr Götzendienst als die Christen, die immer noch zu einem personifizierten Potentaten beten, statt zum kontrollierenden Prinzip des Universums. Über Jesus wird der abgeschiedene Geist eines presbyterianischen Predigers, der den Frieden im Jenseits nicht findet, in einer „Sitzung," deren Protokoll in Nr. 3 mitgeteilt ist, folgendermaßen belehrt: „Mein teurer Bruder! Jesus ist Mythe. Es wurden 16 Jesus gekreuzigt und der Name Jesus bedeutet heute: ein Mann wie jeder andere Sterbliche. Du mußt zuerst alle deine religiösen Ideen ablegen und lernen, daß jeder sein eigener Erlöser ist; nur ein Feigling verlangt, daß ein anderer für seine Sünden sterbe." Für diese Belehrung ist der abgeschiedene Geist so dankbar, daß er dem Medium und der Sprecherin zuruft: „O, ihr seid mein Gott, mein Erlöser, ihr habt mich gerettet von der Finsternis!" — Leider hat der Spiritismus auch in Deutschland Eingang gefunden, und zwar in Kreisen, wo man es am wenigsten vermutete. Die „Erbaul. Mitteilungen" schreiben: „Der Spiritismus sucht bald hier, bald dort Eingang in den Gemeinschaften." Dabei tritt die Sache natürlich äußerst „fromm" auf. Auffallend ist nur, daß alle Geister, ob Paulus oder Michael Hahn, Luther oder Wirz, immer ein und dieselbe Sprache, dieselben Gedanken, Wendungen und Worte haben. Nur eine Probe: Am Sylvesterabend 1886 hielt ein seliger Geist in der Versammlung der „Gottesfreunde" folgende Ansprache: „So, ihr lieben Schäflein, seid wieder einmal bei einander, wollt wieder einen Segen holen? Der Herr Jesus spendet ihn euch; haltet fest zusammen, denn es thut not in dieser letzten betrübten Zeit. Grüßet die andern Schäflein, welche nicht hier sein können, ich denke allezeit an euch alle. Ich besuche euch hie und da, ich bin noch allezeit euer Bruder in Christo. Schäflein, folget dem Hirten und laufet nicht weg, der Hirte meint's gut mit euch. Lebet wohl, ihr lieben Kinderlein, der Friede sei mit euch. Auch ihr jungen Schäflein, bleibet bei dem Hirten." Der also redete, war — Dr. Martin Luther! — Auch das „Ev. Kirchen- und Volksblatt für Baden" 1897, Nr. 9, läßt sich von einem Leser aus dem Volk von der badisch-württembergischen Grenze schreiben: „Eine unserer Nachbargemeinden ist ein Herd des Spiritismus geworden. Leider findet diese neue Irrlehre auch bei Leuten meiner Heimatgemeinde Anklang. Manchmal laufen von hier 60—70 und noch mehr Personen in die dortigen „Zirkelsitzungen" der Spiritisten. Wie verkehrt diese ganze Richtung ist, geht schon allein aus dem „Glaubensbekenntnis" hervor, das ich von einem Spiritisten bekommen habe. In demselben wird gesagt: der Mensch habe sich von unten herauf nach und nach entwickelt, von der Pflanze zum Tier, vom Tier zum Naturmenschen; er brauche keinen Erlöser, sondern büße jede Sünde selbst ab und entwickele sich nach dem Tode immer weiter bis zur größten Seligkeit und Herrlichkeit; Christus sei deshalb auch nicht unser Erlöser, sondern bloß ein Mensch, aber das edelste und das größte „Medium," ein großer Mann, wie z. B. auch Buddha und Mohammed."

Die Art der „Stundistenbekehrung" in Rußland scheint auch unter dem gegenwärtigen Zaren dieselbe bleiben zu wollen. Der Zar mag ein etwas anders gearteter Charakter sein als sein Vater, aber Pobedowszew, der Prokurator des heiligen Synod, ist auf seinem Posten geblieben, und wenn er auch nicht geblieben wäre, so hätte das die russisch-orthodoxen Anschauungen über die Missionsmethoden, welche dem Stundismus gegenüber als erlaubt und berechtigt gelten, schwerlich mit einem Male beseitigt. Ein Teil der Stundisten wandert, oder besser gesagt, flüchtet sich nach Rumänien. In Tulcha und andern rumänischen Städten — so wird der „Christian World" vom 4. Februar geschrieben — siedelt sich allmählich eine nicht unbeträchtliche russische Bevölkerung an, die zum größten Teil aus Flüchtlingen besteht. Unter den letzten Ankömmlingen waren verschiedene Häuflein von Stundisten, von denen manche aus Transkaukasien, andere aus Zentral-Rußland entkommen sind. Von einem der letzteren, einem durchaus zuverlässigen Manne, stammen die folgenden Angaben, die das Maß des in Rußland ungestraft Geschehenden grell beleuchten.

In einem Dorfe der Provinz Chernigow hatte der Stundismus beträchtliche Fortschritte gemacht, und die Behörden beschlossen, die Bewegung zu ersticken. Unter Zustimmung der Ortsbehörde und der Priester wurde eines Tages der Vorsteher der Stundistengemeinde plötzlich von einer großen Schar von Bewohnern des Dorfes gepackt, zum Gemeindehause geschleppt und dort mit einem Stocke geprügelt. Dann führte man ihn an einen andern Ort, wo er an Händen und Füßen gebunden und an einem Dachbalken aufgehängt wurde. In dieser Stellung bearbeitete man seinen ganzen Leib mit Nadeln und brennenden Cigarretten. Das dauerte eine Stunde. Er verlor das Bewußtsein und wurde halbtot nach Hause getragen, wo er eine ganze Woche krank lag. Als er sich wieder erholt hatte, nahmen die Teufel ihr Peinigungswerk wieder auf, das ihr Opfer wieder zur orthodoxen Kirche zurückführen sollte. Man befestigte ihm Hände und Kopf in einem Schraubstock, und in dieser Lage brannte man ihm seinen Bart ab. Dann brachte man ihm auf dem Rücken mit glühendem Eisen Brandwunden bei, etwa fünfzig an der Zahl. Der Ortsvorsteher ließ ihn darauf verhaften, und während seiner Abwesenheit von Hause vergewaltigte man die Frau des Unglücklichen. Eines Nachts gelang es ihm mit Hilfe von Freunden aus dem Gefängnis auszubrechen und mit seiner Frau zu fliehen. Unter unerhörten Mühsalen erreichten sie Tulcha, wo sie nun von ihren Glaubensgenossen sorgsam gepflegt werden. — Es sei der Deutlichkeit halber nur noch hinzugefügt, erstens, daß die berichteten Heldenthaten in einem „christlichen" Volke, von „Christen" ausgeführt und von „christlichen" Priestern gebilligt sind, und zweitens, daß dieser Bericht nicht etwa aus dem Mittelalter stammt.

Zu der Eisenbahn in Palästina ist seit kurzem auch noch der Dampfschiffverkehr auf dem Jordan gekommen. Ein Dampfer befährt jetzt den Jordan, von Jericho bis Tiberias, d. h. vom Toten Meer bis zum galiläischen. Er legt die Fahrt in fünf Stunden zurück. Kürzlich haben sich vier jüdische Familien in Jericho niedergelassen. Sie haben ein großes Areal vom Sultan gepachtet, um Obstbau zu treiben. Das Land wird vom Jordan bewässert. — Zu Ende des vorigen Jahres hat sich in Jerusalem eine Handelskammer gebildet, sie besteht aus zwei Christen, vier Mohammedanern und einem Juden und hält ihre Sitzungen im Stadthaus ab.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., August 1897. No. 8.

Die Vernunft in ihrem Verhältnis zur Wahrheit der heiligen Schrift.

Referat von P. J. G. Enßlin.

Der Mensch, als ein individuell lebendiges Wesen, besitzt einen Sinn, der ihm vom Schöpfer eingehaucht wurde, nämlich einen Sinn, der, seiner Fähigkeit entsprechend, mit dem Worte Vernunft bezeichnet wird. Sie ist das Vermögen des Menschen, das sich theoretisch im Denken und Erkennen und praktisch im Wollen und Handeln kund thut. Durch sie tritt der Mensch mit der Außenwelt in Verbindung, indem er sie zu erkennen sucht und auf sie einwirkt. Sofern sie überhaupt das geistige Auffassungsvermögen ist, so ist sie auch das Organ, durch welches der Mensch die geistlichen Wahrheiten der heiligen Schrift zu fassen sucht. Obgleich man durch sie in ein anderes Gebiet versetzt wird, als es die Außenwelt bietet (denn es handelt sich in demselben um Dinge, die mit leiblichen Augen nicht gesehen werden können, die geistlich sind und die man glauben muß); so nimmt es doch die Vernunft in Anspruch und fordert Nachdenken und Eingehen in dasselbe. Denn wie wir nichts sehen können ohne Augen und nichts hören können ohne Ohren, so können wir auch in geistlichen Dingen nichts vernehmen noch fassen ohne die Vernunft. Ihr Verhältnis zur geoffenbarten Wahrheit ist darum in erster Linie das eines Instruments, oder Organs, durch welches sich der Mensch der gegebenen Wahrheiten bemächtigt und sie faßt. Allein ohne Licht ist es auch dem schärfsten Auge unmöglich zu sehen. Daher auch nicht der Vernunft, obgleich sie ein Licht genannt werden kann. In einem Gebiet, da die leiblichen Sinne hinreichen, um es dem Menschen aufzuschließen, mag sie genügend Licht haben, um zu erkennen. Allein in einem Gebiete, da es sich um Dinge handelt, die unsichtbar und zu hoffen sind; die geglaubt werden müssen, reicht ihr Licht nicht hin, sie muß darum von oben erleuchtet werden. Darum sagt auch der Apostel Paulus 1 Kor. 2, 14: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet sein.“ Der ursprüngliche Mensch, der gut aus der Schöpferhand Gottes hervorging und zu ihm geschaffen war, stand dem Lichte von oben nahe; denn er war vor dem Fall noch in seliger Gemeinschaft mit Gott. Zwar hatte er sich zu

entwickeln und in der Erkenntnis des Natürlichen und des Geistlichen zu wachsen. Allein sein Verhältnis zu Gott war derart, daß er sich den göttlichen Offenbarungen unterordnete und aus ihrer Quelle schöpfte. Durch den Fall ist aber eine Änderung eingetreten. Es ist dem Menschen wohl noch einige Erkenntnis in göttlichen Dingen geblieben, aber sie ist in dem Grade verdunkelt, als der sittliche Zustand des Menschen ein verderbter ist. Daß ein Gott ist, ist auch den Menschen offenbar, die nicht unter dem Einfluß der göttlichen Wahrheit stehen; denn die ewige Kraft und Gottheit wird ersehen an den Werken der Schöpfung. Auch seine Gerechtigkeit und Heiligkeit wird einigermaßen noch von den Heiden geahnt, was die Bezeugung ihres Gewissens verrät, nämlich die Gedanken, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen. Allein der angeborne und angeerbte Hang und Neigung zur Sünde bilden eine Macht, durch die des Menschen Verunft verfinstert wird, wie das schon in der Zeit vor der Sündflut offenbar wurde. Das Pneuma, oder der Geist des Menschen, blieb nicht in der Verbindung mit Gott, es hat sich von ihm zurückgezogen und isoliert, wie es mit den biblischen Worten bezeichnet ist: „Die Menschen wollen sich von meinem Geist nicht mehr strafen lassen." 1 Mos. 6, 3. Durch diese Isolierung entäußerten sie sich dann auch desjenigen Lebens, das ihnen durch die Verbindung mit Gottes Geist hätte zufließen können. Sie wurden darum Fleisch. In diesem Zustand aber ist die Vernunft unter dem Einfluß der Sünde, die so viel Macht über sie gewinnt, daß der Mensch auf Grund der Naturgesetze und der gewonnenen Erkenntnis soviel als möglich das Böse entschuldigt, rechtfertigt und verteidigt. Wie weit des Menschen Vernunft verfinstert ist und werden kann, wenn sie in keiner Verbindung und Verkehr mit Gottes Geist und Licht steht, das zeigt das Heidentum, in welchem nicht allein der Begriff von Gott und seinem Wesen, sondern auch die Begriffe von Gut und Böse vermischt und verkehrt sind. Nach der Vernunft der Heiden sind sogar die größten und gröbsten Sünden und Laster erlaubt, sie werden von ihnen mit ganz andern Augen angesehen, als sie durch die Offenbarung in der heiligen Schrift dargestellt werden. Der Apostel Paulus gibt hierüber in Röm. 1, 19—32 eine vortreffliche psychologische Schilderung und sagt unter anderem: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden, daß sie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandelt haben in das Bild der vergänglichen Kreaturen und daß sie sogar in unnatürlicher Weise den Lüsten des Fleisches frönten." Wir brauchen aber gar nicht einmal über die Grenzen der sogenannten christlichen Welt hinaus gehen, um zu sehen, wie die Macht der Sünde die Vernunft verfinstert. Wir sehen in unserer Zeit und in unserer Umgebung, wie die Menschen in ihrer sogenannten Aufklärung ins Heidentum zurückfallen, den Bibelgott nicht mehr kennen und ehren wollen, dagegen traurige, sittenlose Zustände billigen und rechtfertigen, die an ähnliche Verhältnisse grenzen, wie sie Röm. 1, 19—32 geschildert werden. Die Vernunft wird eben von seiten der Kinder die-

ser Welt, aus Liebe zur Finsternis, zur Quelle gemacht, die den löchrichten Brunnen gleicht, die doch kein Wasser geben. Das will sagen: Dieweil mit der Vernunft auch eine Erkenntnis gesetzt ist und zwar von solchen Wahrheiten, die ihr ohne göttliche Offenbarung zugänglich sind, so macht sie sich durch Schlüsse und Urteile eine Erkenntnis oder Philosophie zurecht, nach der sie nicht allein irdische und natürliche Dinge richten und beurteilen will, sondern auch geistliche und göttliche. Aber damit überschreitet sie ihre Grenzen und gerät ins Nebelhafte. Die Wahrheiten der christlichen Religion und Glaubenssachen nach dem Maßstab der natürlichen Erkenntnis bemessen und beurteilen zu wollen, ist eine Anmaßung, die zur Verirrung führt; denn es ist der Vernunft unmöglich, das zu fassen und zu erkennen, was über ihren Grenzen liegt, was nur durch göttliche Offenbarung dem Bewußtsein des Menschen nahe gebracht wird. Die Philosophie ist, wie Flacius sagt, wohl ein Licht, aber ein Licht voll von Irrtum, Trug und Täuschung. Mit Recht sagt Paulus von solchen, die sich von ihr leiten lassen: „Sie lernen immerdar und können doch nicht zur Erkenntnis der Wahrheit kommen." 2 Tim. 3, 7. Sie kommen durch ihre Vernunft wohl zu einer Idee von Gott, dieweil ihr auch einige Erkenntnis von göttlichen Dingen nach dem Falle geblieben ist, allein es ist nicht der wahre Gott, wie er sich in der heiligen Schrift geoffenbaret hat, es ist nicht der Gott, der für die gefallene Menschheit einen Heilsplan gefaßt und durch Jesum Christum ihn ausgeführt hat, sondern es ist nur eine Vernunftidee, wie sie hauptsächlich in den Wissenschaften des Materialismus und Pantheismus aufgestellt wird. Rücken wir aber solchen Wissenschaften näher, so erkennen wir, daß sie die Rätsel des Lebens nicht lösen können und vor dem radikalen Bösen in uns als vor einer unerklärlichen, aber allgemeinen und unbestrittenen Thatsache stehen bleiben müssen. Aber nicht allein das, sondern der Anmaßung, christliche Wahrheiten nach der bloßen Vernunft bemessen und beurteilen zu wollen, liegt eine Ursache zu Grunde, die am besten mit dem Worte: „Finsternisliebe" bezeichnet werden kann; denn man will mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören, vielmehr den Unglauben und die Sünde soviel als möglich billigen und rechtfertigen. Mit Recht sagt Professor Christlieb: Unglaube und Hartherzigkeit stehen nebeneinander. Aller Unglaube entspringt in erster und letzter Instanz nicht aus den Härten und Unbegreiflichkeiten, die der Glaube für den Verstand hat, sondern aus der Härte und dem Trotz des natürlichen Herzens, das sich nicht beugen will unter den gewaltigen Ernst der göttlichen Offenbarungswahrheit, aus einer eigentümlichen Mischung, einerseits von Verzagtheit, da man weder den Mut hat, seine inneren Gebrechen in ihrer ganzen Tiefe sich aufdecken zu lassen, noch überhaupt die eigenen Anschauungen nach den großen Wegen und Thaten Gottes zu erweitern, sondern diese nach dem engen Maß unserer kleinen Begriffe messen will, und daher andererseits von jenem hochmütigen Selbstgefühl, das viel zu groß von menschlichem

Wissen und Leisten und darum viel zu niedrig von Gottes mächtigem und heiligem Walten denkt, das alles besser wissen und auf dem Weg eigenen Erkennens und Thuns erreichen will; dem es mit einem Wort unendlich mehr schmeichelt, sich selbst zu helfen, als sich von Gott helfen zu lassen und die große Gotteshilfe in Christo dankbar anzunehmen. In der That ist das das innerste materielle Scheidungsprinzip, das den Unglauben, samt allem falschen Wahnglauben toto coelo vom Glauben scheidet nämlich: Selbsthilfe auf der einen, Gotteshilfe auf der andern Seite. Beides, der philosophisch-kritische und der naturalistische Dünkel will immer an die Stelle der bescheidenen Receptivität des Menschen Gott gegenüber soviel als möglich die eigene Spontaneität und Aktivität setzen. Statt das soli Deo, soll schließlich das soli homini gloria gelten. Neben diesen inneren Gründen eines hochmütig abwehrenden Verhaltens der göttlichen Offenbarung gegenüber, sind aber noch die positiven, irdischen Neigungen des Herzens vorhanden, nämlich der Hang zur Weltseligkeit und zum Erreichen des mächtigen Dollars, die noch mehr am Erfassen der göttlichen Wahrheiten hindern und den Menschen irreleiten, als alle Schriften der Kritiker und Philophen zusammen." Diese Ursachen des Unglaubens und der Verkehrtheit im Richten des Geistlichen sieht Jesus zu seiner Zeit auch bei den Juden. Die Sadducäer, so spitzfindig und scharfdenkend sie auch waren, irrten doch und kannten die Schrift nicht, weil sie aus Liebe zur Finsternis und Sünde die Vernunft in ihren Dienst zogen, um sich gegen den Einfluß der göttlichen Wahrheit zu wehren und mit einem gewissen Schein von Recht im Widerspruch mit Christo und seinem Evangelium stehen zu können.

Ganz ähnlich war es auch mit der Sekte der Pharisäer, obgleich sie sich den Schein gaben, als hätten sie die Wahrheit erkannt und als würden sie ihre Vernunft unter den Gehorsam derselben gebracht haben; denn die Feindschaft gegen Christum nnd sein Auftreten rührten im Grunde genommen ebenfalls von der Liebe zur Finsternis und Hang zur Sünde her. Ihrem Fleische sagten die Aufsätze der Ältesten mehr zu, als die spirituelle Auslegung der Wahrheit von seiten Christi; jene ließen sie tot in Sünden und in ihrem alten Wesen. Wenn sie ein rechtes Gericht hätten richten wollen, so hätte ihre Vernunft Beweise genug für die Gottheit Christi finden können; allein aus den ihnen zusagenden Wahrheiten der heiligen Schrift bildeten sie sich eine Religion und lehrten solche Lehren, die nichts denn Menschengebote waren, aber gerade dazu angethan, um sich gegen die Wahrheit in der christlichen Religion zu verhärten und Widerstand leisten zu können. Nach ihrer Vernunft hielten sie das für einen Gewinn, was ihnen nur zum Schaden gereichte.

Eine ganz ähnliche Irreleitung und Verfinsterung der Vernunft finden wir auch in der römisch-katholischen Kirche; denn sie glaubt mit ihren Lehren und Einrichtungen so wenig im Widerspruch mit der göttlichen Wahrheit zu sein, als es die Sekte der Pharisäer glaubte und

doch sind viele ihrer Lehren und Einrichtungen nur durch Menschenfündlein, durch spekulative Vernunftideen entstanden, die in keiner Gemeinschaft mit dem geoffenbarten Worte Gottes oder mit der Bibel stehen, sondern sündliche Neigungen und fleischliches Wesen verraten. Ist nicht zum Beispiel das Papsttum der fleischlichen Herrschsucht und Menschenvergötterung entsprungen, welche mit dem Sinn und Geiste Christi im vollsten Widerspruche stehen (Matth. 23, 8–12), und nimmermehr geduldet werden sollten? Allein die durch fleischliche Herrschsucht und Anmaßung irre geleitete Vernunft vermochte auch das Papsttum in Einklang mit ihrem Lehrsystem zu bringen und zu sanktionieren. Ebenso weiß die durch pekuniären und fleischlichen Gewinn irre geleitete Vernunft die Messe, den Ablaß, die Verehrung der Maria und der Heiligen, die ceremoniellen, auf Werke dringenden, gesetzlichen Einrichtungen &c., trotz der ihnen widersprechenden Wahrheiten der göttlichen Offenbarung, zu rechtfertigen und zu sanktionieren. Aber gerade dadurch ist die römische Kirche zum Babel und Verfolger Christi geworden. Sie sieht mit sehenden Augen nicht das Wahre in der christlichen Religion und will das Zeugnis der evangelischen Kirche, welche die Bibel geltend macht, nicht hören, noch annehmen.

Aus dem bisherigen geht also hervor, daß die Vernunft des Menschen an und für sich das, was geistlich und was in der christlichen Religion als Wahrheit geoffenbart ist, nicht richten kann. Von ihr gilt das Wort, daß sie in Glaubenssachen kein entscheidendes Urteil hat und ihr darin kein normatives Ansehen zukommt, auch wenn sie sogar bis zu einem gewissen Grade erleuchtet sein mag; denn sie kann durch den Einfluß der Sünde irre geleitet und verfinstert werden. Was aber der Gebrauch der Vernunft betrifft, so folgt aus ihren Gesetzen, daß sie in einem dienenden Verhältnis zur geoffenbarten Wahrheit steht. Insofern sie das geistige Auffassungsvermögen überhaupt ist, wird der Gebrauch, der von ihr zu machen ist, darin bestehen, daß der Mensch durch ihre Hilfe sich die Wahrheiten der christlichen Religion geistig aneignet und aus ihrer Quelle schöpft. In dem Maße aber, als sie sich von oben erleuchten läßt und in den Lebensverkehr mit Gott, als der Quelle des Lichtes tritt, wobei es gilt auf das, was Gottes Wort verlangt, einzugehen, wird sie auch fähig, Geistliches zu richten und die richtige Stellung einzunehmen. Es muß daher gesagt werden, daß die Vernunft erst dann in das rechte Verhältnis zur geoffenbarten Wahrheit kommt, wenn durch sie die göttlichen Wahrheiten mit dem Zentralpunkt der subjektiven Thätigkeit des Menschen in Berührung kommen und darin als in einer Werkstätte verarbeitet werden; nämlich, wenn sie in die Kardia, oder das Herz aufgenommen und darin in fruchtbringender Weise behalten werden. Das ist aber auch möglich, denn sonst würde Gott nicht Rechenschaft von dem fordern, was er den Menschen, sowohl durch das Werk der Schöpfung, als auch durch sein geoffenbartes Wort anvertraut hat. Durch sie kommt Gott dem Menschen überzeugend entgegen. Er zeigt durch seine Offenbarungeu, daß der christliche

Glaube mit den tiefsten Bedürfnissen des Herzens übereinstimmt, daß der Mensch zu einem hohen Ziele bestimmt ist, zu dem er nur durch die Religion dessen kommen kann, der gesagt hat: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig." Er zeigt durch dieselben, daß in Christo eine Hoheit, ein Ideal der Vollkommenheit vorhanden ist, von dem auch rationalistische Kritiker bekennen, daß vor ihm „alle menschlichen Kategorien lautlos verstummen müssen." Er überzeugt auch den Menschen davon, daß er bei aller Energie sittlichen Ringens dieses Ziel nicht erreicht, sondern unvollkommen und schwach bleibt, und sich deshalb mit Christo dem einzig Vollkommenen, mit dem Gottes- und Menschensohn, dem Versöhner und Sündentilger der Welt, in persönliche Gemeinschaft und Lebensverbindung begeben muß, wenn er es erreichen will. Er offenbart auch durch dieselben, daß der Ohnmacht aller menschlichen Selbsthilfe, mit der man sich von Sünde und Übel loszuringen sucht, das freie Erbarmen in Christo Jesu als allgenugsame Hilfe entgegenkam. Das alles aber in einer solchen Weise, daß es im Herzen des Menschen Anklang und Widerhall findet und darin den seligmachenden Glauben aufrichtet, so daß nur solche Widerstand leisten können, von denen der Herr sagt: „Ihr habt nicht gewollt." Matth. 23, 37. Das göttliche Wort birgt eben eine Gedankenwelt in sich, die eine Macht besitzt, die Geister zu erobern, und zeugt von Realitäten und Thaten des lebendigen Gottes, die dem Menschen ihre Anerkennung abnötigen und Zeugnis geben für die Wirklichkeit der unsichtbaren Mächte, in deren Dienst sie stehen. Zunächst senkt sich durch die geoffenbarte Wahrheit die obere Welt auf den Menschen herab, umfaßt ihn mit ihren himmlischen Einwirkungen, thut es ihm gleichsam an, daß er ihrer Wahrheit inne wird, sich von ihr angeheimelt, oder verurteilt sieht, und zieht ihn so in den Kreis ihrer Erfahrungen hinein. Es ergeht dem Menschen wie der Apostel sagt Röm. 10, 6: „Sprich nicht in deinem Herzen: Wer wird in den Himmel hinaufsteigen, das ist Christum herabholen, oder: Wer wird in die Tiefe hinabsteigen, das ist Christum von den Toten heraufholen, sondern nahe ist das Wort, in deinem Munde und in deinem Herzen." Die Offenbarungswahrheit tritt eben autoritätsmäßig an unsere Prüfungs- und Erkenntnisfähigkeit heran und verlangt (wie jeder Lehrer) eine Unterwerfung unter ihre Autorität. Dieses Sichanvertrauen dem Licht göttlicher Offenbarung, das eigentlich Glaube ist, macht nicht blind, sondern erst recht sehend. Es führt zum Erkennen der höchsten Wahrheiten, zum unmittelbaren, (nicht erst durch Denkprozesse vermitteltem) Wissen, Bewußtsein und Erfahren des Übernatürlichen. Die göttlichen Wahrheiten leuchten einem nicht bloß logisch und moralisch ein, sondern dringen in die unbewußten Lebenstiefen des Menschen ein, wo sie ihre seligmachende Kraft entfalten, die zu neuer Erkenntnis führt. Die Vernunft wird durch das Erfahren des Übernatürlichen in ein anderes Gebiet versetzt, wo sie mit unsichtbaren und geistlichen, aber doch mit reellen Dingen zu rechnen hat, die nicht mit dem mangelhaften Licht der Philosophie und der bloßen Ver-

nunft erkannt worden sind und darum auch nicht nach demselben gerichtet und beurteilt werden können. Sie bringt nun Sachen des Glaubens und der christlichen Religion vor das spezielle Tribunal, wo nach den geoffenbarten Wahrheiten der heiligen Schrift, nach den Grundsätzen des Glaubens und nach dem Sinn und Geiste Jesu Christi gerichtet wird. Sie tritt in den Dienst der christlichen Religion, wird zur Magd derselben und lernt Zeitliches fassen und geistlich richten. Die Vernunft steht auf der Stufe dieser Erkenntnis dann nicht mehr im Widerspruch mit den göttlichen Wahrheiten, sondern wird befähigt, die Übereinstimmung der göttlichen Wahrheiten mit der natürlichen Erkenntnis nachzuweisen. Doch ist sie vor Verirrungen und Verwickelungen nur dann geschützt, wenn der Glaube an die göttliche Wahrheit zur völligen sittlichen That wird, das heißt: Wenn von seiten des Menschen eine völlige Hingabe in Gott, nach Leib, Seele und Geist geschehen und der heilige Geist in sein Herz zu wohnen gekommen ist; denn er leitet in alle Wahrheit, macht den Menschen frei, daß er seinem Gesetze folgen kann und sichert ein Bleiben in Christo und seinem Worte. In diesem Stande wird die Salbung erlangt, die wohl auch nur stückweise erkennt, aber doch zur höchsten Erkenntnis führt, so daß der Mensch nicht mehr in der Finsternis wandelt, sondern das Licht des Lebens hat. 1 Kor. 13, 12; Joh. 8, 12.

Wenn also die Vernunft gegenüber der göttlichen Wahrheit ins rechte Verhältnis kommen soll, so gilt es nicht nur, sich der Autorität der heiligen Schrift zu unterwerfen und aus ihrer Quelle zu schöpfen, sondern auch den Willen dessen zu thun, der in ihr redet; denn das ist der einzig richtige Weg zur Erkenntnis der Wahrheit, wie Christus sagt: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede. Vergleiche Matth. 12, 50.

Predigtstudie über 2 Theß. 3, 6—13.

Von P. F. Sabrowsky.

Daß der Apostel Paulus in diesen Worten zur redlichen, ehrlichen Arbeit mahnt, wird uns bald klar. Die redliche, ehrliche Arbeit, die eine geistige und eine körperliche ist, ziert den Menschen, ist ihm vor Gott und Menschen eine Ehre. Ein jeder nützliche Lebensberuf ist Arbeit. Wer unentschieden bleibt, sich für keinen ehrlichen Lebensberuf entschließen kann, der scheut im Grunde genommen die Arbeit. Alle diejenigen, die nach der gewöhnlichen, landläufigen Redeweise: auf mühelose Weise das Leben machen wollen! was sind sie anders als Feinde der beharrlichen, redlichen Arbeit? Weil die Arbeit gelernt und immer geübt werden will, weil sie den Geist des Menschen in Anspruch nimmt, seinen Körper in Bewegung setzt, zur Anstrengung auffordert, darum hat sie nicht alle zu Freunden. Arbeitsscheue Menschen findet man nicht nur unter den Kindern dieser Welt, sondern auch in der Mitte

derer, die fromm sein wollen. Wenn sie in der Reihe der Kinder dieser Welt zu finden sind, so ist das einesteils gar nicht so sehr zu verwundern. Sie kennen den Willen Gottes nicht und darum auch nicht ihre rechte Lebensbestimmung. Auch wenn sie den Willen Gottes kennen, dann ist er ihnen nicht Gebot, welches sie billig zu halten haben, sondern ein Gegenstand der Lästerung und des Spottes, und sie bestimmen ihr Leben nicht nach demselben. Unter den Frommen sollten keine Arbeitsscheuen zu finden sein, denn aus dem Worte Gottes, welches sie gelernt haben, wissen sie, was sie zu thun und zu lassen haben, und im voraus nimmt man von ihnen an, daß sie sowohl ihren Geist als auch ihren Leib unter dem Gehorsam des Wortes Gottes halten. Die Arbeit ist dem Menschen von Gott von Anfang an zuerkannt und sein reicher Segen ruht auf ihr. Wo sich nun Fromme, die den Willen Gottes kennen, vor der Arbeit scheuen, da häufen sie nicht nur Unterlassungssünden auf sich, sondern sie selbst sind auch schuld daran, wenn sie um einen reichen Segen des Herrn ärmer bleiben. Tritt der Apostel in diesen Worten gegen die Arbeitsscheuen auf, dann doch ganz besonders gegen die Müßiggänger unter den Frommen. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi will er ihnen dienlich sein zur Besserung.

Eine Warnung vor frommem Müßiggang!

I. Wie verderblich derselbe ist.

Der fromme Müßiggänger ist nicht Herr seiner selbst. Er besitzt nicht sittliche Kraft genug, seinen alten Adam im Zügel zu halten, seine Gefühle zu beherrschen. Er kann z. B. über seinen begnadigten Stand vor Gott solcher glückseligen Freude und Wonne verfallen, daß er in Vergessenheit seiner selbst gerät, seinen Haushalt vernachlässigt, seine Arbeit, die er zu thun hat, versäumt.

Unter den Christen zu Thessalonich waren etliche durch angenommene Irrlehre dem Glauben verfallen, daß der jüngste Tag in nicht zu weiter Ferne sei, und weil die Welt bald untergehen werde, meinten sie, daß das Arbeiten nicht mehr von Nutzen wäre. Für die kurze Zeit bis zum Weltuntergang meinten sie Nahrung und Kleidung hinreichend zu besitzen, nnd noch mehr zu erarbeiten, schien ihnen lächerlich zu sein. Den Vorrat an Nahrung zu verzehren und alles, was sie besaßen, aufzubrauchen, das war nach ihrer Meinung alles, was sie noch zu thun hatten, und in dieser thörichten Meinung waren sie zu frommen Müßiggängern geworden. Ihr Wandel war nicht mehr ein Wandel in den Schranken des Wortes des Herrn, sondern ein unordentlicher.

Ein solch frommer Müßiggänger schadet vor allem sich selbst. Weil er nicht arbeitet, stellt er sich in Widerspruch zum Worte Gottes. Gott verlangt von uns, daß wir sein Wort lieben, daß wir sein Wort mit gläubigem Herzen annehmen, daß wir seinem Worte Gehorsam beweisen, kurz: daß wir sein Wort nicht nur in der Bibel haben, sondern auch zur That umgestalten. Hätte die ehrliche, redliche Arbeit dem Menschen nicht zum Nutzen gereichen sollen, dann hätte Gott den Menschen gewiß all und jeder Arbeit enthoben, dann hätte er dem ersten Men-

schen nicht geboten, den Garten Eden zu bebauen und zu bewahren, dann hätte er den gefallenen Adam nicht hinausgetrieben aufs Feld, daß er dasselbe bearbeite, daß er im Schweiß seines Angesichts sein Brot esse. Der Wille Gottes an den Menschen ist: Arbeite, und er hat nicht zu reden, wie die fromme Faulheit gerne thut: „Ich weiß, daß alles, was wir zur Leibes Nahrung und Notdurft nötig haben, von Gott kommt, und Gott ist ein lieber, guter Gott, aber seine Liebe und Güte hätte sich noch ein wenig weiter erstrecken können, er hätte uns mit allem dem, was wir zur Erhaltung dieses Lebens gebrauchen, ja in der Weise versehen können, daß wir unsere Hände nicht rühren und unsere Füße nicht bewegen brauchten" — sondern einfach den Willen Gottes zu thun, also mit Lust und Liebe zur Arbeit hinzugehen und zu arbeiten, Tag für Tag, solange ihm Gott Leben und Gesundheit schenkt, sein Tagewerk zu verrichten.

Weil der fromme Müßiggänger nicht arbeitet, verfällt er dem leiblichen Elend. Sein Besitztum vermehrt sich nicht, sondern nimmt beständig ab. Nach Jahren oder nach Jahr und Tag schon ist er, wenn er auch ein schönes irdisches Erbe hatte, ein unbemittelter Mann. Der Hunger fängt an, sich einzustellen, und es fehlt ihm am Nötigen. Hie und da, ja überall, gewahrt er Mangel.

Weil der fromme Müßiggänger nicht arbeitet, bringt er sich um ein großes Vorrecht der Christen, nämlich um den Dienst am Nächsten. Luk. 6, 36 u. 38; Hebr. 13, 6; 1 Petr. 4, 10; Jes. 58, 7. Kommt ein Notdürftiger zu ihm, um bei ihm um eine milde Gabe anzuhalten, dann muß er denselben leer von sich gehen lassen mit dem Bemerken: „Meine Lage ist gleich der deinigen; ich selbst muß gehen und klopfen an die Thür anderer, ihre Mildthätigkeit mir erbitten zur Fristung meines Lebens!"

Der fromme Müßiggänger schadet sich selbst und er schadet seinen Mitmenschen. Indem er sich bei ihnen herumtreibt und Dinge treibt, die nicht seines Amtes und Berufes sind, hält er sie selber von ihrer Berufsarbeit ab. Die Zeit, in welcher etwas Nützliches zustande gebracht werden könnte, wird im frommen Nichtsthun vergeudet. Und wann der fromme Müßiggänger bei seinen Mitmenschen seine Besuche des öftern wiederholt, und sie ihn aufnehmen, dann geraten sie in die Gefahr, auch solche fromme Müßiggänger zu werden. Er wird ihnen also zum verderblichen Verführer. Seine Anschauung vom Christentum ist die, daß es vor allen Dingen dem Menschen des Tages Last und Hitze abzunehmen habe, ihn von der dem Menschen oft so drückenden Last der in fester Ordnung an ihn herantretenden Pflicht befreie, so daß er Zeit habe, sich in allem ihm gerade Passenden herumzutreiben (περιεργάζεσθαι). Christentum und wirkliche Arbeit verträgt sich bei ihm nicht, weder in seinen Gedanken, noch in seinem Leben. Es ist zwar eine durchaus heidnische und dem Boden des Heidentums erwachsene Anschauung, daß es einem Menschen wohl anstehe, nicht zu arbeiten, sondern die Früchte der Arbeit anderer sich zu nutze zu machen, sei

es durch Gewalt, List oder Schmeichelei, aber sie findet sehr leicht auch unter Christen Eingang, weil sie dem Fleischeswesen des Menschen angenehm ist. Daher tritt ein solcher Müßiggänger noch mit einem Schein von Klugheit und mit einem Bewußtsein der Erhabenheit denen gegenüber auf, von deren Arbeit er lebt und von deren Gut er zehrt. Er kommt nicht bloß zu ihnen, um mit ihnen fromm zu reden, sondern auch, um von ihnen Unterstützung zu bekommen. Weil sie noch nicht ganz arm sind, er aber die Grenze des Mangels überschritten hat, darum sollen sie ihm helfen. Und es würde nach ihrer Meinung einen sehr geringen Grad von Christentum, von Bruderliebe bekunden, wenn sie ihn, den lieben Bruder, mit leeren Händen abfertigten. Sie teilen mit ihm ihr Brot und reichen ihm von dem, was sie haben. Er nimmt's und freut sich ihrer Frömmigkeit.

Indem der fromme Müßiggänger das von seinen Mitmenschen verlangt und nimmt, was er sich durch Arbeit hätte erwerben können, entwendet er ihnen das Ihre. Noch mehr aber schadet er dadurch, daß er ihnen gegenüber sich als einen besseren und vollommeneren Christen aufspielt und sie vielleicht noch mit hochmütiger Herablassung bedauert, daß sie sich noch im Dienste des vergänglichen Wesens plagen. Dabei läßt er sich aber doch ihre Dienste zur Erhaltung seines eigenen vergänglichen Wesens gern gefallen.

Mehr noch als auf dem irdischen zeitlichen Gebiete richten solche Menschen Schaden auf geistigem Gebiete an. Wenn die Zeit im Nichtsthun verbracht wird, d. h. wenn keine nützliche Arbeit gethan wird, dann bleibt der Mensch doch nicht ganz unthätig. Sein Geist kann nicht ohne Beschäftigung sein und das, was er in der müßigen Zeit erdenkt, ist nicht gut. Fromme Müßiggänger wollen oft die heilige Schrift bemeistern. Dem teuren Gotteswort, wie es in seiner Länge und Breite, in seiner Tiefe und Höhe dasteht, wollen sie nicht völligen Gehorsam leisten. Sie meinen, hier etwas zu finden, was nicht in dem heiligen Buche stehen sollte und dort etwas zu vermissen, was drin sein sollte und nicht drin steht. Sie meinen, an dieser Stelle sich besser ausgedrückt zu haben, wenn sie die Verfasser des heiligen Buches wären und an der andern Stelle nicht so unverständlich gesprochen zu haben. Sie dünken sich klug und meinen, in ihrer Weisheit auch die dunkelsten Stellen der heiligen Schrift ergründen zu können; sie meinen, zur gründlichen Erforschung derselben nicht der Auslegungen frommer, gotterleuchteter Männer benötigt zu sein. Das mühsame, arbeitsvolle Forschen in der Schrift, das oft nur schrittweise fortschreitende Studium ist ebenfalls eine Arbeit, die ihnen völlig unnötig erscheint, ja von ihnen vielleicht als Zeichen eines schwachen Glaubens und eines Mangels an dem rechten Geiste hingestellt wird. So bauen sie sich über Gott und seine Liebe, über Christum und sein Erlösungswerk, über den heiligen Geist und sein Werk der Heiligung, über die Auferstehung der Toten, über das Ende der Welt 2c. eine Irrlehre nach der andern auf. Durch dieselben entfernen sie sich immer mehr und mehr von dem Herrn, der

nur an denen Gefallen hat, die sein wahrhaftiges Wort im Glauben annehmen und thun. Statt dem Herrn gehorsame Christen zu sein, sind sie vorwitzige Christen.

Wenn sie an dem Worte Gottes nichts mehr zu meistern haben, d. h. wenn sie an demselben ihren Vorwitz erschöpft haben und sich in dem Zugerichtsitzen über dasselbe langweilen, dann aber sind sie noch vorwitzig genug, in ihrem Geiste etwas anderes zu ersinnen. Ihre Gedanken werden auf ihre Mitmenschen gelenkt, die noch nicht mit ihnen halten und sie machen sich nun über diese her, um an ihnen einen Gegenstand ihres Vorwitzes zu haben. An dem einen haben sie dies, und an dem andern jenes auszusetzen, dem einen fehlt nach ihrem Dafürhalten noch dies, und dem andern noch jenes, bis sie so gut und fromm seien wie sie.

Bei den frommen Müßiggängern will am Ende auch das lüsterne Fleisch etwas abhaben. Von den Kindern Israels in der Wüste heißt es: Sie setzten sich nieder zu essen und zu trinken, und standen auf zu spielen! Und an manchem solcher Leute erweist sich auch heute noch die Weisheit von der Gasse als Wahrheit, indem es auch von ihnen gilt: Müßiggang ist aller Laster Anfang! — Wahrlich, verderblich ist der fromme Müßiggang, und ein jeder Christ, auch der an irdischen Gütern bemittelte, welcher zur Fristung seines Lebens genug besitzt, hat Ursache genug, sich vor demselben nicht nur warnen zu lassen und davor in acht zu nehmen.

II. Wie man von ihm befreit werden kann.

Soll ein solch frommer Müßiggänger zur Erkenntnis seines verderblichen Treibens gebracht und von demselben befreit werden, dann muß es ihm nicht bloß durch Worte, sondern auch durch die That zum Bewußtsein gebracht werden, daß sein Verhalten als unordentliches und verwerfliches betrachtet wird. Darauf dringt der Apostel bei den Christen zu Thessalonich. Er macht von seinem apostolischen Amt Gebrauch, wenn er schreibt: Wir gebieten euch aber, liebe Brüder, in dem Namen . . . . empfangen hat. Nicht bloß der Apostel ist es, der den frommen Müßiggang verabscheut, nicht er nur hat ihn als einen großen, sehr gefährlichen Krebsschaden in einer evangelischen Gemeinde erkannt, sondern er spricht im Namen unseres Herrn Jesu Christi, dessen irdisches Leben auch voll Arbeit war, daß ein jeder in der Stille in seinem Berufe arbeiten und sein eigenes Brot essen solle.

Der Mensch, der sich in steter Entwicklung befindet, sieht auf andere, hört auf andere und wird ihr Nachahmer. Hat er in seiner Umgebung solche, die einen bösen, mit dem Wort des Herrn im Widerspruch stehenden Lebenswandel führen, dann wird er leicht auch böse in seinem Denken, Fühlen und Wollen, in seinen Worten und Thaten. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Befindet er sich in der Mitte jener, die fromm leben, deren Wandel im Einklang mit dem Wort des Herrn steht und ahmt er ihrem Beispiel nach, dann entwickelt er sich zum Bessern, zum Guten. Er meidet die Gesellschaft böser, verderb-

licher Menschen. Und wenn sie ihn mit schmeichelhaften, einnehmenden, liebenswürdigen Worten in ihre Gesellschaft hineinzuziehen und in ihrer Mitte zu halten trachten, dennoch wird er sich von ihnen abwenden, was er in letzter Linie nicht durch eigne Kraft zuwege bringt, sondern im Namen des Herrn Jesu. Er, unser Erlöser von allem Bösen, erfüllt den, der das Wollen zum Guten hegt, mit der Kraft seines heiligen Geistes, daß er „Nein“ sagen kann, wo andere nur zu gerne von ihm das „Ja“ hören möchten, und daß er weggehen kann, wo andere gerne sehen möchten, daß er bliebe.

Will der fromme Müßiggänger von seinem verderblichen Treiben befreit werden, dann hat er dem Umgang seinesgleichen sich zu entziehen und sich zu nähern denen, die fromm, unverdrossen in ehrlicher, redlicher Arbeit stehen. Ein glänzendes, nachahmungswertes Vorbild hierin war den Christen zu Thessalonich der Apostel Paulus. Und damit sie gebessert werden, um solch ein empfehlungswertes Vorbild nicht verlegen blieben, zeigt er sich ihnen als solches an. „Denn ihr wisset, wie ihr uns sollt nachfolgen, denn wir sind nicht unordentlich unter euch . . . und ihr eigen Brot essen.“ Als Apostel des Herrn, als treuer Arbeiter in seinem Weinberge hatte Paulus volles Recht, von jenen zu erwarten, für seinen Lebensunterhalt Sorge zu tragen, denen er das Evangelium von Jesu predigte, die durch ihn zum Herrn bekehrt, die von ihm zu evangelischen Gemeinden gesammelt waren. Ist ein jeder Arbeiter seiner Speise, seines Lohnes wert, so war er es nicht minder. Aber er hat, wie einmal zu Korinth, so hier bei den Thessalonichern, keine Unterstützung zur Fristung seines Lebens beansprucht, sondern neben dem Dienst am Evangelium durch fleißige Arbeit seiner Hände die nötigen Mittel zu seinem Unterhalt sich erworben, um dem frommen Müßiggang unter ihnen keinen Anlaß und keine Ausrede zu geben, sondern ein zur Nachahmung reizendes Vorbild zu sein. So fleißig wie er sollten die frommen Müßiggänger zu Thessalonich werden. Er will ihnen sagen: Nehmt ihr mich zum Vorbild nützlicher, redlicher Arbeit, dann werdet ihr gebessert werden und ihr werdet, ich sage nicht zu viel, niemals verlegen sein um das, was ihr zur Erhaltung eures Lebens gebraucht. Wenn ihr mich dagegen nicht zum Vorbild fleißiger, ehrlicher Arbeit annehmt, noch länger im Müßiggang verharrt, dann sollt ihr auch nicht essen! Fürwahr, essen soll derjenige nicht, welcher nicht in nützlicher Arbeit steht, welcher unordentlich wandelt und Vorwitz treibt. Er muß es sich gefallen lassen, wenn ihm diese Strafe nicht nur gedroht wird, sondern wenn er sie auch zu erleiden hat, und er darf sich nicht über Mangel an christlichem Sinn bei den andern beklagen, wenn sie an ihm die nötige Zucht üben und die ihm nichts zu essen geben, die ihr eignes Brot essen, weil sie redlich, ehrlich arbeiten.

Ist der fromme Müßiggänger gebessert, dann wartet er nicht mehr vor der Thür anderer auf Unterstützung, dann schämt er sich des, daß er sich vormals von der ehrlichen Arbeit anderer nährte, daß er vormals das Brot aß, das er nicht verdiente, während er es doch verdienen

konnte, daß er durch seine Faulheit denen das Almosen schmälerte, die es in ihrem Elend in Wahrheit bedürfen, dann arbeitet und schafft er mit seinen Händen etwas Gutes. Nun ißt er sein eigen Brot und er ist ein Christ, der da wandelt im Wort des Herrn. Hat er vormals nicht erkannt das große Glück: das eigne Brot zu essen! nun erkennt er es, und er macht von Tag zu Tag die liebliche Erfahrung, wie gut es schmeckt, wie gut es nährt, wie zufrieden und glücklich es macht.

Im Vertrauen auf den Herrn in nützlicher Arbeit stehend vermehrt sich sein eignes Brot in solcher Weise, daß er von demselben noch mitteilen kann denen, die im Elend darben, weil sie etwa krank sind und nicht arbeiten können, und darum auf die Hilfe anderer angewiesen sind, und er erfährt die köstliche Wahrheit jenes Wortes, daß Geben seliger denn Nehmen ist. Ehemals ein frommer Müßiggänger, nun ein frommer Christ in nützlicher Arbeit stehend, erfüllt er die hohe Christenpflicht: Wohlzuthun und mitzutheilen! Auf dieselbe weist der Apostel die Thessalonicher hin in diesen Worten: Ihr aber, liebe Brüder, werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun! Galt diese Mahnung zuerst jenen von ihnen, die noch ordentlich wandelten in den Satzungen, die sie von Paulo gelernt hatten, dann auch gewiß den andern, welche sich vom frommen Müßiggang gebessert hatten.

Wer Gutes thut, der ist gebessert, und wer im Gutesthun unverdrossen, trotz trauriger Erfahrungen, verharrt, der will dem Herrn je mehr und mehr ganz gefallen.

Die Auferstehung des Fleisches.

Von Ober-Konsistorialrat D. Fr. Düsterdieck in Hannover.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

Im dritten Hauptartikel des apostolischen Glaubens bekennt die Christenheit: „Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches“. Dieselbe Hoffnung des Glaubens wird im dritten Artikel des Nicäischen Bekenntnisses in die Worte gefaßt: „Ich glaube eine Auferstehung der Toten“; und unsere Kirche spricht dies Bekenntnis mit Luthers Worten im Katechismus aus: Ich glaube, daß der heilige Geist am jüngsten Tage „mich und alle Toten auferwecken wird“. Daß der Ausdruck „Auferstehung des Fleisches“ mißverstanden werden kann, nämlich in sinnlicher Weise und im Gegensatz zu dem von dem Apostel Paulus ausgesprochenen Grundgesetze, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben können (1 Kor. 15, 50), hat Luther und hat mit ihm unsere Kirche bezeugt, da es im Großen Katechismus heißt, daß jener deutsche Ausdruck „Auferstehung des Fleisches“ nicht recht passend sei; richtiger würde man sprechen: „Auferstehung des Leibes oder des Leichnams“; aber, sagt Luther, auf den Ausdruck komme nicht viel an, wenn man nur den richtigen Sinn festhalte. Den richtigen Sinn gibt Luther mit einem einzigen Worte, indem er in der Katechismuserklärung des dritten Hauptartikels uns bekennen lehrt, daß der heilige Geist, der im

Anfang als die schöpferische Kraft Gottes über der werdenden Welt schwebte und der auch die Neuschöpfung der zur seligen Vollendung kommenden Welt ausrichten wird, „einst mich und alle Toten auferwecken wird“. Ich glaube, daß ich auferstehen werde. Die freudenreiche Hoffnung unseres Glaubens geht auf die Auferstehung der Person. Leib und Seele sind in unzertrennlicher Einheit der Person verbunden; deshalb kann unsere Hoffnung sich nicht darauf beschränken, daß die Seele, daß der geistige Teil unseres Wesens fortdauern werde, sondern die völlige Befriedigung unserer Sehnsucht, der ganze Triumph unseres Welt und Tod überwindenden Glaubens schließt auch daß neue, unvergängliche, zur Herrlichkeit erhobene Leben des Leibes ein. Wir selbst, in unserer ganzen Persönlichkeit, warten der Auferstehung und des ewigen Lebens vor dem Angesichte Gottes unseres Schöpfers und unseres Heilandes, und in der persönlichen Gemeinschaft mit allen seligen Gotteskindern. Dies ist unsere Meinung, wenn wir mit unserer Kirche beten und singen:

Ach Herr, laß dein lieb Engelein
An meinem End die Seele mein
In Abrahams Schoß tragen,
Den Leib in seinem Schlafkämmerlein
Gar sanft ohn einge Qual und Pein
Ruhn bis zum jüngsten Tage.
Alsdann vom Tod erwecke mich,
Daß meine Augen sehen dich
In aller Freud, o Gottessohn,
Mein Heiland und mein Gnadenthron!
Herr Jesu Christ, erhöre mich, erhöre mich,
Ich will dich preisen ewiglich.

Und abermals:

Wenn du die Toten wirst an jenem Tag erwecken,
So thu auch deine Hand zu meinem Grab ausstrecken,
Laß hören deine Stimm und meinen Leib weck auf
Und führ ihn schön verklärt zum auserwählten Hauf.

Diese Hoffnung der Auferstehung ist ein Trost, mit welchem nur die Gläubigen in Christo Jesu sich aufrichten können, daß sie nicht traurig seien wie die anderen, die keine Hoffnung haben (1 Theff. 4, 13). Auch für uns liegen hier Geheimnisse, die wir in der Zeit unserer irdischen Wallfahrt mit dem Verständnis unseres Glaubens nicht ergründen können, die wir vielmehr erst dann durchschauen werden, wenn wir das Ende des Glaubens, nämlich der Seelen Seligkeit, erlangt haben und vom Glauben zum Schauen durchgedrungen sind. Aber wir haben schon jetzt die gewisse Zuversicht, den kräftigen Trost unserer Hoffnung, während für die Weisen dieser Welt mit ihren eigenen Gedanken das selige Geheimnis unserer Hoffnung so völlig fremdartig und wunderlich erscheint, daß sie es, wie die Männer von Athen, da zu ihnen Paulus von der Auferstehung redete, ihren Spott haben mögen. Die natürliche Weisheit des alten und des auch heute mitten in der Christenheit vorhandenen Heidentums leidet an einem Grundirrtum, welcher von vornherein die Hoffnung auf die Auferstehung des Leibes unmög=

lich macht, das ist eine völlige Verkennung der von Gott geordneten Würde der Leiblichkeit. — Es sind im wesentlichen zwei unterschiedliche Gestaltungen, in denen dieser Grundirrtum der natürlich-menschlichen Gedanken sich darstellt. Die einen betrachten den Leib mit seinen Bedürfnissen und seinen Schmerzen als ein Gefängnis des Geistes; sie meinen, der Stunde sich freuen zu dürfen, da der Geist von den Fesseln des Leibes erledigt wird; sie wollen den von Krankheit zerrütteten, von der Last des Alters gebeugten Leib, der den Aufschwung des Geistes gehindert hat, mit Freuden dem Tode und der Verwesung überlassen, und die Edelsten unter ihnen sprechen dabei die Sehnsucht des menschlichen Herzens nach Leben aus, indem sie von einer Fortdauer des Geistes, ja von einer Vereinigung der Geister, von einem Zusammenleben und von einer zu immer höherer Vollkommenheit strebenden gemeinsamen Arbeit reden. Aber bei solchen Gedanken, die ja an sich selber gar keinen festen Grund der Gewißheit haben, sondern nur das tiefe, ahnungsreiche Verlangen des nach Gottes Bilde geschaffenen Menschen aussagen, hat die Hoffnung der Auferstehung, hat die Zuversicht, daß auch der Leib, als ein Samenkorn neuen Lebens, in neuer, verklärter Schönheit sich erheben und mit dem Geiste in bleibender Herrlichkeit wieder vereinigt werden könne, keinen Raum.

Während dieser erste Grundirrtum in der Würdigung der Leiblichkeit spiritualistischer Art ist, tritt uns der andere Grundirrtum in materialistischer Gestalt entgegen, ich meine die Anschauung des alten und des neuen Heidentums, nach welcher in der Persönlichkeit der Menschen ein besonderes Geisteswesen mit einem ihm eigentümlichen Leben und Wirken gar nicht vorhanden sein, sondern die gesamte Lebensthätigkeit des Menschen nur leiblich sein soll. Nach dieser materialistischen Anschauungsweise ist der Leib nicht das Organ, durch welches der Geist wirkt, sondern der Leib mit seinen ihm angehörenden Organen ist die ganze Persönlichkeit, von welcher allein alle Lebensthätigkeit ausgeht. Nach dieser materialistischen Anschauungsweise erscheinen also auch die Gedanken nicht als Bewegungen und Äußerungen des Geistes, welcher vermöge des geistlichen Wesens unserer Persönlichkeit des Gehirns, der Nerven und der anderen Organe des Leibes zu seiner Wirksamkeit sich bedient und in Wechselbeziehung zu dem Leibe steht, ja in gewissem Sinne von den leiblichen Organen abhängig ist, sondern alles, was wir als Lebensäußerung des Geistes verstehen, wird für eine Wirkung der leiblichen Organe ausgegeben. Die menschlichen Gedanken erscheinen als natürliche Absonderungen des Gehirns, als ein Aufleuchten des Phosphors, der zu den Grundstoffen unseres Leibes gehört. Für diese materialistische Anschauung versteht es sich von selbst, daß mit dem Zerfallen des Leibes das menschliche Leben sein völliges Ende erreicht hat. Die Stoffe des verwesenden Leibes werden im Haushalte der Natur zu neuen Verbindungen verwandt; von einer Auferstehung des Leibes zu reden, ist hiernach eine Thorheit.

Die christliche, auf das Wort Gottes Alten und Neuen Testamen-

tes gegründete Anschauung ist eine völlig andere. Der Leib des Menschen ist von Gott gebildet, er ist ein Wunderwerk der göttlichen Macht und Weisheit (Ps. 139; 14 ff.). Durch den lebendigen Odem, welchen Gott dem aus dem Staube der Erde gebildeten Menschenleibe verliehen hat, ist der Mensch eine „lebendige Seele" geworden (1 M. 2, 7). Die Seele, welche den menschlichen Leib belebt, ist die Trägerin des aus Gott stammenden, göttlicher Gedanken und göttlichen Lebens fähigen Geistes. Die Persönlichkeit des Menschen besteht darin, daß in dem von der Seele belebten, aus dem Staube der Erde gebildeten Leibe—welchen der Mensch mit allen lebendigen Tieren gemein hat—ein Geist wohnt, welchem der Leib als Werkzeug dient. Das Wesen des Menschen ist geistleiblich, durch den Leib übt er seine Wirkung auf die ihn umgebende Welt und herrscht über sie, weil er den Geist aus Gott voraus hat. Solange das irdische Leben währt, empfängt der Mensch auch die überirdischen Gaben und die Kräfte der höheren Welt nicht ohne Vermittelung des Leibes. Mit dem Ohr des Leibes hört er die Worte des ewigen Lebens, mit dem leiblichen Auge liest er die hl. Schrift, deren leibliche Gestalt die Wunder der göttlichen Gnade beurkundet. Die Stirn des Menschenkindes empfängt das Wasser der Taufe, das mit dem Worte Gottes verbunden, ihm geistliche und ewige Güter bringt; und mit dem Munde des Leibes nehmen wir im Sakramente des Abendmahls eine Speise und einen Trank geistlicher, himmlischer Art und unvergänglichen Segens. So können und sollen denn die Glieder unseres Leibes Waffen der Gerechtigkeit sein (Röm. 6, 13), und unser Leib ist ein Tempel des heiligen Geistes (1 Kor. 6. 19), der in uns ist.

Dies ist die eigentümliche Ehre und Würde des menschlichen Leibes. Aber er ist aus dem Staube der Erde gebildet und von vornherein ist dem Menschen bei seinem Wohnen und Arbeiten auf Erden dies Urteil Gottes mitgegeben: „Du bist Erde und sollst zur Erde werden" (1 Mos. 3, 19). Jedes Grab ist eine Bestätigung dieses Gottesspruches; er klingt wider in den wehmütigen Klagen, daß der Mensch ist wie die Blume des Feldes, die am Morgen frühe blühet und am Abend abgehauen wird und verdorret, und nach dem, was vor Augen liegt, ist freilich nichts anderes zu sagen, als was der Prediger, der ernste Zeuge der Eitelkeit, ausspricht: „Es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub" und abermal: „Der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat" (Pred. 3, 20; 12, 7).

Aber ist dies wirklich das letzte Wort? Ich will zunächst nur einige Fragen hinstellen, die aus der menschlichen Sehnsucht nach Leben sich aufdrängen — die rechten, freudenreichen Antworten werden sich nachher auch ergeben. Zunächst aber mag es sich geziemen, daß wir den Geheimnissen der göttlichen Welt- und Gnadenordnung gegenüber unsere demütigen und doch auch von unvertilgbarer Hoffnung zeugenden Fragen aussprechen.

Das Vergängliche, hat einer unserer großen Dichter wie mit prophetischem Geiste gesagt, das Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Wie nun? Was ist das Wirkliche, das Bleibende, von welchem diese aus Staub gemachte Erde und unser aus Staub gebildeter Leib nur ein vergängliches Gleichnis ist? Gibt es etwas Nichtvergängliches, auf welches das Gleichnis des Vergänglichen hinweist und hinleitet, wie kann dann die Linie der Weltentwickelung damit abbrechen, daß der Staub wieder zur Erde komme? Wie kann das Menschenleben damit zu seinem vollen Abschluß gelangen, daß der Staub des Leibes wieder zu Staub der Erde werde und der Geist wieder zu Gott komme? Einen solchen jähen Abbruch der Linie, eine solche ungelöste Disharmonie am Schlusse des Menschenlebens haben die Sadducäer angenommen, die da sagten, es sei keine Auferstehung (Matth. 22, 27). Das Urteil Gottes, daß der Mensch wieder zu Erde werden solle, wie er Erde sei, ist doch erst nach dem Sündenfalle gesprochen und ergeht nicht ohne die Verheißung der Erlösung. Wie nun? Wenn Gottes Gnade die Sünde und den Tod überwinden kann, ist es dann undenkbar, daß seine Wundermacht auch den wieder zu Staub gewordenen Menschenleib, in dem sein Geist gewohnt hat, von neuem gestalte, und daß auch der Leib teilhabe an der Erlösung? Soll der Mund, der in der Zeit des irdischen Lebens mit Gott geredet hat, ewig im Staube verstummen? Soll das Herz, soll das Auge, aus welchem das heilige Feuer der Liebe zu Gott und den Menschen geleuchtet hat, soll die Hand und der Fuß, die fleißig gewesen sind im Dienste der Brüder zur Ehre Gottes, soll der Leib, der mit dem Bade der neuen Geburt genetzt ist und der die Speise und den Trank der Unsterblichkeit genossen hat, im Staube der Erde bleiben? Und wenn Christus der Herr unseres Fleisches und Blutes teilhaftig geworden ist, auf daß er durch den Tod die Macht nehme dem, der des Todes Gewalt hatte (Hebr. 2, 14), wenn er die Gestalt unseres sündlichen Fleisches getragen hat und im Fleische Sünde und Tod überwunden hat (Röm. 8, 2), dürfen wir dann nicht hoffen, daß auch unser Leib zu neuem Leben der vollen Erlösung gelangen werde?

Die letzte Frage führt uns schon an die entscheidende Antwort. Aber ehe ich dieselbe in vollem Zusammenhange und in ihrer festen Begründung darlege, habe ich jetzt auch noch eine andere, über den Bereich des Menschenlebens hinausliegende Frage hinzustellen. Nicht allein der menschliche Leib, sondern die ganze sichtbare Natur, die uns umgibt, ist vom Staube der Erde gebildet und steht unter dem Urteil Gottes, daß sie wieder zu Staub werden muß. Jede Blume, jeder Baum, deren Blüten, Blätter und Zweige abfallen und vergehen, jeder leichtbeschwingte Vogel im Walde, dessen Gesang am Morgen uns erfreut und der am Abend von einem Raubtiere zerrissen unter seinem Neste liegt, ja auch die Felsen der Alpen, die ein Gletscher zerreibt, die der Sturmwind zerbröckelt und die ein tosendes Bergwasser zerwühlt: das alles stellt uns vor Augen, wie die vom Staube der Erde gebildete Kreatur wieder zu Staub werden muß. Wie nun? Ist dies beständige

Sterben der Kreatur das letzte Ziel? Ist denn die Schönheit und die Kraft der vergänglichen Kreatur nicht auch ein Gleichnis, eine Weissagung des Unvergänglichen? Kann denn die seufzende Sehnsucht der Kreatur nach Leben nicht dadurch gestillt werden, daß die Wundermacht des Schöpfers auch ihr eine Auferstehung bereitet, einen neuen Himmel und eine neue Erde hervorruft, wo die Freiheit von Sünde und von Tod in gleicher Weise ihre Stätte hat, wie die Kinder Gottes ihre Erlösung gewonnen haben (Röm. 8, 19 ff.)?

Daß sich schon bei der Aufstellung dieser Fragen die freudenreiche Hoffnung unseres Glaubens geltend macht, versteht sich von selbst, weil der Glaube sich niemals verleugnen soll; es kommt nun aber darauf an, daß wir, soweit die Erkenntnis unseres Glaubens reicht, den bestimmten, festen Grund unserer Hoffnung darlegen, wenn wir bekennen: „Ich glaube die Auferstehung des Leibes." Der Grund kann nirgends anders liegen als in den verheißungsvollen Worten und in den Heilsthaten Gottes. Ich könnte auch die Heilsthaten voranstellen und die Worte Gottes als Bezeugungen und Auslegungen der Heilsthaten an zweiter Stelle nennen, ja ich könnte sogleich auf den alles entscheidenden Mittelpunkt, nämlich auf die eine Heilsthat Gottes, die Auferstehung des Herrn, hinweisen und alle andere prophetische und apostolische Bezeugung der Heilsoffenbarung lediglich von diesem Mittelpunkte aus betrachten; aber es mag sich empfehlen, den geschichtlichen Weg, den die Offenbarung Gottes selbst genommen hat, zu verfolgen. Vor der Fülle der Zeit, in welcher die Ostersonne über dem leeren Grabe im Garten Josephs von Arimathia aufgegangen ist, liegt die lange Zeit des Alten Testaments mit dem Harren und Sehnen der Väter, mit den vorbereitenden, weissagenden Zeichen, Thaten und Reden.

Man hat oft darüber gehandelt und gestritten, ob im Alten Testament die Auferstehung des Leibes bezeugt werde oder nicht. Die Sache verhält sich so, daß, je nachdem man die Frage versteht, man mit nein und mit ja antworten kann. Fragt man, ob in den kanonischen Schriften des Alten Testaments die Auferstehung der Toten ausdrücklich bezeugt werde, so muß die Antwort nein lauten; aber wenn wir über das Alte Testament nichts weiter als dies Nein zu sagen wüßten, so würden wir nicht nur dem Apostel Paulus widersprechen, welcher uns bezeugt, daß Christus auferstanden ist am dritten Tage nach der Schrift (1 Kor. 13, 4; Apg. 13, 33 ff.), sondern auch dem Herrn selbst, welcher den die Auferstehung leugnenden Sadducäern entgegnet: „Ihr irret, und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes". Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, sagt der Herr, ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen (Matth. 22, 29 ff.). Dies ist also das unzweifelhafte Ja aus des Herrn eigenem Munde auf unsere Frage nach der Bezeugung der Auferstehung im Alten Testamente.

Der anscheinende Widerspruch zwischen jenem Nein und diesem Ja ist keineswegs unauflöslich. Im Alten und im Neuen Testamente haben wir zwei unterschiedliche Stufen der Heilsoffenbarung, eine vorbe-

reitende, grundlegende, weissagende Stufe der Offenbarung, aber die Offenbarung Gottes ist eine widerspruchslose, unzertrennlich zusammenhängende. Der Körper, sagt der Apostel Paulus, ist in Christo; das Alttestamentliche ist nur der Schatten (Kol. 2, 17); aber es ist doch eben dieser Körper, welcher seinen Schatten weissagend und vorbedeutend vorausgeworfen hat. Deshalb können wir von der lichten Höhe des Neuen Testaments aus auf die vorbedeutenden Schatten und die dunkeln Worte des Alten Testaments hinblicken und in den grundlegenden, keimartigen Zeugnissen der alten Propheten schon die Spuren der ganzen Wahrheit erkennen, welche in dem vollen Lichte des Neuen Testaments uns enthüllt ist. Ja, wir können noch mehr sagen. Jene fruchtreifen Keime der Hoffnung, welche durch den Dienst der gottgesandten Propheten schon in dem Alten Bunde niedergelegt sind, haben auch schon vor der Zeit der neutestamentlichen Erfüllung ihre lebendige Triebkraft erwiesen und Blüten getrieben. Denn auf Grund der alttestamentlichen Zeugnisse haben nicht nur die Pharisäer, im scharfen Gegensatze zu den Sadducäern (vgl. Apg. 23, 6 ff.), den Glauben einer Auferstehung angenommen, sondern wir finden die Bezeugung dieses Glaubens auch in den apokryphischen Büchern des Alten Testaments (vgl. 2 Makk. 7, 9. 11. 14. 23. 29; Weish. 5, 16 ff.) und in dem der apokryphischen Litteratur nahestehenden Buche Daniel (12, 2).

Es wird jetzt aber erforderlich sein, daß wir einige besonders wichtige Aussagen des Alten Testaments erwägen, um zu erkennen, inwiefern wir urteilen dürfen, daß im Alten Testamente die Auferstehung der Toten noch nicht bezeugt sei und andererseits diese Hoffnung doch begründet sei.

Wenn im Buche Hiob (19, 25 ff.) das wirklich stände, was wir in unserer Lutherschen Übersetzung lesen, so würde hier das allerbestimmteste Zeugnis über die Auferstehung vorliegen. „Ich weiß," so lautet es in unserer deutschen Bibel, „daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken; und werde danach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehen. Denselben werde ich mir sehen und kein Fremder." Aber diese Worte finden sich in dem hebräischen Grundtexte nicht, sondern kommen aus der lateinischen Übersetzung des Kirchenvaters Hieronymus, und es ist uns völlig unbekannt, worauf er diese Übersetzung der Verse in Hiob gegründet habe. Durch die lateinischen Kirchenväter, wie den des Hebräischen unkundigen Augustin, sind die Worte des Hieronymus der katholischen Kirche empfohlen, und so sind sie auch zu uns, auch in unsere symbolischen Bücher (Form. conc. I, 10, p. 573, Hase) gekommen. Viele griechische Väter kennen sie nicht, und der Bischof Chrysostomus bezeugt ausdrücklich, daß Hiob von der Auferstehung nichts wisse. Wir müssen ferner auch sagen, daß jene Worte in ihrem derb sinnlichen Laute zu einer Vorstellung Anlaß geben können, welche der evangelischen Grundregel, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben können (1 Kor. 15, 30), widerstreiten würde.

Kirchliche Rundschau.

Die 38. Versammlung der lutherischen Generalsynode hat vom 9. bis 17. Juni in Mansfield, O., stattgefunden. Der Eröffnungsgottesdienst fand am Abend statt, wobei der abtretende Präsident, P. H. L. Baugher, die Festrede hielt. Die Gemeinde, welche die Generalsynode in ihrer Mitte aufnahm, ist eine der größten dieser Denomination. Ihre Kirche und Gottesdienstordnung machte aber auf den Berichterstatter des Luth. Kirchenfreund keineswegs den Eindruck des Luthertums. Er meinte: „Um kirchliche Ordnung scheinen sich die Leute wenig zu bekümmern. Sie stehen beim Gesang und sitzen beim Gebet. Responsorien kennen sie nicht. Ihr Altar ist ein einfacher Tisch. Beim Abendmahl gebrauchen sie ungegohrenen Wein und gewöhnliches Brot; das ganze Kirchenwerk ist modern, amerikanisch und schmucklos; die Bauart ihrer Kirche, mit bemalten Fenstern, steigendem Fußboden nach hinten hin, Sängerraum hinter der Kanzel und Klarinett zur Leitung des Gesanges, das alles ganz nach Geschmack der amerikanischen Kirchenwelt.“

Über die Heidenmission wurde berichtet, daß in den letzten zwei Jahren (dem Termin von einer Generalsynode zur andern) mit Einschluß eines Überschusses von $11,555 aus der vorjährigen Periode $85,121 eingegangen seien. Diesem Betrage stand aber eine Ausgabensumme von $96,220 gegenüber, so daß infolge davon die Missionsarbeit beschränkt werden mußte. Die Generalsynode hat in Asien (Indien) 8 ordinierte Pastoren, 6 „Subpastoren“, 17 Katechisten und 15,699 Getaufte. In Afrika (Liberia) sind 5 ordinierte Missionare und zwei Gemeinden mit 223 Gliedern. Die Innere Mission hat im ganzen $96,665 eingenommen, $1,434 mehr, als in den vorausgegangenen zwei Jahren. Die Ausgaben waren aber so hoch, daß sich immer noch ein Fehlbetrag von $13,500 ergab. Es sind 193 Missionsarbeiter unterstützt worden.

Die Frauenvereine hatten für Innere und Äußere Mission die Summe von $42,807 aufgebracht.

Die Kirchbaufondsbehörde konnte über eine Einnahme von $90,032 berichten. Es sind daraus 178 Gemeinden teils mit Darlehen, teils mit Schenkungen unterstützt worden. Das ganze für diesen Zweig der kirchlichen Thätigkeit angesammelte Kapital beträgt $350,476. Bei dem Jahresfest des Kirchbau-Vereins hielt Ex-Mayor Schieren von Brooklyn eine Ansprache.

Er wies darauf hin, welch glänzende Gelegenheiten sich gerade der lutherischen Kirche im größeren New York bieten dürften. Ein Drittel der Gesamtbevölkerung sei deutsch oder deutscher Abstammung und skandinavisch. Die Lutheraner hätten heute in New York 65 Gemeinden aufzuweisen und sie sollten sofort ein Dutzend weitere englische Missionen in bisher unbeachtet gebliebenen Distrikten der Weltstadt eröffnen.

Geradezu glänzend erscheint der Bericht über den Pastorenfonds (etwa dasselbe wie unsere synodale Invaliden- und Witwenkasse). Derselbe ist seit langen Jahren unter der Verwaltung von P. Alberts von Germantown. In den letzten zwei Jahren waren dafür $18,479 69 eingegangen, und nur $11,600.84 davon verbraucht für 65 Benifiziaten, darunter 35 Prediger-Witwen.

Verschiedene andere Denominationen hatten Delegaten gesandt. So das Generalkonzil, die Vereinigte norwegische Kirche, die Deutsch-reformierte Kirche und die Vereinigten Brüder.

Der Vertreter der letzteren, Dr. G. A. Funkhouser, von Dayton, Ohio, nahm in seiner Rede Bezug auf die Missionsthätigkeit seiner Kirche in China, Deutschland und anderwärts. Diese Bemerkung wurde von der Synode übel vermerkt; sie beschloß etwas später, keinen Delegaten mehr nach der General-Konferenz dieser Denomination zu entsenden.

Dagegen ist mit dem Generalkonzil und mit der Vereinigten Synode des Südens eine Art Verbindung geschlossen worden, wodurch vermieden werden soll, daß diese Denominationen gegen einander arbeiten. Außerdem wurde noch beschlossen, eine freie lutherische Konferenz in der nächsten Zeit abzuhalten, um womöglich die verschiedenen Vertreter des Luthertums — die aber eben auch zum Teil ein sehr verschiedenes Luthertum vertreten — einander näher zu bringen.

Die Erziehungsbehörde hat $21,631 eingenommen und $19,715 ausgegeben, womit sie das Midland College und Seminar, das Carthage College und das Hartwick Seminar unterstützt hat. Das deutsche Predigerseminar in Chicago scheint nichts erhalten zu haben. Über dasselbe wird vielmehr folgendes berichtet:

„Pastor Huber berichtete über das Werk der letzten zwei Jahre und über die ferneren Aussichten für diese Anstalt. Sie habe wieder neun junge Arbeiter in den Kirchendienst gewiesen, habe sich auch eines zunehmenden Erfolges zu erfreuen, und man habe Ursache, Gott zu danken für das Werk, welches sie mit so geringen Mitteln ausgerichtet hat. Trotzdem überzeuge man sich mehr und mehr, daß die gegenwärtige Einrichtung keine permanente sein könne, und daß es vielleicht schon an der Zeit sei, das deutsche Seminar mit einer unserer festgegründeten Anstalten zu vereinigen, welches auch schon jahrelang beabsichtigt gewesen. Wohl könne es noch weiter fortgeführt werden; sobald sich aber ein deutsches Departement einrichten lasse, sei es in Verbindung mit Hartwick, Carthage oder Midland, halte man es für rätlich, das selbständige deutsche Seminar aufzuheben und das vorhandene Eigentum &c. an eine solche Behörde zu überweisen.

Der Bericht wurde angenommen und über den Verkauf des Eigentums wurden später noch mehrfache Bestimmungen getroffen. Man hat dabei nicht an eine sofortige Übergabe gedacht, zumal man sich der damit verbundenen Schwierigkeiten auch wohl bewußt war. Es ist sehr fraglich, ob sich bald ein Käufer finden werde für das Anstalts-Eigentum, und es ist auch die mit demselben verbundenen Interessen Rücksicht zu nehmen. Die gegenwärtigen Studenten dürfen nicht zu Schaden kommen, auch wäre es unweislich, die treuen Freunde des deutschen Seminars durch störende Maßregeln der deutschen Sache zu entfremden. Eine Übergabe dieses Werkes ist vielmehr allmählich anzubahnen and eventuell bis zur nächsten Versammlung der Generalsynode zu effektuieren."

Demnach scheinen die Tage dieses Seminars gezählt zu sein; denn als ein bloßes Anhängsel einer englischen Anstalt wird es keine besondere Bedeutung haben und sich auch keine mehr erringen können.

Der Streit gegen die moderne Theologie scheint auf dem engen Boden der Brüdergemeine in Deutschland hitziger werden zu wollen, als sonst irgendwo, und es scheint nach manchen Anzeichen, als ob es einigen der Streiter weniger um Überwindung der wirklich oder angeblich modernen Theologie im Predigerseminar in Gnadenfeld, als um Beseitigung der Theologen an demselben zusammen mit dieser Anstalt zu thun sei. Dazu kommt noch, daß eine hervorragende lutherische Kirchenzeitung in der rücksichtslosesten Weise eingreift, um

auf einem fremden Gebiet das Feuer des kirchlichen und theologischen Haders nach Kräften zu schüren. Die Agitation wird um so eifriger betrieben, als dieses Jahr im September die deutsche Synode der Brüdergemeine zusammentritt, die allerdings in einer solchen Angelegenheit nicht das letzte Wort sprechen kann, deren Anträge aber doch in der allgemeinen Synode der Brüderkirche, zu der auch Vertreter der englischen und amerikanischen Gemeinden gehören, von schwerwiegender Bedeutung sind.

Schon im Jahre 1895 hatte man von Leipzig aus die Brüdergemeine alarmiert und gesagt: „Es steht zu befürchten, daß die Brüdergemeine abermals einer Sichtungszeit entgegengeht, wenn sie sich nicht beizeiten entschließt, die gesunde Lehre wieder auf den Leuchter zu setzen. Und nur gesunde Lehre bewirkt gesundes Leben. Das steht fest. — Möge die Brüdergemeine zur Ernüchterung gelangen, damit der große Segen, der von ihr schon ausgegangen ist, ihr erhalten bleibe."

Es wurde der Unitätsdirektion Unentschiedenheit insinuiert, weil sie sich natürlich nicht auf die Seite der Gegner der Gnadenfelder Theologen stellte. Schon damals wurde von den Vertretern der konfessionellen Anschauung ein Protest gegen die angeblich moderne Theologie in Gnadenfeld erhoben.

Im Mai dieses Jahres versammelten sich etwa 40 Personen, darunter sechs Theologen, um über die Stellung, welche sie auf der bevorstehenden Synode einnehmen wollten, zu verhandeln. Es wurde ausgesprochen, daß man jede Disputation auf wissenschaftlichem Boden als fruchtlos meiden wolle, dagegen gelte es, nicht ein Titelchen der heiligen Schrift preiszugeben. Außerdem beschloß man, in den Gemeinden Unterschriften zu einem Protest gegen die moderne Theologie zu sammeln.

Man erklärte in dieser Versammlung, daß man kein richtendes Urteil über die Anhänger der modernen Theologie fällen wolle, sondern man wolle sie als Brüder in Geduld tragen, aber man könne nicht zugeben, daß dieselben als Lehrer oder Prediger angestellt würden.

Dieser Agitation gegenüber haben nun die Lehrer am Predigerseminar der Brüdergemeine in Gnadenfeld eine Erklärung veröffentlicht, in der sie aussprechen, daß sie weder innerlich sich von dem Bekenntnis der Brüdergemeine gelöst hätten, noch das Bestreben hätten, eine Änderung desselben herbeizuführen. Sie berufen sich auf die Lehrordnung der Brüdergemeine, wie sie in ihren Synodalerlassen niedergelegt ist, und erklären, daß sie auf dem Boden derselben stünden. „Wir bekennen" — heißt es da — „unsern Geschwistern rückhaltslos, daß das, was wir von der Person des Heilandes auf Grund unseres Schriftverständnisses denken und lehren, an unserem Herzensbekenntnis zum ‚Hauptinhalt und Mittelpunkt der Lehre' § 7. 8 nicht das Geringste ändert; denn daß der Sohn Gottes durch die Gnade und Wundermacht des Vaters ins Fleisch gekommen, um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist, bekennen und lehren wir freudig, und nur in betreff der unser irdisches Erkennen übersteigenden Art und Weise, wie Gott solche Wunderthat zustande gebracht, befinden wir uns im Forschen und Suchen. Darum feiern wir jederzeit in Glaubensgemeinschaft mit unseren Brüdern und Schwestern die großen Feste der Christenheit. Wer anders sagt, weil er nach seinem Schriftverständnis solches bei uns für unmöglich hält, der glaubt abermals dem ehrlich gemeinten Wort des Bruders nicht."

Die A. Ev. L. Kztg. verdächtigt nun diese Erklärung und die Erklärer in folgender Weise: „Die Gemeinden werden von einem Netz von Täuschungen

umgeben, das der Laie kaum entwirren kann, da die alten Klänge sein Ohr treffen und doch der andere Geist überall herandringt. Unter dem alten, ehrlichen Rationalismus stand es besser; da sagten doch die Prediger gerade heraus, daß der alte Kirchenglaube irrig, daß Christus nicht wahrer Gott, daß sein Tod nicht das Lösegeld für unsere Sünden sei. Möchten doch die modernen Theologen in der Brüdergemeinde von diesen lernen und es den Laien auf den Kopf sagen, daß der ganze 1800 Jahre alte Glaube der Kirche an Jesum Christum, wie er von den Vätern aufgefaßt worden ist, mit der Schrift nicht stimme. Mögen sie offen gegen die Bluttheologie eines Zinzendorf Zeugnis ablegen. Dann werden die Gemeinden nicht mehr an der ‚Ehrlichkeit‘ ihrer Theologen zweifeln, sondern sich offen darüber mit ihnen besprechen, ob sie von solchen Lehrern noch ferner bedient sein wollen."

Außerdem veröffentlichte dasselbe Blatt einen etwas wunderlichen Antrag eines einzelnen, der aber weder Theologe ist noch mit den Theologen in Gnadenfeld in Verbindung steht, um zu beweisen, daß „es sich um Sein oder Nichtsein der Brüdergemeine überhaupt" handle.

Diesen Dingen gegenüber veröffentlichte nun die Unitätsdirektion, die sich augenscheinlich bestrebt hat, in dem ganzen Streit unparteiisch und gerecht zu handeln, folgende Erklärung:

„In No. 21 der „Allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung" findet sich unter der Überschrift: „Zur Gefährdung der Brüdergemeine durch die moderne Theologie" ein Artikel, der in seinem Schlußteile den Sachverhalt nach verschiedenen Seiten hin in einem der Wirklichkeit und Wahrheit nicht entsprechenden Licht erscheinen läßt. Es wird darin ein von Th. Seiler unterschriebener Synodalantrag und die Veröffentlichung desselben im Blatte „Herrnhut" als ein symptomatischer Beweis dafür hingestellt, in welch schreckenerregender Weise die moderne Theologie in die Brüdergemeine eingedrungen sei, so daß es sich jetzt bereits um Sein oder Nichtsein der Brüdergemeine überhaupt handele.

Daß der Antrag und seine Veröffentlichung im „Herrnhut" von so weittragender symptomatischer Bedeutung sei, müssen wir auf das entschiedenste bestreiten und weisen dafür auf folgende Thatsachen hin:

1. Jedes Mitglied der Brüdergemeine hat das Recht, Anträge an die Synode zu stellen und sie vorher der Direktion zu eventueller Bekanntgabe durch den Druck einzureichen. Bei allen „wichtigeren" Anträgen ist die Direktion zur Drucklegung verfassungsmäßig verpflichtet, durch welche daher ihre eigene Stellung zur Tendenz eines solchen Antrags in keiner Weise präjudiziert wird. Da nun der Seilersche Antrag, wie man auch sonst über ihn und seine Begründung denken mochte, sich doch auf einen Gegenstand bezog, dem man die „Wichtigkeit" nicht absprechen kann, so schien aus diesem formellen Grund eine Abweisung desselben nicht wohl zulässig, wozu dann noch einige weitere Rücksichten ähnlicher Art kamen. — Unter diesen Umständen glaubte aber auch das „Herrnhut", welches den Seilerschen Ausführungen, ehe sie die Gestalt eines Synodalantrags angenommen, schon einmal die Aufnahme versagt hatte, dieselbe nicht länger verweigern zu können.

2. Zur Steuer der Wahrheit muß aber auch hervorgehoben werden, daß der Seilersche Antrag nebst „Begründung", wenn man ihn in seinem vollen Zusammenhange liest, denn doch einen recht wesentlich anderen Eindruck macht, als in der verkürzten und mehr nur andeutungsweisen Wiedergabe, wie er sie in jenem Artikel der No. 21 gefunden, auch wenn man nicht mit einer brüderlich wohlwollenden, sondern nur eben unparteiischen Kritik an denselben herantritt. Daß der Antrag und namentlich seine „Begründung"

große Unklarheiten und verworrene Anschauungen, zum Teil auch solche Gedanken enthält, wie sie für die Brüdergemeine ganz undiskutierbar sind, ist ja ohne weiteres zuzugeben. Die Grundtendenz des Ganzen erscheint aber doch in einem anderen und milderen Licht, wenn man die in dem Referat der No. 21 weggefallenen Sätze sich ansieht u. s. w.

3. Th. Seiler ist nicht Theologe, sondern ein emeritierter Lehrer und Organist, der unseres Wissens mit den hier in Frage kommenden theologischen Kreisen in keinerlei näherer Verbindung und Fühlung steht. Daß in seinen Synodalanträgen, deren er schon eine ganze Reihe eingereicht hat, speziell in dem vorliegenden mit seiner „Begründung", irgendwie die Stimme unserer Theologen oder unserer Gemeine oder auch nur eines Teiles derselben zum Ausdruck komme, ist eine Annahme, welche jedem, der Personen und Verhältnisse kennt, gänzlich ausgeschlossen erscheinen muß.

Wenn in dem Artikel auf „verschwiegene Kreise der Brüdergemeine" hingewiesen ist, in welchen man solche Reden (wie Seiler sie führe) schon öfters gehört habe, so können wir dieser dunkeln Andeutung gegenüber nur versichern, daß wir von solchen „verschwiegenen Kreisen" nichts wissen, und daß uns derartige Reden noch nie zu Ohren gekommen sind.

Dagegen wissen wir uns mit unserer ganzen Gemeine in vollster Übereinstimmung, wenn wir jeden Gedanken, als ob wir je unserem Heilande Jesu Christo die göttliche Ehre aberkennen und uns damit von dem Grund, auf welchem unsere Gemeine ruht, lossagen könnten, mit rückhaltsloser Entschiedenheit von uns weisen."

Auch diese Erklärung der Unitäts-Direktion ist von der A. Ev. L. Kztg. zum Teil mit Hohn, zum Teil mit der Insinuation der Unwahrhaftigkeit beantwortet worden.

Die Einwohner von Gnadenfeld, sowie die dortigen Prediger der Brüder-Gemeine veröffentlichten ihrerseits ein Vertrauensvotum für die Lehrer am dortigen Predigerseminar.

Man sollte nun nach dem Umfang und der Rücksichtslosigkeit, mit der die Agitation betrieben wurde, denken, daß die ganze Fakultät des Gnadenfelder Predigerseminars sich in einer Weise verhalten hätte, daß gar kein Zweifel mehr darüber vorhanden wäre, daß sie sowohl im Widerspruch mit der Schrift wie mit der Lehrordnung der Brüderkirche stünden. Daß selbst die A. E. L. Kztg. das nicht behaupten kann, geht schon aus ihrem Lob der „Ehrlichkeit" der alten Rationalisten hervor.

Auch die entschiedensten Gegner der Gnadenfelder Theologen fordern in ihren Synodalanträgen nicht ohne weiteres die Entlassung derselben aus ihrem Amte, sondern verlangen, „daß die Synode der neuzuwählenden Direktion es ernstlich zur Pflicht mache, die Ausführungen von § 11, 3 des Erlasses der allgemeinen Synode von 1889, auch in Bezug auf die Überwachung des Lehramtes in Gnadenfeld, sich angelegen sein zu lassen."

Auch Dr. Plitt, der frühere Direktor des Seminars, unter dem einige der jetzigen Lehrer schon gewirkt haben, stellt in einem Synodalantrag vier Fragen auf, über welche die bevorstehende Synode Klarheit schaffen solle, dadurch, daß sie die Direktion des Seminars auffordere, den Inhalt ihrer Lehre nach jenen vier Fragen darzulegen.

Es ist nun aber doch eigentümlich, daß man Leute, die das ganze Jahr lang nichts anderes thun, als den Inhalt ihrer Lehre öffentlich darlegen, auffordert, ihre Lehre darzulegen. Man sollte doch denken, daß man sich aus dem Ganzen dessen, was sie darlegen, ein richtigeres Urteil über ihre theolo-

logische Stellung ableiten ließe, als aus der Beantwortung einer beschränkten Anzahl von Fragen.

Den besonnensten Weg scheint Bischof Müller in Herrnhut einzuschlagen. Er empfiehlt eine Prüfung der in Gnadenfeld gelehrten Theologie durch die Synode. Sollten sich die Befürchtungen in Bezug auf dieselbe als unbegründet erweisen, so seien die Gemeinden davon in Kenntnis zu setzen und die Streitenden zum Frieden zu ermahnen. Im entgegengesetzten Fall sei dann freilich zu überlegen, „ob nicht die ganze theologische Schule in Gnadenfeld aufzuheben und auf eine andere Ausbildung der für das geistliche Amt bestimmten Brüder Bedacht zu nehmen sei. Denn nach Abberufung der gegenwärtig am Seminar Lehrenden seien unter den übrigen Brüdern kaum solche Theologen zu finden, die wesentlich anders lehren."

Betrachtet man den letzten Satz im Lichte der wirklichen Sachlage, so kommt man doch unwillkürlich auf den Gedanken, daß entweder die Sache der Brüdergemeine so schlimm steht, daß die gegenwärtigen Gnadenfelder Theologen nichts mehr daran verderben können, oder — was am Ende näher liegt — daß die Sache lange nicht so schlimm ist, als sie gemacht wird.

Den früheren Direktionen hat niemand „moderne Theologie" vorgeworfen. Die gegenwärtige Direktion hat die Leitung des Seminars erst seit 1894 in Händen. Es ist unter ihr schwerlich mehr als der zehnte Teil der gegenwärtig lebenden Theologen ausgebildet worden. Wenn nun aber unter den übrigen neun Zehnteln keine Theologen gefunden werden können, die wesentlich anders lehren, dann muß entweder seit etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren die Theologie der Brüdergemeine „moderne Theologie" gewesen sein, oder die gegenwärtige als „modern" bezeichnete Theologie ist von der früheren, die natürlich nicht „modern" war, nicht wesentlich verschieden.

Am meisten würden wohl die „lutherischen Freunde" der Brüdergemeine mit Aufhebung des Gnadenfelder Seminars befriedigt sein. Denn sie würden für diesen Fall erwarten, daß die Prediger der Brüdergemeine sich bei ihnen ihre theologische Bildung holen würden. Dabei wird freilich vergessen zu sagen, daß die gegenwärtige lutherische Theologie auch modernisiert ist, in Leipzig so gut wie anderswo, trotzdem die Lehrvorschriften der Lutheraner viel strikter sind, als die der Brüdergemeine.

Am 16. Juni d. J. wurde in Stuttgart die jährliche Konferenz der bischöflichen Methodistenkirche Süddeutschlands eröffnet unter dem Vorsitz des Bischofs Dr. Goodsell. Die Sitzungen sollen etwa fünf Tage dauern. Für den Sonntag, an welchem großer Zuzug aus Methodistenkreisen erwartet wird, ist der Festsaal der Liederhalle als Versammlungslokal gewählt. Etwa 80 Prediger nehmen an der ganzen Konferenz teil. Derselben kommt aber diesmal eine besondere Bedeutung zu. Die Verschmelzung der Wesleyaner mit den bischöflichen Methodisten, welche seit Jahren angebahnt ist, gelangt zur Ausführung. Der Gedanke dazu stammt aus den Kreisen der Wesleyaner in Deutschland. Sämtliche bisherigen Prediger und Gemeindeglieder der Wesleyaner in Deutschland und Österreich mitsamt dem vorhandenen Kircheneigentum traten nunmehr zur bischöflichen Methodistenkirche über. Der jetzige Methodismus in Deutschland, welcher aus der Thätigkeit Dr. Jacobys hervorgegangen ist, zerfällt nun in eine norddeutsche, süddeutsche und schweizerische Konferenz und besitzt eine Schar von ca. 190 Predigern mit 23,000 Gemeindegliedern und einem Kircheneigentum von ca. 5½ Millionen Mark, das aus 172 Objekten besteht, darunter zwei Buchanstalten (Bremen und Zürich) und einem Predigerseminar in Frankfurt a. M. Auf einen Prediger kommen also

durchschnittlich 121 Gemeindeglieder. Legt man diesen Maßstab an die Verhältnisse der evangelischen Kirchengemeinde Stuttgarts an, so müßten daselbst 500 Geistliche angestellt sein.

Die verschiedenen Anschauungen und Richtungen, welche der französische Protestantismus in sich birgt, zeigten sich — wenn auch nicht sämtlich — bei der allgemeinen protestantischen Pastoralkonferenz, welche am 4. und 5. Mai in Paris stattfand. Am ersten Tage hielt der reformierte Pastor Lacheret einen Vortrag über: „Das Wesen der Offenbarung." Er betonte zunächst, daß man darüber nur auf geschichtlich-psychologischem Wege Klarheit gewinnen könne, nicht durch Spekulation und nicht durch sogenannten reinen Biblizismus. Er wies dann die Gleichsetzung von Schrift und Offenbarung zurück und verwarf jede Ansicht, die ein intellektualistisches System für Offenbarung ausgebe. Sodann beschäftigte er sich eingehend mit dem neuesten Buche Sabatiers, des Professors an der Pariser Fakultät: „Skizze einer Religionsphilosophie nach Geschichte und Psychologie." Etwa die Hälfte seines Vortrages war der Auseinandersetzung mit Sabatiers Anschauungen gewidmet. Das erscheint Deutschen vielleicht befremdlich; aber bei dem geradezu unerhörten Eindruck, den dieses Werk in Frankreich, und zwar weit über die Grenzen des Protestantismus hinaus gemacht hat, war dies sehr erklärlich. Lacheret tadelte lebhaft, daß Sabatier nur eine rein subjektive Offenbarung kenne. Für ihn sei die Offenbarung nichts weiter als das Gefühl der Gegenwart Gottes, wie es sich in fortschreitender Stärke in der Menschheit entwickelt habe. Er setze Offenbarung und Inspiration gleich. Dem gegenüber bekannte sich Lacheret zur Theorie Richard Rothes und betonte namentlich, daß die Offenbarung eine objektive und subjektive Seite habe. In vollkommner Harmonie sei beides vorhanden in Christus, dem Sündlosen, der vollkommnen Gottesoffenbarung, zu dem er spreche „Mein Herr und mein Gott," den er anrufe und anbete. Er sei ein wirkliches Wunder, und in religiös-sittlicher Hinsicht sei seine Lehre unbedingt verbindlich. Als Beweis führt der Redner zwar auch an, daß der Christus der Geschichte der Christus der Propheten sei, betont aber andrerseits stark, daß der einzig verbindliche Beweis nur aus der innern Erfahrung entnommen werde könne. — An der Diskussion beteiligten sich die Vertreter der eigentlichen Orthodoxie so gut wie gar nicht. Sie bestand wesentlich in einem Kampfe zwischen Lacheret und Hollard, dem bekanntesten Pastor der reformierten Freikirche, einerseits und Sabatier andrerseits. Alle drei sprachen mit vornehmer Ruhe und gründlicher Sachkenntnis. Sabatier lehnte die Ehre ab, etwas ganz Neues erfunden zu haben. Allerdings kenne er keine übernatürliche Offenbarung, sondern nur eine Manifestation Gottes im Menschen, die providentiell bedingt sei und stetig fortschreite. Er bekenne daher, Evolutionist zu sein, aber er sei religiöser Evolutionist; an Stelle der Naturgesetze setze er den immer wirkenden Gott. Seine Gegner kamen dagegen immer wieder darauf zurück, daß die vollendete Heiligkeit, die sündlose Vollkommenheit Christi, die auch Sabatier nicht leugnete, nur aus einer übernatürlichen, außerordentlichen Offenbarung Gottes erklärt werden könne, und daß man von „dem Gott in uns" auf „den Gott außer uns" schließen könne und müsse.

Am andern Tage hielt der Pfarrer H. Appia, der Sohn des bekannten lutherischen Pariser Pastors, einen Vortrag über: „Religiöse Erweckungen." Er betonte, daß diese immer ein Werk Gottes seien, wie der Pietismus und die große Erweckung dieses Jahrhunderts beweise. Dennoch aber gehöre auch menschliche Mitwirkung dazu. Und es sei jetzt die rechte Zeit, daß die fran-

zösischen Pastoren diese Sache in die Hand nähmen, obwohl Erweckungen bisher hauptsächlich unter der angelsächsischen Rasse vorgekommen seien. Nachdem sorgfältig durch angestrengte pastorale Arbeit und brünstige Fürbitte der Boden bereitet worden sei, müßten besondere Versammlungen gehalten werden, und zwar erst zur Aufrüttlung (réunions d'appel), dann andere, um die Entscheidung herbeizuführen (réunions de décision). An der Debatte beteiligten sich eine ganze Anzahl Redner. Prinzipiell aber wurde die Frage eigentlich nur von dem Philosophen Allier behandelt. Dieser führte aus: „Die Erweckungen sind allerdings besonders der germanischen Rasse eigentümlich, aber das ist in ihrer Religionsgeschichte begründet. Sie sind immer weniger als die romanischen Völker dem verderblichen römisch-katholischen Einfluß ausgesetzt gewesen. Daher hat hauptsächlich unter ihnen die größte Erweckung der Weltgeschichte, die im Reformationszeitalter, stattgefunden, und infolge des Protestantismus haben sie dann vor der romanischen Rasse den Vorzug der weitern religiösen Erweckungen gehabt. Da aber leider Frankreich allenthalben noch unter katholischem Einfluß steht, und daher auch die sittliche Laxheit erschreckend groß ist, kann man auf eine allgemeine Erweckung unter den französischen Protestanten unglücklicherweise nicht rechnen, so sehr sie auch zu wünschen wäre, und so sehr auch eine pastorale Arbeit, die dieses Ziel ins Auge faßt, zu billigen ist, vorausgesetzt, daß sie nach richtigen psychologischen Grundsätzen vorgenommen wird." Der praktische Erfolg der Besprechung dürfte darin bestehen, daß in manchen Orten — aber schwerlich überall, wie es der Redner wünschte — mehr als bisher gelegentlich oder regelmäßig Erweckungs- und Gebetsversammlungen stattfinden werden. Diese wurden von verschiedenen Seiten besonders warm empfohlen; von andern freilich wegen des geringen geistigen Lebens in den meisten Gemeinden ebenso heftig bekämpt.

Seitdem Italien für das Evangelium zugänglich geworden ist, können alle die Bemühungen, dasselbe in diesem Gebiet wieder dauernd einzuführen, auf Interesse in der ganzen protestantischen Christenheit rechnen. Was die Waldenser-Kirche betrifft, so ist sie sicher von nicht geringer Bedeutung für die religiöse Entwicklung Italiens. Sie ist gut organisiert und arbeitet mit klarem Bewußtsein an der Lösung ihrer Aufgabe.

Im Jahre 1848 gab es 15 Waldenser-Gemeinden mit 16 Predigern. Jetzt predigen 93 ihrer Geistlichen in Italien und im Auslande, und ihre Gemeinden breiten sich bis nach Sizilien und den Inseln Korsika und Sardinien aus. Von den 14 im Auslande arbeitenden Pastoren sind unter den Italienern in Amerika mehrere Boten des Evangeliums thätig, andere als Missionare in Afrika. Unter der geistlichen Administration, „die Tafel" genannt, stehen in Italien selbst 14,528 Mitglieder der Mutterkirche und 42 Pastoren, die als Prediger oder in den Kollegien oder bei sonstigen evangelischen Werken angestellt sind. Das eigentliche Evangelisationswerk, welches die ganze italienische Halbinsel umfaßt, wird von einer Gesellschaft unter dem Vorsitz von Präsident Matteo Prochet geleitet. Dazu gehören 138 Pastoren, Evangelisten, Lehrer, Bibelleser und Kolporteure. Die Mitgliederzahl beträgt 54,190, mit gelegentlichen Zuhörern steigt sie bis zu 60,000, in Tages- und Sonntagschulen werden 6,674 Kinder unterrichtet. Es muß beachtet werden, daß dieses Werk unter römischen Katholiken geschieht und zu den gewonnenen Mitgliedern nur sehr wenige Waldenser und fremde Protestanten gehören.

Außerdem entfalten amerikanische und englische Denominationen, durch reiche Mittel unterstützt, eine eifrige Propaganda. Wie weit der wirkliche

Erfolg reicht, läßt sich schwer erkennen. Es scheint, daß diese evangelischen Bildungen über ihren ausländischen Charakter nicht hinauskommen und daher dem italienischen Volk in der Hauptsache fremd bleiben. Ganz anders verhält es sich mit der „Evangelischen Kirche Italiens" (Chiesa evangelica italiana), die wie die Waldenser-Kirche eine eigentlich italienische Kirche sein will. Ihre Entstehung fällt mit den endlich erfolgreichen Einheitsbestrebungen in Italien zusammen. Im Jahre 1870 organisierte sie sich in Mailand unter dem 1889 geänderten Namen Chiesa libera italiana. Ihr Hauptorganisator war der frühere Padre Alessandro Gavazzi, eine glühende Persönlichkeit von hinreißender Beredtsamkeit. Die Entwicklung war eine schwankende; bald ging es vorwärts, bald rückwärts. Seitdem man zu festeren Ordnungen und zu einem festen Bekenntnis gelangt ist, bessern sich die Verhältnisse sichtlich. Im Jahre 1895 ist zum erstenmal der Jahresbericht — der fünfundzwanzigste — auch in deutscher Sprache erschienen. Wir entnehmen ihm folgende Mitteilungen. Die Zahl der ordnungsmäßig konstituierten Gemeinden beläuft sich auf 29; dazu werden 132 Ortschaften regelmäßig von Pastoren und Evangelisten besucht. Als Gesamtzahl wird angegeben 1962. An geistlichen Kräften ist Mangel. Die Gemeinschaft verfügt nur über 18 ordinierte Geistliche und Evangelisten. Nachdem die in Rom bestehende theologische Schule 1895 eingegangen ist, wurde in Florenz ein „Kursus vorbereitender Studien für das heilige Amt" eingerichtet, wo neben zwei Italienern der deutsche Pfarrer (z. B. Sup. a. D. Fischer) unterrichten. „Was uns auf diesem Punkte fehlt," heißt es in dem Berichte, „ist ein theologisches Konvikt, damit wir unsere Studenten, welche direkt und zum Teil schon in höherem Alter aus dem Katholizismus zu uns kommen, völlig unter den Einfluß evangelischer Gedanken und evangelischen Lebens bringen können. Wir bitten unsere Freunde herzlich, gerade auf diesem Punkte unserer zu gedenken, denn die Arbeiterfrage (Matth. 9,37 f.) ist und bleibt auch für uns die entscheidende." Unterhalten werden sechs Tagesschulen mit 29 Lehrern und 922 Schülern, acht Abendschulen mit 18 Lehrern und 397 Schülern, 27 Sonntagschulen mit 92 Lehrern und 1349 Schülern. Über die Bibelverbreitung wird mitgeteilt, daß innerhalb der Gemeinden verkauft und verschenkt sind 1134 Bibeln und 1613 Neue Testamente. Zu dem bei uns als Innere Mission bezeichneten Vereinswirken sind erfreuliche Anfänge gemacht. In ihren einundzwanzigsten Jahrgang ist die populäre Wochenschrift "Piccolo Messagere" eingetreten; seit 1896 hat Professor Rodio eine theologische Zeitschrift unter dem Titel "La cultura religiosa" hinzugefügt.

Genauere Angaben über die äußeren und inneren Verhältnisse der „Evangelischen Kirche Italiens" enthält der italienische Jahresbericht auf 113 Seiten. Dort findet sich auf Seite 15 ein Bericht über eine Audienz zweier Vorstandsmitglieder bei König Umberto, die ein neues Zeugnis der wohlwollenden Gesinnung des Herrschers gegen die Evangelischen ist, der am Schlusse die Versicherung seiner „festen Sympathie und Freundschaft" (costante simpatia ed amicizia) aussprach. Ein kürzerer Bericht in italienischer Sprache wird in der Beziehung manchem willkommen sein, weil er zahlreiche Abbildungen des Inneren und des Äußeren der gottesdienstlichen Stätten und Schulen bringt.

Ein abschließendes, sicheres Urteil über die „Evangelische Kirche Italiens" läßt sich noch nicht aussprechen. Eine gefährliche Krise im Jahre 1895 belehrt, wie sehr die Dinge noch im Werden sind. Immerhin hat sie Anspruch auf wohlwollende Beachtnng und Hilfe. Die Namen zweier Deutschen unter den Ehrenmitgliedern, des früheren Botschaftspredigers und jetzigen Superin-

tendenten Lic. Rönnecke in Gommern und des Superintendenten a. D. Pfarrers Fischer in Florenz, bieten gewiß eine Gewähr, aber erst der volle Beweis des Geistes und der Kraft wird den Ausschlag geben können. Das Verhältnis zu der Waldenser-Kirche ist leider kein gutes, und Vorwürfe gehen hinüber und herüber. Wir können nur wünschen, daß aus diesem Gegensatze ein neidloser Wetteifer zur Förderung echt evangelischen Christentums im Lande des Papsttums werde.

Daß der Katholizismus unter Umständen als Kulturmacht und als Fortschritt angepriesen wird, kommt oft genug vor, namentlich von jesuitischer Seite. Neu ist dagegen die Art, wie Dr. Schell, Prof. der Apologetik an der Universität Würzburg, es thut, der den „Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" bezeichnet und die unleugbare Thatsache, daß er es nicht ist, oder wenigstens sich in der Gegenwart nicht als dieses beweist, dadurch erklärt, daß er sich zu sehr unter dem Einfluß des Jesuitismus befinde. Die unter dem oben angeführten Titel veröffentlichte Schrift erregte nicht wenig Aufsehen und wird von der Zentrumspresse ziemlich angegriffen. Was an der Schrift besonders wohlthuend hervortritt, ist die nationale Gesinnung und der Antiromanismus oder Antijesuitismus. Den Ausgangspunkt bildet die unbestrittene „wissenschaftliche Inferiorität" des Katholizismus im Vergleich mit dem Protestantismus. Einen Grund hiervon sieht er darin, daß auf katholischer Seite die religiöse Inanspruchnahme der eigenen Vernunft und Persönlichkeit behufs Vermittelung der übernatürlichen Lehren und Lebensziele mit der natürlichen Ordnung allzusehr zurückgedrängt und auf einfach bereitwillige Hinnahme und gehorsame Ausführung herabgesetzt wird — eine Frucht des Jesuiten-Ordens. Einen anderen Grund findet er darin, daß in den katholischen Kreisen der Gegensatz zwischen Weltlichen und Göttlichen viel mehr betont wird, als die Fähigkeit und Bestimmung des Weltlichen wie alles Geschöpflichen, zu einem Träger und Vermittler des Göttlichen zu werden. Aus diesem doppelten Grunde ergibt sich ihm die Forderung der freien Forschung, die sich aber ihrer Verantwortlichkeit der Kirche gegenüber bewußt bleibt. „Das Ideal, das die theologische Forschung leitet, ist die Überzeugung, daß die Gleichung zwischen richtig-erfaßter Offenbarung und richtig gedeuteter Wirklichkeit herzustellen sei. Wir glauben der Kirche nicht in dem Sinne, daß es uns deshalb gleichgültig wäre oder werden dürfte, wie sich die Thatsachen, Urkunden und Quellen verhalten. Die kirchliche Lehrgewalt will und kann keine fatalistische Sorglosigkeit bei den Gläubigen erzeugen; denn sie ist kein Elastikum, das unbeirrt durch frühere Entscheidungen sich mit allen möglichen Eventualitäten, auch wiedersprechenden, abzufinden weiß. Man erweist dem kirchlichen Lehramt keine Ehre, wenn man es von den objektiven Wahrheitsquellen unabhängig stellt. Der Katholizismus bedeutet den Friedensbund von Vernunft und Glauben, von Forschung und Offenbarung." In dem Abschnitt „Konservatismus und Fortschritt" wird der Gegensatz zwischen beiden aufzuheben gesucht durch folgende Definitionen: In einem höheren Sinn bedeutet konservativ diejenige Denk- und Willensrichtung, welche bei allem Forschen und Streben, Fragen und Prüfen eine aufbauende Absicht hat. Der wahre Freisinn und Fortschritt liegt nicht so sehr im Fragestellen und Bezweifeln, Auflösen und Abtragen des Bestehenden selber, sondern vielmehr im Aufbau der vollkommeneren Erkenntnis und Rechtsordnung. Von besonderer Bedeutung ist das Kapitel „Das Ideal des Katholizismus". Ausgehend von dem Schwindel des Leo Taxil, auf den auch so viele deutsche katholische Priester hereingefallen sind, beklagt der Verfasser den gewaltigen Einfluß des romanischen

Geistes auf die religiöse Vorstellungswelt der Katholiken und des katholischen Klerus. „Man war seit einigen Jahrzehnten gelehrt worden, den derbsten romanischen Aberglauben für kirchlich-katholisch zu halten, und zwar um so mehr, je derb sinnlicher und je chronologisch anschaulicher alles dargeboten wird. Dem Katholizismus kann der engherzige Romanismus nicht minder zur Gefahr werden, wie der beschränkte Germanismus, vielleicht noch viel mehr, weil das Zentrum der Hierarchie innerhalb seiner Grenzen weilt und ihm dadurch den Schein eines besonderen Vorrechtes leihen könnte, aber auch deshalb, weil der Romanismus nicht in der Vertiefung der Religion seine Eigenart entfaltet. Jeder Nationalgeist lobpreise den Herrn — in seiner Art und mit seiner eigentümlichen Anlage, die ihm in der großen Gemeinschaft der einen Kirche seine besondere Bedeutung und Aufgabe gibt: Das ist katholisch." — Im letzten Abschnitt bespricht er unter anderem die geistige Inferiorität des Weltpriesters gegenüber dem Ordenspriester. Für den ersteren fordert er Universitätsbildung anstatt der einseitigen Seminarbildung. Scharf wendet er sich gegen die exklusive Intoleranz der jesuitischen Theologie. „Wer die Intoleranz bekämpft, wenn sie gegen ihn gerichtet ist, soll sie selber auch nicht üben! Wir wünschen die Aufhebung des Jesuitengesetzes; aber damit ist das Heilmittel für die Inferiorität der Katholiken im Deutschen Reich noch nicht gewonnen, wie manche glauben: denn trotz aller freien Wirksamkeit des Jesuitenordens in den übrigen Ländern ist dort die Inferiorität der katholischen Wissenschaft und die Not der sozialen Verhältnisse noch viel größer".

Über die Jesuiten selbst und ihr Treiben, sowie ihr zweideutiges Verhalten dem Vaughanschwindel gegenüber und die Frechheit, mit der sie sich als die Enthüller dieser Sache aufspielen, spricht sich Schell folgendermaßen aus: „Als akademischer Lehrer warnt man im Kolleg wie in den Büchern, aber man ist daran gewöhnt, deshalb seitens der Seminarien wie mancher Schulrezensenten mit sehr ungnädigen Gesinnungsnoten bedacht zu werden. Das ist, wie ich ja ausdrücklich in Aussicht gestellt habe, auch jetzt wieder eingetroffen, obgleich der peinliche Anlaß doch etwas zur Zurückhaltung hätte mahnen können; es wird auch nach der vollen Selbstentlarvung Leo Taxils am 19. April wieder der Fall sein, und zwar aus dem Grunde, weil diese Kreise in der ganzen philosophisch-theologischen Weltanschauung und Auffassungsweise des Christentums verharren wollen, welche solche Betrügereien erst möglich macht, weil man eben den inneren Zusammenhang zwischen dem Aberglauben und der ganzen eigenen Denkweise nicht einsieht! Man fühlt den Zusammenhang und empfindet daher den ernsten Angriff gegen die Wurzeln und Voraussetzungen der ganzen mythologischen Geistesverirrung als feindseligen Stich; aber man will ihn nicht zugeben, weil man sonst seine ganze theologische Geistesart und Schulrichtung gründlich umgestalten müßte. So erklärt sich das sonderbare und vielfach recht widerspruchsvolle Verhalten der führenden Zentrumsblätter. Statt einer gründlichen Selbstbesinnung weist man jetzt auf den Aberglauben in außerkirchlichen Kreisen hin, als ob diese dafür auch religiöse Autorität in Anspruch nähmen! Man fühlt sich mit so naiver Anmaßung als der ganze und alleinkirchliche Katholizismus, ja als die gläubige Gesellschaft, daß man nun öffentlich diejenigen als die Retter des katholischen Deutschlands und der gläubigen Christenheit preist, welche den Leo Taxilschen Schwindel seit 1886 dem Publikum dargeboten haben! Allein man vergesse es ja nicht, daß nur jene Katholiken dem widersinnigen Aberglauben anheimgefallen sind, die zum geistigen Heerbanne des Jesuitenordens und seiner theologischen Schule gehören! Was von unserer Seite zur War-

nung und Aufklärung gesagt wird, trägt uns ja gewöhnlich nur Zweifel an der kirchlichen Korrektheit ein: erst wenn ein Jesuit oder Germaniker (d. h. einer, der in dem jesuitischen Collegium germanicum in Rom studiert hat. D. R.) es auch sagt, dann gilt ein Gedanke etwas! . . . Die Grenzen der Gerechtigkeit soll ich auch, wie angedeutet wird, in Bezug auf den Jesuitenorden überschritten haben, denn nicht alle Jesuiten hätten den Vaughanschwindel mitgemacht! Ja, gerade Jesuiten seien unter den eifrigsten Vorkämpfern gegen den Vaughanschwindel gewesen, nämlich P. Gruber und P. Portalié. Allein es handelt sich nicht so sehr um die Vaughan-Enthüllungen, dieses non plus ultra von Absurdität, das schließlich auch den Naivsten hätte stutzig machen können, sondern um die ganze von Leo Taxil geleitete und genährte Aktion gegen die Freimaurerei und das dazu benutzte mythologische Schreckbild des Satanismus! Wer hat nun Leo Taxils Enthüllungen dem deutschen Publikum dargeboten und übersetzt? — P. Gruber Soc. J. (Hildebrand Gerber) seit 1886. — Wer hat diese Enthüllungen als glaubhaft empfohlen? Dies geschah durch die Civiltà cattolica, das Hauptorgan des Jesuitenordens, in einer langen Reihe von Aufsätzen. Wer hat die Taxilschen Schreckbilder (Dreipunktebrüder, Der Teufel im 19. Jahrhundert u. dgl.) für die eucharistische Bewegung und in sonstiger Form populär gemacht und unter dem Volke verbreitet? Wer und wessen Theologie hat es überhaupt möglich gemacht, daß ein großer Teil des Klerus und Volkes solchem Aberglauben und mythologischen Unsinn als ernstlichen Gegenstand der Erwägung in Frage zieht? — Und angesichts dessen, was in dieser mehrfachen Hinsicht durch einzelne Jesuiten, durch die Civiltà cattolica, durch die Schule und den Geist des Jesuitismus, durch deren wohldressierte Jüngerschaft im Weltklerus zur Ermöglichung und Verbreitung des ganzen Taxilschen Lügensystems verschuldet worden ist, wagt man es jetzt, selbstgefällig damit zu prunken, daß ein Jesuit der erste gewesen sei, der den Vaughanschwindel enthüllt habe! — Wer soll denn die Entdeckung machen, daß man mit seinem ganzen Heertroß in den Morast geraten sei, als der, der die gläubige Herde hineingeführt hat? Und nachher beansprucht man noch besonderen Ruhm nnd Dank dafür, daß man endlich doch stutzig geworden sei, ob man aus lauter Eifer gegen die Loge nicht bloß in einen abscheulichen Sumpf, sondern auch in einen schmachvollen Hinterhalt geraten! Wenn man dazu den Mut hat, dann ist die Inferiorität der Katholiken nicht bloß als thatsächlich durch einen neuen Beleg erwiesen, sondern auch ein Bedürfnis für solche Führer und Vormünder des deutschen Klerus und Volkes! Wahrlich: solchem unchristlichen Aberglauben und Widersinn gegenüber einer Enthüllung und Entlarvung überhaupt zu bedürfen — ist kein Ruhm!"

Auch sonst treten Anzeichen dafür auf, daß man den Druck des Jesuitismus als unerträglich empfindet, obgleich es zunächst nur einzelne Persönlichkeiten sind, die Derartiges kundgeben. So hat der römisch katholische Gymnasialprofessor Bunkofer in Wertheim folgende Erklärung veröffentlicht: „Der hiesigen katholischen Gemeinde glaube ich die Mitteilung schuldig zu sein, daß ich die seit Jahren festgehaltene Gewohnheit, am fünften Sonntag nach Ostern den Hauptgottesdienst zu übernehmen, fallen lasse, nicht aus Bequemlichkeit, sondern ungern, jedoch gezwungen durch Rücksichten der Ehre, die es verbietet, mich durch ein aufgenötigtes Predigtthema (er sollte, wie die ‚M. N. C.' mitteilen, über das Meßopfer predigen) auf die Probe stellen zu lassen. Es ist ein Wahrzeichen unserer Zustände, daß die Hervorhebung der Grundideen des Christentums auf einer katholischen Kanzel die Verschließung derselben zur

Folge hatte. Lieber soll das geplagte katholische Volk unter fortgesetzter dogmatischer Massage Ach und Weh schreien und Steine und Skorpione hinabwürgen. Doch die Zeiten ändern sich. Dem armen, allerdings nicht ohne eigene Schuld mundtot gewordenen katholischen Volk wird die Zukunft, wenn es nur will, dasjenige bringen, was die siegesstolze Gegenwart ihm barsch verweigert. Dann wird dieses Volk wieder seiner Würde froh geworden, aus tiefstem Bedürfnis und mit hoher Freude, — nicht um ‚Todsünden' zu vermeiden!! — im Hause Gottes erscheinen und wird aus deutschem Herzen in deutscher Sprache zu seinem Gott beten und singen. Dieses brave katholische Volk wird sich befreit haben von dem Terrorismus einer Klique, die ihre Existenz kirchenpolitischen Zuständen verdankend, die Kontrole der Kirchlichkeit an sich gerissen. Allerdings muß zuerst jener Geist überwunden sein, der vor beinahe zwei Jahren in den hochoffiziösen päpstlichen Analecta Ecclesiastica bei Besprechung eines Vorganges der spanischen Inquisition zum Ausdruck kam mit den Worten: ‚O seid gesegnet, ihr flammenden Scheiterhaufen!' rc. ‚O wie herrlich und ehrwürdig ist das Andenken eines Thomas Torquemada!' — ‚Der heilige Geist freut sich noch heute über seine Unthaten!' — ‚An den Früchten erkennt man den Baum.' Matth. 12, 33."

Derartige vereinzelte Stimmen sind allerdings gegenüber der großen Masse Roms nur wie Sandkörner gegenüber einer Mauer, aber wenn diese erst einmal sich von ihr ablösen, so liefern sie ein Anzeichen dafür, daß der innere Zusammenhang keineswegs mehr ein ungebrochener und daß die anscheinende Festigkeit doch etwas fraglicher Art ist.

Eine Weissagung, deren Bestätigung man noch abzuwarten Gelegenheit hat, ist von einem Professor J. B. Dimbleby in London ausgegangen. Er behauptet nämlich:

„1. Das türkische Reich wird im September 1897 zerstört werden.

2. Die Zeit der Heiden wird im Frühjahr 1898 zu Ende gehen.

3. Die Juden werden wieder zurückkehren in ihr uraltes Vaterland um dieselbe Zeit.

4. Am Ostertage wird Christus wieder erscheinen auf Erden, und wird dann auch die allgemeine Auferstehung und das Weltgericht stattfinden.

5. Die Vollendung der Erdendinge wird sich bis zum Jahre 1928 hinziehen, und wird dann das tausendjährige Reich Christi beginnen."

Wir wollen gar nicht einmal darauf hinweisen, daß Christus selbst sagt: Den Tag und die Stunde weiß niemand, auch der Sohn nicht, denn solche Propheten wissen immer mehr als Christus selbst, sondern nur darauf, daß derartige Berechnungen und Behauptungen immer aus einer Verkennung des Wesens des Reiches Gottes hervorgehen, die das Kommen des Reiches Gottes nach Art eines Zeitereignisses faßt und darum sich immer mit der Pharisäerfrage quält: Wann kommt das Reich Gottes.

Daß ein gelehrter Dominikaner den Namen des Kedor Laomer in einer babylonischen Inschrift entdeckt hat, wird gegenwärtig in aller Welt bekannt gemacht. Nur wäre hinzuzufügen, daß es nicht das erste Mal ist, daß diese Entdeckung gemacht wird, denn schon vor fünfundzwanzig Jahren ist diese Entdeckung in dem Werke eines protestantischen Gelehrten veröffentlicht worden. Wenn nun ein katholischer Pater etwas, das man in Fachkreisen schon längst weiß (vielleicht in einer neuaufgefundenen Inschrift) auch wieder sieht, so ist das am Ende keine besondere Gelehrsamkeit, aber die Welt muß doch erfahren, wie gelehrt die Dominikaner sind.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., September 1897. No. 9.

Die Erfüllung des göttlichen Willens im irdischen Berufe.

Von Prof. E. Otto.

Daß der Wille Gottes auf Erden geschehen kann, ist die Voraussetzung der dritten Bitte im heilgen Vaterunser; um etwas rein Unmögliches zu bitten, würde der Herr uns nicht geheißen haben. Zugleich aber ist die Erfüllung des göttlichen Willens eben als Gegenstand des Bittgebetes noch nicht thatsächlich verwirklicht, und die Nebeneinanderstellung von Himmel und Erde zeigt den Gegensatz zwischen der vollkommenen und der erst werdenden Erfüllung. Wohl ist die Erde der Schauplatz der allmächtigen, allweisen, gerechten und gütigen Allwirksamkeit Gottes, aber doch ahnt und ersehnt und hofft das Menschengemüt eine Erfüllung des göttlichen Willens, wie sie die Erde noch nicht kennt. Diese Erfüllung des göttlichen Willens ist allerdings für alle die, welche Gott als Vater anrufen, innerste Herzensangelegenheit, Gegenstand ihrer eifrigsten bereitwilligen Mitwirkung, aber sie ist doch nicht von menschlicher Mitwirkung, von feierlichen Entschlüssen und Gelübden des einzelnen oder der ganzen Christenheit abhängig, sondern allein von der Wirkung Gottes selbst; die dritte Bitte schließt allerdings ein Gelübde des Betenden in sich, aber sie bleibt doch vor allem Bitte, und unsere Erklärung im Katechismus lautet nicht: „wir geloben, daß der Wille Gottes auch bei uns geschehen soll," sondern: „wir bitten in diesem Gebet, daß er auch bei uns geschehe."

Daß auf Erden vieles geschieht, was nicht nach Gottes Willen ist, daß die Zustände des menschlichen Lebens nur in sehr unvollkommener Weise der Ausdruck des göttlichen Willens sind, das ist eine Beobachtung, die vielleicht eher allzu bereitwillig zugestanden wird, als daß sie des Beweises bedürfte. Wer hat nicht etwas zu klagen? und jeder, der zu klagen hat, meint auch etwas gefunden zu haben, was offenbar nicht nach Gottes Willen sein könne. Dem gegenüber tritt das Wort der Offenbarung: „Warum murren die Leute im Leben also? ein jeglicher murre über seine Sünde." Das ist die Kluft zwischen Sollen und Sein, zwischen Ideal und Wirklichkeit, den die sittlich-religiöse Betrachtung allein anerkennt, um die Beseitigung dieses Zwiespaltes handelt es sich in der dritten Bitte. Es muß anders werden auf Erden, wenn der Wille Gottes auf Erden wie im Himmel geschehen soll.

Darum beginnt die Predigt des Evangeliums mit der Ermahnung: „Ändert euren Sinn," und an die Spitze seiner Ermahnungen stellt Paulus in seinem Lehrbriefe die Worte: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eures Sinnes."

Wie nun aber die geforderte Sinnesänderung sich zu bethätigen habe, darüber sind der Kirche im ganzen wie dem einzelnen je nach der verschiedenen Zeit- und Lebenslage verschiedene Aufgaben gestellt, und bald tritt die eine, bald die andere mehr in den Vordergrund. Zuerst, wenn wir's in großen Zügen betrachten, lag der Kirche die Pflicht des Zeugnisses ob, die Verkündigung an die, welche von dem neuen durch Christum vermittelten Heile noch nichts wußten; dann der Bruch mit den alten Lebensanschauungen und Lebensformen des Judentums und des Heidentums, deren Unverträglichkeit mit dem in Christo offenbarten Gotteswillen sich ergab, dann die Standhaftigkeit gegenüber den Verfolgungen. Diese Aufgaben sind zwar bleibende und kehren unter verschiedenen Formen und Verhältnissen für die Kirche wie für den einzelnen immer wieder, aber sie treten doch am meisten in den Vordergrund in der Gründungszeit der Kirche, und in ihnen prägt sich noch nicht das volle christliche Lebensideal aus.

Als nun das Christentum im Weltreiche geduldete und begünstigte Religion geworden war, galt die weitere Frage: Wie soll sich die christliche Energie, der Ernst, den göttlichen Willen im Leben zu beweisen, bei denen bethätigen, die keinen Beruf haben, über die Grenzen des Landes zu den Andersgläubigen zu ziehen oder dem Schwert, dem Feuer, oder den wilden Tieren zu trotzen? Das Mönchtum war die Antwort. Immer und immer wieder macht die Auffassung sich geltend, daß in den Formen des gemeinen Lebens, auf seinen Höhen wie in seinen Tiefen, die Forderungen des göttlichen Willens sich nicht erfüllen lassen, daß ein gottwohlgefälliges Leben nur möglich sei in einer neuen Organisation, in deren Bereiche die Sorge und der Reichtum und die Wollust dieses Lebens keinen Platz mehr habe. Das ganze Mittelalter hindurch ziehen sich die immer erneuten Versuche, teils durch schärfere und wirksamere Bestimmungen die immer wieder ins Mönchtum sich einnistende Weltsinnigkeit wieder hinaus zu reformieren, durch Stiftung neuer Orden endlich zu erreichen, was die älteren zu erstreben verlernt hatten, teils die Kräfte und Methoden des Mönchtums für die weiteren Kreise der Kirche nutzbar zu machen und diese letzteren soweit als thunlich in die Zucht des Mönchwesens hereinzuziehen. Durch die an Gregor VII. sich anschließende Reformation wird die gesamte Weltpriesterschaft nach dem Muster des Mönchtums reorganisiert, durch die Reformation der Bettelorden, namentlich der Franziskaner, werden die Kreise des niederen Volkslebens gewissermaßen mit dem Netze des Mönchtums umsponnen, durch die Stiftung des Tertiarierordens, der Bruderschaften, wird gewissermaßen eine Brücke zwischen dem Mönchtum und dem bürgerlichen Leben geschlagen und denen, die nicht ins Kloster gehen können, ein Mittelweg eröffnet, wie sie an der Heiligkeit

des gottwohlgefälligen Lebens, dessen vollkommenes Muster im Mönchsleben zu finden ist, annähernd Anteil haben mögen. Kurz, das Lebensideal des mittelalterlichen Katholizismus ist das Mönchtum; in dessen drei Gelübden, der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams gegen die kirchlichen Oberen, sieht er die über die Forderungen des gemeinen sittlichen Gesetzes hinausgehenden höheren Leistungen geistlicher Vollkommenheit, durch deren Erfüllung der Wille Gottes auf Erden geschieht wie im Himmel.

Damit hat der Katholizismus Bankrott gemacht, und in derselben Weise, wie vor der Reformation, wird auch in seinem eigenen Gebiete das Mönchsleben niemals wieder das vorherrschende Lebensideal bilden, dazu hat der Katholizismus selbst durch das Auftreten des Protestantismus zu starke Impulse nach anderer Richtung erhalten.

Durch die Reformation, die ja recht eigentlich durch den Gegensatz gegen die Möncherei und ihre Anhängsel entstanden ist, ist das sogenannte gemeine Sittengesetz, ist der ehrliche irdische Beruf in seine Würde wieder eingesetzt. Der Wille Gottes kann und soll von jedem einzelnen Christen erfüllt werden in der treuen Ausübung des gerade ihm zugewiesenen Berufes. Gott fürchten, von ihm allein Hilfe erwarten und ihm in allen Lagen des Lebens vertrauen, dem Nächsten dienen und des Berufes warten, das ist nach protestantischem Grundsatze das rechte gottgefällige Leben. Vgl. Augsb. Kf. XVI; XXVII, 49; Apol. III, 71 u. a. „Besser und vollkommener," sagt Luther, ist der Gehorsam eines Sohnes, einer Gattin, eines Dieners, eines Gefangenen, als der mönchische Gehorsam." Der Glaube an Gottes Vorsehung, an seine Gnade in Christo, das kindlich vertrauende Gebet, die Liebe gegen den Nächsten und die Treue in der Ausfüllung des zugewiesenen Lebensberufs, sie sind nicht eine Reihe für sich und neben einander bestehender guter Leistungen, sondern sie stehn miteinander in Wechselwirkung und durchdringen einander. In der Wertschätzung des irdischen Berufes liegt der reformatorische Grundgedanke ausgesprochen, daß nicht Weltflucht, sondern Weltüberwindung und Weltdurchdringung die Aufgabe des Christentums ist.

Nach katholischer Auffassung ist von vornherein darauf Verzicht geleistet, daß ein Menschenleben im gewöhnlichen Verlaufe der irdischen Verhältnisse eine Erfüllung göttlichen Willens sein könne; nur durch die Zugehörigkeit zur heiligenden Gemeinschaft der Kirche und den Empfang ihrer Gnadenmittel kann der Mangel an „Ruhm, den sie vor Gott haben sollen," ausgeglichen werden, an die höhere Würde, wie sie dem geistlichen und dem Mönchsstande zukommt, reicht kein noch so gesegneter Stand, und der Unterschied zwischen dem ehrlichen irdischen Berufe und dem Räuberhandwerke und Kupplergewerbe ist doch im Grunde nur ein gradueller.

Das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit menschlicher Leistung ist ja freilich noch in erhöhterem Maße der evangelischen Auffassung eigen. Für sich selbst und aus eigenem Vermögen kann kein Mensch Gottes

Willen erfüllen nach dem Muster jener himmlischen Erfüllung, „wie im Himmel also auch auf Erden;" es bleibt unser Thun umsonst auch in dem besten Leben. Das Lebensideal, zu dem sich der Gläubige kraft seiner Erschaffung zu Gottes Bilde unerläßlich berufen weiß, ist nun ein= für allemal für die eigene Kraft unerfüllbar und bleibt unerfüllbar auch durch die guten Werke, die im Glauben und in der Kraft der Gnade geschehen. Nicht nur der natürliche Mensch, der Unwiedergeborne, ist unfähig, den göttlichen Willen zu erfüllen, sondern auch der Gläubige, das Kind Gottes, muß an seinen besten Werken Unvollkommenheit und Unreinheit zugestehen.

Da tritt der Glaube ein; Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubt, der *ist* gerecht. Die Gottheit *ist* von ihrem Weltenthrone gestiegen, und wir können sie aufnehmen in unsern Willen, und so wird der „ew'ge Abgrund" zwischen Ideal und Leben ausgefüllt. Der Glaube nun als ein Verhältnis zu dem Unsichtbaren und Ewigen tritt zu den unzulänglichen und unvollkommenen Werken des Menschen nicht hinzu als etwas sie Begleitendes, Ergänzendes und Ausgleichendes, gleich wie etwa Almosengeben, Kirchengehn, Vereinsthätigkeit den niederen Beschäftigungen des Maschinenheizens, der Buchführung, des Wäschebügelns, zur Seite treten, um dem beschränkten Leben einen reicheren Inhalt zu geben, sondern er *durchdringt* das irdische Thun des Menschen, er gehört sozusagen der vierten Dimension an und kommt mit der Länge und Breite und Tiefe des Lebens nicht in Konflikt, alles steht ihm gleich nahe, und er kann das größte wie das kleinste durchdringen. So und nur so, daß im irdischen Gefäße des menschlichen Herzens ein Leben aus und in Gott gehegt wird, kommt der Inhalt der dritten Bitte zur Erfüllung, denn die Werke der „Gerechten" sind *in Gott* gethan.

So lehrt also die evangelische Lebensanschauung das irdische Leben in seinen natürlichen Beziehungen als die Sphäre ansehen, *in* welcher der göttliche Wille erfüllt wird. Um die Sehnsucht seines Gemütes gestillt zu sehen, daß Gottes Wille auch bei ihm geschehe, braucht der evangelische Christ nicht aus seiner natürlichen Stellung, darein ihn Gott gesetzt hat, herauszutreten, braucht nicht auf ein fernes Zukünftiges zu warten, sondern er weiß und darf wissen: in dem mir jetzt zugewiesenen Kreise mit den mir zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln diene ich Gott, bin ich Gottes Mitarbeiter, Werkzeug zur Mithilfe am Bau seines Reiches.

Die Erfüllung des irdischen Berufes ist sonach auf der einen Seite eine beständige Erneuerung des Bundes mit Gott; Gott zeigt den Weg, den ich gehen soll nach seiner Richtung und nach seiner Ausdehnung, und ich gehe ihn und bin mir dabei bewußt, daß mein Thun eine Erfüllung göttlichen Willens ist. Die Zuversicht, welche dies Bewußtsein gewährt, ist ausgesprochen in dem oft gemißbrauchten, darum doch nicht minder echt protestantischen Ausspruche: Fürchte Gott, thue Recht, scheue niemand.

Auf der andern Seite ist die Erfüllung des irdischen Berufs aber auch eine beständige Übung in der Demut; einmal, weil jede, auch die vollkommenste Pflichterfüllung uns doch als eine nur ganz arme und unzureichende Gegengabe gegenüber dem erscheinen muß, was Gott uns gegeben hat; sodann wegen der Inkonsequenz, die meist zwischen unsern Kräften und zwischen den Anforderungen unseres Berufs sich bemerkbar macht.

Die Berufsarten sind ja unendlich mannigfaltig, und bald finden wir ihre Anforderungen gegenüber unsern Gaben und Kräften zu weitgehend, bald zu enge. Dem einen hält sein Beruf eine Fülle von Anforderungen vor, er weiß gar nicht zu zählen, was er alles thun sollte, und nur wenig von dem, was er hätte thun sollen und können, hat er wirklich ausgerichtet. Ein anderer fühlt die Fähigkeit in sich, dreimal mehr zu leisten, als von ihm verlangt wird oder viel größere Verantwortungen zu übernehmen, als ihm übertragen worden sind. Da soll der Beruf ein Antrieb zur Demut sein, dem einen, daß er um Vermehrung von Kraft und Einsicht bitte, dem andern, daß er sich in die Fügung Gottes schicke.

Indem nun jeder Beruf geeignet ist, uns auf der einen Seite mit Dank gegen Gott zu erfüllen, der uns als seine Diener und Ausrichter seines Willens annimmt, auf der andern Seite uns in der Demut zu üben, sind insofern alle Berufsarten untereinander gleich, jede gleich würdig und geheiligt, eine Form für die Erfüllung des Willens Gottes auf Erden zu sein. Natürlich unterscheiden wir zwischen leichten und schweren, angenehmen und unangenehmen, begehrenswerten und weniger begehrenswerten Berufsarten und geben jedem das Recht, die eine vor den andern zu preisen, aber dieser Unterschied bezieht sich doch nicht auf die Würde im Reiche Gottes.

Die Schätzung der Berufsarten wird ja gewöhnlich nach äußeren Rücksichten angestellt, nach der Leichtigkeit, mit der dieselben den Erwerb von Reichtum, Einfluß, Freiheit der Bewegung in Aussicht stellen, und, in der That, das Lebensalter, in welchem gemeinhin die Berufswahl geschieht, ist selten imstande, sich durch andere als solche äußere Rücksichten in seiner Wahl bestimmen zu lassen. Diese äußeren Rücksichten sind auch nicht durchaus zu verwerfen, aber der endgültige Maßstab sind sie ja natürlich nicht, und wir brauchen uns hier nicht mit dem Beweise zu beschäftigen, daß Geld, Ehre, Einfluß u. s. w. nicht glücklich machen. Der befriedigendste Beruf ist jedenfalls der, welcher die Kräfte und Gaben, die der einzelne besitzt, in der allseitigsten, gleichmäßigsten Weise herausfordert, übt und entwickelt, ohne sie zu überspannen; mit einem Worte, derjenige Mensch wird in seinem Berufe am glücklichsten sein, der in demselben Gelegenheit findet, alles zu thun, was er zu können sich bewußt ist, und der nicht genötigt ist, mehr zu leisten, als er kann. Da nun die Gaben und Kräfte verschieden sind, so ist offenbar, daß auch die Berufsarten, um zu befriedigen, mannigfaltig sein müssen, und daß bei der Frage: welcher Beruf ist der beste? immer die andere mitgestellt werden muß: für wen?

Am leichtesten wird derjenige Beruf befriedigen, der eine größere Mannigfaltigkeit der Thätigkeiten in sich schließt, der in rechtem Verhältnisse die Kräfte des Körpers und die Regung seelischer Kräfte in Anspruch nimmt, der zur ruhigen Sammlung und zugleich zum anregenden Verkehre mit Menschen herausfordert. In diesen Beziehungen steht gewiß vor vielen andern der geistliche Stand an der Spitze, und man darf es dem Geistlichen nicht verdenken, wenn er sein Amt hochpreist. Wer hat so viel Veranlassung, sich mit den höchsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens sinnend zu beschäftigen, seinen Geist fortzubilden, dem Herzensleben seiner Mitmenschen nahe zu treten und Anregung zum Thun des Guten zu geben, als der Geistliche? Das ist alles wahr, aber es dürfte doch manchmal etwas mehr Zurückhaltung empfohlen werden, wenn der geistliche Stand im Gegensatz zu den anderen direkt als Dienst im Reiche Gottes bezeichnet wird. Das ist er nicht, oder vielmehr er ist es und kann es sein in demselben Sinne und Maße, in welchem der eines Grobschmieds und Schuhmachers es auch sein kann. Sein Leben „dem Herrn weihen" kann man auch ohne Pastor zu werden.

Stehen sonach in ihrer Beziehung zum Reiche Gottes alle Berufsarten einander gleich, als die Formen, in welcher ein Christ den Willen Gottes auf Erden erfüllen kann und soll, so ist dabei eine noch unerörterte Voraussetzung eingeschlossen, daß nämlich unter Beruf überhaupt nur eine regelmäßige menschliche Thätigkeit verstanden ist, durch welche Gottes Wille erfüllt wird. Professioneller Schwindel, Müßiggang, Unzucht rc. ist kein Beruf. Darüber braucht nichts gesagt zu werden. Wohl aber können namentlich im modernen Leben mit seiner vielverzweigten Entwicklung zahlreiche Fälle der Ungewißheit vorkommen, ob ein Erwerbszweig zu den gottgewollten Berufsarten gehöre oder nicht; es ist da oft nicht so einfach mit dem Hinweis auf den Wortlaut der zehn Gebote auszukommen. Zu berücksichtigen ist da oft, daß der Unbeteiligte leicht geneigt ist, mit dem Urteile zuzufahren und diesen oder jenen Stand oder Erwerbszweig als unsittlich zu verwerfen, während der Beteiligte sich vielleicht gar nicht bewußt ist, mit seiner Erwerbsweise dem Willen Gottes zuwider zu sein, und in Dankbarkeit und Demut denselben als seinen ihm von Gott gewiesenen Beruf ansieht. Beispiele könnten ja unzählige angeführt werden; nur ein einziges zu etwaiger Veranschaulichung: Da zieht ein Mann umher mit einem Karussell und mit einem Leierkasten, lockt den Kindern ihre Nickel ab und verdient damit seinen Lebensunterhalt. Der zehnte gut situierte Mensch, der an derlei Genüssen keinen Geschmack mehr findet, wird sagen: Warum arbeitet der Mann nicht etwas Ordentliches? das ist ein Loafer. Vielleicht aber dient der Mann in diesem Erwerbszweige mit größerer Aufrichtigkeit dem Herrn und genießt mit größerer Dankbarkeit sein täglich Brot, als der Herr Pastor, der ihn ermahnt, ob er sich nicht ein anständigeres Gewerbe suchen könne.

Ob ein Erwerbszweig in die Reihe der von Gott gewiesenen Be=

rufsarten gehöre, in welchem ein Christ den Willen Gottes erfüllen kann, oder ob er unter die unehrlichen Hantierungen zu zählen sei, die ein Christ zu verlassen hat, das kann durchaus nicht immer in einem allgemeine Regeln enthaltenden Gesetzbuche nachgeschlagen werden, sondern ist für einen jeden Fall besonders abzuwägen. Es hängt zunächst ab von der Art und Weise, wie der Erwerbszweig betrieben wird; „wenn zwei dasselbe thun, ist's nicht immer dasselbe." Ein von einer großen Zahl einzelner Fälle abstrahiertes und auf dieselben passendes allgemeines Urteil kann doch in Bezug auf andere Einzelfälle derselben Art unzutreffend sein. Z. B. die Existenz der „Saloons" sind viele geneigt für einen Gemeinschaden, die Betreibung eines solchen für eine unehrliche Hantierung zu halten; wer will aber bestreiten, daß mancher diesem Stande Angehörige an persönlicher Rechtschaffenheit und frommer Gesinnung hochstehen und mit gutem Gewissen Gott um sein täglich Brot in seinem Stande bitten kann? Es hängt ferner ab von dem Stande christlicher Erkenntnis, den der einzelne hat; was dem einem vermöge seiner christlichen Erkenntnis ohne Gewissensvorwurf unmöglich sein würde, kann für einen andern in gleicher Lage Befindlichen in völliger Unbefangenheit als berechtigtes und pflichtmäßiges Handeln erscheinen. Da mag jemand sagen: „Ich möchte keinen Cigarren- und Candy-Store halten, denn ich mag keine gemeinschädlichen Artikel verbreiten helfen," während wohl kaum in Abrede zu stellen ist, daß entschieden fromme Christen ohne irgend welches Bedenken ein derartiges Geschäft zu ihrem Erwerbsquell machen.

Mögen diejenigen sich glücklich schätzen, deren Beruf es ihnen gestattet, im Dienste desselben lauter solche Handlungen zu vollziehen, die zugleich ihren persönlichen Neinungen und ihrem sittlichen Gefühle wohlthuend entsprechen, aber es geht einmal nicht so in der Welt. Der Cloakenreiniger, der Leichenbestatter muß sein körperliches Ekelgefühl überwinden, der Schlächter, der Scharfrichter muß sich gegen sein seelisches Grauen verhärten, der Richter muß das Mitleid seines Herzens überwinden; es gibt gewiß viele Menschen, die in den Berufsarten, in die sie sich nun einmal hineingestellt finden, sich unmöglich befriedigt fühlen können, und die lieber am krystallenen Strome die Harfe schlagen würden, als im Schmutze der Erde sich herumzuschlagen. Gewiß gibt's ebenso viele Menschen, die ihren Beruf eigentlich nur für einen Notbehelf ansehen müssen, die sich sagen müssen: „Mein Thun ist eigentlich unnütz, ich erwerbe mein täglich Brot damit, das ist aber auch alles, Nutzen für die Menschheit bringe ich damit nicht." Nichtsdestoweniger kann in allen diesen Berufsarten der Wille Gottes erfüllt werden. Zu dem rechtfertigenden und mit Gott versöhnenden Glauben gehört eben auch das Vertrauen und die Ergebung in die allweise und heilige Ordnung des Weltverlaufs, der trotz aller seiner gegenwärtigen Unvollkommenheiten und Rätsel endlich zur Offenbarung der Herrlichkeit Gottes und seiner Kinder führen wird. Auch der unansehnlichste und dem äußeren Eindrucke widerwärtigste Beruf kann zu einer Form

für die Erfüllung des Willens Gottes auf Erden gemacht werden, indem der Glaube die Geduld im guten Werke wirket.

Der Zusammenhang führt hier weiter zu einem andern Gedanken, der aber über der Grenze unserer Erörterung liegt. Zu den mannigfaltigen Arten und Weisen, auf welche der Wille Gottes auf Erden geschehen kann und soll, gehört nicht nur das Thun, sondern auch das Leiden. Keine Berufserfüllung geschieht ganz ohne Leiden, ohne daß der Widerspruch zwischen dem eignen natürlichen und dem göttlichen Willen empfunden wird: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst," daran kommt so leicht niemand vorbei. Manchen Menschen nun ist das Leiden, sozusagen, als ständiger Beruf zugewiesen, sie können nichts thun, sind andern nur zur Last; daß aber auch sie Gottes Willen erfüllen können, was brauchen wir das erst zu behaupten? Zeigen nicht unzählige Leidensgeschichten von jener ersten großen an, daß der Triumph des Geistes über den Leib, die Verklärung eines Menschengebildes zum Ebenbilde Gottes, die Vollendung des göttlichen Gnadenwillens an einem Menschenkinde kaum irgendwo herrlicher als auf den Leidensstätten sich zu vollziehen vermag? Nicht bloß im Überwinden, sondern auch im Ertragen des Leidens kann und soll ein Christ Gottes Willen erfüllen. In einem Blatte eines Wunderdoktors (faith-curer) stand eine Geschichte, deren Glaubwürdigkeit zu bezweifeln keine Veranlassung vorliegt. Eine arme Frau ist lange schwer krank, sie erträgt ihr Leiden mit christlicher Ergebung, hofft auf keine Heilung mehr, sondern wartet nur noch auf ihres Leibes Erlösung, von der ärztlichen Kunst ist sie längst aufgegeben. Der Glaubensdoktor kommt zu ihr, sagt ihr, sie müsse glauben, so könne sie gesund werden. Sie erwidert, sie würde es glauben, wenn Gott es ihr verheißen hätte, aber sie glaube nicht, daß es Gottes Wille sei, daß sie wieder gesund werde, sie habe so viel darum gebeten, aber Gott habe sie darin nicht erhört. Der Glaubensdoktor läßt sie das Vaterunser beten; bei der dritten Bitte sagt er: „Halt! wie soll Gottes Wille auf Erden erfüllt werden?" Antwort: „Wie im Himmel." „Sind im Himmel die Menschen auch krank?" „Nein." „Folglich will Gott nicht, daß Sie krank seien, Gottes Wille ist, daß Sie gesund seien, und Sie müssen das glauben!" Der Frau leuchtet das ein, und die von aller Welt für unheilbar gehaltene wird gesund. — Die Wirklichkeit des Hergangs braucht man nicht zu bezweifeln, und doch werden hundert solcher Fälle nicht die Thatsache umstoßen, daß im gegenwärtigen Weltlaufe das Leiden eine Anordnung des göttlichen Willens ist, uns Menschen dazu verordnet, daß wir in demselbigen ihn preisen. 1 Petr. 4, 19: „Die da leiden nach Gottes Willen" rc.

Ist nach protestantischer Anschauung der irdische Beruf nach seiner unendlichen Mannigfaltigkeit die Sphäre, in welcher ein Mensch in der Kraft des Glaubens den Willen Gottes erfüllen kann, so könnte ja daraus die Konsequenz gezogen werden, daß dieser Anschauung der kräftige Antrieb fehle, auf eine Umgestaltung der sittlichen Lebensverhältnisse,

überhaupt auf Wohlordnung des gesellschaftlichen Lebens thätig hinzuwirken. „Stellet euch nicht dieser Welt gleich,“ sagt die Schrift, und der Protestantismus sagt: „Du brauchst deinen Rock nicht auszuziehn und aus deinen Verhältnissen nicht herauszutreten, um Gottes Willen zu erfüllen.“ Mag sein, daß man gewisse Kreise und gewisse Perioden des protestantischen kirchlichen Lebens von dem Vorwurfe eines sittlichen Quietismus nicht freisprechen kann, aber im ganzen zeugt ja die ganze Geschichte der Jahrhunderte entschieden dagegen. Scheinbar liegt in dem katholischen Satze, daß der Glaube dadurch rechfertige, daß er die Wurzel und Norm eines neuen Lebens sei, dessen Prinzip die Liebe ist, ein viel kräftigerer Antrieb zu einer Thätigkeit für Umgestaltung des sittlichen Lebens, als in dem protestantischen Sola fide. Jedoch nur scheinbar. In Wahrheit kann sich der Katholizismus viel eher damit begnügen, die kirchliche Frömmigkeit gewissermaßen wie ein beruhigendes und glättendes Öl über die in der Tiefe unberührten und ungestillten Wogen des natürlichen Volkslebens hinzugießen, während nach protestantischer Auffassung der Glaube oder das im Glauben aufgenommene Wort der Sauerteig ist, der das natürliche Volksleben in allen seinen Zweigen umgestalten kann und soll. Die Mitwirkung an der Lösung sozialer Probleme, die darauf hingehen, jedem Gliede des Volkskörpers einen menschenwürdigen und gottgefälligen Berufskreis zu öffnen, gemeinschädliche und unnütze Betriebsamkeiten aus dem Volksleben zu entfernen und unmöglich zu machen und an Stelle des materialistischen Begriffs „Erwerbszweig“ den sittlichen Begriff „Berufskreis“ zu seiner Ehre zu bringen, ist die prakti che Aufgabe der protestantischen Kirche. Das berüchtigte Kaiserwort, daß christlicher Sozialismus ein Unding sei, mag seine Richtigkeit haben, wenn unter Sozialismus ein politisches System verstanden wird; christliches Interesse an der Lösung sozialer Aufgaben ist eine Lebensregung, zu deren Erwachen man der protestantischen Kirche nur Glück und Segen wünschen kann.

Die Auferstehung des Fleisches.

Von Ober-Konsistorialrat D. Fr. Düsterdieck in Hannover.

(Aus der Zeitschrift für Kirchliche Wissenschaft.)

(Schluß.)

Die Gebetsworte des 16. Psalms: „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese,“ bezeugen nicht unmittelbar die Auferstehung des Leibes, sondern die gewisse Zuversicht, daß Gott seinen Heiligen vor dem drohenden Tode bewahren werde. Die hohen Worte des Propheten Jesaja (26, 19): „Deine Toten werden leben und mit dem Leichnam auferstehen. Wachet auf und rühmet, die ihr lieget unter der Erde; denn dein Tau ist ein Tau des grünen Feldes. Aber das Land der Toten wirst du stürzen“: sie sind wie das 37. Kapitel des Propheten Ezechiel eine Gleichnisrede von der Wiederherstellung des in der Gefangenschaft wie in Todesbanden

schmachtenden Gottesvolkes, eine sinnbildliche Rede, welche die Neubelebung der Gottesgemeine darstellt; sie schildern ein Gnadenwunder, welches der treue Gott, der allmächtige, ausrichten wird, der, wie Ezechiel sagt, auch die das Feld bedeckenden Totengebeine mit seinem Odem zu neuem Leben bringen kann.

Unmittelbare, die Hoffnung der Auferstehung ausdrücklich verkündende Zeugnisse haben wir hier nicht; auch angesichts dieser prophetischen Reden müssen wir urteilen, daß das Alte Testament die Glaubenslehre von der Auferstehung noch nicht verkündet; aber wir würden dem Alten Testamente und seiner noch verhüllten, aber der neutestamentlichen Klarheit zustrebenden Hoffnung in der engherzigsten Beschränktheit entgegentreten, wenn wir weiter nichts als diese Verneinung auszusprechen hätten, wenn wir nicht auch schon im Alten Bunde das Ja des hoffnungsreichen Glaubens, für welches der Herr selbst und seine Apostel uns das Ohr öffnen, vernehmen könnten. Nachdem die Siegel von dem Grabe des Herrn gesprengt sind, sind auch alle Siegel, welche die alttestamentliche Offenbarung noch verschlossen hielten, gelöst. Jetzt begreifen wir, daß die Gottesworte bei den Propheten Jesaja und Ezechiel unter der Hülle des Gleichnisses den Fruchtkeim der wirklichen Auferstehungshoffnung in sich bergen; die Wahrheit des Gleichnisses beruht auf der Wahrheit der Sache. Der Erlöser, auf welchen Hiob traut und baut, ist der lebendige Gott, der ewige Urquell alles Lebens und alles Heils, der, wie der Herr uns erinnert, ein Gott nicht der Toten, sondern der Lebendigen ist. Ist in ihm die Fülle heiliger Gnade, welche eine Erlösung von der Sünde schafft, einer Gnade, welche das Gottesvolk aus dem Grabe der Verbannung in fremdem Lande (Ezech. 37, 12) herausholen kann und will, so wird dieselbe Leben wirkende Gnade auch den leiblichen Tod, den bitteren Sold der Sünde, überwinden und die Siegel des Grabes lösen, das den von Gottes Hand gebildeten Leib umschließt. Ahnungsvolle Vorzeichen von der Auferstehung der Toten hat Gott auch dem alten Bundesvolke an seinen Weg gestellt. Elias und Elisa, die Propheten, haben in der Kraft des lebendigen Gottes Tote erweckt; die vorausgeworfenen Lichtschatten von der großen neutestamentlichen Heilsthat, welche unsere Hoffnung unerschütterlich begründet.

Diese Heilsthat Gottes ist die Auferstehung des Herrn. Christus ist um unserer Sünde willen gestorben und begraben und um unserer Gerechtigkeit willen am dritten Tage auferstanden (1 Kor. 15, 3 ff.). So ist er der Erstling geworden unter denen, die da schlafen; seine Auferstehung ist Grund und Ursache für die Auferstehung aller Menschen, auch derjenigen, welche nicht zum Leben, sondern zum Gerichte auferstehen; denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden (1 Kor. 15, 22). Die Gewalt des Todes, welchem schlechthin alle Menschen verfallen sind, weil sie allzumal Sünder sind, ist für schlechthin alle Menschen gebrochen, weil Christi Erlösung über das ganze Reich der Sünde den völligen Sieg

gewonnen hat. Christi Auferstehung ist die Öffnung schlechthin aller Gräber. Die erlösende Macht der Gnade Gottes in Christo ist für alle vorhanden, auch für die, welche sie verwerfen; die Bande des Todes sind für alle zersprengt, weil Christus, das Haupt aller, aus dem Grabe auferstanden ist, auch für diejenigen, welche um ihres auferstandenen, aber von ihnen verworfenen Herrn willen aus den Banden des leiblichen Todes hervorgerufen werden, um den ewigen Banden der Finsternis zu verfallen (Jud. 6). In der göttlichen Welt- und Gnadenordnung gibt es nur eine Ursache der Auferstehung aller Adamskinder, nämlich die Auferstehung des anderen Adam.

Die ganze apostolische Schrift des Neuen Testaments ist ein vielstimmiges, aber völlig einheitliches Zeugnis von der Auferstehung des Herrn und von unserer hierauf gegründeten Hoffnung unserer Auferstehung und unseres Lebens. Die Apostel nennen sich Zeugen seiner Auferstehung, das ist der Inbegriff ihres Amtes (Apgesch. 1, 22). Und diese Predigt wird für die Gemeinde nach allen Beziehungen der Pflicht, des Trostes, der Hoffnung hin gewandt. Weil wir mit Christo gestorben, begraben und auferstanden sind in der Taufe, so müssen wir in einem neuen Leben wandeln; weil Christus, der Auferstandene, nun zur Rechten des Vaters sitzt und uns zu sich nehmen will, so müssen wir trachten nach dem, das droben ist. Die Hoffnung unserer eigenen Auferstehung in der Kraft der Auferstehung Christi ist unser Mut und unser Friede bei unserem eigenen Sterben und unser Trost an den Gräbern der Unsrigen. Die Botschaft von der Auferstehung des Herrn ist der Mittelpunkt der ganzen apostolischen Predigt an Juden und Heiden; diese Botschaft bringt Petrus dem heilsbegierigen Kornelius (Apgesch. 10, 40), wie Paulus sie den weisheitsstolzen, spottenden Griechen auf dem Markte zu Athen bringt (17, 31). Die frohe Botschaft, daß der Herr wahrhaftig auferstanden ist, ist der Fundamentalartikel des christlichen Glaubens, der Grundbau der christlichen Kirche. Und mit der Auferstehung des Herrn steht unsere eigene Auferstehung in dem engsten, unauflöslichen Zusammenhange. Den Zweiflern in Korinth, welche in Gefahr standen, den Glauben an die allgemeine Auferstehung der Toten zu verlieren, schärft der Apostel die Erinnerung ein, daß auch Christus nicht auferstanden sei, wenn es überhaupt eine Auferstehung nicht gebe (1 Kor. 15, 13); dann aber sei die apostolische Predigt vergeblich, ja eine Lügenpredigt; dann sei der Glaube der Christenheit eitel, grund- und haltlos; dann gebe es keine Vergebung der Sünden, kein Leben und Seligkeit.

Die Apostel deuten uns aber auch, soweit das gottselige Geheimnis unserem Glauben gedeutet werden kann, den unauflö lichen Zusammenhang unserer eigenen Auferstehung und der Auferstehung des Herrn. Schon im Vorhergehenden habe ich auf diesen Zusammenhang hinweisen müssen; es ist aber der Wichtigkeit der Sache entsprechend, daß wir uns noch einmal zusammenfassend vergegenwärtigen, warum die gewisse Hoffnung der eigenen Auferstehung in der Auferstehung unseres Herrn begründet ist.

Nach verschiedenen Seiten hin deuten uns die Apostel diesen Zusammenhang, aber es ist immer ein alles entscheidender Hauptpunkt, von welchem die besonderen Beziehungen und Begründungen ausgehen und abhängen. Weil unser Tod, die bittere Scheidung von Leib und Geist, und weil das Zerfallen unseres Leibes in den Staub der Erde der Sünde Sold ist, so kann die Überwindung unseres Todes und die Auferweckung unseres Leibes nur eine Frucht der erlösenden Gnade Gottes in Christo sein, welche viel mächtiger geworden ist als die Sünde (Röm. 5, 70). Die Vergebung der Sünde ist unser Leben, ist der Grund unserer Auferstehung. Die vollbrachte Erlösung der Welt hat alle Gräber gesprengt. Wie Christus um unserer Sünde willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist (Röm. 4, 25), so wird an uns die Kraft und Wirkung der Sünde und Tod überwindenden Erlösung offenbar, indem wir aus dem Tode zu neuem Leben erweckt werden (2 Kor. 4, 14; 1 Thess. 4, 14).

Diese eine evangelische Grundwahrheit wird nun aber von den Aposteln in mancherlei Weise ausgelegt und angewandt. „So nun der Geist des, der Jesum von den Toten auferweckt hat, in euch wohnet," schreibt Paulus an die Römer (2, 11), „so wird auch derselbige, der Christum von den Toten auferweckt hat, eure sterblichen Leiber lebendig machen, um des willen, daß sein Geist in euch wohnet." Unser Leib, sagt der Apostel, ist dem Tode verfallen um der Sünde willen, aber um der Gnade der Vergebung, um der Rechtfertigung willen haben wir den Geist Gottes in uns, nämlich den Geist dessen, der Christum auferweckt hat, und der eben deshalb unsere sterblichen Leiber auferwecken wird, weil sein Geist in uns wohnt. Unser Leib, welcher ein Tempel des heiligen Geistes ist (1 Kor. 6, 19), welcher das Wasser der Taufe und das Sakrament des Altars empfangen hat, soll nicht eine Beute des Todes und der Verwesung bleiben. Ja, der Apostel spricht das kühne Wort, daß unsere Leiber Christi Glieder sind (1 Kor. 6, 15), weil Christus mit seinem Geiste in uns lebt. Das ist die Bürgschaft auch unserer Auferstehung. „Christus ist der Erstling geworden unter denen, die da schlafen," schreibt Paulus an die Korinther (1 Kor. 15, 20). Er gehört zu uns, und wir gehören zu ihm. Er bricht die Bahn des Lebens, und wir folgen ihm nach, der uns nach sich zieht (vgl. Joh. 12, 32). Er ist das Haupt, und wir sind die Glieder seines Leibes, nämlich der großen Gemeinde der Gläubigen (Eph. 4, 15 ff.), deshalb haben wir teil an der Herrlichkeit seines unvergänglichen Lebens. Er hat die Gestalt unseres sündlichen Fleisches getragen (Röm. 3, 3); er ist allerdings uns, seinen Brüdern, gleich, unseres Fleisches und Blutes teilhaftig geworden, und wie sein heiliger, von keiner Sünde befleckter Leib ohne die Verwesung zu sehen aus dem Grabe hervorgegangen ist, so hat er dadurch für uns die Macht des Todes gebrochen, unsere Gräber aufgethan und uns von der Furcht des Todes erlöst (Hebr. 2, 14 ff.).

So zeigt uns das apostolische Wort, indem es die große Heilsthat-

sache der Auferstehung des Herrn deutet, den festen Grund unserer Hoffnung, daß auch wir aus den Gräbern hervorgerufen werden sollen. Aber die Offenbarung im Worte Gottes geht noch weiter; die Frage: „Wie werden die Toten auferstehen, und mit welcherlei Leibe werden sie kommen?“ (1 Kor. 25, 35) bleibt nicht ohne ausreichende Antwort. Den thörichten Meinungen, welche der Vorwitz der Menschen ausgebildet hat, wehrt der Apostel mit strafendem Ernste. „Du Narr,“ sagt er, „das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn.“ Hat man sich doch darüber allerlei Gedanken und Sorgen gemacht, wie der Auferstehungsleib beschaffen sein werde, wenn im irdischen Leben etwa ein Glied des Leibes verstümmelt oder vernichtet sei, ja man ist in den thörichten Gedanken so weit von der Einfalt des Evangeliums abgeirrt, daß man sogar überlegt hat, was dann aus den abgeschnittenen Haaren und Nägeln werden möchte. Solchem Vorwitz gegenüber gilt das strafende Wort des Apostels. Wie wir uns den Auferstehungsleib nicht vorstellen sollen, ist uns in dem Worte Gottes viel deutlicher gesagt, als die Offenbarung über die wirkliche Beschaffenheit des Auferstehungsleibes lautet und lauten kann. Es handelt sich ja um ein Geheimnis der zukünftigen Welt, welches über unser irdisches Verständnis weit hinausliegt. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Worte; jetzt erkennen wir es stückweise, aber wir werden es erkennen, gleichwie wir erkannt sind, wenn wir vom Glauben zum Schauen durchgedrungen sind.

Nach dem Grundgesetze, welches der Herr selbst und nach ihm sein Apostel ausgesprochen hat (Matth. 22, 30; 1 Kor. 15, 50), wird der Auferstehungsleib nicht irdischer Art, nicht Fleisch und Blut sein. Das Irdische, das Sinnliche, das Sterbliche wird abgethan sein. Aber das ist das heilige Geheimnis, daß unser irdischer, in Staub zerfallender Leib gleichsam das Samenkorn ist, aus welchem der neue Leib hervorblüht. Gott gibt einem jeglichen Samen, der in den Schoß der Erde gelegt wird, seinen eigenen Leib (1 Kor. 15, 38). Aus dem Samen des irdischen Körpers bildet er den himmlischen Körper, aus dem verweslichen Leibe den unverweslichen, aus dem in Unehre, in Schwachheit Gesäeten das in Herrlichkeit und in Kraft Auferstehende, aus dem natürlichen Leibe einen geistlichen Leib. So spricht der Apostel in armer menschlicher Rede das selige Geheimnis unseres Glaubens und unserer Hoffnung aus. Für unser irdisch-menschliches Verständnis klingt es wie ein Widerspruch in sich selbst, wenn der Apostel von einem geistlichen Leibe redet. Das Geheimnis wird uns auch nicht gelöst, wenn der Apostel den geistlichen Leib als einen verklärten Leib, ähnlich dem verklärten Leibe Jesu Christi des Herrn uns deutet (Phil. 3, 21), oder wenn der Herr selbst sagt, daß wir in der Auferstehung gleichsam wie die Engel Gottes sein werden. Unser Glaube hält sich an die Kraft Gottes, welcher unsere Gräber öffnen und uns zu neuem Leben führen wird, an den Heiland, welcher unseren nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe, nach der Wirkung, damit

er kann auch alle Dinge ihm unterthänig machen. Wir warten, wie der Apostel Paulus das Geheimnis deutet (2 Kor. 5, 1 ff.), auf einen himmlischen, von Gott bereiteten Leib, den er im Gegensatz zu dem irdischen Leibe einen nicht mit Händen bereiteten, einen ewigen nennt. Auf eine solche Leiblichkeit läßt er uns hoffen, indem er erklärt, daß wir, wie im irdischen Leben der Leib eine Behausung oder ein Kleid der Seele ist, so auch in jenem Leben nicht „nackt" sein, sondern die Behausung des himmlischen Leibes empfangen werden.

Im Zusammeuhange mit der eben dargelegten Lehre der heiligen Schrift über die Beschaffenheit unseres Auferstehungsleibes habe ich noch zwei Punkte kurz zu berühren. Erstlich gibt uns das Wort Gottes über diejenigen Auskunft, welche in ihrem Leibesleben den großen Tag der Wiederkunft des Herrn, an welchem der Ruf der Auferstehung über die Erde ergehen wird, erschauen werden. Sie werden verwandelt werden, sagt die Schrift (1 Kor. 15, 51). Denn auch ihnen gilt das Grundgesetz, daß Fleisch und Blut nicht eingehen könne in das Reich Gottes. Haben sie ihren irdischen Leib nicht abgelegt und als ein verwesliches Samenkorn dem Grabe überlassen, so hat des Herrn Macht eine andere Weise, die nichtigen Leiber seiner Gläubigen zu verklären. Er wird die irdischen, verweslichen Leiber, ohne daß sie den Tod schmecken und die Verwesung sehen, in Herrlichkeit verklären, daß auch die bei seiner Ankunft Übergebliebenen bei ihm seien ewiglich.

Der zweite Punkt, den ich wenigstens mit einem Worte berühren möchte, betrifft die Frage nach der Beschaffenheit der Leiber derjenigen, welche nicht zum Leben, sondern zum Gericht der Verdammnis auferstehen. Es wird uns überhaupt schwer, uns eine Vorstellung von dem Leben der Verdammten, das doch kein Leben ist, zu machen. Wenn wir aber fragen wollen, mit welchen Leibern dieselben auferstehen und an ihren Ort gehen werden, so gibt uns die heilige Schrift hierauf gar keine Antwort. Hier in der Zeit bleibt dies Geheimnis uns verborgen. Was wir nach der Erkenntnis unseres Glaubens unbedenklich aussagen können, ist nur dies, daß die Auferstehungsleiber der Verworfenen nicht verklärt, nicht dem verklärten Leibe des Herrn ähnlich sein können. Weitergehende Vorstellungen, die etwa ein Theologe sich bilden mag, lasse ich billig dahingestellt sein, weil ihnen der sichere Schriftgrund fehlt.

Aber festen Grund der Schrift haben wir noch für ein wichtiges Stück der Lehre von der Auferstehung: das Wort Gottes, aus des Herrn und aus seiner Apostel Munde, sagt uns ganz bestimmt, wann die allgemeine Auferstehung aller Toten geschehen werde, nämlich am jüngsten Tage, da der Herr wiederkommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters, zu richten die Lebendigen und die Toten. Auf seinen Allmachtsruf, der durch der Engel Dienst an alle, die in der Erde schlafen, ergeht, wird die Erde und wird das Meer seine Toten geben, und sie werden alle zumal vor dem Herrn, dem Richter der Welt, versammelt werden. Mit vollster Übereinstimmung bezeugt die heilige Schrift

einen großen Tag der allgemeinen Auferstehung. Es ist ein Mißverständnis, wenn man aus dem 20. Kapitel der Offenbarung Johannis eine zweifache Auferstehung entnehmen will, und wenn man im Widerspruche mit der klaren Lehre der ganzen Schrift und im Widerspruche gegen unser Bekenntnis (Augustana, Art. 17) zwischen die erste und die zweite Auferstehung das tausendjährige Reich einsetzt. Die dichterisch-prophetischen Schilderungen der Offenbarung Johannis dürfen wir nicht als feste Lehrbestimmungen auffassen. Die Auferstehung der Gerechten, von welcher der Herr redet (Luk. 14, 14), ist nicht eine besondere, vor der allgemeinen Auferstehung liegende Auferweckung der Gerechten allein, sondern geschieht an dem einen Tage der allgemeinen Auferstehung, an welchem die Gerechten zu ihres Herrn Freude eingehen. Auch die heilige Ordnung in dem wundervollen Laufe der letzten Dinge, die der Apostel Paulus 1 Kor. 15, 23 anzeigt, enthält nichts weniger als eine doppelte Auferstehung.

Hiermit bin ich zum Schlusse angelangt. Nur wenige Worte noch habe ich hinzuzufügen, um auf die sittliche Bedeutung dieser Glaubenslehre hinzuweisen. Ich denke nicht nur an die allgemeine Bedeutung, welche der Hinblick auf das kommende Gericht, welche die Hoffnung, ewig bei dem Herrn zu sein in unvergänglicher Freude, für unser sittliches Leben hier in der Zeit haben muß — denn wer solche Hoffnung hat, der reinigt sich, gleichwie er auch rein ist (1 Joh. 3, 3) —, sondern ich habe dies Besondere vor Augen, daß unser Glaube an die Auferstehung des Leibes in uns, daß ich so sage, den Respekt vor unserer eigenen und des Nächsten Leiblichkeit einschärfen, die zarte, keusche, heilige Scheu vor dem Mißbrauch und vor der Verletzung des Leibes, der ein Samenkorn für das ewige Leben ist, gewähren muß. „Ihr seid teuer erkauft,“ sagt die Schrift (1 Kor. 6, 20), „darum so preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes.“

Zweck und Einteilung der Offenbarung Johannis.

Von P. L. Pfeiffer.

Das heilige Buch der Offenbarung ist lange Zeit hindurch nicht verstanden worden und wird von vielen Theologen heute noch nicht recht verstanden, wohl deshalb, weil sie den Zweck des Buches und seine richtige Einteilung nicht erkennen können. In neuerer Zeit ist nun doch bei etlichen Theologen mehr Verständnis dafür vorhanden. Der † Pfarrer Christoph Clöter*) aus Bayern hat einen Katechismus

*) Clöter gehört der futuristischen Schule der Eschatologie an. Dieselbe verlegt den größten Teil der Erfüllung des chronologischen Teils der Weissagungen in die Zukunft; während die chronologische Schule die Erfüllung desselben in die Gegenwart und Vergangenheit verlegt. Ein Hauptvertreter der chronologischen Schule ist Herr Grattan Guinneß, ein Engländer. Derselbe behauptet, daß die prophetischen „sieben Zeiten“ im Buch Daniel, Kap. 4, 13. 20, eine Periode von siebenmal 360 Jahrtagen oder 2520 Jahren, und die Hälfte derselben, 3½ Zeiten, 1260 Jahre seien. „Seine Weissagungen verkündigten die Ereignisse von 25 Jahrhunderten im voraus (von der babylonischen Gefangenschaft

über die Offenbarung Johannis herausgegeben. Auf Grund desselben möchte ich den Zweck und die Einteilung dieses Buches darlegen.

---

bis auf die Gegenwart), das Bestehen des babylonischen, des persischen, des griechischen und des römischen Reiches, und stellten diese als die ganze Zeit zwischen den Tagen des Propheten und dem Tage der Auferstehung der Toten und der Einsetzung des herrlichen und ewigen Reiches Gottes auf Erden dar (Kap. 2 und Kap. 12). Sie sagen voraus, daß die letzte oder die römische Herrschaft aus zwei gesonderten und aufeinander folgenden Stufen bestehen werde, welche in vieler Hinsicht von einander verschieden, in anderer Hinsicht einander ähnlich sein würden, hauptsächlich aber darin, daß beide — Phasen der Herrschaft Roms sind." — Die erste Stufe geht bis zum Verfall des alten römischen Reiches im Jahr 476 nach Chr.; die zweite von der weltlichen Herrschaft des Papsttums im Jahr 610 bis zum Ende derselben im Jahr 1870, also ein Zeitraum von 1260 Jahren. Dies gilt von dem westlichen Teil des römischen Reiches. Im östlichen Teil des römischen Reiches gab es zu derselben Zeit einen Abfall, nämlich das Auftreten Mohammeds im Jahr 610 oder seine Flucht von Mekka nach Medina, 622, dem Anfang der mohammedanischen Zeitrechnung. Beide, die päpstliche und die mohammedanische Macht, sind antichristische Mächte und wurden sehr verhängnisvoll für die christliche Kirche bis auf den heutigen Tag. Guinneß bezeichnet das kleine Horn (Dan. 7), das zwischen den 10 Hörnern des vierten Tieres hervorwuchs, welches das römische Reich in seinem zweiten Stadium bezeichnet, als das Papsttum oder die päpstliche Macht, und das kleine Horn (Dan. 8, 9. 23), das aus den vier Hörnern des griechischen Ziegenbocks hervorwuchs, als die mohammedanische und türkische Macht. Da beide Mächte um dieselbe Zeit entstanden sind, so werden auch beide nach 1260 Jahren um dieselbe entsprechende Zeit ein Ende nehmen; die mohammedanische Macht früher, weil die mohammedanische (und jüdische) Zeit nach Mondjahren berechnet wird. Indem Guinneß von der Eroberung Jerusalems durch die Mohammedaner, 637 nach Chr. Geb., 1260 Jahre nach dem Mondmaß, Kalendermaß und Sonnenmaß rechnet, so kommt er auf folgende Daten: 637+1260 nach dem Mondmaß=1860, das Jahr der Befreiung des heiligen Landes von unmittelbarer türkischer Herrschaft, indem Syrien einen christlichen Gouverneur erhielt und das Jahr der Gründung der „Allgemeinen Israelitischen Allianz"; 637+1260 nach dem Kalendermaß=1877—1878, das Jahr der Berliner Konferenz mit ihrer großartigen Zergliederung der Türkei; 637+1260 nach dem Sonnenmaß=1897. In diesem Jahr sollte das heilige Land und die Stadt Jerusalem vollends frei werden von der türkischen Herrschaft. Bekanntlich soll im August d. J. in München eine Konferenz der Allgem. Israelitischen Allianz stattfinden, behufs Wiedererlangung des heiligen Landes und Gründung eines neuen Reiches Israel. Das sind merkwürdige Dinge. — Wenn nun Guinneß die Zeit der Wiederherstellung Israels im heiligen Lande nach dem Buche Daniel chronologisch berechnet hat und seine Berechnungen insofern zutreffend sind, so müssen wir andererseits bedenken, daß das Buch der Offenbarung eine andere Tendenz verfolgt, nämlich den Verlauf der christlichen Kirche programmmäßig zu beschreiben, besonders die Ereignisse in der letzten Zeit dieses Weltlaufes unter prophetischen Bildern anzugeben. Nach Clöter werden die letzten sieben Jahre dieses Weltlaufes entscheidungsvolle Jahre in der Geschichte sein; das große Drama der Welt- und Kirchengeschichte wird darin zu Ende geführt werden, die 3½ Jahre werden die Zeit der großen Trübsal sein. — Indem wir nun nicht leugnen, daß die päpstliche und die mohammedanische Macht eine antichristische Macht während des Zeitalters der Kirche seien, so müssen wir auf Grund der Schrift ebenso bestimmt an das Auftreten einer andern antichristischen Macht mit einem persönlichen Haupte, dem achten Welthaupte, glauben. — In Bezug auf die biblischen Zeitmaße muß aber auch zugegeben werden, daß nicht bloß einerlei Deutung zulässig sei, sondern auch eine wörtliche Deutung der 3½ Zeiten als 3½ Jahre (3½ Jahre=42 Monate=1260 Tage), gleichwie die heil. Schrift einen wörtlichen, einen typischen und einen allegorischen Sinn hat und je und je in diesem Sinne ausgelegt wird.

Somit vertreten beide, Guinneß und Clöter, jeder einen richtigen (?) Standpunkt, ohne in unvereinbarem Gegensatze zu stehen. Was Guinneß zum Verständnis des Buches Daniel beigetragen hat, das hat Clöter zum Verständnis der Offenbarung Johannes beigetragen. Jeder hat eine besondere Gabe von Gott empfangen und von beiden gilt das Wort in dieser letzten Zeit: „So werden viele darüber kommen und großen Verstand finden" (Dan. 12, 4).

Der Zweck der Offenbarung Johannis ist, nach Kap. 1, 1, den Knechten Jesu Christi zu zeigen, was in der Kürze geschehen soll. Diese Offenbarung Jesu Christi ist daher ein göttliches Programm für die Geschichte der christlichen Kirche in ihren Hauptzügen und in ihrem Wesen unter prophetischen Bildern. Ihrer äußern Form nach bildet sie ein wohlgeordnetes, leichtfaßliches und abgerundetes Ganze. Diese Form ist der einzige Schlüssel zu ihrem Inhalt. Deshalb das strenge, mit ewigem Fluch begleitete Verbot am Schluß des Buches, etwas dazu oder davon zu thun, weil dann die Symmetrie zerstört und nicht mehr erkennbar wäre.

Die Einteilung des Buches ist folgende. Es zerfällt in zwei Hälften von je elf Kapiteln. Die erste Hälfte enthält die Geschichte der Kirche von Anfang bis zu Ende; denn die letzten Verse des 11. Kapitels (V. 17—19) zeigen das Ende der gegenwärtigen Weltperiode. Die zweite Hälfte enthält Erläuterungen, Bilder, Ergänzungen und Ausführungen zur ersten Hälfte. Die erste Hälfte teilt sich in drei, ein und sieben Kapitel; die zweite Hälfte in sieben, ein und drei Kapitel (3. 1. 7 + 7. 1. 3). Die beiden einzeln stehenden Kapitel 4 und 19, V. 1—10 in den beiden Hälften zeigen den Thron Gottes und seine Umgebung; ihre Bestimmung ist zugleich, jede der beiden Hälften wieder in zwei Teile zu teilen. Hier ist zu bemerken, daß Kap. 19 nur bis zum 10. Verse geht; V. 11—21 ist zu Kap. 20 zu nehmen, da mit Vers 11 offenbar ein neuer großer Abschnitt der heiligen Geschichte beginnt. In Kap. 4 ist der Thron Gottes das erste Mal beschrieben seinem äußern Wesen nach: Die Person Gottes anzusehen wie der Edelstein Jaspis und Sardes, ein smaragdner Regenbogen über dem Thron, vierundzwanzig Älteste um den Thron; die Befehle Gottes gehen aus vom Thron als Blitze, Donner und Stimme; vor dem Thron die sieben Geister Gottes, vor denselben ein krystallener See; vier Wesen voller Leben als Thronhalter geben dem, der auf dem Throne sitzt, Preis, Ehre und Dank, und die vierundzwanzig Ältesten legen ihre Kronen nieder vor dem Thron und beten Gott an: Herr, du bist würdig zu nehmen Preis, Ehre und Kraft! — In Kap. 19 ist der Thron Gottes das andere Mal beschrieben in seiner innern Beziehung zur großen Hoffnung der Kirche. Jubel ist im Himmel, daß Gott die große Ehebrecherin, welche die Erde verderbt hat, verurteilt, daß er das Königreich auf Erden endlich eingenommen hat, daß die Hochzeit des Lammes gekommen ist, und sein Weib, die Kirche, sich bereitet hat. Darüber rufen große Scharen im Himmel und die vier Wesen voller Leben und die vierundzwanzig Ältesten um den Thron: Amen, Hallelujah!

Da nun die erste Hälfte des Buches durch Kap. 4 in zwei Teile geteilt ist, so enthält der erste Teil (Kap. 1—3) unter dem Vorbild der sieben Gemeinden, die Geschichte der Kirche in der alten, mittlern und neuen Zeit. Der zweite Teil (Kap.

5—11) enthält, unter dem Bilde der Öffnung von sieben Siegeln eines bisher verschlossenen Buches durch das Lamm, *einen Kalender für die letzte verwirrungsvolle Zeit der jetzigen Weltperiode.*

Die sieben Gemeinden, durch welche die ganze Kirchengeschichte vorgebildet ist, entsprechen den sieben Lampen des großen goldenen Leuchters, der als Vorbild der neutestamentlichen Kirche im Heiligtum der alttestamentlichen Stiftshütte stand. Dieser Leuchter war nicht beschaffen wie ein Kronleuchter, sondern es gingen aus dem Schaft, der *eine* Lampe trug, drei Arme zur linken und drei Arme zur rechten Seite heraus, deren jeder eine Lampe trug, so daß alle sieben Lampen in einer Linie standen, wie dies laut 2 Mose 25, 31—37 nach dem himmlischen Bilde gemacht war. Sach. 4 steht dieser Leuchter bereits als Vorbild der Kirche Christi. — *Ephesus, Smyrna, Pergamus* stellen die alte Zeit vor oder *die drei Hauptrichtungen der alten Kirche.* Die Geschichte der alten Kirche zerfällt in drei Teile: 1. Lehrstreitigkeiten, bei welchen häufig die Liebe verletzt wurde; 2. Märtyrertum in den Verfolgungen; 3. Erhebung des Christentums zur Staatsreligion und Entstehung der römischen Hierarchie.—*Thyatira*, d. h. die Opferwillige, stellt *das Mittelalter* vor. Da war nur eine Hauptrichtung der Kirche, mit dem Papsttum an der Spitze. Von Thyatira werden seine Werke, seine große Liebe zu Christus, sein Dienst, Glaube, Geduld und große Arbeit gelobt. Solche Werke waren z. B. die großen kirchlichen Stiftungen, Kirchen-, Münster- und Dombauten, Klöster, Bruderschaften, Krankenpflege, Kreuzzüge, Bußübungen. Thyatira wird aber auch getadelt, weil es duldet, wie das Weib Isabel, die sich für eine Prophetin Gottes ausgibt, die Diener Gottes verführt zur Hurerei und zum Götzenopfer. Damit ist die Abgötterei gemeint, welche mit der Anbetung der Jungfrau Maria getrieben wurde. — *Sardes, Philadelphia* und *Laodicea* stellen *die neue Zeit* vor. Sardes ist das tote Kirchenwesen, welches aus dem Mittelalter herübergekommen ist, und sich den Namen der allein seligmachenden Kirche anmaßt. Darunter ist nicht ausschließlich *eine* Konfession zu verstehen, sondern jene hochkirchliche Richtung, welche das Wesen des Christentums in die äußere Form des Kultus und die Lehre oder in das Alt-Hergebrachte setzt. „Du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot.“ — *Philadelphia* (Bruderliebe) ist *die evangelische Kirchenrichtung*, welche sich an das Wort Gottes hält, den Namen des Herrn Jesu nicht verleugnet, nicht Menschennamen annimmt und geduldig auf Jesu Wiederkunft wartet. — *Laodicea* ist jener Protestantismus, der weder kalt noch warm ist, der moderne Rationalismus, die Aufklärung, welche kein positives Christentum mehr will, sich zwar noch christlich nennt, aber nicht mehr an die Grundlage der Wahrheit, an Gottes Wort in der Bibel sich hält, und daher dem Herrn und den Gläubigen zum „Ausspeien“ ekelhaft ist. Laodicea heißt: „Volksspruch,“ wo die Mehrheit über alles entscheidet.

Der zweite Teil der ersten Hälfte (Kap. 5—11) enthält die Eröffnung der sieben Siegel, durch welche die jetzige Weltperiode zu Ende geht. Laut Kap. 4, 1 folgt dieselbe auf die kirchlichen Zeiten oder Richtungen Sardes, Philadelphia, Laodicea, als die letzte Zeit vor Jesu Wiederkunft und der Aufrichtung des Reiches Gottes. Denn zu Sardes sagt er: „Ich werde wie ein Dieb über dich kommen"; zu Philadelphia: „Ich will dich behalten vor der Stunde der Versuchung; siehe, ich komme bald"; zu Loadicea: „Ich stehe vor der Thür und klopfe an."— Da die Zeit der sieben Siegel in den letzten Teil dieser Weltperiode fällt, so kann man den Beginn derselben da vermuten, wo der Hauptstock der Weltgeschichte zu Ende geht. Im Buch Daniel, Kap. 2, ist der Hauptstock der Weltgeschichte dargestellt als eine Statue oder Standbild, dessen Kopf das babylonische, dessen Brust das persische, dessen Bauch das griechische, und dessen Schenkel, Beine, Füße und Zehen das römische Weltreich bezeichnen. Ähnlich in Dan. 7 als vier nacheinander aus dem Völker-Meer aufsteigende Tiere, durch welche die vier Weltreiche bezeichnet sind. Das letzte dieser Tiere, welches das römische Reich bedeutet, endigt in zehn Hörnern, welche das nämliche anzeigen, wie die zehn Zehen, in welche das Standbild ausläuft, nämlich zehn Reiche, welche am Ende aus dem römischen Reiche entstehen sollen. Wenn daher das römische Reich zu Ende ist, und nur noch die zehn Staaten vorhanden sind, die aus demselben entstanden, so ist der Hauptstock der Geschichte zu Ende. Die vier danielischen Weltreiche und die tödliche Wunde durch Zerstörung des altrömischen Weltreiches hat schon Luther in seiner Vorrede zur Offenbarung Johannis richtig erklärt. — Das neu-römische Reich, das unter Karl dem Großen zustande kam, nahm im Jahr 1806 durch Napoleon I. ein Ende. Seither haben sich die zehn Staaten Europas mehr und mehr herausgebildet, wie sie in jenem danielischen Traumbilde unter den zehn Zehen vorgebildet sind. Wenn nun mit dem Auftreten Napoleons I. die Zeit der sieben Siegel begann, so mag der Reiter auf dem weißen Rosse, dem eine Krone gegeben ward, und der auszog zu überwinden, der Genius Napoleons I. sein, der aus geringem Stand die Kaiserkrone erlangte, in den Jahren 1807—1811 auf dem Gipfel seines Siegesglückes stand, und die höchste Macht der Welt an sich gebracht hatte. — Der Reiter auf dem roten Pferde, der bei Eröffnung des zweiten Siegels sich zeigt, mag der Genius Napoleons II., des sogen. III. sein, der nach langen Friedensjahren den Frieden von der Erde nahm und die Grundlagen der bestehenden Rechtsverhältnisse untergrub. — Bei Eröffnung des dritten Siegels käme teure Zeit; beim vierten Siegel: Schwert, Hunger, Pestilenz und wütende Tiere; beim fünften: Erneuerung der Verfolgung der Christen, denen man die Schuld der bösen Zeit zuschiebt; bei Eröffnung des sechsten Siegels geschehen große Zeichen am Himmel, Erdbeben, durch welche das Weltgebäude zu wanken beginnt, wie

Joel 3, Matth. 24, 29 und Luk. 21, 25 vorausgesagt ist. Mit der Eröffnung des siebenten Siegels kommt der große Tag des Zorns, Kap. 6, 17. Dieser Tag des Zorns ist aber nicht ein Tag von vierundzwanzig Stunden, sondern er dauert 3½ Jahre, wie aus Dan. 12 und Offenb. 13, 5 u. a. O. zu entnehmen ist. Vor dieser Zeit sollen viele Gläubige geborgen werden, wie Noah in der Arche, wie Israel in Gosen und in der Wüste, wie die Christen in Pella vor der Zerstörung Jerusalems. Bei der Eröffnung des siebenten Siegels entsteht eine Stille im Himmel auf kurze Zeit, weil bei herannahender Stunde der großen Entscheidung die Gebete der Heiligen zu Gott aufsteigen und dann von Gott mit Donner, Blitz und Erdbeben beantwortet werden. Für die Gläubigen ist es eine letzte ruhige Vorbereitungszeit auf die große Geburtsstunde; für die Ungläubigen aber die schwüle Stille vor dem Ausbruch der großen Wetter. Das siebente Siegel bringt auch die Ereignisse der sieben Posaunen, welche den Plagen Ägyptens ähnlich sind. Diese Plagen werden nicht im bildlichen, sondern im buchstäblichen Verstande kommen über den Antichrist und die ganze antichristliche Welt. Denn zu dieser Zeit wird der Antichrist regieren, welcher alle Macht der Welt in seiner Person vereinigt, von den Menschen göttliche Verehrung verlangt und sein Bild auf die Altäre zur Anbetung setzen läßt. Seine Vorbilder sind der ägyptische Pharao zu Mosis Zeit, der syrische König Antiochus (Dan. 11 und 1 Makk. 1) und die römischen Kaiser seit Nero. Die Ereignisse der drei letzten Posaunen heißen die drei „Wehe" über die, welche auf Erden wohnen. Zur Zeit der sechsten Posaune soll offenbar werden das Geheimnis der sieben Donner. Von der sechsten Posaune an bis zum Anbruch des Reiches Gottes soll es, nach Kap. 10, 6, kein ganzes Jahr mehr sein (vergl. Dan. 12, 7), sondern zur Zeit der siebenten Posaune soll vollendet werden, was Gott durch seine Propheten verkündigt hat. Die siebente Posaune bringt: 1. den freudigen Ausruf, daß die Reiche dieser Welt nun aus der Hand der Verderber unter das Regiment Gottes und seines Christus gekommen seien; 2. den letzten Hauptzusammenstoß zwischen den bewaffneten Nationen unter Apollyon und zwischen Christus; 3. die Verkündigung, daß die Zeit des Gerichts über die Toten und der Austeilung des Lohnes an die Gerechten, die Zeit, die zu verderben, welche die Erde verderbet haben, gekommen sei.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Generalversammlung der Baptisten von Kentucky scheint dem jesuitischen Lehrsatze zu huldigen, daß das Dogma mächtiger ist — oder wenigstens sein sollte — als die Geschichte, denn sie beschloß, die Agitation gegen Dr. Whitsitt, den Präsidenten des baptistischen theologischen Seminars in Louisville, nicht fallen zu lassen, obwohl die Generalversammlung der „Südlichen Baptisten" in Wilmington, die einen Monat früher stattgefunden hatte, sich im wesent-

lichen mit Dr. Whitsitt einig erklärte, nachdem er einige seiner früheren Äußerungen zurückgenommen hatte.

Der Independent meint freilich im Hinblick auf ein solches Verhalten: „Wenn Dummheit als Sünde angerechnet würde, dann würde die Generalversammlung von Kentucky scharlachrot aussehen."

Um die Sache aber etwas besser zu verstehen, müssen wir auf ihren Anfang zurückgehen. Vor siebzehn Jahren wurde Whitsitt als Professor der Kirchengeschichte an das genannte Seminar berufen. Da machte er nun gleich bei dem Studium der Geschichte der Baptisten die Entdeckung, daß vor dem Jahre 1641 die Baptisten in England die Taufe der Erwachsenen nicht durch Untertauchen, sondern durch Besprengen oder Übergießen vollzogen. Zunächst war er vorsichtig genug, die Sache für sich zu behalten, bis er weitere Forschungen darüber anstellen konnte. Im Jahre 1880 reiste er nach London und suchte im brittischen Museum nach weitern Dokumenten betreffs dieser Angelegenheit. Er fand auch solche und überzeugte sich, daß die gemachte Entdeckung richtig war. Dieselbe wurde nun im Independent veröffentlicht, und, wenn der Artikel auch nicht unbemerkt blieb, so wurde doch der Sache erst mehr Aufmerksamkeit zugewendet, als Whitsitt den Rev. H. M. Dexter darauf aufmerksam machte, daß die Behauptung, Roger Williams sei von Ezechiel Holliman „untergetaucht" worden, nicht begründet sei; und daß Roger Williams sehr wahrscheinlich durch E. Holliman nur besprengt worden sei. Eine Anzahl anderer Baptisten gaben ebenfalls zu, daß erst von 1641 an die englischen Baptisten durch Untertauchen getauft hätten.

Der ganze Streit wäre nun ziemlich gleichgültig, wenn er nur die einzelne Thatsache beträfe. Aber er trifft zugleich ein gebräuchliches baptistisches Argument und eine beliebte baptistische Ansicht — um nicht zu sagen ein Dogma —. Es wird den Angehörigen anderer Denominationen gegenüber gern behauptet, es habe von der Taufe Jesu durch Johannes an eine stetige Übertragung der rechten Taufe, d. h. der Untertauchung durch solche stattgefunden, die ebenfalls rechtmäßig untergetaucht waren. Ebenso fehlt es nicht an der Anschauung, daß die Wirksamkeit und Gültigkeit der Taufe von dieser vermeintlich ununterbrochenen Succession von rechtmäßig, d. h. baptistisch Getauften abhängig ist. Es ist das einfach die in den Baptismus herübergenommene Idee von der apostolischen Succession.

Gerade an diesem Punkte scheiden sich nun auch innerhalb des Baptismus selbst die Geister. Diejenigen, welche meinen, daß die baptistische Lehre und Praxis auch ohne ungebrochene Tradition und Succession von den Aposteln her feststehe, sind durch die Behauptung, daß erst seit 1641 bei den englischen Baptisten die Untertauchung aufgekommen sei, zwar auch nicht erbaut, aber sie erklären sich als von derartigen Vorgängen unabhängig in ihrer Lehre und glauben im Neuen Testament hinreichende Beweise dafür finden zu können.

Die katholisierenden oder hochkirchlichen oder — wie sie auch genannt werden — priesterlichen (sacerdotalen) Anschauungen der andern vertragen sich schlechterdings nicht mit den oben angegebenen historischen Thatsachen. Darum wollen sie nicht dulden, daß jemand, der diese Thatsachen nicht leugnet, an einem baptistischen Predigerseminar lehre, denn ihre Anschauung oder ihr Dogma, nach welchem sie sich als die allein wahre, von jeher bestehende Kirche betrachten können, ist in Gefahr, im Zusammenstoß mit den Thatsachen Schiffbruch zu leiden; während der andern Seite der Baptisten nur einer aus der Zahl ihrer Beweise verloren geht, den durch einen andern zu ersetzen ihnen wahrscheinlich nicht allzuviel Kopfzerbrechen verursachen wird.

Einen solchen Beweis, der dem „Standard" entnommen ist, teilt der „Apologete" mit. Der erstere gibt nämlich zu der Stelle in der Internationalen Sonntagschul-Lektion für den 11. Juli, Apg. 16, 33, folgende Erklärung:

„In seiner Dankbarkeit führte der Kerkermeister Paulus und Silas in den Hof, wo sich ein Wasserbehälter („Tank") für Badezwecke befand, und wusch ihnen ihre Wunden in dem kühlen Wasser. Da stieg der Gedanke entweder bei ihm oder bei dem Apostel Paulus auf, daß kein Grund vorhanden sei, warum die Zeremonie, von welcher sie geredet hatten, länger hinausgeschoben werden sollte. Demzufolge wurde er und die Mitglieder seiner Familie — welche alle ein genügendes Alter erreicht hatten, um die Belehrung, welche der Apostel Paulus ihnen vorher gegeben hatte, zu verstehen — in dem Reservoir oder der Zisterne, welche in der Nähe war, getauft."

Dazu macht nun der Apologete folgende Bemerkungen: „Man vergleiche diese Erklärung nun mit dem Bericht der heiligen Schrift, welcher also lautet:

„Und er nahm sie zu sich in derselben Stunde der Nacht und wusch ihnen die Striemen ab; und er ließ sich taufen und alle die Seinen alsobald."

Hier steht keine Silbe von einem Wasserbehälter, noch daß derselbe für Badezwecke verwendet wurde, noch von einem Hof, noch von einer Zisterne, noch von einem Reservoir, noch davon, daß der Kerkermeister oder Paulus den Gedanken an die Taufe angeregt hätte, noch daß dies vorher Gegenstand der Besprechung gewesen sei; keine Silbe über das Alter der Kinder, noch von einer vorhergehenden apostolischen Belehrung über die Taufe. — Dies alles ist ein mutwilliger Versuch, den Sonntagschulkindern Vorstellungen von dem biblischen Bericht zu geben, welche gar nicht darin enthalten sind. Mit eben demselben Recht, sagt das Wechselblatt, dem wir dieses entnehmen, könnte man sagen, der Kerkermeister habe die beiden Apostel in sein Amtszimmer geführt, wo ein Wasserkrug voll Wasser stand. Seine Frau habe den Wunsch geäußert, sich und ihre kleinen Kinder taufen zu lassen, worauf der Apostel dieses gewährte, sie alle, groß und klein, aus einer Schüssel mit Wasser besprengte und sie also taufte. Es ist ein Ding, an die Taufe durch Untertauchung oder durch Besprengung zu glauben, und ein ganz anderes Ding, den Kindern den Glauben beizubringen, daß solche Einzelheiten, wie oben geschildert, in der Bibel stehen."

Derartige biblische Argumente, in denen die Beweisgründe erst noch zur Schrift hinzugethan werden, lassen sich ja noch mehr finden und sie gelten bei manchen Leuten oft so viel, daß das, was in der Schrift klar und deutlich steht, damit hinwegbewiesen wird. Leider sind es nicht die Baptisten allein, welche solche Beweismethoden anwenden.

Der Handschriftenfund, welcher vor einiger Zeit von den Oxforder Philologen Grenfell und Hunt gemacht wurde, ist der größte, den man kennt. Die Fundstätte ist Behnesa (120 englische Meilen südlich von Kairo, das alte Oxyrhynchos, Hauptstadt des 19. Gaus). Der Umfang des Fundes läßt sich aus der Angabe erkennen, daß 150 vollständige Papyrusrollen an die ägyptische Regierung, 280 Kisten Papyri, meist Griechisch, aber auch Lateinisch, Koptisch, Arabisch, nach London kamen. Das meiste Interesse ist aber durch die Nachricht hervorgerufen worden, daß sich unter diesen Handschriften auch eine Sammlung von Worten Jesu befände. Die Herausgabe einer Schrift über den Fund, die auch eine Abbildung des fraglichen Papyrusblattes gibt, hat die zum Teil sehr überschwenglichen Erwartungen auf das richtige Maß zurückgeführt. Die Buchstaben der Handschrift sind allerdings Unzialen, d. h.

Buchstaben des großen Alphabets. Dieser Umstand weist freilich auf ein sehr hohes Alter hin.

E. Nestle berichtet über den Papyrus im „Schwäbischen Merkur": „Zwei Tafeln in Collotypie zeigen sein Aussehen; er enthält auf beiden Seiten zusammen nur 42 Linien, aber sieben Aussprüche Jesu, von denen mehrere, soweit man bis jetzt weiß, völlig neu sind. Die erste Seite beginnt mit der griechischen Ziffer 11, so daß das Blatt entweder das 11. Blatt oder der Anfang der 11. Lage (des 11. Bogens) eines Papyrusbuches war, das zwischen den Jahren 150 und 300, wahrscheinlich näher bei 200 als bei 300, geschrieben worden sein mag. Der erste Spruch stimmt wörtlich mit den letzten Worten von Ev. Luk. 6, 42: „und dann wirst du sehen, um den Splitter im Auge deines Bruders auszuwerfen". Daran schließt sich unmittelbar: Es spricht Jesus: Wenn ihr nicht in der Welt fastet (entsaget, *νηστευσητε τον κοσμον*, ein eigentümlicher Ausdruck), werdet ihr das Reich Gottes nicht finden, und wenn ihr nicht den Sabbat feiert (wahrhaft Sabbat haltet, *σαββατισητε το σαββατον*), werdet ihr den Vater nicht sehen. Das dritte Wort lautet: Es spricht Jesus: Ich stand inmitten der Welt, und im Fleisch erschien ich ihnen und fand alle trunken, und keinen Durstenden fand ich unter ihnen, und bekümmert ist meine Seele (*πονει η ψυχη μου*) über die Menschenkinder, daß sie blind sind in ihrem Herzen. Vom 4. Wort sind nur wenige Buchstaben übrig, auch das 5. ist so sehr verstümmelt, daß sein Wortlaut im einzelnen noch nicht ganz sicher festgestellt ist: Es spricht Jesus: „wo . . sind . . . . und (nur) einer ist, da bin ich bei ihm. Hebe den Stein und du wirst mich finden, spalte das Holz und da bin ich". Die erste Hälfte erinnert an Matth. 18, 20, vor allem an die Form, in welcher dieser Spruch bei dem Syrer Ephräm nach Tatian überliefert ist, bei dem es ausdrücklich heißt: wo einer ist; die zweite Hälfte klingt an einen Spruch an, der bei Epiphanius überliefert ist: Ich bin du und du bist ich: wo du bist, bin auch ich; in allem bin ich zerstreut; von wo du willst, sammelst du mich, und wenn du mich sammelst, sammelst du dich. Der 6. Spruch ist wieder teilweise bekannt: Es spricht Jesus: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterland, und kein Arzt nimmt Heilungen vor an seinen Bekannten. Bei dieser Fassung ist das Wort angenehm (*δεκτος*) wichtig, das sich nur bei Luk. 4, 24, nicht bei Matth., Mark. oder Joh. findet. Zur zweiten Hälfte ist lehrreich, daß auch in unseren Evangelien in eben diesem Zusammenhang vom Arzte die Rede ist (Arzt, hilf dir selbst). Das 7. Wort: Es spricht Jesus: Eine Stadt, gebaut auf die Spitze eines hohen Berges und befestigt (*εστηριγμενη*), kann weder fallen noch verborgen bleiben. Von einem 8. Wort sind nur noch ein paar Buchstaben sichtbar. — Neben dem Verdienst, das Blatt entziffert und so rasch herausgegeben zu haben, erwarben sich die Herausgeber das weitere, in ihren Erörterungen über Herkunft und Tragweite des Blattes zwar die verschiedenen in Betracht kommenden Möglichkeiten ins Auge gefaßt (Ägypterevangelium, gnostisches Werk), aber die Entscheidung ausgesetzt zu haben."

Luthers Grabstätte in der Schloßkirche zu Wittenberg ist, wie neuerdings berichtet wird, im Jahre 1892 kurz vor Beendigung der Wiederherstellungsarbeiten der Wittenberger Schloßkirche gefunden worden, wenngleich die bei der Auffindung beteiligten Persönlichkeiten aus guten Gründen damals über die Sache geschwiegen haben. Es wird darüber von Köstlin, dem bekannten Lutherbiographen, folgendes berichtet: „Es ist ein für die Leser gewiß höchst überraschender Nachtrag, den ich zu meinen frühern Ausführungen über das Luthergrab in der restaurierten Schloßkirche zu Wittenberg und über die

Frage, ob Luthers Leichnam wirklich noch dort ruhe oder im schmalkaldischen Krieg weggeschafft worden sei, jetzt im folgenden zu geben habe: Dieses Grab Luthers ist schon am 14. Februar 1892 geöffnet worden und Luthers Gebeine daselbst vorgefunden. Man hatte, als die Arbeiten für die Restauration der Kirche begannen, den bisherigen Fußboden weggeschafft und von den zahlreichen darunter liegenden Grabstätten Kenntnis genommen. Melanchthons Grab und Sarg wurde insoweit geöffnet, daß man seine Gebeine betrachten konnte. Luthers Grab suchte man, ebenso wie das Melanchthons, unter dem bekannten alten metallenen Epitaph, fing vorsichtig danach zu graben an, stieß dort auch ein 1,40 Meter langes Sondiereisen ein, kam aber damit noch auf keinen Sarg, noch auch auf ein den Sarg bergendes Ziegelgewölbe, wie man in einem solchen Melanchthons Sarg gefunden hatte. Darauf hielt man im Jahre 1886 auf allerhöchsten Befehl mit diesen Untersuchungen inne. In den folgenden sechs Jahren kam die Restauration der Kirche zu ihrer glänzenden Ausführung. Der Fußboden war sehr schön neu gelegt, zu Beginn des Jahres 1892 fehlten auf ihm nur noch die Gedenktafeln auf den Gräbern der beiden Reformatoren. Die feierliche Eröffnung und Einweihung der Kirche stand für den 31. Oktober des Jahres bevor. Ein Zweifel, ob Luthers Leichnam wirklich dort sei, erhielt sich indessen in Wittenberg fort, ja hat, wie mir neuerdings noch versichert wurde, bei der dortigen Einwohnerschaft sehr große Verbreitung und Stärke behalten.

Da konnten zwei bauverständige, beim Bau beteiligte, von innerem Interesse dabei bewegte Männer dem Drange nicht mehr widerstehen, in jener Frage, so lange es noch möglich wäre, Gewißheit herzustellen. An jenem 14. Februar, dem Sonntag Septuagesimä 1892, gruben sie vormittags an derselben Stelle, wo vorher vergeblich sondiert worden war. Sie aber gruben jetzt ganze zwei Meter tief; da stießen sie auf die Trümmer eines vermoderten Sargs. Dieser stand nicht wie der Melanchthons in einer Ummauerung, sondern in der Erde. Er war so auch nicht mehr wie dieser erhalten. Der Deckel war ganz zusammengebrochen. Und zwar bestanden die Sargteile aus Holz und Zinn: der Sarg war ohne Zweifel ebenso gearbeitet gewesen wie der Melanchthons — eine Holzkiste, innen mit starken Metallblechen ausgekleidet, um den Leichnam besser zu konservieren (wie es in dem 1894 S. 631 Anm. 1 angeführten Bericht von Witte heißt). Das Holz war zu einer ganz morschen, zerbröckelnden Masse geworden, das Zinn zerstückelt, indessen sonst noch ziemlich wohl erhalten. Unter dieser Masse fanden sich denn auch die gesuchten Gebeine, ‚regelrecht gelegt' (wie mein Berichterstatter sagt), in noch ziemlich gutem Bestand. Von einem Gewande zeigte sich nichts mehr, auch sonst nichts, was der Leiche beigegeben gewesen wäre.

Das Kopf- und Fußende des von Westen nach Osten liegenden Sarges wurde festgestellt — jenes 2,40 Meter entfernt von der Mitte des Pfeilers, an dem die Kanzel angebracht ist, dieses von ebendemselben Punkte 0,75 Meter entfernt. Der Sarg liegt parallel der südlichen Umfassungsmauer der Kirche in einer Entfernung von etwa 2,90 Meter.

Die beiden Entdecker schlossen, was sie geöffnet hatten, sofort wieder in aller Stille und mit großer Sorgfalt, so daß niemand eine Spur davon wahrnahm. Quer über die Sargstätte ist dann wieder wie früher jene alte Metallplatte gelegt worden, und zwar jetzt auf einer steinernen Unterlage. . . ."

Daß man auf einem kleinen Stück deutschen Bodens ebenso rasch und nur unter Beobachtung ähnlicher Formalitäten getraut werden kann, wie sie in vielen Staaten der Union gebräuchlich sind, ist schwerlich allgemein bekannt.

Es ist das in Helgoland möglich, wo erst im Jahre 1913 die im übrigen deutschen Reiche geltende Trauungsordnung in Kraft tritt. Über eine solche Trauung, die allerdings im Lichte der europäischen Anschauungen viel auffälliger erscheint, als dies hierzulande der Fall sein würde, berichtet ein Wiener Blatt u. a. folgendes: „Pastor Schröder ist ein weltgewandter, liebenswürdiger Herr, der keine unnützen Fragen thut und nicht sieht, was er nicht sehen soll. In freundlicher Weise teilt er dem Brautpaar mit, daß alles bereits vorbereitet sei, und daß er, sobald jenes vor dem Herrn Assessor, der es um fünf Uhr erwarte, den Schwur abgelegt habe, daß keins von ihnen verwitwet oder geschieden oder schon verheiratet sei, bereit wäre, die Trauung vorzunehmen. Braut und Bräutigam machen sich also mit noch von der Seekrankheit schwankenden Schritten nach dem Sitze der Regierung auf, die stramm und schneidig von einem preußischen Assessor verwaltet wird.... Der Herr Pastor hat den Schein in Empfang genommen und kündigt an, daß nun gleich die Trauung stattfinden wird. Während er sich entfernt, um seinen Talar anzuziehen, werden auf einem kleinen Hausaltar die Lichter angebrannt. Bald erscheint der Herr Pastor in seiner Amtsrobe wieder und schreitet an den Altar, langsam tritt das Brautpaar vor ihn hin, gefolgt von den Zeugen. Die Trauung beginnt. Mit einer herzlichen Ansprache legt der Priester die Hände der Liebenden ineinander, von beider Lippen ertönt das „Ja", und die Ehe ist nun ebenso unwiderruflich und bindend geschlossen, als wäre es von dem trockensten Standesbeamten in Berlin mit den allernotwendigsten Worten geschehen. Nachdem der Trauschein in Empfang genommen ist und der Herr Pastor und die Zeugen gratuliert haben, tritt das neuvermählte Paar in die frische Meeresluft hinaus. Von der St. Nikolaskirche schlägt es gerade sechs Uhr. Zwei Stunden sind erst seit der Ankunft auf Helgoland verflossen."

Obwohl die Altkatholiken den Cölibat abgeschafft haben, so ist es dennoch nicht ohne weiteres in das Belieben des einzelnen gestellt, sich zu verheiraten. Die Sache ist vielmehr durch den diesjährigen Kongreß der Altkatholiken in Karlsruhe in folgender Weise geregelt worden: 1. Die Eingehung einer Ehe ist einem Geistlichen nur mit schriftlicher Erlaubnis des Bischofs oder der Synodalrepräsentanz gestattet. 2. Diese Erlaubnis soll Geistlichen, die in der altkatholischen Kirche geweiht sind, regelmäßig nicht vor Ablauf von sechs Jahren seit dem Empfang der Priesterweihe, Geistlichen, die aus andern Diözesen aufgenommen werden, regelmäßig nicht vor Ablauf von drei Jahren seit dem Tage der Aufnahme, oder nicht vor Ablauf von sechs Jahren seit dem Tage der Priesterweihe erteilt werden. Eine Ausnahme ist nur aus besonderen Gründen und mit Zustimmung der Mehrheit sämtlicher Mitglieder der Synodalrepräsentanz gestattet. Gegen die Verweigerung der Erlaubnis ist Berufung an die nächste Synode zulässig."

Ein ähnliches Kapitel, aber im Hinblick auf die amerikanischen Verhältnisse in den protestantischen Denominationen, behandelt der „Watchman" in Boston: „Nach unserer Beobachtung" — sagt er — „ist die Mehrzahl der theologischen Studenten verlobt, ehe sie in die Seminarien eintreten. Während ihres ganzen Kursus erweisen sich die Zerstreuungen, welche ein Verlöbnis mit sich bringt, und die Verpflichtungen, welche es einschließt, mehr oder weniger störend für ihre Studien. Die Heirat folgt dem Schluß des Studiums innerhalb weniger Tage [es scheinen also auf dem Gebiet, über welches die Beobachtungen des „Watchman" sich erstrecken, Kandidaten noch vor der Ordination zu heiraten. D. R.] und die Sorgen für eine Familie beginnen gleich-

zeitig mit dem ersten Pastorat. Je mehr man die Frage nach der Wirksamkeit im geistlichen Amte studiert, desto klarer wird es, daß einer der geheimen Gründe der Erfolglosigkeit eines jungen Mannes oft darin liegt, daß er verpflichtet ist, Familiensorgen auf sich zu nehmen, ehe er erwiesen hat, daß er seiner Arbeit sich anzupassen imstande ist. Kein vernünftiger Mensch würde einem jungen Mann in einem andern Beruf als dem geistlichen raten, ein solches Risiko für seinen Besitz und seinen Beruf zu übernehmen. Im geistlichen Amt wird ein solches Verfahren sogar noch belobt. Aber auch hier sind die Resultate ungefähr dieselben, die man bei irgend einem andern Berufe erwarten würde."

Obwohl die englische Hochkirche mit ihren Unionsversuchen Rom gegenüber nicht das mindeste Glück gehabt hat, so kann sie doch von denselben nicht lassen. So haben die anglikanischen Bischöfe sich dem Papste gegenüber in sehr höflicher Weise geäußert; nur seine Unfehlbarkeit und Oberherrschaft wollen sie nicht anerkennen. Sie sagen in einem Rundschreiben:

„Wir erkennen an, daß die Dinge, welche unser Bruder Papst Leo XIII. von Zeit zu Zeit in andern Briefen geschrieben hat, oft sehr warm und mit Wohlwollen geschrieben sind. Die Differenz und Debatte zwischen ihm und uns entsteht aus einer verschiedenen Deutung desselben Evangeliums, an das wir alle glauben. Wir erklären auch mit Freuden, daß in seiner Person sich viel findet, was Liebe und Achtung verdient. Aber jener Irrtum, welcher im römischen Bekenntnis eingewurzelt ist, das sichtbare Haupt an die Stelle des unsichtbaren zu setzen, wird seine guten Werke einer Friedensfrucht berauben."

Jeder Einsichtige muß sich zwar sagen, daß hinter dergleichen Formen kaum etwas Ernstliches sein kann. Nichtsdestoweniger beginnen die Anglikaner ein ähnliches Spiel auch mit der russischen Kirche, um sich in ihren eigenen Augen wichtig, im übrigen aber wahrscheinlich ebenso lächerlich zu machen, wie durch ihr erfolgloses Buhlen um römische Komplimente. Nach der Chr. d. chr. W. ist der Erzbischof von York, William Maclagan, zu diesem Zwecke nach Petersburg gereist. Er ist derjenige, der sich in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Canterbury um eine Verbindung der englischen Hochkirche und der griechisch-orthodoxen bemüht. Zu seinem Empfang erschien in den Moskow. Wjedomosti ein sehr umfangreicher Artikel des Protohierei Ssirnow. In langer Ausführung berichtet der Artikel über die hervorragende Thätigkeit des Erzbischofs Maclagan zur Verbindung der beiden Kirchen, der nach Rußland gekommen sei, um nun persönlich die Kirche und Kirchenfürsten Rußlands kennen zu lernen. Es begleitet ihn Professor Birbek, der in Rußland längst als Förderer der Kirchenverbindung bekannt und thätig ist.

Die Now. Wrem. veröffentlicht Auszüge aus dem Artikel der Mosk. Wjedom. und heißt beide Gäste, den Erzbischof und seinen Begleiter Birbek, herzlich willkommen in Rußland. Sie schreibt, die anglikanische Kirche habe immer ihre Sympathie für die griechisch-orthodoxe Kirche bezeugt, der Gedankenaustausch in Bezug darauf habe seit der Proklamierung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit nie aufgehört. Auch der gegenwärtig erneuerte Versuch einer Verbindung oder Annäherung beider Kirchen sei hervorgerufen durch einen Eingriff des Papsttums in die Rechte unabhängiger Kirchen, und zwar durch die Bulle des Papstes Leo XIII. über die Unzulänglichkeit der Ordination in der anglikanischen Kirche. Die Erzbischöfe von Canterbury und York hätten nicht verfehlt, ihre Antwort auf die Bulle Ad Anglos auch der russischen Kirche zu übermitteln, in der natürlich die neuen Ansprüche des Papsttums bereits gebührend nach ihrem Werte abgeschätzt worden seien.

Der Artikel der Now. Wrem. schließt: „Wir brauchen nicht zu wiederholen, mit welcher Freudigkeit der Erzbischof von York und sein Begleiter bei uns begrüßt werden, welche ausgedehnte Gelegenheit sich ihnen bieten wird, mit unserer Kirche und ihrem Ritus hier in Petersburg und dann in Moskau, wohin sie reisen, sich bekannt zu machen."

Andere russische Blätter verhalten sich dem ganzen Unternehmen gegenüber etwas mißtrauisch. Namentlich erscheint die Erwartung, daß sich infolge derartiger „Visiten" eine englische orthodoxe Kirche bilden werde, als zu unwahrscheinlich. Der Russ. Trud meint, daß für unsere (nämlich der Russen) kirchliche Einigung mit England zu viele Hindernisse bestehen. . . . Obgleich der Eifer auf ein großes und heiliges Werk verwandt wird, so erscheint er uns doch sonderbar, da man ihn zu einer Zeit entfaltet, wo ein nicht minder großes und heiliges, aber näherliegendes Werk — die Rückführung unsrer leiblichen Brüder, der Altgläubigen, die den Dogmen nach völlig orthodox sind und sich bloß der Kirche nicht unterwerfen — auf so unverständliche Schwierigkeiten stößt. . . . In kanonischer Ordnung den Bann zu beseitigen, der von den Konzilien über den alten Ritus verhängt worden ist, erscheint aber doch in jedem Falle als etwas Einfacheres und Dringenderes als die Rückführung des uns immerhin fremden Englands zur orthodoxen Einheit.

Zur Erwiderung des Besuchs des Erzbischofs von York, den dieser der griechischen Kirche gemacht hat, wird sich der Erzbischof von Finnland und Wyborg, Antoni, nach England begeben. Die Gegenvisite soll auch dem Erzbischof von Canterbury gelten, der im vorigen Jahre zu gleichem Zwecke wie der Erzbischof von York in diesem, in Rußland sich aufhielt. Dazu berichtet Fürst Meschtscherski in seinem Tagebuche, daß beim Auftauchen der Frage, wer den Erzbischof, der der englischen Sprache nicht mächtig ist, begleiten solle, Seine Majestät der Kaiser auf General A. A. Kirejew, den Bruder der bekannten Publizistin Olga Nowikow, hingewiesen habe. Hierauf wurde zur Begleitung des Erzbischofs auch ein Hierodiakon und der Sohn des Gehilfen des Oberprokureurs des heiligen Synod, Sabler, auf eignen Wunsch zum Stabträger gewählt. An den Erzbischof Antoni waren zwei Einladungen ergangen, eine vom Prinzen von Wales, die andre vom Herzog von Newcastle, die seinen Besuch auf ihren Lustschlössern wünschten. Der Bischof erhielt für die Dauer seiner Auslandsreise aus der Schatzkammer der Erzengel-Kathedrale in Moskau den Stab des Patriarchen Philaret, dem der mit Edelsteinen geschmückte Stab vom Zaren Michail Feodorowitsch geschenkt worden ist. Vor seiner Abreise aus St. Petersburg wurde beschlossen, daß er dem feierlichen Gottesdienste in der St. Paulskirche in London zum Jubiläum der Königin Victoria im Ornat mit Bischofsmantel, Klobuk und Stab beiwohnen solle. Die Reiseroute des Erzbischofs wird folgende sein: Aus England begibt er sich nach Paris und von dort nach Potsdam, wo er sich dem deutschen Kaiser vorstellen und in der dortigen russischen Kirche einen liturgischen Gottesdienst abhalten wird. Nach seinem Besuche in Berlin kehrt er nach St. Petersburg zurück.

Ein anderes russisches Blatt weist auf die Bestrebungen in dieser Richtung in England hin, welche wenigstens am Hofe und in litterarischen Erzeugnissen etwas zustande gebracht haben (das allerdings, bei Lichte besehen, nur als bloße Höflichkeit aufzufassen ist). Das betreffende Blatt meint:

„Das Interesse für die Orthodoxie ist in England schon lange aufgekommen. Viel hat auf diesem Gebiete der bekannte Herr Birkbek gearbeitet, der in seiner Heimat für einen der besten Kenner der Orthodoxie gehalten wird.

Ins Ritual des Totenamtes ist am englischen Hofe seit dem Tode des Kaisers Alexander Alexandrowitsch bereits der Gesang zweier russischen Hymnen hineingezogen worden. Vor kurzem ist das Buch der Herzogin von Bedford The Light of World erschienen, das den vollen Wortlaut des Gottesdienstes nach dem Ritus der orthodoxen Kirche enthält. Im Buche der Herzogin von Bedford ist einiges, was den Forderungen der Dogmatik der englischen Kirche nicht entspricht, ausgelassen worden, die Engländer selbst aber haben wegen dieser Auslassungen ihre Unzufriedenheit ausgesprochen. Es muß wohl angeführt werden, daß die englischen Theologen schon lange an der Frage der Kirchenvereinigung arbeiten; es existiert sogar eine Gesellschaft für die Vereinigung der Kirchen, deren Vorsitzender, der Lord Halifax, die Initiative dazu ergriffen hat, einen orthodoxen Hierarchen zur ordentlichen panangl ikanischen Bischofskonferenz einzuladen. Dieser Konferenz wird S. hohe Eminenz Antoni auch beiwohnen. Der päpstliche Stuhl hat alle Vorschläge der Anglikaner zurückgewiesen und durch die Bulle Apostolicae Curiae, die die Rechtmäßigkeit der anglikanischen Bischofsweihe verwirft, die Hoffnungen auf eine Einigung mit Rom völlig scheitern lassen. Diese Bulle hat England darauf hingewiesen, daß die Einigung mit Rom in der Unterwerfung besteht, und Kardinal Vaughan, der die anglikanische Geistlichkeit durch Bestechung zu Rom zu ziehen suchte, hat im ganzen zwei Priester in den Schoß des Katholizismus aufgenommen. Bei uns in Rußland haben zwei Hierarchen der anglikanischen Kirche einen sympathischen Empfang gefunden, man hat in ihnen nicht nur Gäste, sondern rechtmäßige Bischöfe gesehen: der Erzbischof von York, William Maclagan, wohnte dem Gottesdienste im Altarraume bei, zu dem Andersgläubige keinen Zutritt haben."

Der Artikel schließt dann mit den Worten: „Alles das gibt uns Anlaß zu der Annahme, daß England der Einigung mit der Orthodoxie bewußt zustrebt, und wir hoffen, daß es auf unserer Seite nicht den Standpunkt der Bulle Apostolicae Curiae finden wird."

Weniger enthusiastisch, aber immerhin sehr vertrauensvoll, ist die englische "Church Review". Sie findet eine ganze Anzahl von Berührungspunkten zwischen beiden Kirchen.

„Beide Kirchen bewahren die Bischofsgewalt und die apostolische Nachfolge. Beide verehren die Bibel als die Hauptrichtschnur für die Christen und die christlichen Kirchen. Beide geben in höherem oder geringerem Maße die Bibel den Laien und fordern sie auf, an dem gemeinsamen Gebete teilzunehmen, wenn wir auch gestehen müssen, daß die Sprache des öffentlichen Gottesdienstes in der russischen Kirche veralteter ist, als in der englischen. Beide haben Bischöfe, Priester und Diakonen als die drei Stufen des Priestertums, in keiner von ihnen sind die Bischöfe bloße Vikare des unfehlbaren Oberhauptes. Beide werden synodal von Bischöfen und Presbytern verwaltet — die englische durch Konvokationen von Canterbury und York, die russische durch den aus Bischöfen und Presbytern bestehenden heiligen Synod. In beiden Kirchen haben die Laien ein gewisses Vetorecht, in der russischen durch den kaiserlichen Prokurator und den Zaren, in der englischen durch die Königin und das Parlament. Beide Kirchen nehmen das an, was in der heiligen katholischen Kirche stets, überall und von allen gelehrt worden ist." Die Unterschiede zwischen den beiden Kirchen kommen dem englischen Blatte mehr scheinbar als wirklich vor. Es ist der Ansicht, daß sie zum Teil auf geographischen Ursachen beruhten. Unter anderem bemerkt es: „Die russische Kirche mußte sich im Laufe von tausend Jahren unter einer unumschränkten Regie-

rung den geistlichen Bedürfnissen eines slawischen und halbasiatischen Volkes anpassen, die englische — den Bedürfnissen der freiheitsliebenden angelsächsischen Rasse. In den meisten Punkten ist die Kirche Englands liberaler als die russische, von Interesse ist es jedoch, daß die russische Kirche in einigen sehr wichtigen Punkten die liberalere ist. In einer Beziehung besteht zwischen ihnen eine ernste Meinungsverschiedenheit, nämlich in der Frage des filioque im Nicäischen Glaubensbekenntnis. Wie jedoch aus den Beratungen hervorgeht, die auf dem Florentinischen Konzil und auf anderen Versammlungen über diese Angelegenheit stattgefunden haben, besteht auch in dieser Frage ein geringer faktischer Unterschied zwischen dem östlichen und dem westlichen Zweige der heiligen katholischen Kirche. Diese Angelegehneit muß jedoch vor der thatsächlichen Wiedervereinigung einer sorgfältigen Beratung unterzogen werden. Wir glauben, daß auch dieses größte Hindernis mehr ein scheinbares, als ein wirkliches ist."

In England war das Gerücht verbreitet, der Papst werde in diesem Jahre die „goldene Rose" der Königin Viktoria von Großbritannien verleihen. Diese vom Papst geweihte, aus Gold gefertigte Rose wird bekanntlich vom römischen Stuhle solchen fürstlichen Personen zugestellt, von denen er eine besondere Förderung seiner Interessen, Schutz und Schirm für seine Kirche erhalten hat oder zu erhalten hoffen kann. Auf Grund dieses Gerüchtes hat die Church Association durch ihren Präsidenten an Lord Salisbury, den Premierminister Englands, ein Schreiben gerichtet mit der Bitte, diese Schmach von der Königin abzuwenden. Es heißt darin: „Wir lernen aus der Geschichte, daß dieses Geschenk des Papstes an den König von Neapel innerhalb eines Zeitraumes von zwölf Monaten den Verlust seiner Krone zur Folge hatte. Der Kaiser von Österreich erhielt es und verlor im nächsten Jahre seine venetianischen Besitzungen. Isabella von Spanien bekam die Rose und mußte ein Jahr danach aus ihrem Reiche fliehen. Die Kaiserin Eugenie empfing die gleiche Vergünstigung, und das Kaiserreich wurde aus Frankreich hinweggesetzt. Die Gemahlin Maximilians erhielt sie, und der Kaiser wurde in Mexiko erschossen. Die Herzogin von Noronha erhielt sie und wurde mit Don Pedro verjagt, als er den Thron von Brasilien verlor. Des Papstes Segen scheint ein sicherer Vorläufer für Unheil zu sein. Die spanische Armada wurde von ihm gesegnet und auf Elisabeth fürchterliche Flüche gehäuft. Dasselbe erfuhr der König von Sardinien, der daraufhin zum König von Italien erhoben ward. Der Finger der göttlichen Vorsehung scheint deutlich die prophetischen Weissagungen erfüllt zu haben. Als ein loyaler Unterthan Ihrer Majestät wage ich es, Sie, als den ersten Berater der Krone, zu beschwören, daß Sie von unserer englischen Monarchie die Entehrung fernhalten, zur Empfängerin eines so verhängnisvollen Komplimentes gemacht zu werden."

Der Zar soll einen Ukas erlassen haben, nach dem die Kinder aus Mischehen nicht mehr ausschließlich der griechisch-katholischen Kirche anheimfallen, sondern die Söhne in der Religion der Väter, die Töchter in der der Mutter erzogen werden dürfen. Dieser Ukas kennzeichnet einen geschichtlichen Wandel, wie er sich seit dreißig Jahren in Rußland auf kirchlichem Gebiete kaum vollzogen hat. Alexander II. erließ Ende der sechziger Jahre aus Rücksicht auf den ihm so nahe stehenden König Wilhelm von Preußen einen geheimen Befehl mit gleicher Bestimmung. Der liberale Zar wagte es aus Furcht vor der orthodoxen Geistlichkeit nicht, dieses Zugeständnis in einem öffentlichen Ukas zu geben. Am 26. Juli 1885 wurde diese Vergünstigung durch Alexander III.

wieder aufgehoben und ein alter Gesetzesartikel wieder hergestellt, der lautete: „Wenn der Bräutigam oder die Braut dem orthodoxen Bekenntnis angehört, so wird in diesem Fall überall, außer in Finnland, gefordert: daß die Person anderer Konfession, welche mit einer Person orthodoxen Bekenntnisses die Ehe schließt, ein Reservat unterzeichnet, daß die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder getauft und erzogen werden nach den Lehren der orthodoxen Konfession." Die Ritterschaft der baltischen Provinzen wandte sich damals mit einer Bittschrift an den Zaren, wurde aber abgewiesen. Das Schwerste haben die evangelischen Geistlichen der Ostseeprovinzen wegen dieses Paragraphen im Laufe der Jahre gelitten. Mit dem größten Opfermut sind sie in die Verbannung, ins Gefängnis, in die Armut gezogen zum Schutze des Glaubens ihrer Gemeindebrüder, die Mischehen schlossen. Jetzt hat der junge Zar diesen Gewissenszwang aufgehoben und damit Hoffnung auf weitere Erleichterung der Lage der evangelischen Kirche in den baltischen Provinzen erweckt.

Von anderer Seite wird freilich darauf hingewiesen, daß die ganze Nachricht etwas unglaublich und eine Bestätigung derselben noch nicht erfolgt sei.

Wie wenig die spanischen Bischöfe einen Begriff davon haben, daß es für einen Staat heutzutage nicht mehr möglich ist, mit Gewalt eine Religion auszurotten, zeigt sich in ihrem Verhalten dem Bau des evangelischen Gymnasiums in Madrid gegenüber. Dasselbe steht seit Anfang dieses Jahres unter Dach. Seitdem wird an der inneren Fertigstellung des großen Gebäudes gearbeitet, welches Schulräume und Wohnungen für Pastor Fliedner und die Lehrkräfte, sowie eine Kapelle in sich aufnehmen soll. In zwei Monaten hofft man das neue Heim beziehen zu können. Auf 200,000 Mark sind die Kosten des Baues veranschlagt, von denen noch über ein Drittel von Freunden der spanischen Evangelisationsarbeit aufgebracht werden muß. Dazu gilt es, für die Erhaltung des gesamten schon über ein Vierteljahrhundert bestehenden Werkes zu sorgen. Die Bischöfe von Vitoria, Santander, Leon und Valencia sowie der Erzbischof von Burgos haben infolgedessen an den Ministerpräsidenten eine Eingabe gerichtet, aus der der folgende Abschnitt erwähnt sei: „Jetzt, wo das katholische Spanien, d. h. das spanische Volk, großmütig seine Adern öffnet, um all sein Blut hinzugeben und seine Truhen, um die letzte Münze auf dem Altar des Patriotismus zu opfern, sollte es nicht erlaubt sein, seiner Religion mit dem Peitschenhieb einer neuen Beschimpfung ins Angesicht zu schlagen; der Versuch, neue Konflikte über eine Nation heraufzubeschwören, die in so große und schwere Unternehmungen verwickelt ist, das ist eine unpatriotische Handlungsweise, für welche die Geschichte kein zu hartes Verdammungsurteil finden kann. In dem Augenblick, wo es, um gegen die augenblicklichen Widerwärtigkeiten, gegen die Gefahren der Zukunft Front zu machen, nötig ist, daß wir Spanier insgesamt, die Verschiedenheiten, die uns trennen könnten, vergessend, uns wie e i n Mann um das Banner des Vaterlandes scharen, um es aufrecht und ruhmreich in den Landen zu erhalten, wo es der zivilisierende Heldenmut unserer Väter aufpflanzte, in diesem Augenblick im Widerspruch gegen die Konstitution Lehren zu verbreiten, die der Staatsreligion feindlich sind, die katholischen Gefühle fast aller Spanier zu verletzen, öffentliche Kundgebungen ins Werk zu setzen, um den protestantischen Einfluß zu vermehren und mit der religiösen Spaltung die Fackel der Zwietracht anzuzünden, das wäre ein Hochverrat gegen das Vaterland, dessen Versuch kaum zu begreifen ist."

Ein Seitenstück zu den Enthüllungen aus der Irrenanstalt der Alexianer in Aachen (vgl. Theol. Ztschr. 1895, Seite 253) geben die Berichte über das Kinderasyl von Santa Annunziata in Neapel. Die „Münchener Allg. Ztg." schreibt darüber: Ein Schauer des Abscheues, unterbrochen durch Regungen des tiefsten Mitleids, ging durch ganz Italien, als durch die Presse und die Interpellationen in der Kammer und im Gemeinderate von Neapel die Greuel des Kinderasyles von Santa Annunziata in Neapel aufgedeckt wurden. Dieses weitausgedehnte Gebäude, in welches die Kinder der Ärmsten der Armen, die Früchte unerlaubter Neigungen und verbrecherischer Verhältnisse der Reichen, aufgenommen wurden, erschien nach diesen Enthüllungen als ein Haus des Todes. Von 856 Kindern, welche innerhalb des letzten Jahres in das Asyl aufgenommen worden waren, blieben nach zuverlässiger Statistik nur drei am Leben. Die behördliche Untersuchung förderte grauenhafte Einzelheiten zu Tage: Nachlässigkeit, Unordnung, Mangel an Disziplin, Unkenntnis und Indolenz haben in diesem Asyle eine geradezu verbrecherische Höhe erreicht. Die Lokale waren feucht und ungesund; es fehlte an Isolierzimmern für die mit ansteckenden Krankheiten behafteten Kinder; es fehlte an der nötigen Wäsche; es fehlte an den nötigen Vorrichtungen, um warmes Wasser zu beschaffen. Eine Amme hatte unter Umständen für drei oder vier Kinder zu sorgen, so daß die armen Würmchen gewöhnlich Hungers starben. Die von außen bezogene Milch war unter jeder Beschreibung schlecht. Von den auswärtigen Ammen anvertrauten Kindern fehlten alle Nachrichten. Die Kinder waren zu Dutzenden verschollen. Es ist nicht zu begreifen, wie diese entsetzlichen Zustände durch so lange Zeit anhalten konnten, daß sich unter den zahlreichen Administratoren, Oberbeamten und Ärzten keiner gefunden hat, der diese Verhältnisse zur Sprache gebracht hätte. Hier und da wurden seitens des untergeordneten Personals Klagen und Warnungen laut; allein denselben wurde nie Gehör geschenkt. Das Bedenklichste an der ganzen Sache aber ist, daß nach allgemeiner Ansicht das Kinderasyl von Neapel keineswegs die einzige dieser Anstalten ist, an denen solche oder ähnliche Verhältnisse herrschen. Daher das ungeheure Aufsehen, der Sturm der Entrüstung, welcher sich von allen Seiten erhoben hat und welcher wohl diesmal ernste und zielbewußte Maßnahmen zur Folge haben wird. Die Regierung hat die Untersuchung aller ähnlichen Anstalten angeordnet, und hoffentlich wird dieselbe mit aller Schnelligkeit und Strenge geführt werden. Der Regierung liegt bereits ein Bericht über die Zustände des Kinderasyls in Modica vor. Aus demselben erhellt, daß von 1459 im Laufe eines Dezenniums aufgenommenen Kindern auch nur drei am Leben blieben.

In Berlin hat ein aus verschiedenen hervorragenden Gliedern der jüdischen Gemeinde gebildetes Komitee eine Agitation für Sonntagsgottesdienste in den Synagogen unternommen. Das von ihm erlassene Rundschreiben beklagt den mangelhaften Besuch der Gottesdienste am Sabbath und fährt dann fort: „Das sind die Zustände, die wir aufs tiefste beklagen; denn wir sind überzeugt, daß viele Hunderte, ja Tausende unsrer Glaubensgenossen das Bedürfnis empfinden, dem Gottesdienste beizuwohnen und ihre Kinder in die Synagoge zu führen. Aber in der großen Mehrzahl zwingt sie ihr Beruf mit unabweisbarer Notwendigkeit, am Sonnabend zu arbeiten. Ein Gang durch die Straßen unsrer Stadt, ein Blick in die leeren Synagogen und andrerseits die offenen Geschäfte, Werkstätten, Bureaus und Schulen müssen jedem bezeugen, daß an unserm Ruhetage die Mitglieder der Gemeinde in voller Arbeit sich befinden. Kein Wunder daher, daß unsre Kinder aufwachsen, ohne

das Judentum kennen und lieben zu lernen. Wir wollen nicht, daß an dem Sabbath, der heilig ist und eine Grundfeste des Judentums bildet, gerüttelt werde; aber wir wollen für diejenigen sorgen, die, ohne auf dem Boden der Reformgemeinde zu stehen, nicht in der Lage sind, am Sonnabend die Synagoge zu betreten." — Das Komitee teilt nun mit, daß es beim Vorstande der jüdischen Gemeinde in Berlin einen Antrag einzubringen gedenkt, dahingehend, es möge neben dem Sabbathgottesdienst eine feierliche Andacht mit Predigt an den Sonntagen in den Synagogen eingerichtet werden. Weiter stellt das Rundschreiben fest, daß selbst die orthodoxesten Glaubensgenossen keine religiösen Bedenken gegen solche Sonntagsgottesdienste in den Synagogen haben könnten; auch die hervorragendsten Rabbiner teilten diese Ansicht.

Auf dem Pfarrkonvent in Liestal wurde von Jonas Meyer über die Grundgedanken der salomonischen Weisheit referiert. In der Debatte bemerkte Pfrofessor v. Orelli: Um die salomonische Weisheit richtig zu würdigen, muß man ihre Eigenart in Anschlag bringen. Sie sieht von den besonderen prophetischen Offenbarungen und Erkenntnissen Israels ab. Dies ist befremdend, denn zwischen theologischer und philosophischer Ethik zu scheiden, ist zwar Modernen geläufig, aber hier erwartet man es nicht. Die Lösung des Rätsels liegt darin, daß diese Weisheit von Anfang an nicht etwas speziell Israelitisches, sondern gewissermaßen Gemeingut der verwandten Stämme war. Dafür spricht alles: Die Personen des Buches Hiob sind Ausländer; in Kapitel 30 und 31 des Spruchbuches sind nach den Überschriften ausländische Sprüche aufgenommen; das dort genannte arabische Königreich Massa hat sich in den Keilinschriften gefunden. Die Königin von Saba kam, um Salomos Weisheit zu hören, weil sie zu Hause verwandte Weisheit, wenn auch nicht ebenbürtige, gehört hatte. Gegenwärtig werden die Inschriften von Saba entziffert, welche zeigen, daß man dort zu Salomos Zeit schon sehr gebildet war. Da diese Weisheit ihr Gebiet über die Grenzen Israels ausdehnt, ist es thöricht, daß man neuerdings diese ganze Schriftabteilung in die nachexilische Zeit herabsetzen will. Nach dem Exil war für solchen Austausch und solchen weitherzigen Sinn, wie ihn z. B. das Buch Hiob voraussetzt, kein Raum mehr. Da kam die spezifisch jüdische Weisheit, die wir bei Jesus ben Sira finden.

Eine Verbrecherstatistik nach den verschiedensten Berufsarten und Lebensbeschäftigungen ist auf dem anthropologischen Kongreß in Genua von einem Referenten vorgelegt worden. Die Zahlen wurden durch sorgfältige Forschungen gewonnen und auf der Basis von 1000 berechnet. Folgende Angaben entnehmen wir dieser Tabelle. Verbrecher wurden gefunden: unter Diplomaten, Advokaten, Notaren und Angehörigen eines ähnlichen Berufes 8,$_{13}$ Prozent; unter Regierungsangestellten 7,$_{15}$; Chemikern und Apothekern 3,$_{79}$; Ärzten 1,$_{86}$; Lehrern 1,$_{58}$; Fabrikanten 1,$_{32}$; Handelsleuten 1,$_{00}$; Landleuten 0,$_{84}$; Geistlichen 0,$_{71}$.

Litterarisches.

Das vierte Heft von „Mancherlei Gaben und Ein Geist" enthält neben einer Abhandlung über Missionsstunden und einer Reihe von Bibelstunden über die Geschichte Jakobs nicht weniger als 76 Entwürfe zu Kasual-Predigten und -Reden. So Predigten für Bußtag, Erntefest, Reformationsfest u. s. w. Antritts- und Abschiedspredigten, Vereinsfestpredigten. Reden für Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung, Beichte, kirchliche Weihehandlungen u. s. w. (Kann durch unser Verlagshaus bezogen werden.)

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., Oktober 1897. No. 10.

Die Entwickelungsgeschichte der christlichen Askese.

Von P. L. Haas.

Wir leben gegenwärtig in einer Zeit, wo Genuß, Vergnügen, Belustigungen, Unterhaltungen aller Art so vorherrschende Grundtriebe und Merkmale der Zeit sind, daß wir diese Dinge nicht bloß bei ungöttlichen Weltmenschen antreffen, sondern auch bei den Frommen. Seien es nun nur kirchlich Fromme oder solche, die in bewußter Weise ein Leben der Gemeinschaft mit dem Herrn suchen, — auch bei ihnen finden sich dieselben Charakterzüge unserer Zeit. Wie im Farm- und Industriebetrieb immer mehr die harte, schwere Arbeit dem Menschen abgenommen und durch Maschinen besorgt wird, so hat das „Zeitalter der Humanität" die Menschen auch in anderer Hinsicht verweichlicht, verwöhnt, bequem, begehrlich und anspruchsvoll gemacht. Leistungen und Entbehrungen früherer Zeiten, das einfach bürgerliche Leben der Alten, erscheint unserer Zeit als etwas, was man heute nicht mehr ertragen oder durchmachen möchte. Ich erinnere beispielshalber an die großen Kirchen- und Schulsprengel, durch welche Alte und Junge genötigt waren, weite Kirchen- und Schulwege zu gehen und zwar zu Fuß in Sommer und Winter. Heute erscheint es vielen als zu viel zugemutet, allsonntäglich im bequemen Verdeckwagen 4—6 engl. Meilen zur Kirche zu *fahren*, Strecken, welche die Großväter ohne Verdruß zu Fuß machten. Oder an die einfache, schmale Hausmannskost so vieler, nicht einmal armer Leute, die höchstens einmal per Woche, oft das nicht —, Fleisch auf den Tisch brachte: Welcher *Arme* würde *hier* damit zufrieden sein!

Oder an die einfache Kleidung der früheren Zeiten: Wie viel größere Ansprüche machen heute arme Dienstmädchen, als vor alters selbst reiche Bürgersfrauen in Bezug auf Kleidung!

Mit der einfachen Befriedigung der natürlichen Lebensbedürfnisse sind heutzutage wenige nur zufrieden; nein, es müssen Extrazugaben gemacht werden bei allem: In Speise und Trank, in Kleidung und Lebensweise. Außer Sonntagen und Festtagen müssen noch besondere Vergnügungstage: Arbeitertage, Fairs, Picknicks, Ausstellungen aller Art, Wettrennen, Wettschießen, Fahrradrennen und dergl. als Zukost zum alltäglichen Leben gemacht werden. Eine bequeme Lebensweise,

die uns möglichst wenig Opfer und Selbstverleugnung auferlegt und uns möglichst viel von den Annehmlichkeiten des heutigen Lebens zu kosten gibt, das ist's, was auch die Christen unserer Tage nicht nur nicht verschmähen, sondern eifrig erstreben.

Bei dieser so ausgeprägten genußsüchtigen Richtung muß uns Christen vom Ende des 19. Jahrhunderts ein Christentum der Askese, wie es in den ersten Jahrhunderten, bis ins Mittelalter hinein sich zeigte, durchaus fremdartig, ja abstoßend, ungeheuerlich und unnatürlich vorkommen. Und das um so mehr, als eben der Protestantismus durch seine berechtigte Reaktion gegen das Mönchstum und die asketische Werkheiligkeit früherer Zeiten leicht geneigt war, in das andere Extrem zu fallen und alle und jede Art von asketischer Enthaltsamkeit zu verwerfen. Je fremdartiger aber uns die altchristliche Askese vorkommt, und je mehr wir geneigt sind, von den Gütern dieser Welt zu viel zu genießen, um so mehr dürfte es als zeitgemäß erscheinen, einen Blick zu thun in jene uns so fremdartige Erscheinung der christlichen Askese.

Vor allem soll das Wesen der Askese dargelegt und die Frage untersucht werden, wie die ernsten Christen früherer Zeiten dazu kamen, sich auf solche Abwege zu verirren, wie sie in den äußersten Auswüchsen der Askese zu finden sind.

Askese (ἀσκησις) stammt von ἀσκεῖν, üben, stärken. Das Wort wurde bei den Griechen von den Athleten gebraucht, die sich auf ihre Kampfspiele übten und dabei sich freiwillig vieler Dinge enthielten. Daher auch Askese durch ἐγκράτεια erklärt wurde (vgl. 1 Kor. 9, 24 f.). Wie nun jene, um einen irdischen Kranz zu erlangen, sich vieler Dinge enthielten, die man sonst im gemeinen Leben nicht Unrecht nennen konnte, so wurde diese Enthaltsamkeit dann übertragen ins christliche Lebensgebiet, um desto sicherer die unvergängliche Krone zu erlangen. Und dazu schienen Stellen, wie die eben genannte oder Phil. 3, 8—21 ganz besonders aufzufordern.

Um zu einem echt wissenschaftlich-biologischen Verständnis der Askese zu kommen, sei mir ein Exkurs in die biologischen Studien Drummonds gestattet. Derselbe schreibt in seinem Buch: „Das Naturgesetz in der Geisteswelt" unter anderem auch je ein Kapitel über „Tod" und „Absterben". Das Lebendige unterscheidet sich nach dem gen. Verfasser vom Nichtlebendigen durch gewisse physiologische Merkmale oder Thätigkeiten, wie Stoffaneignung, Stoffausscheidung, Fortpflanzung und Wachstum. Das Leben besteht, nach Herbert Spencer, in „einer fortwährenden Anpassung innerer Verhältnisse an äußere Verhältnisse." Das Hauptmerkmal eines lebenden Organismus ist hiernach, daß er mit dem, was ihn umgibt („mit seiner Umgebung") in wesentlicher Beziehung oder Wechselwirkung steht; daß er Verbindung behält mit seiner Umgebung. Eine Verbindung oder Beziehung unterhalten, heißt Leben unterhalten. Ändert sich seine Umgebung (z. B. durch Kälte, Hitze, Regen, Dürre, Sonnenbrand, miasmatische Ausdünstungen), so muß er sich dieser Veränderung, wie jeder nachfolgenden, an-

zupassen vermögen, wenn sein Leben keine Störung, Erkrankung oder gar Ertötung erleiden soll.

Der Mensch, als ein irdisch organisiertes Wesen, steht daher in einem wesentlichen Abhängigkeitsverhältnis zu dieser irdischen Natur, welche als seine Umgebung ihm die Existenzmittel zur Fortsetzung seiner Lebensbeziehungen zu dieser irdischen Welt darreicht. Der Mensch muß aber zugleich als dasjenige irdische Lebewesen bezeichnet werden, das das reichste und vollste Leben genießt unter allen irdischen Lebewesen. Der Mensch hat die ganze Welt als Umgebung und ist vermöge seiner sinnlichen und geistigen Natur in den Stand gesetzt, mit allen möglichen Erscheinungen und Dingen in der Natur in Beziehung zu treten. Das Auge z. B. eröffnet ihm die Welt des Schönen; aber doch nur, weil er einen Sinn für Schönheit hat. Das Auge des Tieres sieht dasselbe, hat aber keinen Genuß davon. Erlischt das Auge des Menschen, so stirbt er damit allen jenen Lebensbeziehungen ab, welche durch das Auge vermittelt werden. Das Ohr eröffnet ihm die Welt der Töne, für welche die Tiere nicht stumpfsinnig sind. Wird er taub, so stirbt er der Welt der Töne ab, ꝛc. ꝛc. Das fühllose Stumpfsein für gewisse Dinge der Außenwelt ist also partieller Tod. Alle unter dem Menschen stehenden Organismen leben nur innerhalb des Kreises ihrer Beziehungen, darüber hinaus sind sie tot. Nur der Mensch steht in Lebensverbindung mit der ganzen ihn umgebenden Schöpfung, selbst die Sternenwelt mit eingerechnet, die seine geistigen Fähigkeiten in so hohem Grade anregt und entwickelt.

Aber liegt nicht außerhalb dieser sinnlich wahrnehmbaren natürlichen Umgebung noch eine andere Umgebung, welche wir die geistige nennen müssen? Gibt's nicht eine Geisterwelt, mit welcher der Mensch, als geistiges Wesen, ebenfalls in Beziehung zu treten hat? Ist der Mensch organisiert für den Umgang mit der Geisterwelt, für den Umgang mit Gott, dem Vater der Geister, so ist klar: er lebt nur dann innerhalb der geistigen und göttlichen Region, wenn er vermöge seiner geistigen Naturanlagen in eine zielbewußte Wechselbeziehung zu Gott eintritt. Diese Wechselbeziehung heißen wir Gemeinschaft mit Gott. Diejenigen Menschen, welche in der Gemeinschaft mit Gott stehen, leben, die andern sind tot; tot in fleischlicher Gesinnung, die eine (zentrifugale) Feindschaft wider Gott im Herzen unterhält und daher Röm. 8, 6 Tod genannt wird (vgl. Eph. 2, 1 ff.). Der natürliche Mensch kann voll Leben und Lebensbeziehungen sein für diese irdische Welt. Er kann als Lebemann alles genießen, was diese irdische Welt den Sinnen an materiellen und geistig-sinnlichen Genüssen zu bieten vermag. Aber in einer Beziehung ist er tot: Er hat keine Verbindung und Gemeinschaft mit Gott, er ist durch die Zerrüttung, welche der Sündenfall in der menschlichen Natur angerichtet hat, tot für Gott und die göttlichen Lebensbeziehungen. „Der natürliche Mensch vernimmt nichts, was des Geistes Gottes ist, es ist ihm eine Thorheit ꝛc. . . .“ (1 Kor. 2, 14). Aus diesem geistlichen Tod kann er sich nicht

selbst erheben, er kann sich nicht selbst das Leben geben, das spezifisch höhere, göttliche Leben, durch welches er in lebensvolle Beziehungen zu Gott zu treten vermag, hören, sehen, schmecken, fühlen kann das, was göttlich ist, von Gott her ihm entgegenkommt zur Aneignung.

Darum sagt der Herr: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Also durch Geburt wird das höhere Leben mitgeteilt. Das Leben senkt sich gnädig herab in die Region des Todes und hebt das Tote zu sich empor in die Region des Lebens. So that Jesus, als er in unserem Fleisch erschien, so thut er noch fort und fort, so oft er durch seinen Geist einer toten Seele das Leben aus Gott mitteilt. „Ich lebe und ihr sollt auch leben." Daher redet Paulus Eph. 2 davon, daß die Christen mit Christo lebendig gemacht worden sind und mit versetzt εἰς τὰ ἐπουράνια d. h. in die neue himmlisch-geistige Umgebung, mit welcher sie hinfort in eine lebensvolle Beziehung zu treten haben (Eph. 2, 5 u. 6).

Sobald aber ein Christ in die Gemeinschaft mit Gott eintritt, muß ihm auch der feindliche Gegensatz zum Bewußtsein kommen, in welchem das göttliche Leben mit dem gemeinen Weltleben steht. „Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein," dieser Satz des Jak. (4, 4) gilt auch umgekehrt: Wer Gottes Freund sein will, der muß die Freundschaft der Welt fahren lassen. Oder in der vorhergehenden biologischen Weise ausgedrückt: Wer die Gemeinschaft mit der göttlichen Umgebung aufrecht erhalten und stärken will, der muß alle jene Lebensbeziehungen zur (gottfeindlichen) Welt abbrechen, welche sich als hinderlich und tödlich erweisen für das göttliche Leben. Der Christ also, der mit Willen und Bewußtsein ein Leben „mit Gott" führen will (1 Mose 5, 22 u. 24 Grundtext), muß ebenso mit Willen und Bewußtsein alle diejenigen Lebensbeziehungen zur umgebenden, gottfeindlichen Welt abbrechen, welche ihm hinderlich sind im Wachstum im göttlichen Leben. Mit dieser Entwicklung sind wir nun bei der richtigen wissenschaftlichen Erklärung des Begriffs der Askese angekommen.

Der Asketiker bricht einfach eine oder etliche oder so viele Lebensbeziehungen als möglich, die ihn mit dieser Welt verbinden, ab, mit der bewußten Absicht, daß er dadurch in den Stand gesetzt werde, in um so lebensvollere Beziehungen mit der göttlichen Welt zu treten. Ein Mensch kann, wie wir sehen, durch Verlust einzelner Lebensthätigkeiten in ein teilweises Absterben gegen die Welt eintreten. Mit zunehmendem Alter, wenn die Sinne sich abstumpfen, Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch vergehen, wenn die geistigen Fähigkeiten, Gedächtnis und Phantasie erlahmen, tritt solches Absterben immer deutlicher ein. Ein durch Schlagfluß geistig Gelähmter stirbt geistig der Welt ab, auch wenn er sinnlich noch voll in ihr lebt. Wo nun aber durch die Wiedergeburt ein recht kräftiges geistliches Leben geweckt wird, da tritt auch ein geistiges Absterben für die Welt und ihre Lust ein, so daß der wahre Christ hinfort nicht nur keine Lust und Freude und keinen Geschmack mehr finden kann an dem faden, ungöttlichen, eiteln Welt- und Sinnen-

leben, sondern es wird ihm zum Ekel und Verdruß, er kann nicht mehr mitlaufen in das tolle, thörichte Treiben und Wesen der Welt. So kommt es, daß ein Apostel, welcher sagen konnte: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir," auch das andere Wort sagen konnte: „Durch Christum ist mir die Welt gekreuziget und ich der Welt" (Gal. 6, 14), d. h. so wie Christus am Kreuz der Welt abgestorben ist und sie ihm, so hat sich dieses gegenseitige Abgestorbensein auch auf mich geistiger Weise fortgepflanzt.

Von diesem Gesichtspunkt aus müssen alle jene Übungen der Asketiker beurteilt werden, welche uns nun so fremdartig anmuten. Wir werden im voraus zugestehen müssen: Solange jene asketischen, oder weltentsagenden Übungen noch den lauteren, göttlichen Lebenstrieb als treibende Kraft hinter sich hatten, solange werden wir sie immerhin mit Respekt und Bewunderung zu betrachten Ursache haben, selbst wenn sie in bizarren Formen sich äußerten. Denn es gilt da auch, was Paulus von sich schreibt: „Thun wir zu viel, so thun wir es Gott, sind wir aber mäßig, so sind wir euch mäßig." Auch was Hiller singt, dürfte mutatis mutandis hier angewandt werden:

Welt, singt man dir das Lied zu viel
Von Christo, unserm König,
So thust ja du das Widerspiel:
Du singst es gar zu wenig!"

Ja, im rechten Lichte betrachtet, muß jeder wahre Christ auch ein Asketiker sein, d. h. er muß darauf bedacht sein, zu erkennen, was seinem inneren Geistesleben schädlich und hinderlich ist und alles, was er so erkannt hat, das ist er in seinem Gewissen verpflichtet, abzulegen und zu verleugnen und wenn es die allerliebsten Dinge wären. Nicht umsonst stehen Worte in der Bibel wie Matth. 16, 24–26; Lukas 14, 26. 27. 33. Der Apostel Paulus gibt daher Röm. 14, 23 die Regel: „Was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde," d. h. alles, was nicht harmoniert mit dem Verhältnis, in welches du durch den Glauben zu Gott getreten bist, alles was dieses Verhältnis stören kann, das ist Sünde. Sünde, von Syn (Altdeutsch) Verneinung, Verweigerung, abgeleitet, scheidet uns von Gott. Der Christ hat also nicht nur darauf zu achten, was im Gesetzeskodex geboten oder verboten ist, sondern er soll so viel innerliche, geistige Urteilskraft gewinnen, daß er unterscheiden lernt, was dem inneren, aus Gott geborenen Menschen zuträglich und was ihm schädlich ist. Es ist eine merkwürdige Sache: In leiblichen Dingen, wo die Naturen individuell so verschieden sind, lernt der Mensch bald, was er ertragen kann ohne Schaden und was nicht. Und wer weislich seine Gesundheit in acht nimmt, der meidet gerne, was ihm schädlich ist, ohne erst einen allgemeinen Speisekodex um Rat zu fragen. In geistlichen und göttlichen Dingen aber sind wir so abgestumpft und blödsinnig, daß wir nicht lernen wollen, was uns gut und was uns schädlich ist.

Anders standen darin die ersten Christen der ersten Jahrhunderte.

Das Christentum war als ein neues von Gott geschenktes Leben in diese Welt hereingetreten. Es trat durch die Missionsthätigkeit der Apostel auf den Kampfplatz der jüdischen und heidnischen Welt. Das Christentum mußte notwendig kämpfend gegen diese Welt auftreten. Sagt ja doch Joh.: „Alles, was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Wesen, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt." Und: „Die ganze Welt liegt im argen." Fassen wir die Gestalten des öffentlichen Lebens einmal ins Auge. Da gab es Künste und Gewerbe, welche mit dem Götzendienste, oder mit Schauspielen und Fechterspielen und drgl. in Beziehung standen. Götzenmacher, Bilderkünstler, Fechter, Astrologen, Schauspieler konnten ja in ihrem bisherigen Berufe nicht bleiben; bei den Schauspielen und Fechterspielen konnten Christen nicht mit gutem Gewissen teilnehmen. Die wilden Leidenschaften, welche bei den Gladiatorenkämpfen und andern Schauspielen entfesselt wurden, die heftigen Gemütserschütterungen, die damit verbunden waren, stimmten nicht zu dem sanften und stillen Liebesgeist Jesu Christi.

Alles, was mit dem Götzendienst zusammenhing, pompöse Aufzüge, Opferakte u. drgl., mußten sie notgedrungen meiden. Ja, den Christen jener Zeit erschien die Teilnahme an allen Arten von Spielen damaliger Zeit, Besuch von Komödien, Tragödien, Wettfahrten, Zirkus und Theater als unvereinbar mit dem Wesen des Christentums. Bei der damaligen leidenschaftlichen Theaterlust gab sich mancher eben dadurch, daß er sich ganz vom Theater zurückzog, als einen Christen zu erkennen. Zum Teil wurden diese Schauspiele als Gefolge des Götzendienstes betrachtet; sodann kam in manchen derselben vieles vor, was mit dem sittlichen Gefühle und dem Anstande der Christen unvereinbar war. Auch wo das nicht der Fall war, schien doch die stundenlange Beschäftigung mit Eitlem, der unheimliche Geist, der in diesen Versammlungen herrschte, das wilde Toben der versammelten Menge zu dem heiligen Ernste des christlichen Priestercharakters nicht zu passen. Schwache Gemüter, welche sich durch die Macht der herrschenden Sitte im Widerstreite mit ihrem christlichen Gefühle oder Gewissen fortreißen ließen zum Besuche unzüchtiger nnd anderer Schauspiele, konnten durch die hier empfangenen Eindrücke sehr verwundet, in ihrer Seelenruhe für lange Zeit gestört werden. Krankhafte, sogar dämonische Seelenkonflikte entstanden zuweilen aus solchem Zwiespalt der göttlichen und weltlichen Triebe. Andere wurden durch fortgesetzte Teilnahme daran wieder ins Wesen dieser Welt hineinverflochten.

Wir sehen auf Grund der vorangehenden Entwicklung, daß asketische Enthaltung von gar vielen Dingen dieser Welt, worin diese ihr Leben entfaltet, für gewissenhafte Christen zur Lebensbedingung werden mußte. Und zwar je mehr die ursprüngliche Geistes- und Lebenskraft der Apostel und ersten Zeugen Jesu zurückwich, um so notwendiger war die Askese auch selbst gegenüber solchen Dingen, die nicht direkt sündlich waren, sondern nur Versuchung brachten für schwache An-

fänger. Nehmen wir als Beispiel das von Paulus 1 Korinther 8 u. 10 erwähnte Götzenopferfleisch. Ein Paulus konnte ohne Anstoß des Gewissens es genießen. Andere aber hielten es für Sünde; ließen sie nun sich verführen durch andere, die es ohne Anstoß essen konnten, es auch zu essen, so litten sie dadurch einen innerlichen Schaden. Darum fordert der Apostel „von den Starken" in der Glaubenserkenntnis, daß sie aus selbstverleugnender Liebe sich selbst solcher Dinge enthalten die an sich nicht Sünde sind (vgl. 8, 10–13).

Die Askese konnte also aus zwei Gründen zur Gewissenspflicht werden: 1. Wenn jemand selbst nicht mit gutem Gewissen und innerer Freiheit an einer Sache sich beteiligen oder sie genießen konnte.

2. Wenn die brüderliche Liebe die Rücksicht auf andere zur Gewissenspflicht machte und die Forderung der freiwilligen Enthaltsamkeit auch von sonst erlaubten Dingen stellte.

Was wir bisher als die erste und ursprüngliche Form der christlichen Askese kennen lernten, das gilt mehr oder weniger auch bis auf den heutigen Tag für jeden aufrichtigen Christen, der mit Gewissensernst und heiliger Scheu vor Gott und mit Gott leben und von der Welt sich unbefleckt erhalten will, wie die Schrift uns mahnt: Jakobus 1, 27; Röm. 12, 1 u. 2; 1 Pet. 2, 11 u. 12.

Bald aber trat eine Änderung in den Formen der christlichen Askese ein, die nicht mehr in dem heidnischen Wesen der Welt begründet war. Die Christen pflegten einzelne Tage besonders dazu auszuwählen, daß sie in stiller Ruhe ihr Herz vor Gott prüften, in anhaltenderem Gebet ihr Leben ihm aufs neue weihten. Solche Tage heiliger Weihe, welche einzelne Christen nach besonderem Bedürfnisse und in freier Wahl sich machten, waren oft auch eine Art von Fasttagen. Das dabei Ersparte wurde etwa zur Unterstützung armer Brüder verwandt.

Ferner gaben wohl manche in der Glut der ersten Liebe und in wörtlicher Befolgung von Matth. 19, 21 all ihr irdisches Gut dahin, um das himmlische Kleinod zu gewinnen. Sie lebten in der Gemeinde ein stilles, zurückgezogenes Leben, ernährten sich von ihrer Hände Arbeit, blieben unverheiratet, um ungestört durch irdische Sorgen sich soviel als möglich dem Gebete, dem Schriftstudium, heiliger Betrachtung und der Wirksamkeit für Gottes Reich hingeben zu können. War jene Enthaltsamkeit der Welt gegenüber noch allgemeine Christenpflicht, so war dagegen das Streben der letztgenannten Art schon selbsterwählte, freiwillige Enthaltsamkeit mit dem edlen Zweck, um so besser dem Herrn und den Brüdern dienen zu können. Und war eine solche besondere Art der Askese nicht noch ganz der ersten apostolischen Weise entsprechend? Vgl. Ap.-Geschichte 2, 44 u. 45; 1 Kor. 7, 27–35. Gab es doch schon unter den Heiden, besonders in Indien, genug sogenannte Heilige, welche, um ein ihnen unbekanntes geistliches Gut zu erlangen, sich freiwillig die härtesten Entbehrungen auferlegten, wie sollten Christen nicht auch solcher edlen Selbstentsagung fähig sein, die deutlich sehen konnten, daß durch Einschränkung der sinnlichen Weltbeziehungen das göttliche

Leben sich um so reicher entfalten könne? Führten ja doch auch die Gleichnisse Matth. 13, 44–46 darauf hin, alles einzusetzen an irdischer Existenz, um dafür das himmlische Kleinod zu erlangen! Also bei einigem Gewissensernst werden wir auch diese strengere asketische Lebensweise einzelner durchaus nicht tadeln oder verwerfen dürfen, sondern können nur wünschen: Hätten wir nur heutzutage recht viele solcher, welche im Drang heiliger Liebe alles verließen und darangäben, um dem Herrn und den Brüdern zu dienen, es würde bald besser stehen in dem Werke des Herrn.

Man nannte solche Christen, die der christlichen Vollkommenheit mit besonderem Eifer nachstrebten, die Enthaltsamen, Asketen. Schon unter den Heiden pflegten damals diejenigen, welche ein der beschaulichen Betrachtung geweihtes Leben führten, zugleich Asketen in dem angegebenen Sinne zu sein. „Philosoph" und „Asket" wurden so gleichbedeutende Ausdrücke. Der Name „Philosophie" sollte die Richtung des ganzen Lebens bezeichnen; wurde freilich z. T. eine Larve der Scheinheiligkeit. So geschah es, daß teils heidnische Asketen durch ihr ernstes Streben nach sittlicher Vollkommenheit dem Christentum zugeführt wurden, aber ihre bisherige Lebensweise, sogar mit dem Philosophenmantel, noch beibehielten; teils auch solche, in welchen erst das Christentum eine ernstere Lebensrichtung hervorbrachte, dieselbe Lebensweise annahmen zum Zeichen der mit ihnen vorgegangenen Veränderung. In der Tracht der philosophischen Asketen, dem Philosophenmantel, öffentlich erscheinend, zogen sie z. T. die Aufmerksamkeit und Verehrung auf sich, und benutzten das, um Gelegenheit zur Anknüpfung von Gesprächen über die aus dem Orient gekommene himmlische Philosophie. So ruft z. B. Tertullian aus: „Freue dich, Philosophenmantel, es hat nun eine bessere Philosophie dich gewürdigt, sich in dich zu hüllen, seitdem du angefangen hast, das Gewand der Christen zu sein!"

Es ist allerdings ersichtlich, daß hier schon leicht sich der geistliche Hochmut einschleichen konnte. Um so mehr leuchtet der Geist christlicher Liebe und Demut hervor z. B. bei Alcibiades, einem zu Lyon gefangenen christlichen Bekenner. Derselbe war als Asket gewohnt, nur von Brot und Wasser zu leben und setzte diese Lebensweise auch im Kerker fort. Aber ein anderer Bekenner sagte ihm durch den Geist, daß er unrecht thue, nicht zu genießen, was Gott geschaffen und dadurch anderen Christen ein Ärgernis zu geben. Und Alcibiades folgte sogleich dieser Ermahnung und trug kein Bedenken, ohne Unterschied alles mit Dank gegen Gott zu genießen.

Wenngleich nun solche Asketen von einem christlichen Geiste, dem Geiste der Liebe und Demut, durchdrungen waren, so erkennen wir hier doch eine einseitige Richtung, welche in dem Entwickelungsprozesse des christlichen Lebens zuerst leicht hervortreten konnte. Das Christentum sollte das weltbeherrschende Prinzip werden, alles Menschliche und Weltliche in sich aufnehmen und sich aneignen. Aber um dies zu-

stande zu bringen, mußte es zuerst im Kampfe mit dem, was bisher das weltbeherrschende Prinzip war, auftreten, im Kampfe mit der Sünde und dem Prinzip des Heidentums und allem, was damit behaftet war. Die Reinigung von dem sündhaften Weltwesen mußte vom Christentum zuerst erzielt werden, wenngleich diese Reinigung ohne die positive Aneignung des rein Menschlichen nicht wahrhaft vollzogen werden konnte. Die negativ-kämpfende Richtung mußte zeitlich vorangehen und es konnte leicht ein einseitiges Vorherrschen derselben eintreten und das positive Element der Anneigung in den Hintergrund gedrängt werden. Und in der That, als erst mit der die Welt bekämpfenden asketischen Richtung des Geistes sich allerlei intellektuelle und ethische Fehler verbanden, da mußte diese asketische Richtung in iherer Einsamkeit auf Abwege geraten, wie sie im Laufe der Zeit sich immer schärfer entwickelten.

Als einen intellektuellen Fehler der christlichen Erkenntnis müssen wir es bezeichnen, wenn man anfing, das asketische Leben, die selbsterwählte Armut, die Ehelosigkeit, die Genügsamkeit mit armseliger Kost und Kleidung, als eine Stufe höherer Vollkommenheit im christlichen Leben zu betrachten und als verdienstlich für Erlangung einer höheren Stufe der zukünftigen Seligkeit. Indem man anfing, dieses freiwillige Asketentum als über die pflichtmäßige Aufgabe des gewöhnlichen Christenlebens hinausragend zu betrachten, erlangte es bereits die Dignität einer überflüssigen, weil über die Pflicht hinausgehenden, Leistung. Es kündigt sich also hier der erste gefährliche Ansatz der späteren Irrlehre von der Verdienstlichkeit der Werke überhaupt, und besonders der sogenannten überflüssigen guten Werke (opera supererogativa) an, von welchen der Papst später einen so großen Schatz zu besitzen behauptete, daß er im Ablaß davon verkaufen könne an die armen Sünder!

Durch diesen Fehler vollzog sich unbemerkt eine große Änderung in den Motiven, die zur Askese trieben. War es anfangs der feurige Trieb der ersten Liebe, der die Christen trieb zur äußersten Selbstverleugnung, nur um desto ungehinderter dem Herrn dienen zu können — wobei nicht entfernt ein Gedanke an höhere Vollkommenheit oder Verdienstlichkeit sich einschleichen konnte —, so wurde alsbald die Askese zum Selbstzweck, sobald man anfing, wohlgefällige Rückblicke auf den vollbrachten Asketenlauf zu werfen und ihn für eine höhere Stufe des Christentums zu betrachten.

Der Keim zu der Irrlehre von den evangelischen Ratschlägen (consilia evangelica) im Gegensatz zu den allen Christen geltenden Geboten, kündigte hier sich an.

Auch jene andere Verirrung, daß eine vorzugsweise gottgeweihte Priesterkaste nötig sei, die von allem weltlichen Verkehr sich fernhalten sollte, und daß der Cölibat zur Vollkommenheit des geistlichen Standes gehöre, kündigte schon frühe sich an.

Faßte doch schon um das Jahr 305 ein Konzil zu Elvira, auf

welchem der einseitige asketische Geist besonders vorherrschte, den Beschluß, daß die in ehelichem Umgange lebenden Bischöfe, Presbyteren und Diakonen ihrer Stellen entsetzt werden sollten! Elvira war eine Stadt in Spanien, die dort gehaltene Synode nur von provinzialer Bedeutung; aber man sieht an diesem und anderen Beschlüssen, daß der montanistisch-novatianische Geist bereits im Abendland Eingang gefunden hatte.

Aus dem intellektuellen Irrtum mußten sittliche Irrtümer sich bald ergeben: Der falsch aufgefaßte Gegensatz zur Welt wurde eine Larve für weltliche Gesinnung, die nach dem Scheine der Heiligkeit strebte, oder ein bequemeres Leben auf Kosten der Gemeinde zu erlangen suchte. Mußte doch schon Paulus 2 Thess. 3 vor solchen warnen, welche es vorzogen, hin- und herzulaufen in den Häusern, um ein müheloses Leben zu genießen ohne eigene Arbeit und Anstrengung. — Cyprian (248 zum Bischof von Karthago gewählt) sah sich veranlaßt, der Kleiderpracht und Prunksucht, die unter den reichen, gottgeweihten Jungfrauen zu Karthago eingerissen war, eine Ermahnungs- und Warnungsschrift entgegenzustellen.

Auch ein eigentümlicher Rückschlag machte sich geltend bei den Christen, welche nicht das von der Welt zurückgezogene Leben der Asketen und Geistlichen führten. Statt nämlich einen Sporn und Stachel zu bekommen zu ernstem Streben nach Heiligung, ließen vielmehr viele die Meinung bei sich aufkommen, sie könnten nicht ein so heiliges Leben führen, weil sie ja ungelehrte Leute und durch ihren Beruf zu sehr mit der Welt verflochten seien; ein Einwurf, der auch heute noch nicht verstummt ist.

Doch fehlte es auch in der ersten Zeit nicht an Zeugnissen gegen die übertriebene Wertschätzung der asketischen Richtung. In einer dem Hermas zugeschriebenen Schrift wird das Fasten des Herzens, wie Luther es nennt, das „Feiern von bösen Werken" dem äußeren Werk entgegengestellt. Ein anderer zeigt, daß Ehelosigkeit, Enthaltung von Fleisch und Wein und dergl. nichts spezifisch Christliches sei, daß es ja auch bei Heiden sich finde, und betont, daß die Demut sich nicht in leiblicher Kasteiung, sondern in der Sanftmut zeige, und die Enthaltsamkeit solle nicht bloß auf einzelne äußere Dinge sich richten, sondern auch in der Enthaltung von bösem Wort und Werk sich üben.

Eine bedeutende Abweichung von dem echt evangelisch-christlichen Geiste bekam die asketische Richtung durch den sogenannten Montanismus. Die montanistische Sekte leugnete und bekämpfte das Recht der Fortentwickelung der christlichen Wahrheit durch vermittelnde Vernunftthätigkeit. Er traute dem durch das Christentum erleuchteten Geiste nicht die Kraft zu, selbstthätig den Inhalt der christlichen Wahrheit zu immer klarerem Bewußtsein zu entwickeln. Da er aber gleichwohl keinen Stillstand wollte, sondern eine fortschreitende Entwickelung des Christentums zum reifen Mannesalter, so blieb nichts anderes übrig als die Annahme, daß durch immer aufs neue und von außen

kommende außerordentliche Offenbarungen das Christentum ergänzt und vervollkommnet werden mußte, wobei sich der menschliche Geist ganz passiv verhalten sollte. Neue Offenbarungen sollten durch den Parakleten der Kirche gegeben werden. Der Paraklet sprach durch die montanistischen Propheten und Prophetinnen: Montanus, Priscilla und Maximilla. Diese Propheten maßten sich an, mancherlei neue und strenge asketische Gebote als Offenbarungen des Parakleten auszugeben. So führte der Geist des Montanismus den jüdischen gesetzlichen Standpunkt zurück. Das Fasten an den dies Stationum, das bisher als freie Sache betrachtet worden war, wurde von den Montanisten allen Christen gesetzlich vorgeschrieben. Für zwei Wochen des Jahres wurde die dürftige Kost der Asketen allen Christen geboten. Damals sprach sich noch der Geist der evangelischen Freiheit schön und nachdrücklich gegen diese montanistischen Satzungen aus; später aber ging dieser Satzungsgeist auch in die katholische Kirche über. Der Montanismus beförderte die Verachtung der Güter dieses Lebens und der Erzeugnisse des menschlichen Geistes; empfahl ganz besonders den Cölibat der Geistlichen, eine Verirrung, die dann auch in die katholische Kirche überging. Er gestattete keine zweite Ehe nach dem Tode des ersten Ehegatten, stellte strenge Bußregeln auf, verbot die Wiederaufnahme Gefallener in die christliche Kirche, beförderte schwärmerischen Enthusiasmus für das Märtyrertum und erwartete, daß durch ein Wunder von außen her das Reich Christi die Weltherrschaft gewinnen sollte.

Tertullian, etwa um 160 zu Karthago geboren, zwischen seinem 30. und 40. Jahre zum Christentum bekehrt, wurde einige Jahre nach seiner Bekehrung der feurigste und wohl auch tüchtigste und geistvollste Vertreter und Verteidiger des Montanismus. Diese Data zeigen, wie frühe schon in der christlichen Kirche sich die gefährlichen Auswüchse der übertriebenen Askese einstellten, die nachher so allgemeine Geltung in der katholischen Kirche erlangten.

Was bisher über die Asketen im allgemeinen gesagt wurde, bezieht sich auf solche Christen, welche, ohne sich von der Gemeinschaft der Gesamtheit der Christen abzusondern, aus freier Wahl die strengere Lebensrichtung innerhalb der Gemeinde erwählten.

Es zeigten sich jedoch auch schon im zweiten und dritten Jahrhundert die ersten Anfänge des Mönchtums. Zunächst mochten die Christenverfolgungen der damaligen Zeit manche ernste Christen veranlaßt haben, sich ganz in die Wüste und Einsamkeit zurückzuziehen, um fern von dem Kampf der Welt in einsamer Stille ein ungestörtes Leben mit Gott führen zu können. Anachoreten, Einsiedler, nannte man die in einsamen Höhlen wohnenden Asketen, die sehr bald zu extremen und bizarren Formen der Askese übergingen. Sie hielten sich in Höhlen auf, legten ihre Füße in Fesseln, mieden allen Verkehr mit Menschen, blieben lange ohne Speisen, zwangen sich zum Stillschweigen, beteten nur in Gedanken. Einer stand im Tempel Jahre lang und breitete die Hände zum Himmel aus ohne zu schlafen; andere standen unbeweglich im Eis und Schnee auf hohen Bergen.

Eine besondere Abart der Anachoreten sind die Styliten oder Säulenheiligen, eine der monströsesten Ausgeburten mönchisch-asketischer Werkheiligkeit in der christlichen Kirche. Auf hohen Säulen nahmen sie ihren Wohnsitz. Das obere Ende der Säule wurde entweder mit einem etliche Fuß hohen Bretterverschlag, oder einem Gitter- oder Mauerwerk umgeben, innerhalb dessen sie wegen des engen Raumes weder sitzen noch liegen konnten. So zu fortwährendem Stehen gezwungen, brachten sie Jahre lang, Sommer und Winter, Tag und Nacht, stehend auf ihren Säulen zu.

Doch erst im fünften Jahrhundert kam diese Ausgeburt fanatischer Askese auf durch Symeon den Styliten, der, um 390 geboren, die Askese zuerst in einem Kloster, dann in einer eigenen, eng verschlossenen Behausung übte. Erst ums Jahr 420 nahm er seinen Aufenthalt auf einer Säule. Die erste war nur 6—7 Ellen hoch; zuletzt ließ er sich eine Säule 36 Ellen hoch errichten und brachte darauf die letzten 30 Jahre seines Lebens (seit 429) zu. Ihr Umfang maß oben nur zwei Ellen. Stehend auf dieser Säule starb er 459 und wurde als ein Heiliger mit großem kirchlichen und militärischen Pomp in Antiochien begraben. Das Beispiel Symeons fand jedoch so viele Nachfolger, daß die Styliten bald einen eigenen Stand bildeten. Es wurde Sitte, daß reiche Leute solchen verehrten Männern prächtige Säulen bauten und dieselben etwa gar mit Stufen versahen, so daß man zu ihnen emporsteigen konnte. Die Styliten gelangten zu großem Ruf und hoher Geltung, so daß sie zuweilen durch ihr persönliches Eingreifen in Zeiten besonderer Gefahr der christlichen Kirche manchen guten Dienst leisten konnten.

Die Anachoreten, aus welchen, wie gesagt, sich die Styliten als besondere Klasse ausbildeten, waren hauptsächlich in Ägypten und Syrien, in Pontus und Thracien verbreitet. Sie bildeten dann auch den Übergang zum Cönobitenleben, aus welchem sich das Mönchtum entwickelt hat.

Je mehr nämlich die Askese zu Extremen gesteigert wurde, um so mehr mußten besonnene Männer, die an der Spitze der Kirchenleitung standen, die Lebensweise der Asketen gegen Auswüchse zu bewahren und in einen der Kirche heilsamen, ordnungsmäßigen Entwickelungsgang hineinzuleiten suchen. Einsiedler waren es, die zuerst kleine Gemeinschaften (λαῦραι) bildeten, so daß mehrere Zellen von Einsiedlern in einem Kreise herum gebaut wurden, mit einer Kapelle in der Mitte. Das war die Vorstufe des Klosterlebens der Mönche.

Antonius, der Heilige, um 251 in Koma in der oberägyptischen Landschaft Thebais geboren, und Pachomius, um 292 ebenfalls in Thebais geboren, sind wohl die Hauptbegründer des Cönobitenlebens oder Mönchtums, das daraus entstand.

Mögen auch einzelne Anachoreten schon seit der decischen Christenverfolgung in die Einöde getrieben worden sein, so wurde doch erst durch die Verweltlichung der Kirche, welche seit Konstantin einriß, der asketische Trieb in großen Massen so stark, daß immer mehrere in

scheuer Weltflucht sich in die Einsamkeit zurückzogen. Auch Pachomius folgte diesem Zug der Geister und ging, als zwanzigjähriger Jüngling zum Christentum bekehrt, um nach der Palme der selbsterwählten Heiligkeit der Asketen zu ringen, in die Einsamkeit der Wüste. Mit Freudigkeit übernahm er die gewöhnlichen Entsagungen und Übungen der Einsiedler; erwarb mit seiner Hände Arbeit den knappen Lebensunterhalt und milde Spenden für die Armen, und lebte Jahre lang ein Leben des Gebets, am liebsten in der Einsamkeit einer Höhle der thebaischen Gebirge. Freilich reichte Pachomius mit seinen vergleichsweise milden Entsagungen nicht entfernt an den barbarischen Feuereifer anderer berühmter Asketen heran; nicht an die fromme Wut eines Amun, der sich täglich mit einem glühenden Eisen brannte, um sein Fleisch möglichst rasch zu töten; auch nicht an die erfinderische Selbstqual eines Makarius, der sich sechs Monate unbekleidet in einen Sumpf legte, um durch Schnakenstiche jede Regung der Fleischeslust zu verbannen!

Dafür aber trat Pachomius etwa um das Jahr 330 mit einer verständigen Einrichtung zur Verbesserung des Anachoretenlebens aus seiner Einsamkeit hervor, die ihm als dem Vater des eigentlichen Mönchtums, seinen Platz vor solchen Helden einer unmenschlichen Entsagung, an denen Ägypten so reich war, für immer sichert.

Er gründete nämlich, angeblich infolge göttlicher Offenbarung, auf der Nilinsel Tabennä das erste *κοινόβιον* (von *κοινὸς βίος* = gemeinsames Leben), d. h. ein Haus, in dem er Anachoreten zu sammeln suchte. Hatten diese zumeist jeder für sich allein und nach eigenem Gutdünken gelebt, so sollten sie nun in gemeinsamem Hause durch die Zucht von Vorstehern und feststehenden Regeln sich an ein gemeinschaftliches Leben gewöhnen, das in festen Formen und Ordnungen sich bewegen sollte.

Die Weiterbildung des Anachoretenlebens war zur geschichtlichen Notwendigkeit geworden, denn die Zahl der ägyptischen Anachoreten hatte sich schon zur Zeit des Pachomius unglaublich vermehrt und war noch immer mehr im Zunehmen. Schätzt doch Palladius, der Ägypten gegen Ende des vierten Jahrhunderts bereiste, die Zahl der dortigen Anachoreten und Mönche auf 26,000 Mann! Wenn nun auch für das erste Drittel des Jahrhunderts etliche Tausend abzuziehen sind, so bleibt doch die Masse noch so groß, daß einsichtsvolle Männer wohl dahin geführt werden mußten zu erkennen, daß diese Masse von Anachoreten müsse organisiert und einer streng gehandhabten Regel unterworfen werden, sollte sie selbst vor den tiefsten sittlichen Schäden und die Ordnungen der Kirche und des Staates vor drohenden Gefahren bewahrt bleiben. Denn der Müßiggang, auch der Frommen, ist eine fruchtbare Wurzel des Verderbens, und wie viel offenbare Arbeitsscheu und Rohheit, wie viel Elend und Armut, wie viel geistlicher Hochmut und Fanatismus mag sich damals neben einer reinen, wenn auch irrenden Frömmigkeit in der Wüste verborgen haben!

Mit seiner Einrichtung des Cönobiums ging Pachomius nur einen Schritt weiter als durch jene erste Einrichtung der Laura schon erreicht

war. Während in der Laura nur viele Einsiedler freiwillig in der unmittelbaren Nähe berühmter Asketen sich anbauten, um deren Beispiel nachzuahmen und in freiem Gehorsam ihrem Rat und ihren Vorschriften zu gehorchen, wobei das Haupt der Laura nur durch moralischen Einfluß die Gemeinschaft regierte, wurde durch Pachomius diese erste Einrichtung nun dahin verändert, daß der Vorsteher des Cönobiums mit gesetzlicher Gewalt ausgerüstet wurde, dem die Insassen des Hauses unbedingten Gehorsam schuldig waren. Eine strenge Regel ordnete die zu leistenden Übungen und Entsagungen, das Gebet und die Arbeit, die von jedem Gliede der Gemeinschaft gefordert wurden.

Seine Einrichtung fand den höchsten Beifall seiner Zeitgenossen; sein erstes Kloster füllte sich bald so sehr, daß er sich genötigt sah, noch acht Klöster in der Thebais anzulegen; diese gaben noch zu seinen Lebzeiten 3000 Mönchen Herberge, und Palladius berichtet, daß er im Mutterkloster allein 1400, in allen zusammen 7000 Mönche gefunden habe.—Schließlich ging auch die Einrichtung der Laura in die strengere, geregelte Form des Klosters über. — Auch die Frauenklöster verdanken dem Pachomius ihren Ursprung, der das erste derselben für seine Schwester am Ufer des Nil, nicht weit von Tabennä, gründete.

(Fortsetzung folgt.)

Zweck und Einteilung der Offenbarung Johannis.

Von P. L. Pfeiffer.

(Schluß.)

Mit dem Schluß des Kap. 11, 19 ist die Weissagung bis zum letzten Ende der jetzigen Weltzeit gekommen, wie auch V. 19 sagt, daß der himmlische Tempel geöffnet wird, und daß jene Blitze und Stimmen und Donner und Erdbeben und der zentnerschwere Hagel geschehen, welche nach der nähern Beschreibung in Kap. 16, 18—21 das bei Harmageddon versammelte Heer Apollyons treffen werden. Diese Menschen werden Blitz und Hagel mit dem Donner ihrer Geschütze und mit Gotteslästerungen beantworten; aber nun ist der auf ewig entscheidende, für die Gottlosen so furchtbare Augenblick der Ankunft Jesu gekommen, dessen nähere Beschreibung nachgeholt wird in Kap. 20, oder nach der gewöhnlichen unrichtigen Einteilung von Kap. 19, 11 an.

Die zweite Hälfte des Buches, Kap. 12—22, bringt die zur äußern Geschichte nötigen Bilder, Erläuterungen, Ergänzungen und Fortsetzungen, welche in der ersten Hälfte nicht beigesetzt wurden, um das Verständnis und die Übersicht zu erleichtern.

Der erste Teil der zweiten Hälfte, Kap. 12—18, bringt sieben Zeichen oder Bilder zur Erklärung der Kirchengeschichte. Diese sieben Bilder sind: 1. Die Himmelskönigin; 2. das „Tier“ mit seinem falschen Propheten; 3. das Lamm auf Zion mit den 144,000; 4. die sieben chronologischen Engel; 5. die Versammlung am krystallenen Meer; 6. die sieben Schalen

des Zornes Gottes ausgegossen über das Reich des „Tieres"; 7. die große Ehebrecherin (Porne). Von diesen sieben Bildern fügt sich der Zeit nach jedes an seinem Orte ein, dessen Erklärung es bezweckt. Sie stehen im engsten innern Zusammenhang zu einander. Sie stehen einander symmetrisch gegenüber: eins gegen sieben, die wahre Kirche gegen die falsche; zwei gegen sechs, das „Tier" gegen das Gericht über das Tier; drei gegen fünf, die Auswahl der 144,000 auf Zion gegen die Versammlung am krystallenen Meer. Endlich das vierte Bild in der Mitte enthält die sieben chronologischen Engel.

Der zweite Teil der zweiten Hälfte des Buches, von Kap. 19, 11 an bis Kap. 22, enthält die sieben Werke Christi nach seiner Wiederkunft. Diese sind: 1. Das Gericht über Apollyon; 2. Verschließung des Teufels in den Abgrund; 3. Aufrichtung des sabbathlichen tausendjährigen Friedensreiches; 4. Gericht über den Teufel und sein Heer (Gog und Magog); 5. allgemeines letztes Weltgericht; 6. neuer Himmel oder neues Jerusalem; 7. neue Erde.

Die sachliche Einteilung des Buches der Offenbarung Johannis ist demnach: 4mal 7 Stücke, nämlich: 1. sieben Gemeinden als Vorbilder der Kirchengeschichte und der kirchlichen Richtungen; 2. sieben Siegel, welche durch das Lamm eröffnet werden, wodurch die letzte Zeit der jetzigen Weltperiode vor Jesu Wiederkunft zu Ende gebracht wird; 3. sieben Bilder, die zur Ergänzung, Erläuterung und Fortsetzung der in der ersten Hälfte des Buches dargestellten Kirchen- und Weltgeschichte dienen; 4. die sieben Werke Christi nach seiner Wiederkunft.

Auf die Frage: Wozu der Herr die heilige Offenbarung seiner Kirche und auch uns gegeben hat? — sagt er uns in seinen letzten Reden (Luk. 21, 36): „So seid nun wachsam allezeit und betet, daß ihr würdig werden möget zu entfliehen diesem allem, das geschehen soll, und zu stehen vor des Menschen Sohn;" und im Buch der Offenbarung selbst (Kap. 1, 3; 16, 15; Kap. 22, 7): „Selig ist, der da vorliest und die da hören die Worte der Weissagung und behalten, was darin geschrieben ist." — „Siehe, ich komme als ein Dieb. Selig ist, der wachet und hält seine Kleider, daß er nicht bloß wandle und man nicht seine Schande sehe." — „Siehe, ich komme bald. Selig ist, der da hält die Worte der Weissagung in diesem Buch."

Die voranstehende sachliche Einteilung des Buches der Offenbarung ist auch zugleich die beste Erklärung desselben. Unter den vielen Erklärungen dieses Buches sind nur wenige richtig, und zwar darum, weil die Erklärer die richtige Einteilung nicht herausgefunden haben. Deshalb möchte ich etliche unrichtig erklärte und mißverstandene Stellen, nach Clöters Katechismus, kurz erklären.

Die Zahl des Antichrists 666. Offenb. 13, 18. Dort heißt es: „Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666." — Dieweil ausdrücklich gesagt ist, es sei eines Menschen Zahl, so ist von vorneherein

eine Berechnung von 666 Jahren ausgeschlossen. Wenn es eines Menschen Zahl ist, so ist 666 ein historisches Rechenexempel. Im Anfang des Kapitels ist die Rede von einem Tier mit sieben Häuptern und zehn Hörnern. Dies ist dasselbe Tier wie der große rote Drache mit sieben Häuptern und zehn Hörnern in Kap. 12. — Dieses Tier mit den sieben Häuptern und zehn Hörnern bedeutet die Welt und ihre Geschichte. Daniel, sechshundert Jahre früher, gab die Weltgeschichte unter dem Bilde von vier Tieren, deren viertes, ein greulicher Drache, zehn Hörner hat; das erste Tier ist einem Löwen gleich, das andere einem Bären; das dritte einem Pardel; das vierte ist ein Tier mit zehn Hörnern (Dan. 7). Was Daniel der Zeit nach vor sich sah, sieht Johannes hinter sich; deshalb kommt bei ihm e i n Tier, in der Gestalt eines Pardels, mit Löwenfüßen und mit eines Löwen Mund, das außerdem von dem vierten Tier die zehn Hörner hat; denn bei ihm ist aus den vier Tieren e i n e s geworden. Außerdem hat das Tier sieben gekrönte Häupter, welche laut Kap. 17, 9. 10 nicht gleichzeitig sind, sondern nacheinander kommen. Die ersten vier Häupter sind die Gründer der vier alten Weltmonarchien, der babylonischen, persischen, griechischen, römischen: Nebukadnezar, Cyrus, Alexander der Große und Augustus. Das vierte Haupt, Augustus, oder die altrömische Weltmonarchie, ward tödlich wund (Kap. 13, 3) durch Zerstörung des römischen Reiches im Jahr 476 nach Chr. Im Jahr 800 nach Chr. wuchs das Haupt wieder als fünftes, da Karl der Große deutsch-römischer Kaiser ward. Dieses fünfte Haupt, das neu-römische Reich, ist gefallen im Jahr 1806. Da ist der Zeitpunkt, von dem es Kap. 17, 10 heißt: „Die Fünfe sind gefallen.“ Das sechste, das siebente und das achte Haupt, welche noch hinzukommen, gehören zusammen, was durch das Zahlzeichen 666, statt 6, 7, 8, ausgedrückt ist; sie gehören in die Siebensiegelzeit; es ist Napoleon I., Napoleon II. (der sogenannte III.) und ein künftiger Napoleon, welcher das achte Welthaupt, der eigentliche Antichrist sein wird. Die Franzosen erwarten ganz bestimmt einen Napoleon als Kaiser, der dieselbe oder eine noch größere Rolle spielen wird als Napoleon I. Derselbe wird wohl endlich unter denselben Umständen auftreten und zu Macht und Herrschaft gelangen wie seine beiden Vorgänger. Die Zeichen der Zeit weisen deutlich genug auf die baldige Erscheinung desselben hin. — Diese Zahl 666, da drei Sechse nacheinander stehen, ist für uns ganz nur als Zeichen zu nehmen. Denn wie anders hätte der heilige Geist für unsere Zeit sicherer dies Zeichen geben können, als durch das damals mit Buchstaben geschriebene Wort: Sechshundertsechsundsechzig; und wie hätte er besser den Sinn des Zeichens vor der damaligen Welt, welche die jetzt gebräuchlichen Zahlzeichen nicht kannte, verbergen können? Drei Sechse sind erstens die Zählung des Namens dieser Häupter: Napoleon I. II. III., und zweitens die Zählung eines Menschen, weil Napoleon I. der sechste Weltmonarch nach dem Vorgang von Nebukadnezar, Cyrus, Alexander, Augustus und Karl dem Großen ist.

Was bedeutet das große Zeichen, die Himmelskönigin mit der Krone von zwölf Sternen, mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen? (Kap. 12, 1). — Es ist die Gemeinde der Heiligen aller Zeiten, deren Krone die zwölf Stämme Israels und die zwölf Apostel sind. Die Sonne ist die himmlische Herrlichkeit, mit der sie bekleidet ist, und den Mond, die irdische Herrlichkeit, hat sie unter sich gebracht.

Wer ist der Sohn, den die Himmelskönigin, die Gemeinde der Heiligen, gebiert, und den der Drache verschlingen will? (Kap. 12, 2). — Es ist wohl niemand sonst als Christus, wenn man die eiserne Rute Kap. 12, 5 mit der eisernen Rute Kap. 19, 15 vergleicht, aber der Christus explicatus. — Wenn nun gesagt wird, daß die Gemeinde der Heiligen, d. i. die Himmelskönigin, den männlichen Sohn gebiert, wie er denn zu seiner Zeit von Maria geboren wurde, so ist damit nicht in Abrede gestellt, daß in der letzten Zeit die Kirche Christi abermals unter großen Wehen einen solchen Sohn gebären wird, der vermutlich ein Kollektiv-Begriff ist, d. h. er wird bestehen aus einer ganzen Schar auserwählter Zeugen, in welchen Christus eine vollkommene Gestalt gewinnt, und welche nach abgelegtem Zeugnis lebendig zu Gott aufgenommen werden. Möglicherweise sind auch darunter nur die zwei Zeugen, Offenb. 11, verstanden (ein wiedergekommener Moses und Elias). Keinesfalls darf sich jemand selbst vermessen, daß er ein solcher ausgezeichneter Sohn sei und deshalb werde lebendig zu Gott entrückt werden (wie z. B. die Irvingianer und andere von sich glauben und lehren). Das Sonnenweib, oder die Gemeinde Gottes, wird nicht zu Gott entrückt vor dem Ausbruch des letzten Zornes, weil Offenb. 12 der Unterschied gemacht ist, daß sie entflieht in die Wüste, d. h. an einen bisher unkultivierten Ort. — Über die Geburt des Sohnes sagt Oetinger, Murrhardter Predigtbuch, am Christfest, folgendes: „Der Endzweck des Menschen ist, daß Jesus Christus den Menschen erfülle, und daß mit Christus alles zu einem Leben und Leib geboren werde, daß die vielen Kräfte in der höchsten Verschiedenheit eine zusammengeborene Sache werden. Daher muß auch Christus geboren werden in der großen Gemeinde, in dem männlichen Sohn, nicht nur geistlich, sondern leiblich."

Welches Land wird der Gemeinde des Herrn in der letzten Zeit als Zuflucht dienen vor dem Wüten des Antichrists? Manche denken, es sei Amerika; allein die Interessen dieses Landes sind so enge mit den Ländern Europas verknüpft, daß es auch in den kommenden Kriegs- und Revolutionsstürmen in Mitleidenschaft gezogen werden wird. Wahrscheinlich ist es das asiatische Rußland, das jetzt erst durch den Bau der transasiatischen Eisenbahn der Kultur erschlossen wird. Nach Ezechiel 38 und 39 wird Ros, Mesech und Tubal, d. i. Rußland, Moskau, Tobolsk, erst nach langer Zeit, d. i. nach Vernichtung des Widerchrists und nach Verfluß des sabbathlichen tausendjährigen Friedensreiches heimgesucht werden, während die

Heimsuchung, vor welcher die Gemeinde fliehen soll, wahrscheinlich nur die Bestandteile des alt- und neurömischen Weltreiches treffen wird (die Ökumene oder alles, was irgendwie einmal römisch war). Auch können noch andere Heidenländer gemeint sein. Der heilige Geist wird das zu seiner Zeit offenbaren.

Nach Stillings Heimweh-Buch würde Bochara und Samarkand, das von Rußland eroberte Turkestan in Mittel-Asien, der Bergungsort werden. Dort würde die Brüdergemeinde derer, die auf das Kommen des Herrn Jesus warten, die Gemeinde Philadelphia (Offenb. 3, 7—12) unter Rußlands Schutz, eine Bleibstätte während der antichristlichen Trübsalszeit finden.

Bis jetzt sind die Verhältnisse im ganzen russischen Reiche nicht dazu geeignet, evangelische Christen Europas zur Auswanderung zu veranlassen. Wenn Rußland von der Vorsehung dazu bestimmt ist, der evangelischen Christenheit Europas zur letzten Zeit Schutz und Bergung zu gewähren, so wird es noch viel zu leiden haben; denn ohne schwere Leiden wird es nicht willig sein, diese Aufgabe zu erfüllen. Dies mag die einzige wichtige Mission sein, die Rußland in jener großen, entscheidungsvollen letzten Zeit zu lösen hat. Nachher wird Rußland eben Rußland bleiben; ja, es wird am Ende des tausendjährigen Reiches eines jener Völker sein, des Gog und Mogog, welche sich durch den aus dem Abgrund losgelassenen Teufel zum Ansturm gegen das Heerlager der Heiligen (Offenb. 20, 7—9) verführen lassen. — „Was nicht ist, kann noch werden,“ sagt das Sprichwort. Die Geschichte der nächsten Jahrzehnte wird Dinge zur Entwickelung bringen, die die ungläubige Welt in Erstaunen versetzen werden.

Die Schrift des Chrysostomus: „Über das Priestertum.“

Nach Dr. H. Jakoby: Die praktische Theologie in der alten Kirche.

Wer sich die kirchliche Litteratur der ersten drei Jahrhunderte vergegenwärtigt, die Themata, denen sie gewidmet ist, die Ausführung, die ihnen zuteil wird, erkennt die Vielseitigkeit der Interessen, welche die Christenheit damals bewegten. Sie ist von dem Verlangen erfüllt, den Lehrgehalt des Evangeliums zu erfassen und darzustellen, seine Wahrheit vor der heidnischen oder jüdischen Welt zu rechtfertigen, vor häretischen Entstellungen zu schützen. So bildet sich eine theologische Litteratur, die der Lehrentwickelung dienen will. Andere Schriften tragen einen ethisch-pastoralen Charakter. Sie wollen Mißstände im Gemeindeleben beseitigen, um des Glaubens willen Leidende aufrichten und ermuntern, sittlich Gefährdete schützen, allen die Herrlichkeit des christlichen Lebensideals vor Augen führen und ihr Streben auf die Verwirklichung desselben lenken. Bald sind es amtliche, bald private Schriften, welche diese seelsorgerliche Aufgabe erfüllen; bald wollen sie Schreiben an einzelne Persönlichkeiten oder Gemeinden eine geschichtlich gegebene Situation klären und beleuchten, bald ist es ein umfassenderer Leserkreis, auf den sie rechnen, geschichtliche Urkunden

jene, freie litterarische Erzeugnisse diese. Eine dritte Schriftengruppe endlich stellt Ordnungen der Verfassung und des Gottesdienstes dar, sei es bestehende, ihren rechten Vollzug zu sichern, sei es nur in der Vorstellung des Verfassers und seiner Gesinnungsgenossen lebendige, um sie, durch eine frei gewählte hohe Autorität geschmückt, zur Einführung zu empfehlen.

Bei dieser Vielseitigkeit in den Bestrebungen und in der litterarischen Produktion der alten Kirche kann es befremden, daß wir vergeblich nach Schriften suchen, welche die Thätigkeiten der Kirche in ihrem innern Zusammenhange und in ihrer innern Begründung darstellen, nach Schriften, die dem Gebiet der praktischen Theologie angehören. Und doch ist dieser Ausfall begreiflich, wenn wir uns die Bedürfnisse und Aufgaben der Kirche der ersten drei Jahrhunderte vergegenwärtigen. Es war die wichtigste und vor allen andern zu erfüllende Pflicht der Kirche, die Heilswahrheit des Evangeliums den Angriffen der nichtchristlichen Welt und der Häresie gegenüber zu verteidigen; sie mußte sodann für das christliche Lebensideal eintreten, für die Bildung und Befestigung christlicher Sitte, vor den Versuchungen heidnischer Lebensführung bewahren; sie mußte endlich Ordnungen des Gottesdienstes und der Verfassung schaffen. Ehe diese bis zu einem relativen Abschluß gekommen waren und eine gewisse Festigkeit erlangt hatten, konnte eine zusammenhängende, eingehende Darstellung der Thätigkeiten, in denen das kirchliche Leben sich auswirkt, ein Versuch, die Gesetze derselben zu bestimmen, kaum entstehen. Diese, auch nur relative, Festigung kirchlicher Organisation, hat nicht gleichen Schritt mit der Bildung christlicher Sitte und der Feststellung kirchlicher Lehre*) gehalten, sondern ist ihr gefolgt. Und so konnte sich auch das litterarische Interesse früher der christlichen Lehre und Sitte als dem Versuch, die kirchliche Organisation und ihre Funktionen zu begreifen, zuwenden.

Man pflegt als erste Darstellung eines praktisch-theologischen Themas und so als Eröffnung der Geschichte der praktischen Theologie die Schrift des Chrysostomus περὶ ἱερωσύνης zu betrachten. Und gewiß mit gutem Grunde, insofern dieselbe das erste praktisch-theologische Werk ist, welches, in gleicher Weise nach Inhalt und Form ausgezeichnet, die Anerkennung eines ihm eigenen bleibenden Werts in Anspruch nehmen darf. Doch darf nicht übersehen werden, daß es sich an eine ältere Schrift des Gregor von Nazianz anlehnt und von ihr abhängig ist. Doch mag es uns gestattet sein, vorher einleitend einer kleinen andern Schrift zu gedenken, die etwa zwei Jahrzehnte später verfaßt ist. Es ist der Brief des Gregor von Nyssa an Letojus, Bischof zu Melitine, auf den wir zuerst unsern Blick lenken.†)

Wenn dieser Brief in der That leistete, was er verheißt, so müßte ihm eine hervorragende Dignität zuerkannt werden. Er will eine

*) Nicht im Sinne des theologischen Dogmas, sondern im Sinne der evangelischen Heilswahrheit.

†) Letojus wurde 381 Bischof von Melitine.

psychologisch begründete Theorie der Kirchenzucht darstellen; aber er erregt leider Erwartungen, die er nicht erfüllt.

Die Arbeit Gregors von Nazianz ist der erste Versuch der alten Kirche, das Ideal des Priestertums zu entwickeln. Er darf als solcher die Milde der Beurteilung in Anspruch nehmen, welche alle Schriftsteller zu fordern berechtigt sind, die als erste ein neues Arbeitsfeld bebauen. Die objektive Schätzung kann dennoch die Mängel der Schrift nicht übersehen. Sie liegen formell in der Breite und Überladenheit der Darstellung, wie sie der Rhetorik dieser Zeit überhaupt eigen ist, inhaltlich in der Allgemeinheit der Betrachtung, welche die einzelnen konkreten Aufgaben des Seelsorgers nur flüchtig berührt.

Nach beiden Seiten übertrifft das Werk des Chrysostomus bei weitem seine Vorlage. Es darf trotz mannigfacher Anlehnung an Gregor als eine selbständige und als eine hervorragende Leistung angesehen werden.

Des Chrysostomus sechs Bücher *περὶ ἱερωσύνης* erschienen wohl in den siebziger oder achtziger Jahren des vierten Jahrhunderts; für eine sichere Zeitbestimmung fehlen ausreichende Grundlagen. Sie tragen einen ausgeprägt subjektiven Charakter. Es sind zu einem Teil Konfessionen. Die Darstellung bewegt sich in der Kunstform des Dialogs, die freilich nicht so durchgeführt ist, wie diese es verlangt. Nicht der Dialog, sondern der Monolog überwiegt. Chrysostomus verteidigt seinem Freunde Basilius*) gegenüber die trügerische List, durch die er sich der priesterlichen Weihe**) entzog, während er dadurch zugleich den Freund verlockte, dem Ruf zum Priestertum zu folgen.

In der hohen Würde des priesterlichen Amtes, in den großen und schweren Aufgaben desselben auf der einen, in der eigenen Schwäche und Ohnmacht auf der anderen Seite sucht Chrysostomus die Rechtfertigung seiner ablehnenden Haltung, während er in der inneren Befähigung des Basilius zur Gemeindeleitung die ausreichende Begründung seines Verhaltens ihm gegenüber erkennt.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst den Gang der Darstellung. Auf den Inhalt des ersten Buches näher einzugehen, dürfen wir verzichten, da es nur einleitenden Charakter hat. Es wird der Anlaß des Dialogs dargelegt und das Verfahren des Chrysostomus gegen seinen Freund von dem allgemeinen Gesichtspunkt aus verteidigt, daß die Anwendung von List in gewissen Fällen zulässig sei. Will das erste Buch vor allem erhärten, wie recht Chrysostomus gethan hat, auch wider seinen Willen

*) Nach Montfoucon, dem Schröckh und Schaff folgen, war dieser Basilius der Bischof von Raphanea in Syrien, der an der Synode von Konstantinopel 381 teilnahm. Aber sind wir verpflichtet, an eine bestimmte historische Persönlichkeit zu denken, kann dieser Basilius nicht eine fingierte Person sein? Oder ist, wie Cramer es für möglich hält, Basilius ein Pseudonym, hinter dem sich ein Freund andern Namens verbirgt, gewählt, aus Zartgefühl? Oder, wir halten auch dies nicht für unmöglich, ist Name und Vorgang selbst schriftstellerische Fiktion.

**) Die Lesart *ἐπισκοπῆς* ist besser bezeugt, aber die Lesart *ἱερωσύνης* entspricht besser dem Thema; übrigens treten für sie vier Handschriften ein.

Basilius zur Annahme des priesterlichen Amtes zu bestimmen, so wollen die folgenden Bücher vorzugsweise die ablehnende Haltung des Chrysostomus selbst verteidigen. Es war die Liebe zu Christus, die ihn leitete. Sie mußte ihn hindern, ein Amt zu übernehmen, welches er nicht ohne Schädigung der von Christus so unendlich geliebten Gemeinde hätte verwalten können (II, 1—6). Ein zweites Motiv, die angetragene Würde zurückzuweisen, war des Chrysostomus Jugend und vornehme Stellung. Man würde ihm, wäre er dem Rufe gefolgt, vorgeworfen haben, durch Schmeichelei oder wohl gar durch Bestechung in das priesterliche Amt gekommen zu sein. Gegen solche Verleumdungen würde er sich nicht zu schützen vermocht haben, zumal er bei seiner Jugend und Unerfahrenheit gewiß so manche Mißgriffe gethan hätte. Der Vorwurf also, seine Wähler gekränkt zu haben, könne nicht mit Grund gegen ihn erhoben werden (II, 7. 8). Ebenso wenig dürfe man ihn beschuldigen, er habe sich aus Ehrgeiz zurückgezogen; hätte dieser ihn erfüllt, dann hätte er nach der priesterlichen Würde, die an Glanz und Herrlichkeit die königliche überragt, streben müssen (III, 1–6). Vielmehr hat ihn die Größe der Aufgaben und Kämpfe, der Gefahren und Versuchungen, die mit dem priesterlichen, zumal mit dem bischöflichen Amt*) verbunden sind, zurückgehalten (III, 7—17). Und mußte ihn nicht auch der Gedanke an die Strafe schrecken, die seiner warte, wenn er den Anforderungen des übernommenen Amtes nicht genüge, der er auch dann nicht entgehen könne, wenn er widerwillig die Wahl angenommen (IV, 2)?

Hier tritt nun eine Wendung in der Darstellungsweise ein, das subjektive Element schwindet und wird durch objektive Ausführung ersetzt, die den Rest des vierten Buches und das ganze fünfte erfüllen. Ihr Gegenstand ist die Beredsamkeit im Dienste des Evangeliums. Man spürt es, der griechische Rhetor redet jetzt und verweilt mit Vorliebe bei der früher geübten Kunst, aber nicht der heidnische Rhetor, der um die Gunst der Menge buhlt, sondern der christliche Rhetor, dem es nur um das Urteil Gottes zu thun ist, nimmt das Wort. „Es ist ihm eine ausreichende Entschädigung für seine Mühen und von allen die größte, wenn er sich dessen bewußt sein kann, zum Wohlgefallen Gottes seine Belehrung verfaßt und geordnet zu haben" (V, 7).

Im sechsten, letzten Buch kehrt der Verfasser zur früheren Darstellungsweise zurück und bezeichnet die große Verantwortlichkeit, die das Priestertum in sich schließe, infolge deren sein Inhaber nicht bloß für die eigenen, sondern auch für die Sünden der Gemeinde eintreten müsse, so daß doppelte Strafe seiner warte, als zureichenden Grund für die Zurückweisung der priesterlichen Würde. Mit schmeichelhaften Worten für Basilius, dessen Herz durch die Darlegungen des Freundes schwer belastet ist, und mit dem Versprechen, ihn nach Kräften zu trösten, schließt die Schrift.

*) Chrysostomus redet überwiegend vom Priestertum, vereinzelt vom bischöflichen Amt, in dem das Priestertum seine vollkommene Herrlichkeit entfaltet.

Man erkennt einen gewissen Fortschritt in der Ausführung, gewisse Nuancierungen in der Motivation bedingen denselben, doch überall tritt als Leitmotiv in den mannigfaltigsten Variationen das Thema von der Hoheit, Würde, Schwierigkeit und Gefahr des Priestertums hervor, dessen Aufgaben die Kraft des Chrysostomus nicht gewachsen sei.

Die Thätigkeit des Priesters, der Chrysostomus zuerst gedenkt, betrifft die Seelsorge am Sünder. Er vergleicht sie, der Vorlage in der Schrift Gregors folgend, mit der ärztlichen Kunst. Der Hirt der Gemeinden muß Diagnost sein. Unzähliger Augen bedarf er, um allseitig den Seelenzustand der Pfleglinge zu beobachten. Hier tritt ihm Verzweiflung, dort Nachlässigkeit entgegen. Und hat er eine Bürgschaft, daß sich der Kranke die Kur gefallen läßt? Sind wir doch, wie der Apostel sagt, nicht Herren des Glaubens, sondern Gehilfen der Freude der Gemeinden (2 Kor. 1, 24). Steht es doch Christen nicht zu, in gewaltthätiger Weise das Werk der Besserung auszuüben, sind sie doch ausschließlich an das Mittel der Überredung gewiesen! Denn Gewalt gegen die Sünde anzuwenden, ist nicht erlaubt; aber wäre es auch gestattet, wir müßten darauf verzichten, Gott krönt nicht die, welche gezwungen, sondern nur die, welche in freier Entschließung sich des Bösen enthalten (II, 3). Und mit welcher pädagogischen Vorsicht muß der Priester zu Werke gehen? Verfährt er zu milde, so mindert er vielleicht die Sünde, aber scheidet sie nicht aus; übt er aber keine Schonung, so entzieht sich der Sünder völlig der Pflege. Man darf daher nicht einfach nach der Schwere des Vergehens das Maß der Strafe bestimmen, sondern muß auch die Gesinnung des Sünders in Erwägung ziehen. Es gibt Persönlichkeiten, die nur durch eine zarte und allmählich fortschreitende Pädagogie gewonnen werden können, während sie, sobald von ihnen verlangt wird, die ganze sittliche Aufgabe sofort zu lösen, sich zurückziehen und allen ferneren Besserungsversuchen einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen (II, 3. 4).

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die „New Yorker Synode" hat in ihrer letzten Versammlung beschlossen, in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung (Leipzig) durch ihren Präses eine Abmahnung gegen den Zuzug von Pastoren zu veröffentlichen. Derselbe hat nun in der genannten Kirchenzeitung ausführlich dargelegt, daß und warum man weitere Kräfte für das geistliche Amt—wenigstens in der „New Yorker Synode" —nicht bedürfe. Er sagt:

„In meinem Präsidentenberichte sah ich mich genötigt, darauf hinzuweisen, daß seit Herbst vorigen Jahres 21 Stellengesuche bei mir eingegangen waren, die fast sämtlich unberücksichtigt bleiben mußten. Ich erlaube mir, den betreffenden Passus des Berichtes hier anzuführen: „Ich fühle mich gedrungen, der Synode mitzuteilen, daß mir seit vorigen Herbst 21 Stellengesuche zugegangen sind, die ich nicht zu berücksichtigen imstande war. Darunter waren sehr würdige und wackere Brüder aus unserer eigenen Synode, die es

schließlich den Beamten fast zum Vorwurfe machten, daß es (beim besten Willen) nicht gelang, ihnen Unterkunft zu verschaffen. Einigen wenigen ist es, auch erst nach langem Harren, gelungen, ein zuweilen mehr als bescheidenes Plätzchen zu finden. Daß ich wieder einem unserer Benefizianten Erlaubnis geben mußte, einen Ruf aus Pennsylvanien anzunehmen, ist auch ein Zeichen, daß wir keinen Mangel an Predigern haben. Dieselbe Erfahrung habe ich aber zu meinem Leidwesen bereits während meines ersten Amtstermins als Synodalpräses machen müssen, und mein Vorgänger im Präsidentenamte hatte dieselbe Klage: Viele Applikationen und wenig oder keine Vakanzen. Die Herren Konferenzpräsidenten wissen auch davon zu sagen. Es sollte darum doch deutlich ausgesprochen werden (denn wenn es der einzelne auch thut, so wird er von mancher Seite flugs tendenziöser Entstellung und parteiischer Färbung beschuldigt), wie die Sachen jetzt—und schon seit ein paar Jahren — bei uns stehen, damit nicht unter dem falschen Eindrucke, als wären wir in großer Verlegenheit um Prediger, durch noch mehr Zuzug noch mehr Überfluß geschaffen werde". Daraufhin beschloß die Synode, daß ich in der „Allgem. ev.-luth. Kirchenztg." eine Warnung ergehen lassen sollte.

Schon vor mehreren Jahren (1891) hatte mir die „Allgem. ev.-luth. Kirchenztg." ihre Spalten einmal geöffnet, und ich habe damals in fünf Artikeln (No. 39—41) ausführlich davon geredet, daß es mit der sogen. „Predigernot" hierzulande nicht so überaus schlimm sei, wie man vielfach anzunehmen geneigt war und noch ist; habe auch alles, was ich damals darüber — einfach den Thatsachen gemäß—schrieb, begründet und belegt. Trotzdem mußte ich wegen jener Artikel mir manche Angriffe und Verdächtigungen gefallen lassen, als seien sie aus persönlichen Gründen hervorgegangen und mir sei daran gelegen, Zufluß aus Deutschland fernzuhalten. Nachdem mich aber das Vertrauen der Brüder zum zweitenmale an die Spitze der Synode gestellt hat (der Synodalpräses wird bei uns auf je drei Jahre gewählt) und ich nun wiederum und zwar in verstärktem Maße dieselbe Erfahrung habe machen müssen, wie vor fünf bis sechs Jahren, sah ich mich im Gewissen gebunden, nochmals und amtlich auf diesen Übelstand hinzuweisen. Die allgemeine Zustimmung der Synode und der einstimmige Beschluß, der mich beauftragt, eine Warnung zu erlassen, wird hoffentlich zu meiner Rechtfertigung und zum Beweise dafür dienen, daß ich die Verhältnisse richtig geschildert habe. Die damals angeführten Thatsachen reden heute lauter denn je. Da auch im alten Vaterlande die Theologen zur Zeit sehr zahlreich vorhanden sind, so kommen desto häufiger Anfragen von Studenten, Kandidaten und Pastoren, die hier unschwer Stellung zu finden meinen und in totaler Unkenntnis hiesiger kirchlicher Verhältnisse vom Synodalpräses erwarten, daß er ihnen ohne weiteres Anstellung an einer zusagenden Gemeinde verschaffen kann. Dabei werden denn nicht selten ganz detaillierte und erstaunliche Wünsche angegeben.

Ich will darum hier erklären, daß bei uns die Synodal- resp. Konferenzbeamten (unsere Synode zerfällt in vier Konferenzen, drei deutsche und eine englische, und dem Konferenzpräsidenten steht zunächst die Versorgung vakanter Gemeinden zu, allerdings mit Kenntnis und Einwilligung des Synodalpräses) zwar einer vakanten Gemeinde einen Pastor oder Kandidaten empfehlen, daß aber die Gemeinde sich durchaus nicht immer an die Empfehlung hält, sondern oft genug ihre eigenen Wege geht oder aber andere Empfehlungen nachsucht. So liegt es also ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit, einem Stellensucher übers Meer auf Monate voraus zu sagen, ob er hier Unterkunft finden werde und was für welche. Zur Zeit muß die Antwort eben dahin

lauten, daß die Aussichten auf eine Pfarre hier sehr unsicher sind, so sehr, daß man mit gutem Gewissen keinem Kandidaten oder Pastor raten kann, herüber zu kommen. Wenigstens nicht ohne solche Mittel, daß er längere Zeit warten kann, ohne in Not zu geraten.

Freilich ist es wahr, daß selbst hier im Osten an vielen Stellen Missionen angefangen werden könnten — aber dazu fehlen eben die nötigen Mittel, zumal bei den seit Jahren schon so schlechten Zeiten, wobei Arbeitslosigkeit oder geringer Verdienst, Geschäftsstockung und Geldknappheit unsere Kirchen- und Synodalkassen aufs empfindlichste beeinflußt haben. Ohne bedeutende Zuschüsse aber (wenigstens für die ersten paar Jahre) können solche Missionen nicht in Angriff genommen werden. Darum hat dergleichen auch nur ganz vereinzelt geschehen können und nur einzelne junge Leute, die mit sehr wenig auszukommen imstande waren, konnten solche Posten annehmen.

Hinzufügen möchte ich noch, daß von Altersversorgung, Pension oder Versorgung der Pfarrwitwen und -Waisen leider überdem so gut wie gar nicht die Rede ist. Alle Bemühungen und wohlgemeinten Versuche in der Richtung haben bis jetzt nur ganz minimale Resultate ergeben: Sorge statt Versorgung.

Noch erübrigt, die bedauerliche Thatsache zu konstatieren, daß in den letzten paar Jahren, leider auch in ganz deutschen Gemeinden, eine Strömung eingerissen ist, die vom Pastor nicht nur eine allgemeine Kenntnis der englischen Sprache verlangt (das ist ja ganz begreiflich und billig, wo Englisch die Landessprache ist), sondern auch, unbilliger und unnötiger Weise, die Fähigkeit, eventuell auch englisch zu predigen (etwa in den Sonntagabend-Gottesdiensten). Freilich haben solche englischen Sonntagabend-Gottesdienste sich andererseits auch wieder vielfach als unpraktisch und unerwünscht für deutsche Gemeinden herausgestellt. Aber ein erschwerender Umstand ist eine solche Forderung immerhin für den deutschen Prediger. A. Richter, Synodalpräses."

Hoboken, New Jersey, den 19. Juli 1897.

Dieselbe Sache, nur in anderer Form, ist neuerdings auch wieder in der englischen kirchlichen Presse verhandelt worden. Es ist hier nicht die Schwierigkeit des Hineinkommens in den Kirchen- und Gemeindedienst, sondern die Schwierigkeit des Darinbleibens, die hier zur Sprache kommt.

Anlaß dazu hat ein Artikel des Dr. Th. Cuyler im „Evangelist" gegeben, der selber wieder durch den Tod eines Pastors veranlaßt war, von welchem Dr. Cuyler sagt, er sei ein „hervorragender und ausgezeichneter Diener des Evangeliums gewesen, der in den letzten Jahren seines Lebens keine Kanzel gehabt habe, die er seine eigene nennen konnte." Er habe immer noch so gut predigen können wie früher und sei ebenso kräftig in allem gewesen, was zu einem brauchbaren und erfolgreichen Pastor gehöre. Aber er wurde beiseite geschoben einzig und allein, weil er zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt war.

Dr. Cuyler spricht sich über die Sache im allgemeinen in folgendem Sinne aus: Der einzige Grund, warum dieser und manche andere ebenso gute und begabte Pastoren beiseite geschoben werden, ist jenes willkürliche und abscheuliche Gesetz der Beschränkung, das man auf keinen andern — weder geistlichen noch weltlichen — Beruf anwendet, außer den der Predigt des Evangeliums. Dieses satanische Gespenst, bekannt als die "dead-line," scheint sich in keinen andern Beruf einzudrängen. Diejenigen, welche gegen die Berufung eines Pastors an eine Kirche Widerspruch erheben, weil er älter als fünfzig Jahre ist, werden wahrscheinlich sagen, daß das Nervensystem und die geistigen Kräfte der Pastoren in diesem Alter leicht Zeichen der Erschöpfung aufweisen und daß

es darum sehr gewagt sei, jemand in diesen Jahren an eine neue Stelle zu berufen. Nach dieser miserablen materialistischen Theorie liegt die wirkliche Kraft eines Gesandten Christi nicht in seiner Bibelkenntnis, nicht in einem christlichen Charakter, oder in einem heiligen Eifer, einer gereiften Erfahrung und in dem Wohnen des heiligen Geistes in ihm, sondern in den Nerven und Zellen des Gehirns u. s. w. „Der alte Paulus" würde nicht die mindeste Aussicht auf einen Ruf haben. Manche dieser Kirchen, welche die Vorteile langer Thätigkeit, reifer Erfahrung und reifen Urteils mißachten, sind sofort bereit, ihre bedeutungsvollen geistigen Angelegenheiten irgend einem unerfahrenen Jüngling anzuvertrauen, der eben erst seine Licenz bekommen hat. Die Kirchen sollten sich aber merken, daß es nicht leicht sei, die fähigsten jungen Leute zum Eintritt in das Predigtamt zu bewegen, und wenn es eine solche willkürliche Grenze gebe, deren Überschreitung jeden Pastor von einer Berufung an eine Gemeinde ausschließe, wenn er zwanzig oder dreißig Jahre Erfahrung habe, dann werde kein junger Mann, der Überlegung und Selbstachtung habe, in das Predigtamt eintreten.

Diese Äußerungen haben verschiedenen kirchlichen und weltlichen Blättern Anlaß gegeben, auch auf den Gegenstand einzugehen. Merkwürdig ist, daß gerade kirchliche Blätter die Thatsache zwar nicht in Abrede stellen, aber doch es als nicht sicher darzustellen suchen, daß Pastoren bloß deswegen keinen Ruf mehr bekämen, weil sie alt seien. Ein solches Blatt meint sogar ganz naiv, daß der beste Weg, diesem Übel abzuhelfen, der sei, daß man überhaupt nicht davon rede, denn durch das Reden darüber werde es erst erzeugt. Mode regiere einmal die Welt. Jede Klage über die "dead-line" sei eigentlich nur die Erklärung, daß es nicht fashionabel sei, einen alten Mann als Pastor zu berufen. Es sei kein Wunder, wenn sich die Gemeinden der Mode, die man ihnen auf diese Weise zum Bewußtsein bringe, anpaßten, um fashionabel zu erscheinen.

Ein anderes kirchliches Blatt nimmt diese Sache bedeutend ernster, indem es dieselbe als das sprechendste Zeichen der Entartung der Kirchen bezeichnet.

Ein weltliches Blatt weist auf die sonderbare Erscheinung hin, daß man die "dead-line" nur im modernen kirchlichen Leben kenne. In der Rechtspraxis, in der Medizin, im Geschäft und im öffentlichen Leben bringe das Alter einen Mann vorwärts und in keinem andern Beruf werde ein Mann von fünfzig Jahren als zu alt angesehen. Bloß im Predigtamt erlange einer die begehrenswerteste Stelle, wenn er frisch in dasselbe eintrete und finde sich als veraltet beiseite geschoben, wenn andere Leute noch als jung oder in der Blüte des Lebens stehend bezeichnet würden. Das von Dr. Cuyler bezeichnete Gegenmittel werde nicht viel helfen, denn die Jugend sehe eben nicht leicht in die ferne Zukunft. Wenn ein Mann von fünfundzwanzig Jahren in eine gut bezahlte Stelle einspringen könne, dann werde er schwer zu überzeugen sein, daß die Leute einen Mann von seinen Fähigkeiten nicht immer hören wollen. Die "dead-line" sei schon lange genug sichtbar gewesen und doch gebe es immer noch mehr Geistliche als Gemeinden.

Wie rührig die römische Propaganda ist und wie sie je nach Umständen in aller Stille oder mit viel Lärm und Klappern, wenn ihr das das Vorteilhafteste erscheint, ihr Werk zu betreiben versteht, davon liefert namentlich der Norden Europas anschauliche Bilder. Das eigentliche Ziel dieser Bestrebungen, für die das römisch-katholische Kirchentum eigentlich nur das Mittel und das Aushängeschild bietet, ist doch immer die politische Beherrschung der Regierungen und die finanzielle Ausbeutung der Regierten zu Gunsten des Kle-

rus, der Klöster und des Vatikans. In Belgien ist man auf diesem Wege schon sehr weit gekommen; an dem Ziel, das sich freilich der Ultramontanismus gestellt hat, ist man noch nicht ganz. Unter der klerikalen Regierung ist sowohl die Zahl der Klöster wie ihrer Insassen, namentlich aber der Betrag des Klostervermögens ganz ungeheuer gewachsen.

Nach der „Gaz." waren es im Jahre 1846 erst 137 Männerklöster mit 2051 Mönchen und 642 Frauenklöster mit 9917 Nonnen. Der Reichtum der Männerklöster wurde auf 198 Mill. Franks, der der Frauenklöster auf 444 Mill. Franks, also insgesamt auf 642 Millionen Franks geschätzt. Am 31. Dezember 1896 dagegen besaß Belgien 244 Klöster für Ordensgeistliche mit 4858 Mönchen, ihr Vermögen betrug 539 Millionen Franks, und 1498 Frauenklöster mit 26,228 Nonnen, ihr Vermögen stellte sich auf 1,118,000,000 Franks. Hiernach hatten am 31. Dezember 1896 die belgischen Klöster ein Gesamtvermögen von einer Milliarde und 657 Millionen Franks. Das Blatt bemerkt, daß das wirkliche Vermögen der Klöster diese Summe noch übersteigt, da viele Vermögensstücke jeder Nachforschung entgehen.

In Holland ist man freilich noch lange nicht soweit, aber wie viel man bereits römischerseits erreicht hat und noch zu erreichen hofft, ist aus den Äußerungen verschiedener dortiger Zeitungen zu ersehen. Ein protestantisches Blatt schreibt: „Man hat sich daran gewöhnt, die Niederlande als ein protestantisches Land zu betrachten, und was die Zahl betrifft, so bilden die Protestanten auch noch die Majorität, was aber den Einfluß betrifft, so haben die Katholiken den Löwenanteil. Es ist den letzteren gelungen, sich der Presse, der Armee (besonders aber in Indien) und der Advokatur zu bemächtigen. Die liberalen Aktionäre der großen Journale sind Katholiken. Die Liste für Ernennungen zu höheren Posten in der Armee wird zum Teil von den Bischöfen aufgestellt, und was den Richterstand anbetrifft, so ist es ein öffentliches Geheimnis, daß man Katholik sein muß, um Beförderung zu erlangen. Es glauben viele, daß die Katholiken in der neuen Kammer die Majorität haben werden, daß sie ein Ministerium ihrer Konfession bilden werden, und sich die jugendliche Königin, wenn sie den Thron besteigt, von katholischen Beratern umgeben sehen werde. Diese Befürchtungen werden bestätigt durch folgende Auslassungen eines katholischen Blattes: „Auf allen Seiten erheben sich in Holland wieder die katholischen Kirchen, und ihre Turmspitzen sieht man von weitem. Die katholische Kunst hat sich mächtig entwickelt. Die Priester und Mönche erfreuen sich der völligsten Freiheit. Die Katholiken sind nicht mehr eine unbedeutende kleine Partei, sondern eine große, voller Kraft und Leben, die es verstanden hat, nach drei Jahrhunderten der Unterdrückung alle ihre Freiheiten wiederzugewinnen. Überall gibt es katholische Schulen. In den staatlichen Kommissionen haben die Priester ihren Platz. An der Universität der Hauptstadt hat ein Dominikaner einen Lehrstuhl und lehrt die Philosophie des heiligen Thomas. Die wiedergewonnene Freiheit verpflichtet uns zu thun, woran wir bisher verhindert wurden. Unsere Isolierung muß ein Ende haben, und das öffentliche Leben muß uns bereit finden, eine unermüdliche Thätigkeit zu entfalten. Die neue Ära, welche sich für den Staat und die Gesellschaft eröffnet, ruft uns in die erste Reihe." Diese und noch andere weit anmaßendere katholische Erklärungen bewegen viele holländische Protestanten und haben bereits zur Bildung einer Gesellschaft geführt, welche überall im Lande Lokalkomitees gründet, um bei den Wahlen das protestantische Übergewicht zu sichern." — Etwas günstiger wird die Lage vom holländischen Korrespondenten des französisch-reformierten "Christianisme

au XIX siècle" (19. Februar 1897) beurteilt. Bisher bilden die Katholiken nur ⅓ der Bevölkerung in den Niederlanden. In den Zentral-Provinzen, wie Geldern und Utrecht, haben die Protestanten wenigstens die Majorität, in Limburg und dem nördlichen Brabant freilich sind die Katholiken in der großen Mehrheit, während ihre Zahl in anderen Provinzen nur eine schwache Vertretung ausmacht. In Bezug auf die Übertritte läßt sich bisher feststellen, daß der Gewinn der katholischen Kirche ihren Verlust nicht aufwiegt. Seit fünfundsechzig Jahren hat die katholische Bevölkerung um vier Prozent (jetzt 35 Prozent gegen 39 Prozent im Jahre 1830) abgenommen. In den volkreichen Hauptstädten rührt die sichtbare Zunahme der Katholiken daher, daß aus den ärmeren Gegenden viele Arbeiter dorthin gezogen sind, in der Hoffnung, hier leichter ihren Lebensunterhalt zu finden. In der zweiten Kammer haben bisher von hundert Deputierten nur fünfundzwanzig Katholiken ihren Sitz, von den Mitgliedern des Ministeriums ist nur der Kriegsminister Katholik und sein Departement ist in Holland das wenigst bedeutende. Daß in der Armee eine so große Zahl der Offiziere Katholiken sind, erklärt sich daher, weil früher den Anhängern der römischen Kirche die Anstellung in Civil-Ämtern versagt war und die militärische Laufbahn ihnen fast allein offen stand. Ein Einfluß der Bischöfe auf die Beförderungslisten ist nicht zu erweisen.

Wenn die oben geäußerten Besorgnisse wohl etwas zu pessimistisch sind, wie sich aus den letzten Zahlenangaben ergibt, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß der unbestreitbare Einfluß, welchen die Katholiken jetzt in Holland ausüben, auf ihrer Einigkeit beruht, während die Protestanten gespalten sind. In der Kammer treten die fünfundzwanzig Deputierten, fast alle von den Bischöfen patronisierte Mittelmäßigkeiten, wie ein Mann auf, während die Protestanten der verschiedenen Gruppen sich gegenseitig bekämpfen und dadurch einander lähmen. Die Stärke Roms kommt aus dem Unglauben vieler protestantischen Namen-Christen, die keinen Fuß mehr in eine Kirche setzen, keinen Pfennig für ein christliches Werk zahlen und allem religiösen Leben feindselig gegenüberstehen. Der moderne Zeitgeist hat den Protestantismus entnervt. Wo sich die Kraft des Evangeliums entfalten kann, da bricht sie Roms Macht. Es gilt, sie auch in den protestantischen Niederlanden zu wecken und zu stärken.

Über den Verlauf der besprochenen Wahlen ist nun folgendes zu berichten: Im ersten Wahlgang (15. Juni) erhielten 48 Abgeordnete zur zweiten Kammer eine ausschlaggebende Mehrheit, nämlich 22 Ultramontane, 14 Liberale, 12 Antirevolutionäre. Es blieben also bei den Stichwahlen am 29. Juni noch 52 Sitze zu besetzen. Von den streng reformierten Antirevolutionären, den Anhängern Dr. Kuypers, haben sich die Christlich Historischen getrennt. Sie wollen von einer Waffenbrüderschaft mit den Ultramontanen nichts wissen. Zur hohen Ziffer der letzteren ist zu bemerken, daß sieben in ihrem Bezirk als einzige Kandidaten auftraten und darum nach einer Bestimmung des neuen Wahlgesetzes als gewählt zu betrachten waren, weil innerhalb der bestimmten Frist kein Einspruch dagegen erhoben wurde. Die hier in Frage kommenden sieben Abgeordneten vertreten die Wahlbezirke in Nordbrabant und Limburg und sind von den dortigen Bischöfen bezeichnet worden, wodurch selbstverständlich bei dieser Bevölkerung jeder Widerspruch ausgeschlossen war. Als Ergebnis der Stichwahlen nun wird festgestellt, daß die entschiedenen Gegner Roms über neunundfünfzig Sitze verfügen.

Auch in Norwegen und Schweden hat man es mit einem ähnlichen Vordringen des römischen Katholizismus zu thun. Was das erstere Land betrifft, so fand am 25. Mai d. J. im Storthing, der Versammlung aller vom Volke ge-

wählten Abgeordneten, eine Erörterung über Religionsfreiheit statt, wobei es sich um die Frage der Zulassung von Jesuiten und Mönchsorden in Norwegen handelte. Es lagen Anträge vor, die teils Jesuiten und Freimaurerorden, teils nur die Jesuiten ausgeschlossen haben wollten. Der Abgeordnete Kundsen, ein Geistlicher, sprach sich unbedingt für Religionsfreiheit, jedoch gegen die Zulassung der Jesuiten aus, und zwar nicht aus religiösen Rücksichten, sondern weil Lehre und Geschichte der Jesuiten zeigen, daß sie in andern als religiösen Dingen gefährliche Menschen gewesen seien, und in gleichem Sinne äußerte sich noch ein anderer Geistlicher im Storthing. Im Gegensatz zu diesen beiden Abgeordneten, die der Religionsfreiheit das Wort redeten und auf die protestantische Antipathie gegen Mönchsorden hinwiesen, äußerte ein anderer Abgeordneter, daß in katholischen Ländern wie Italien, wo man Mönchsorden habe, gegenwärtig kräftige Schritte gegen die Orden unternommen würden. Man begrenze die Zahl der Mönche in jedem Kloster und ziehe das Klostervermögen ein, wahrscheinlich, weil man finde, daß das Klosterleben viele Müßiggänger schaffe und das Klostervermögen zu besseren Dingen verwendet werden könne. Schließlich fand eine Abstimmung über die verschiedenen Anträge statt, wobei jedoch nur derjenige, der die Jesuiten aus Norwegen ausschließt, die verfassungsmäßige Mehrheit fand. Er wurde mit 77 gegen 34 Stimmen angenommen.

Wenn auch das Christentum in Japan eine große Anzahl von Gläubigen gefunden hat, so ist doch das Heidentum noch lange nicht verschwunden. Es tritt das auch in den Wallfahrten zu Tage, die zur Religion des Japaners gehören.

Wie der Mohammedaner nach Mekka wallfahrtet, der Hindu nach seinen heiligen Stätten, der Katholik nach seinen verschiedenen Wallfahrtsorten, zumal nach Rom, so haben auch die Japaner ihren heiligen Wallfahrtsort, und lassen es sich viele Mühe und Anstrengung kosten, beweisen große Selbstverleugnung, ertragen viele Entbehrung, um ihr Heiligtum zu erreichen. Es ist dies der Götterberg Fuji. Er hat für die japanische Götterlehre dieselbe Bedeutung wie der Olymp der Griechen für deren Götterkreis, wie sich auch eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen der Götterwelt Griechenlands und Japans erkennen läßt. Wie Helios der griechische Sonnengott war, so ist Amaterasu die noch heute verehrte Sonnengöttin der Japaner. Der Fuji-Berg gilt noch jetzt als heiliger Götterberg, welcher jeden Sommer von nahezu 100,000 Pilgern besucht wird. Nach der Sage ist dieser höchste Berg Japans durch eine Götterthat in einer einzigen Nacht entstanden und von den Göttern zum göttlichen Wohnort bestimmt worden. Ein in Japan arbeitender Missionar beschreibt die Wallfahrt. Er bestieg mit vielen, ganz in Weiß gekleideten Fuji-Pilgern an einem heißen Augusttage diesen japanischen Olymp. Von Subascheri, am Fuße des Berges, führt zunächst ein laubbeschatteter Pfad in sanfter Steigung bergan. An der Stelle, wo die stärkere Steigung beginnt, steht eine Art Tempel, in dem die Pilger anbeten, ehe sie „das Allerheiligste“ des Berges besteigen. In einer Höhle sitzen Priester, welche rotgestempelte Stäbe zur leichteren Bergbesteigung verkaufen. Von hier bis zur Spitze des Berges sind in gleichem Abstand zehn Stationen errichtet, d. h. kleine Hütten, in denen die Pilger eine kurze Rast machen und Erfrischungen einnehmen können. An der ersten Station befindet sich noch ein Tempel grade über dem Wege erbaut, so daß alle Fuji-Pilger durch denselben passieren müssen und einen der Berggötter anbeten, der ihnen eine glückliche Reise und die Gunst der oberen Götter sichern soll. Der Pfad wird nun steiler und rauher und ist an vielen Stellen mit tiefem Geröll bedeckt.

Denn Fuji war früher ein feuerspeiender Berg und seinem mächtigen Krater sind diese Schuttmassen entströmt. Der untere Gürtel des Berges bis zur Höhe von 8000 Fuß ist mit Bäumen und Gesträuch dicht bewachsen. Oberhalb dieses Gürtels verliert sich jede Spur von Vegetation und der aus der Ferne so prächtig aussehende Berg gleicht einem verbrannten Schutthaufen. Bei der neunten Station befindet sich „die Göttin, welche die Fuji-Pilger bewillkommt," das will sagen, daß nun das von Göttern bewohnte Heiligtum betreten werde — zu sehen ist freilich nichts anderes, als Lavaschutt und steile Felsen. Die Pilger fallen aber hier nieder und beten die Göttin an. Dann geht es weiter, endlich ist die Spitze des Berges erreicht. Eine Lavahütte bietet ein dürftiges Unterkommen. Ein eiskalter Wind macht das „Götterheim" etwas ungemütlich. Die Aussicht von dem fast 13,000 Fuß hohen Berg aber ist großartig und beim Sonnenuntergang unbeschreiblich schön. Als die Königin des Tages, goldene Strahlen spendend, langsam in ein Feuermeer zu sinken schien, fielen die Hunderte von Pilgern nieder, die Häupter bis zur Erde gesenkt und beteten ernst auf dieser ihnen so heiligen Stätte; als am nächsten Morgen der erste Schein der aufgehenden Sonne sichtbar wurde, fielen sie abermals auf dem Lavaschutt nieder und beteten die Sonnengöttin an. Stundenlang bleiben manche Pilger betend auf der Erde liegen und lassen sich durch nichts stören. Sie hoffen ja hier die Gunst und Gaben der Götter zu erlangen. Nur schwer lassen sich die verblendeten Leute von ihrem tiefgewurzelten Aberglauben abbringen. Die Scharen der umnachteten Sonnenanbeter, welche hier anbetend auf ihrem Antlitz liegen, die wohl das „Licht" annehmen, aber nicht den Schöpfer des Lichtes, bleiben trotz aller Mühsal und Beschwerde ihrer Fuji-Wallfahrt verfinstert, bis auch über dem schönen Inselreich des „Sonnenaufgangs" die Erkenntnis aufgehen wird, daß das Sehen der unsterblichen Seele nicht auf Fuji, sondern auf Golgatha seine Befriedigung findet. —

Immerhin aber ist der Unterschied zwischen der Zeit, wo Japan ganz heidnisch war und, jetzt nicht zu verkennen. Bis zum Jahre 1870 war die Todesstrafe auf jeden Japaner gesetzt, der Christ wurde. Jetzt haben japanische Christen 3000 Dollars gesammelt, um christliche Mission in Formosa zu treiben.

Am 27. Januar d. J. ist in Tokio die deutsch-evangelische Kirche und damit das erste deutsch-evangelische Gotteshaus, das überhaupt in Japan erbaut ist, geweiht worden. Zu dem Bau hat auch Kaiser Wilhelm II. 10,000 Mark beigetragen. Die 1885 in Tokio gebildete deutsch-evang. Gemeinde steht unter dem Sachsen-Weimarschen Kirchenregiment. Das Gotteshaus ist durch Geschenke deutscher Freunde auch im Innern schön geschmückt worden. Der Pfarrer ist Dr. Christlieb, zugleich Missionar des Allg. evang. Missionsvereins.

Ein japanischer Prediger zählt als Errungenschaften der christlichen Religion für sein Vaterland folgende auf: Die Annahme unserer Zeitrechnung und die gesetzliche Einführung eines wöchentlichen Ruhetages, das Schulsystem, die Freigebung der Art des Begräbnisses, die Trennung von Kirche und Staat, also die Gewährung völliger Religionsfreiheit.

In der Grabeskirche zu Jerusalem wird hinter einem eisernen Gitter ein Schädel gezeigt, welcher der Schädel Adams sein soll. Wie der „Schwäb. Merkur" berichtet, hat der Baurat Schick aus Stuttgart bei einer näheren Besichtigung gefunden, daß hinter dem Gitter kein wirklicher Schädel, sondern ein aus Messing getriebener, bemalter Schädel vorhanden ist. Auch der ausdrücklich befragte Archimandrit bestätigte, es sei nie ein wirklicher, sondern stets nur ein bemalter, messingener vorhanden gewesen. Gezeigt wird er aber deswegen den Pilgern doch!

Litterarisches.

Übersetzung des Alten Testaments v. E. Kautzsch.

Die nach Luther lebenden Bibelübersetzer befinden sich in einer mißlichen Lage. Denn einerseits ist seit mehreren Jahrhunderten kein anderes Buch so sehr geistiges Eigentum des gesamten Volkes geworden als die Bibel; ihre Wirkungen erstrecken sich weit hinaus über die Schranken des Ortes und der Zeit, welche der geistesgewaltige und doch zugleich demütige Reformator ihr etwa innerlich prognostiziert haben mag. Noch heute behauptet sie siegreich ihren Platz als Gemeindebibel, und jede Diskussion darüber, ob sie als solche einer anderen, zeitgemäßeren weichen müsse, oder nicht, ist unnütz: Das Volk läßt sich dieses Buch nicht nehmen, weil es ihm ans Herz gewachsen ist. Anders steht es mit der Frage, ob man die unleugbaren Fortschritte, welche mit der Erkenntnis des Wortes Gottes nach den verschiedensten Seiten hin in den letzten 3½ Jahrhunderten auch für die Übersetzung abgeworfen, in engeren oder weiteren Grenzen in die Lutherbibel eintragen dürfe. Luther selbst hat ja seine Übersetzung öfters verbessert. Haben nun die Späteren ebendasselbe Recht? Diese Frage muß entschieden und kräftig verneint werden, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Luther selbst hat sich jede Verbesserung seiner Übertragung durch andere kräftigst verbeten, obwohl er den seinigen gleichzielende Bestrebungen durchaus neidlos und freundlich ansah. „In der ebengenannten letzten Ausgabe [1546] stehet gleich nach dem Titelblatt des Neuen Testaments folgender Vorbericht: D. Martin Luther. Ich bitte alle meine Freunde und Feinde, meine Maister, Drucker und Leser, wollten dis Newe Testament lassen mein seyn. Haben sie aber Mangel daran, daß sie selbs ein anderes machen. Ich weiß wol, was ich mache, sehe auch wol, was andere machen. Aber dis Testament soll des Luthers deudsch Testament sein, denn meisterns und klügelns ist jetzt weder masse noch Ende. Und sey jederman gewarnet für andern Exemplaren, denn ich bisher wol erfahren, wie unvleißig und falsch uns andere nachdrucken" (J. D. Michaelis, Einl. in das N. T. 4. Aufl. Bd. II. S. 1556).

2. Luthers Bibel hat schon als litterargeschichtliches Dokument Anspruch darauf, unverändert auf die Nachwelt zu gelangen. Man beliebe nur einmal sich vorzustellen, welchen Wert die Fragmente der gotischen Bibel für die Geschichte der germanischen Sprachen und für noch manches andere beanspruchen dürften, falls spätere Jahrhunderte ihr so pietätlos hätten mitspielen können wie der Lutherbibel. Ob Luthers Übersetzung der Leistung des arianischen Bischofs ebenbürtig zur Seite steht, kann ich nicht beurteilen; auf alle Fälle ist sie wie diese als Ganzes, mit all ihren Vorzügen und Fehlern, ein kostbares Vermächtnis an das deutsche Volk, solange ein solches lebt. Und wie der ehrwürdige Ulfilas ganz gewiß ohne Ahnung darüber gestorben ist, daß seine Arbeit, obwohl zunächst den Bedürfnissen seiner Gemeinde dienend, nach anderthalb Jahrtausenden einem Jakob Grimm den Weg bahnen und das Auffinden des Urtextes der heiligen Schriften erleichtern würde, ebenso ist es möglich, daß nach den unbegreiflichen Ratschlüssen der Vorsehung Gottes auch Luthers Bibel einer fernen Zukunft zu dienen berufen ist, wenngleich wir heute nicht sehen und vermuten können wieso. Hat Luthers Bibel für das sechzehnte Jahrhundert und die folgenden Zeiten eine fraglos große Bedeutung gehabt, und vermag sie als Gemeindebibel noch jetzt segensreich zu wirken, so muß man sich hiermit begnügen. Kann sie der fortschreitenden Wissenschaft nicht genugthun, so hat letztere für eine eigene, ihren Zwecken besser

dienende Sorge zu tragen. Sollte endlich auch das Gemeindebewußtsein nach einer Verbesserung Verlangen tragen, so kann dieses auf die eine oder die andere Weise befriedigt werden; nur freilich darf die wirklich oder vermeintlich verbesserte Übersetzung nicht unter Luthers Namen umlaufen.

3. An „Verbesserungen" und „Revisionen" der Lutherbibel hat es bis auf den heutigen Tag nicht gefehlt. Sofern dieselben jüngeren Datums sind, bieten sie einen unerquicklichen Anblick dar. Es sei nur an die v. Meyersche, später von v. Meyers Mitarbeiter Rud. Stier herausgegebene, sowie an die im Auftrage der Eisenacher Konferenz von einer Kommission besorgte erinnert. Diese beiden Unternehmungen zeigen wider Willen, was für ein Mischmasch dabei herauskommt, wenn man die Ergebnisse neuerer Forschung in ein um mehrere Jahrhunderte zurückdatierendes Werk einzutragen sucht. Die Sprache dieser Übersetzungen ist ungleichmäßig und darum abstoßend; die Übertragung entspricht bei weitem nicht dem, was man im 19. Jahrhundert verlangen könnte, und andrerseits ist doch ein korrigierter Luther nicht mehr der naive, kühne, glaubensstarke Gottesmensch, welchen wir kennen und lieben. Wer sich eine Vorstellung von der Unzulänglichkeit eines revidierten Luthertextes machen will, der lese Stiers Übersetzung selbst nach (4. Auflage Bielefeld und Leipzig 1878), ohne jedoch die Vorrede zu überschlagen. Es wird jedem, der auch nur de Wettes Übertragung mit ihr vergleicht, einleuchten, wie wenig Stier seinem Versprechen, Luther aus dem Originaltexte zu berichtigen, nachgekommen ist. Nicht einmal Jes. 28, 19, welches de Wette als ein auffallendes Beispiel unrichtiger Wiedergabe längst bezeichnet hatte, wagte er zu bessern. Entgegengesetzter Art ist 1 Joh. 5, 7, welchen Vers Luther in den von ihm veranstalteten Ausgaben nie geduldet hat, und der erst im 17. Jahrhundert in die sog. Lutherbibel eingeschmuggelt worden ist.

Ist sonach die Modernisierung der Lutherbibel weder statthaft noch zweckmäßig, so fordert hingegen das Bedürfnis unserer Zeit etwas anderes, nämlich eine von Grund auf neue Übertragung. Dieses Bedürfnis ist nicht etwa von gestern her vorhanden. Schon der fromme und gelehrte J. A. Bengel kam demselben durch seine Verdeutschung des Neuen Testaments entgegen. Seine Vorrede zur ersten Auflage (Stuttgart 1753) ist wegen der großen Ausführlichkeit, mit welcher die Gründe für eine neue Übersetzung und die bei der Abfassung derselben maßgebenden Grundsätze dargelegt werden, noch heute lesenswert. Auch eine verständige Würdigung der Lutherbibel wird man bei ihm finden. Später (bis zum Jahre 1838) übersetzte, wenn wir von mehreren anderen teils guten, teils unbedeutenden absehen, J. L. de Wette die Bibel. Im selben Verlage (J. C. B. Mohr, Freiburg i. B. und Leipzig) ist vor nunmehr drei Jahren erschienen: „Die Heilige Schrift des Alten Testaments in Verbindung mit Bäthgen, Guthe, Kamphausen, Kittel, Marti, Rothstein, Rüetschi, Ryssel, Siegfried, Socin übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch." Die der Übersetzung hinzugefügten Beilagen bieten, abgesehen von sonstigen Kleinigkeiten: auf fast 98 S. S. engen Druckes „Textkritische Erläuterungen", in welchen Rechenschaft abgelegt wird über die für die Abweichungen von dem massorethischen Text maßgebenden Gründe, resp. über die Quellen, aus denen die Emendationen geflossen sind; ferner: Register der Eigennamen mit beigefügter genauer Umschreibung ihrer hebräischen Form; Maße und Gewichte im Alten Testament; Geldwesen; Zeitrechnung; Übersicht über die Geschichte der Israeliten von Mose bis Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. (26 S. S. synchronistische Tabellen); Abriß der Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums (81 S. S.).

Was nun die Übersetzung selbst anbetrifft, so bin ich durchaus nicht imstande, das Verwerfungsurteil zu unterschreiben, welches ich unlängst in einem lutherischen Blatte darüber gelesen habe. Sehr im Gegenteil stehe ich nicht an, das Buch als ein recht zeitgemäßes Unternehmen wertzuschätzen. In Kautzschs Übersetzung des Alten Testamentes besitzen wir ein für allemal eine authentische Urkunde über denjenigen Grad der Bibelerkenntnis, welchen die theologische Wissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts errungen zu haben behauptet. Der Standpunkt, welchen die Bearbeiter der einzelnen Bücher vertreten, ist in keiner Weise vertuscht. Wo nach ihrer Überzeugung der Text in verderbter Gestalt vorliegt, oder wo er weiter nichts bedeutet, als eine den Zusammenhang störende Glosse, da wird dies dem Leser in Anmerkungen am Rande gesagt. Wenn sich in manchen Fällen der Verderbnis durch Emendation aus den alten Versionen, in selteneren durch Konjektur abhelfen ließ, so ist dagegen an nicht wenigen Stellen der Grundtext ganz unübersetzt geblieben, während die üblichsten Übersetzungsversuche am Rande mitgeteilt werden. Ohne Zweifel — der Herausgeber selbst betont und begründet dies — ist das vorliegende Buch nach den Grundsätzen der heutigen Bibelkritik gearbeitet. Ob und inwieweit eine solche nötig ist, das wolle, wer sich darüber noch nicht klar ist, aus Ad. Kinzlers bekanntem Buche „Über Recht und Unrecht der Bibelkritik" lernen. Allerdings vermag dieses Schriftchen doch nur eine schwache Vorstellung von den Zielen und Errungenschaften zu geben, zu welchen man auf diesem Gebiete bisher gelangt ist. Ich erinnere nur an einiges. Während man früherhin annahm, daß der Grundtext des Alten Testamentes allein und unversehrt durch die von den Massorethen veranstaltete Ausgabe repräsentiert werde, daß hingegen die von der Massora abweichenden alten Versionen nur Entstellungen derselben seien, hat eine genauere Untersuchung ein völlig anderes Resultat ergeben. Seitdem sich die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, daß man, um die ältesten Übersetzungen mit dem Massora-Texte zu vergleichen, jene sowohl wie diesen auf die ursprünglichste Gestalt zurückführen müsse, haben Gelehrte verschiedener Zeiten und Länder an der Erledigung dieser Aufgabe gearbeitet. Wenn der Abschluß derselben auch noch in weitem Felde liegt, so hat sich doch schon jetzt mancherlei herausgestellt, was für die Herstellung, Wertung und Zeitbestimmung alttestamentlicher Bücher im ganzen, sowie für das Verständnis einzelner Stellen von Bedeutung ist. So interessant und nützlich es wäre, hierzu Beispiele anzugeben, so muß ich es mir für jetzt versagen; Kautzschs Bibelübersetzung, obwohl in ihrer vorliegenden Gestalt naturgemäß und ungleichartig bearbeitet, bietet dem, der sich genauer mit dem gegenwärtigen Stande der Bibelkritik bekannt machen will, wenigstens für einzelne Bücher Litteraturangaben genug. Wohlverstanden handelt es sich bei alledem nicht um eine Kritik am Worte Gottes, sondern um eine Heraussfindung desselben aus denjenigen menschlichen Zuthaten, welche sich im Laufe der Jahrhunderte an jenes angesetzt und es verdunkelt haben.

Dadurch, daß jede Abweichung vom massorethischen Texte genau angegeben wird, bleibt das Buch auch für solche benutzbar, welche aus irgend einem Grunde von keinerlei Kritik an dem, was sie Überlieferung nennen, etwas wissen mögen. Vor allem dürften diejenigen Pastoren, welche die für das Studium des Alten Testaments in Betracht kommenden Sprachen gar nicht oder doch nur ungenügend kennen, in Kautzschs Übersetzung ein treffliches Hilfsmittel zur Erlangung des Schriftverständnisses begrüßen. Es ist ja auch nur in den seltensten Fällen möglich, des Hebräischen und des Biblisch-Aramäischen in dem Grade Herr zu werden, daß man auch die schwereren Abschnitte so mühelos vom Blatte lese, wie etwas in der Muttersprache Geschriebenes.

Zum Schlusse wünsche ich der Kautzschschen Übersetzung des Alten Testamentes, daß sie auch innerhalb unserer Synode von vielen Theologen gekauft und benutzt werden möge; ihr Studium wird gewiß gute Folgen haben.

M. Rosenfeld.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., November 1897. No. 11.

Die Schrift des Chrysostomus: „Über das Priestertum."

Nach Dr. H. Jakoby: Die praktische Theologie in der alten Kirche.

(Schluß.)

Derselbe Grundsatz, nur durch das Wort auf die freie Entschließung zu wirken, den der Priester gegenüber den sündigen Gliedern der Gemeinde befolgen soll, muß ihn aber auch im Verhältnis zu denen leiten, die sich von derselben getrennt haben. Er darf sie weder gewaltthätig hinüberziehen noch durch Furchterregung einen Zwang auf sie ausüben, nur durch Überredung soll er sie zur Wahrheit führen (II, 4).

Spüren wir in diesem Vorstellungskreise den Geist evangelischer Weisheit, so werden wir in eine völlig andere Welt versetzt, wenn uns Chrysostomus das Bild des vor dem Altar waltenden Opferpriesters zeichnet. Es ist ein Dienst der Engel, der sich in seinem Thun abbildet. Denn als ein Schlachtopfer liegt der Herr auf dem Altar; der im Himmel thront, wird von der Menschen Hände ergriffen. Durch die Gebete des Priesters wird der heilige Geist herabgerufen, und die göttliche Gnade senkt sich auf das Schrecken erregende Opfer. Der Verfasser findet nicht Worte genug, um die schauervolle Erhabenheit des Mysteriums und die durch dieselbe bedingte Hoheit des Priestertums zu zeichnen. III, 4. VI, 4. Bei der stark rhetorischen Haltung dieser die Abendsmahlsfeier behandelnden Stellen bleibt es indessen schwierig, aus ihnen dogmatisch scharf die Auffassung des Chrysostomus zu bestimmen. Nach der Darstellung des dritten Buches ist das sakramentale Opfer perfekt, noch bevor der Priester die Gnade des heiligen Geistes herabgefleht hat. Diese erscheint vielmehr nur dem Zwecke dienend, die Gemüter der Gemeinde durch Vermittelung des Opfers mit heiliger Begeisterung zu erfüllen. Es wird also nahe gelegt, die Wandlung als durch das Wort des Priesters sich vermittelnd zu denken, wie ja auch diese in der römischen Kirche gültge Lehre an einem anderen Ort von Chrysostomus vorgetragen wird. Nach der Darstellung des sechsten Buches geht dagegen die Anrufung des heiligen Geistes dem Vollzug des Opfers und der von ihm vorausgesetzten Wandlung voran. Diese zwei sich ausschließenden Gedankenreihen gehen neben einander her. Doch ist dieser Widerspruch nicht größer als der sowohl in der griechischen wie in der römischen Messe enthaltene, in der eucharistische Opfer=

gebete der Wandlung vorangehen und folgen. In der Chrysostomischen Liturgie wird, nachdem die Einsetzungsworte gesprochen sind, ein Opferakt stattgefunden hat, der heilige Geist gebeten, Brot und Wein zum Leibe und Blute Christi zu machen.

Die Würde des Priestertums, dessen Ursprung Chrysostomus bald auf das Wort Christi an Petrus, bald auf den Paraklet zurückführt, zeigt sich aber für Chrysostomus vor allem in der ihm übertragenen richterlichen Vollmacht. Vermöge derselben ist der Priester im Besitz des Rechts, zu binden und zu lösen. Denn die richtende Thätigkeit, zu welcher der Vater den Sohn berufen hat, ist von diesem auf die Priester übergegangen III, 5. So sind sie erhabener als die Könige, deren Macht die Grenzen des Sichtbaren nicht überschreitet, noch mehr, erhabener als Engel und Erzengel. Ja, ohne Priestertum kein Eingang in das Himmelreich! Denn Taufe und Abendmahl, die hineinführen, können nur vom Priester verwaltet werden, nur seine heiligen Hände dürfen diese Handlungen vollziehen. So sind sie uns noch ehrwürdiger als unsere Väter, denn diesen verdanken wir nur das leibliche Dasein, jenen aber die Wiedergeburt, die wahre Freiheit, die Kindschaft aus Gnaden III, 5.

Im Ausgang des dritten Buches kehrt Chrysostomus zu den schwierigen Aufgaben zurück, welche die seelsorgerliche Leitung der Gemeinde auferlegt, aber er bewegt sich jetzt nicht mehr im allgemeinen, vielmehr sind es einzelne konkrete, priesterliche Thätigkeiten, die er vergegenwärtigt. Zuerst gedenkt er der Fürsorge für die Witwen. Genaue, sorgfältige Prüfung muß entscheiden, ob die Bittende in das Verzeichnis der Gemeinde-Witwen aufgenommen werden soll. Denn es gibt viele unwürdige, die sich bewerben. Es hat nicht an Witwen gefehlt, die sich in die Häuser gedrängt und Ehen zerstört haben, ja die in Kneipen getroffen wurden, die sich des Diebstahls schuldig gemacht haben. Und wie schwer ist es, immer das Geld zu beschaffen, um die Bedürfnisse der Witwen zu befriedigen, und wie viel Geduld bedarf es, um ihre anspruchsvollen Klagen anzuhören! Denn ein unersättliches Übel ist die unfreiwillige Armut, unzufrieden und undankbar. Es kommt hinzu, daß die Witwen teils wegen ihrer Armut, teils wegen ihres Alters, teils wegen ihres Naturells über einen maßlosen Freimut der Rede verfügen; sie schreien zur Unzeit, klagen ohne Grund, weinen und jammern, wo sie danken, beschuldigen, wo sie rühmen sollten (III, 16).

Kurz berührt Chrysostomus die Fürsorge für die Pilger, die aufgenommen, und die Kranken, die gepflegt werden müssen, um eingehender über die Aufsicht, welche die Jungfrauen fordern, sich auszusprechen. Die Beurteilung dieser Asketinnen im allgemeinen ist die denkbar schärfste. Unzählige haben sich eingedrängt, von unzähligen Lastern erfüllt. Doch unterläßt er es, uns mit diesen letzteren bekannt zu machen. Von den Jungfrauen wird nun vor allem die größte Zurückgezogenheit des Lebens gefordert. Nur selten im Laufe des Jahres sollen sie das Haus verlassen, wenn dringende, unvermeidliche Anlässe

dazu nötigen. Freilich bedarf es dann einer Aufsicht und Bedienung, die schwer zu beschaffen ist. Man erkennt wohl, Nonnenklöster entsprechen durchaus den Wünschen unseres Verfassers, aber wir erfahren zugleich, daß dieselben, obwohl schon vorhanden, doch nur noch in beschränkter Zahl vorhanden sind; die ältere Form des asketischen Lebens ist noch überwiegend.

Auch der Schwierigkeiten wird gedacht, die mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit verbunden sind. Kann der priesterliche Richter den Klagenden nicht befriedigen, so verfällt er einer unerbittlichen Verurteilung. — Auch die seelsorgerlichen Besuche bringen dem Bischof allerlei unerfreuliche Erfahrungen. Denn auch Gesunde, und viele nicht aus innerem Bedürfnis, sondern, um geehrt zu werden, verlangen danach. Und wird etwa ein Vornehmer oder Reicher, weil ein berechtigtes Interesse dazu vorliegt, häufiger besucht, so wird der Bischof sogleich als Schmeichler verleumdet. Ja Gunst, Stimme, Miene wird kritisiert, und sind viele gegenwärtig, so wird Tadel laut, wenn sich der Bischof sich nicht nach allen Seiten freundlich grüßend gewendet hat (III, 18).

Am eingehendsten erörtert Chrysostomus im vierten und fünften Buch die Aufgaben, die dem Bischof als Redner gestellt sind.

Außer dem guten Wandel, so wird die diesem Thema gewidmete Ausführlichkeit der Darstellung begründet, gibt es nur ein Mittel, die kranken Seelen zu heilen, die Belehrung durch das Wort. Wenn dies nicht wirkt, so bleibt jedes andere vergeblich. Freilich, wäre noch die Wunderkraft vorhanden, dann würde die Belehrung durch das Wort zwar noch immer unentbehrlich und notwendig bleiben, aber doch nicht in dem Maße wichtig als jetzt, wo nicht mehr eine Spur jener Kraft sich zeigt. So muß der Priester mit dem Wort die Feinde bekämpfen. Und wie groß ist ihre Zahl! Hellenen und Juden, Manichäer und die Vertreter der Schicksalslehre *) stürmen von außen an. Im Innern wird die Kirche von den Anhängern des Valentin und Marcion, des Sabellius, des Paul v. Samosata, des Arius bedroht. Und auch unter denen, die sich von diesen Irrlehren ferngehalten haben, gibt es so viele, die sorgfältiger Belehrung bedürfen. Sie bekümmern sich neugierig um Fragen, deren Beantwortung keinen Gewinn bringen würde, die überhaupt nicht beantwortet werden können. Die Gerichte Gottes wollen sie erforschen. Hier muß der Bischof mit solcher Weisheit von diesen Fragen abzulenken wissen, daß ihn selbst der Vorwurf der Unwissenheit nicht treffen kann. Aber dazu bedarf er der Macht des Wortes. Doch ist es nicht der Glanz der Rede, nach welchem der Priester streben soll. Gleichgültig ist die Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks. Er mag mangelhaft sein, schlicht und schmucklos auch die Fügung der Worte, wenn die Rede nur durch Erkenntnisgehalt und genaue Entwicklung der Lehre befriedigt.

*) Seltmann in der jüngst (Münster und Paderborn 1887) erschienenen Separat-Ausgabe glaubt, daß hier die Stoiker gemeint seien (Seite 142).

Nicht minder fordert das anspruchsvolle Verhalten der Hörer die rednerische Tüchtigkeit des Priesters. Denn was treibt sie zur Predigt? Sie kommen nicht, um Gewinn für ihr Seelenheil zu schöpfen, sie suchen vielmehr ästhetischen Genuß und üben ästhetische Kritik, gleich als wenn sie über den Vortrag von Schauspielern und Zithersängern zu urteilen hätten. Und wie peinlich ist ihre Kritik! Wehe dem Redner, wenn er in seine Reden einflicht, was schon andere gesagt haben! Nicht einmal, was er selbst ersonnen, darf er beständig anwenden. So sieht sich denn Chrysostomus mit Rücksicht auf die unerfreuliche Neigung der Hörer genötigt, was er vorhin gesagt hat, wieder zurückzunehmen, und auch formelle oratorische Begabung, Anmut des Vortrags, als begehrenswert zu bezeichnen. So kann denn der priesterliche Redner nur dann erfolgreich wirken, wenn er es nicht an angestrengtem Fleiß fehlen läßt. Denn die Beredsamkeit ist nicht ein Geschenk der Natur, sondern die Frucht der Arbeit. Der Begabtere ist hier sogar in ungünstigerer Lage als der wenig Begabte. Denn von diesem wird nichts Sonderliches erwartet, jener muß die Erwartungen überbieten. Hat der Talentlose sich einmal über das gewöhnliche Niveau erhoben, so fällt ihm sicher Beifall zu, hat der Talentvolle einmal nichts Hervorragendes geleistet, so trifft ihn Tadel. Es kommt hinzu, daß das Auditorium häufig inkompetent ist, um ein zutreffendes Urteil über die Rede abzugeben. Viele darunter sind ungebildet, und unter den Gebildeteren, die anwesend sind, findet sich auch nur der eine oder der andere, der über den rednerischen Wert des Vortrags zu urteilen fähig ist. So kann es geschehen, daß eine gute Rede geringes oder gar kein Lob erhält. Daher muß der priesterliche Redner nicht nach der Menge Lob und Beifall haschen, sondern danach trachten, daß seine Reden Gott gefallen. Das muß allein Ziel und Maßstab bei der Ausarbeitung seiner Vorträge werden. Er soll das Lob der Menschen nicht ablehnen, erlangt er es aber nicht, so soll er es weder suchen noch darüber traurig sein. Denn darin muß er den ausreichenden Lohn für seine Mühe finden, daß er sich bewußt ist, nach dem Wohlgefallen Gottes seinen Lehrvortrag verfaßt und geordnet zu haben. Denn auch der fleißige und talentvolle Redner verliert, sobald er die Mißbilligung der unverständigen Menschen nicht zu ertragen vermag, Mut und Eifer; der Talentlose aber läßt sich dazu verleiten, den Begabteren zu beneiden und herabzusetzen. Welcher Seelengröße aber bedarf es, um nicht in Neid und Mutlosigkeit zu verfallen, wenn ein der Würde und dem Range nach unter uns stehender Redner größere Erfolge erzielt als wir! Und auch dies mag noch erträglich sein, wenn der bevorzugte Redner Demut und Billigkeit zeigt; aber ist derselbe rücksichtslos, anmaßend und ehrgeizig, dann müßte sich der Unterliegende täglich den Tod wünschen, denn jener wird ihn verspotten, seine Amtsgewalt an sich zu reißen suchen, kurz, alles sein wollen. Und welche Demütigung, wenn, während wir selbst reden, das Auditorium schweigt, sehnsüchtig das Ende unseres Vortrags erwartet, als werde es von demselben belästigt, während es auch eine

längere Rede des anderen geduldig anhört, wenn er aufhören will, unwillig wird, ja gereizt. Nur, wer die so schwere Kunst gelernt hat, unabhängig von der Volksgunst seinen Weg zu gehen, ist solchen Gefahren gewachsen.

Im sechsten Buch kehrt der Verfasser wieder zu allgemeineren Betrachtungen zurück, die der erhabenen und so verantwortlichen Aufgabe des Priestertums gewidmet sind. Die negative, asketische Gesamtanschauung des menschlichen Lebens, von der Chrysostomus geleitet wird, tritt hier deutlich zu Tage. Wenn er der Versuchungen gedenkt, die dem Priestertum drohen, so sind es zum Teil dieselben, gegen welche auch jeder Christ kämpfen muß, und vor welchen nach der Weisung des Chrysostomus nur das Einsiedlerleben einen gewissen Schutz verleiht. Denn hier ist die Vorstellung, der wir entrinnen sollen, schwach, und, weil der Flamme von der Außenwelt keine Nahrung zugeführt wird, kann sie leicht gelöscht werden. So ist es auch viel leichter, Einsiedler zu leiten als eine Gemeinde. Denn geringer ist ihre Zahl, frei von irdischen Sorgen ihr Gemüt, und, da sie zusammen wohnen, kann der Vorsteher sie genau kennen lernen und für das Wachstum ihres inneren Lebens sorgen (VI, 3). Wie viel mühevoller ist dagegen das Amt des Priesters. Die Gemeinde ist in irdische Sorgen verstrickt, die den himmlischen Samen ersticken, und der Lehrer muß ihn täglich immer von neuem ausstreuen; der kleinste Teil der Sünden seiner Pflegebefohlenen wird ihm bekannt, denn den größeren Teil der Gemeindeglieder kennt er nicht einmal von Ansehen. Und nun berührt Chrysostomus die Verpflichtungen des Predigers Gott gegenüber. Der Ton des gesteigertsten priesterlichen Bewußtseins wird hier laut. Der Priester ist der Vertreter der ganzen Menschheit, fürbittend für die Sünden aller, der Lebenden und der Gestorbenen, erscheint er vor dem Throne Gottes, als wenn ihm die ganze Welt anvertraut wäre, und er als Vater über allen walte.

Von neuem wendet sich nun Chrysostomus zur Vergleichung zwischen Priestertum und Mönchtum. Und im Interesse, jenes zu heben, fällt er über dieses ein Urteil, das, in seine letzten Konsequenzen verfolgt, den Wert der Askese für das sittliche Leben vernichtet. Die Kämpfe des Asketen, sagt der Verfasser, sind wesentlich durch die körperliche Organisation bedingt. Ist diese nicht kräftig, so müssen die asketischen Übungen unterbleiben. Die Tugenden dagegen, deren der Priester bedarf, sind unabhängig von seiner körperlichen Beschaffenheit; es ist die Seele, welche sie vollbringt. Auch ist das Leben in der Zurückgezogenheit, wie achtungswert auch immer, doch keineswegs ein Beweis vollkommener Tapferkeit. Denn der Mönch bleibt nur deshalb von vielen und schweren Sünden frei, weil der äußere Anlaß zu denselben fehlt. Nur, wenn er, mitten in der Welt und ihren Versuchungen stehend, fest und unbewegt geblieben wäre, dann hätte er eine ausreichende Bewährung seiner Tapferkeit bewiesen. Aber, wie wenig Bürgschaft bietet das Einsiedlerleben dafür, daß hier die Tugend er=

worben wird, der das öffentliche Leben bedarf. Daher denn die Mehrzahl derer, die aus jenem in das priesterliche Amt übergehen, hier beschämt wird und den Mut sinken läßt, und weit davon entfernt, in der Tugend zu wachsen, verliert sie noch, was sie von derselben besaß.

Diese Kritik der Askese empfängt noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß Chrysostomus selbst als Asket gelebt hat, daß seine Kritik der Askese aus eigenen Erfahrungen schöpft. Sie ist Selbstkritik. Er betrachtet sich als eine Persönlichkeit, die auf niederem sittlichen Niveau steht und es nur der Zurückgezogenheit verdankt, daß seine Fehler nicht offenbar werden. So weit er wirklich von Fehlern frei ist, schuldet er dies erfreuliche Ergebnis eben nur der Thatsache, daß er die Gelegenheit zu denselben vermieden hat. Ihn deshalb zu bewundern, wäre ebenso unbegründet, als wenn man ihn loben wollte, weil er im Schlaf nicht gesündigt habe, fern vom Ringkampf nicht niedergefallen, fern von der Schlacht nicht getroffen worden VI, 5—7. Dagegen bewährt sich im Priestertum der sittliche Charakter, hier wird alles offenbar, was die Seele erfüllt, Zorn und Kleinmut, Ehrgeiz und Anmaßung, alle Fehler werden hier bloßgelegt (VI, 8).

Chrysostomus sieht also in der Askese nicht den Weg, um zu einer höheren Stufe des sittlichen Lebens aufzusteigen, sie ist ihm nicht die Stätte, auf der die Vollkommenen weilen, sondern ein Schutzmittel für die sittlich Schwachen, die ohne dasselbe den Versuchungen des Lebens nicht gewachsen wären.

Nun erhebt sich aber die Frage, die Basilius in den Mund gelegt wird, ob es eine zulässige Lebensgestaltung sei, für das eigene Heil zu sorgen, aber für das Heil der Brüder nichts zu wirken; ob jemand, der diesen Lebensweg gewählt, auf die Seligkeit hoffen dürfe. Und hier steht Chrysostomus vor einem Problem, das er nicht zu lösen vermag; vor einer Frage, auf die er keine Antwort weiß. Er erklärt: „Auch ich selbst vermag nicht zu glauben, daß jemand gerettet werden kann, der nichts für die Rettung seines Nächsten gethan hat." VI, 10. Und er begründet dies Urteil durch Beziehung auf das Gleichnis von den Pfunden; jenem Furchtsamen habe es ja auch keinen Nutzen gebracht, daß er das Talent nicht verringert habe; vielmehr sei er desselben verlustig gegangen, weil es nicht durch ihn vermehrt worden. Trotz dieser trostlosen Aussicht, die sich ihm so eröffnet, glaubt er dennoch recht gehandelt zu haben. Denn mildere Strafe, erklärt er, wird mich treffen, als ich zu gewärtigen hätte, wenn ich andere und mich selbst verloren, vielen ein Ärgernis gegeben und Gott beleidigt hätte, der so großer Ehre mich gewürdigt. Chrysostomus wäre nicht an der Lösung des Problems gescheitert, wenn die überwiegende Gestaltung des asketischen Lebens in seiner Zeit Beschaulichkeit und sozial fördernde Thätigkeit in sich ausgeglichen hätte. Gewiß gab es schon damals Mönchsgemeinschaften — die Schriften des Chrysostomus selbst beweisen es —, die neben dem Gebetsleben auch die Arbeit pflegten, aber noch war in ihnen der kontemplative Charakter vorherrschend, und die praktischen Aufgaben tra-

ten in den Hintergrund. So vernichtend die Kritik der ausschließlich beschaulichen Askese uns erscheint, die zugleich praktisch gerichtete Askese, wie sie sich vor allem auf occidentalischem Gebiet im Mittelalter entwickelte, die Askese, die als Arbeits- und Gebetsgemeinschaft zugleich einen wesentlichen Faktor für die Erzeugung einer christlichen Kultur gebildet hat, wäre dieser Kritik gegenüber nicht schutzlos gewesen.

Aber noch eine Frage müssen wir aufwerfen. Hat Chrysostomus wenigstens die Erfahrung machen können, daß die sündhaften Empfindungen, deren Erwachen er vom Eintritt in das öffentliche Leben befürchtete, denen zu entgehen er die Einsamkeit gewählt hatte, ihm in dieselbe nicht gefolgt sind? Mit der Aufrichtigkeit, die Chrysostomus auszeichnet, und die unsere Schrift zu einer Konfession macht, läßt er uns in die Anfechtungen hineinschauen, mit denen er in der Zurückgezogenheit zu kämpfen hat. Chrysostomus war eine leidenschaftliche, leicht zum Zorn gereizte Persönlichkeit; wir wissen, daß die tragischen Konflikte, in die er als Bischof zu Konstantinopel geriet, wenigstens zum Teil durch seine Leidenschaftlichkeit einen so akuten Charakter annahmen. Diese Leidenschaftlichkeit begleitet ihn nun auch in seine Zurückgezogenheit. Sein reizbares Naturell und seine erregbare Phantasie vergegenwärtigen ihm Situationen, denen er die Farbe der Wirklichkeit verleiht, und die ihn, so zu einem Scheindasein gesteigert, zu leidenschaftlichen Wallungen veranlassen. So ist für ihn der Gewinn der Askese nur darin zu erkennen, daß sie ihm die Möglichkeit gewährt, seine Leidenschaftlichkeit zu dämpfen und in gewissen Schranken zu halten. „Denn schnell,“ sagt er, „besänftigen wir diese brennenden Leidenschaften und beschwichtigen sie, indem wir uns sagen, daß es sehr geschmacklos und ein Zeichen äußersten Elends sei, statt sich um das Übel im eigenen Hause zu bekümmern, ch für die Angelegenheiten des Nächsten zu interessieren. Träte ich aber in das öffentliche Leben und würde von den Stürmen desselben ergriffen, dann würde ich diese mahnenden Erinnerungen nicht zu genießen, diese erziehenden Erwägungen nicht zu finden vermögen.“ Dieser Gewinn ist nun von einer fast völligen Zurückgezogenheit bedingt. „Deshalb bleibe ich,“ fährt Chrysostomus fort, „in meinem Zimmer, gehe nicht aus, habe mit niemand Umgang und Verkehr.“ Hatte er doch, wie er — VI, 7 — uns erzählt, selbst auf den Umgang mit seiner Mutter verzichtet.

Aus diesen Konfessionen ergibt sich, daß, wenn wir Chrysostomus beim Wort nehmen, ihm das Leben in einer asketischen Gemeinschaft nicht genügen konnte. Nur ein fast völliger Verzicht auf Umgang konnte ihm ausreichende Bürgschaften gegen die sittlichen Gefahren, die ihm drohten, gewähren. Indessen wissen wir, daß er die letzte Konsequenz der hier ausgesprochenen Gedanken nicht gezogen hat. Er hat sich zeitweise einer Mönchsgemeinschaft angeschlossen, er ist Presbyter in Antiochia, Bischof in Konstantinopel geworden. Als Presbyter hat er, so viel wir wissen, siegreich den Versuchungen widerstanden, die ihm aus seinem Temperament und den trüben kirchlichen Verhältnissen er-

wuchsen. In Konstantinopel ist er ihnen erlegen. Er hatte guten Grund, sich auf das äußerste gegen die Berufung nach der Reichshauptstadt zu sträuben; er wußte, welche Konflikte ihm dort drohten, und er kannte sich zu gut, um nicht einzusehen, daß ihm die Herrschaft über seine Leidenschaftlichkeit, das Gleichmaß der Seele, fehle, die ihn allein vor einem tragischen Ausgange seiner Wirksamkeit in Konstantinopel hätte schützen können. Aber noch eine andere Erwägung durfte ihn zurückhalten, mit dem priesterlichen Amte sich bekleiden zu lassen. Er betrachtet dasselbe in seiner idealsten Gestalt, wie sie sich ihm von seinem theologischen Standort aus zeigen konnte. Und nun richtet er sein Auge auf die Kirche seiner Zeit, eine Kirche, in deren Zügen er kaum die Braut Christi wiederzuerkennen vermag. Er schildert uns ihre Verderbnis in grellsten Farben. Er erzählt uns von tumultuarischen Scenen, die bei der Bischofswahl vorkommen. Kirchen werden durch Blutvergießen geschändet, Städte in Aufruhr versetzt. *) Und hat die Wahl stattgefunden, so muß der Neugewählte durch Schmeichelei, Erdulden unwürdiger Behandlung und Geldspenden seine Macht befestigen. Und welche Motive leiten die Wahl? Der eine wird vorgezogen, weil er vornehmem Geschlecht entstammt, der andere, weil er reich ist und zu seinem Unterhalte nicht der Gemeindeeinkünfte bedarf; ein dritter, weil er von der Gegenpartei übergegangen ist. Hier bemüht man sich, einen Vertrauten, dort einen Verwandten, dort endlich einen Schmeichler durchzubringen; ob der Kandidat geeignet ist, danach wird nicht gesehen, seine sittlichen und geistigen Eigenschaften werden nicht in Betracht gezogen. Die einen werden in die Zahl der Priester aufgenommen, damit sie nicht zur Gegenpartei übertreten, die anderen um ihrer Bösartigkeit willen, damit sie nicht, übergangen, großen Schaden stiften. Elende Menschen, mit unzähligen Sünden belastet, werden aus Ursachen befördert, um derenwillen sie bestraft werden sollten; die Sünden, die ihnen den Eintritt in die Kirche wehren sollten, führen sie zur priesterlichen Würde. Unwürdige Männer werden gewählt, geeignete ausgeschlossen. Den einen läßt man fallen, weil er zu jung sei; den andern, weil er nicht zu schmeicheln versteht; diesen, weil er jemand verletzt hat; jenen, weil seine Wahl den Patron eines andern durchgefallenen Kandidaten peinlich berühren würde; den einen, weil er gütig und milde ist, den andern, weil man von ihm ein energisches Einschreiten gegen die Sünder fürchtet (III, 10, 15).

War dies die Lage der Kirche, hat sie Chrysostomus nicht mit zu grellen Farben gemalt, ist seine Schilderung auch nur im wesentlichen richtig, so werden wir seine Abneigung gegen die Übernahme eines priesterlichen Amtes begreifen und entschuldigen.

Wir dürfen die Charakteristik unserer Schrift nicht schließen, ohne eines befremdenden Umstandes zu gedenken, für den wir schwer eine Erklärung zu finden vermögen. Chrysostomus berührt alle Thätig-

*) Diese Mitteilungen setzen voraus, daß die Gemeinden bei der Bischofswahl eine keineswegs bedeutungslose Mitwirkung ausübten.

keiten priesterlichen Waltens; nur der Vorbereitung, Leitung und Aufnahme der Katechumenen gedenkt er nicht. Dies Schweigen verliert seinen auffälligen Charakter auch nicht bei den folgenden Erwägungen.

Der Unterricht der Katechumenen war keineswegs eine spezifische Funktion des Bischofs, überhaupt nicht des Priesters. Er wurde in die Hände von Männern gelegt, die dazu befähigt erschienen; man trug sogar mitunter kein Bedenken, ihn Laien anzuvertrauen. Cyprian hat den Lektor Optatus mit dem Unterricht der Katechumenen beauftragt. Klemens von Alexandrien und Origenes sind noch vor Eintritt in den Klerus Katecheten gewesen. Augustin hat seine katechetische Wegweisung für den karthagischen Diakon Deogratias verfaßt. Und die apostolischen Konstitutionen erklären, daß auch ein Laie, wenn er in der Lehre erfahren und von heiligem Wandel sei, unterrichten könne. Weiblichen Katechumenen erteilten auch wohl Diakonissinnen Unterricht. Auf der andern Seite darf freilich nicht vergessen werden, daß der abschließende Unterricht an die Competentes durch den Priester erteilt wurde. Und dennoch wird er von Chrysostomus ignoriert. Freilich kann darauf hingewiesen werden, daß die Verantwortlichkeit für die Aufnahme der Taufkandidaten in die Kirche nicht ausschließlich, vielleicht nicht einmal vorzugsweise auf den Bischöfen lastete. Bei den Scharen, die seit dem vierten Jahrhundert in die Kirche strömten, konnte sich der Klerus unmöglich überzeugen, ob jeder einzelne auch würdig zum Eintritt sei. Die Entscheidung darüber wurde von dem Urteil derer abhängig gemacht, die während des Katechumenats die Aufsicht über die Katechumenen gehabt hatten und sich für sie zu verbürgen vermochten. Wir wissen, daß im Laufe des vierten Jahrhunderts gerade in diesem Interesse das Patenamt entstanden ist. Und doch, auch diese Erwägungen wollen nicht befriedigen. Denn sonst hat Chrysostomus doch die Bischöfe für die Aufnahme der Katechumenen verantwortlich gemacht. Und ferner, das Amt der sponsores hat sich im Laufe des vierten Jahrhunderts entwickelt, aber schwer ist zu glauben, daß es schon zur Zeit des Chrysostomus eine ausgebildete Institution war. So bleibt das Schweigen des Chrysostomus immerhin auffällig.

Die Entwickelungsgeschichte der christlichen Askese.

Von P. L. Haas.

(Fortsetzung.)

Der Name Cönobium galt ursprünglich nicht bloß für ein einzelnes Kloster, sondern Pachomius stiftete einen Mönchsverein, eine ganze Mönchsgesellschaft, und von ihr galt der Name als gemeinsamer Sammelname. Die Gesellschaft stand unter der obersten Leitung des Pachomius, der als das Haupt, als der allgemeine Abbas (nach dem Hebräischen und Syrischen) galt, wovon das Wort Abt herkommt. Auch seine Nachfolger, die Äbte des Klosters, von welchem die Stiftung ausgegangen war, behielten die oberste Leitung über sämtliche abgezweigte

Klöster. Später erst wurde der Name Cönobium auf einzelne Klöster übertragen, von welchem gewöhnlich eins eine geschlossene Gesellschaft umfaßte.

Die ganze Mönchsgesellschaft war in verschiedene Klassen eingeteilt, welche den verschiedenen Stufen in der Entwicklung des geistlichen Lebens entsprechen sollten; jede dieser Klassen hatte ihren besonderen Vorsteher, wie jeder auch ihre besondere Arbeiten zugeteilt waren. Die gewöhnlichen Mönchsgewerbe waren Korbflechten (vom Schilfrohr des Nils), Weben von Matten oder Decken, aber auch Ackerbau, Schiffsbau, wurden getrieben; da gab es Schneider, Schmiede, Zimmerleute, Gerber, Kameltreiber etc. Jedes Kloster hatte seinen Verwalter, der für alle leiblichen Bedürfnisse sorgte und dem alle fertigen Arbeiten überliefert wurden. Die einzelnen Verwalter standen unter dem allgemeinen Verwalter, welcher bei dem Hauptkloster angestellt war. Dieser hatte die Aufsicht über Einnahme und Ausgabe des ganzen Cönobiums; ihm wurden alle Erzeugnisse der gemeinsamen Arbeit übergeben, er versandte sie zu Schiffe nach Alexandria, wo er sie verkaufen und dafür die nötigen Vorräte einkaufen ließ. Was an Einnahme übrig blieb, wurde an Arme, Kranke, Greise und Gefangene verteilt.

Früh schon wurden die Klöster auch Erziehungsanstalten, welche durch die Sorgfalt für religiös-sittliche Bildung sich desto mehr auszeichneten, je mehr das Erziehungswesen jener Zeit vernachlässigt war.

Da wurden nicht nur verwaiste Kinder aufgenommen, sondern auch solche, welche den Mönchen in Gegenwart von Zeugen von ihren Eltern übergeben wurden. Diese Kinder wurden in besonderen Häusern untergebracht und unter die leitende Aufsicht eines älteren, erfahrenen Bruders gestellt. Solche Knaben, welche Handwerke erlernen sollten, waren des Tags über bei den Handwerksmeistern, mußten aber mit den andern zusammen essen und schlafen.—Die Klöster zeichneten sich durch Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit aus; die Klöster Ägyptens versorgten die unfruchtbaren Gegenden Libyens mit Lebensmitteln, sie schickten Schiffe voll Getreide und Kleidungsstücke nach Alexandria zur Austeilung unter die Armen. Müde Wanderer, aus der Wüste kommend, wurden da durch den Anblick einer großen Schar von Menschen überrascht, welche unter Gebet und Gesang geistlicher Lieder ihre Arbeit verrichteten und durch brüderliche Gastfreundschaft sie an Leib und Seele erquickten. Die Mönche ließen sich auch nicht durch asketisches Vorurteil abhalten, Wein anzuschaffen und ihre Gäste damit zu erquicken. Jeder Gast konnte bleiben solange er wollte; blieb er aber länger als eine Woche, so durfte er nicht müßig bleiben, sondern mußte an den Arbeiten mithelfen oder sich mit einem Buch beschäftigen.

So schön und gut das alles aber auch war, so hatte das Klosterleben auch seine Gefahren und Schattenseiten. Es bedurfte eine genaue Ordnung, strenge Zucht und eine weise Leitung, um eine solche Gemeinschaft zu überwachen und zusammenzuhalten, die aus so vielen verschiedenartigen Menschen zusammengesetzt war. Das Band der christlichen

Gemeinschaft vereinigte hier, was sonst durch irdische Verhältnisse getrennt war. Freigelassene Sklaven und solche aus hohem Stande, rohe und gebildete, edle und unedle Naturen kamen da zusammen zu gemeinsamem Leben. Da konnte denn durch den willenlosen Gehorsam gegen die Vorgesetzten leicht die Selbständigkeit des frei sich selbst bestimmenden Geistes verleugnet und ein knechtischer Sinn und blinder Gehorsam erzeugt werden, eine Gefahr, die leicht genug in solchen Instituten entsteht, wo man der Freiheit in Christo nicht die gebührende Rücksicht widerfahren läßt, und die Bildung eines selbständigen Charakters und das Wirken nach freiem Trieb und eigenem Urteil nicht zu fördern sucht.

Da war ferner die Neigung, es in der Enthaltung und Selbstverleugnung zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Daraus ergab sich eine Richtung, welche nur der Betrachtung und dem Gebete sich widmen und sich nicht wollte stören lassen durch Beschäftigung mit irdischen Dingen, welche die körperliche Arbeit zur Ernährung des Leibes als Entwürdigung des höheren, geistlichen Lebens betrachtete. Sie wollten nur von Almosen leben, die ersten Bettelmönche. Der Abt Nilus warnte schon in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor solchen, welche ein vorgebliches immerwährendes Gebet als Vorwand für die Trägheit gebrauchten. Er bemerkt ganz richtig, daß die Sinnlichkeit der Jugendkraft, wenn nicht durch viele Arbeit gebändigt, sich desto mehr störend und trübend in das höhere Leben einmische und fremdartige Gedanken erzeuge, wodurch das scheinbare, nicht wahrhafte Gebet zuletzt ganz verdrängt werden müsse. Er warnt darum vor zu langer Ausdehnung der Gebetszeit. Welcherlei Gedanken es waren, wovon sie geplagt waren, können wir daraus abnehmen, daß viele Mönche sich von bösen Geistern verfolgt glaubten; daß sie die Erfahrung machen mußten, daß durch alle Selbstpeinigung und äußerlichen Werke sie die Macht des Bösen in ihrem Innern nicht besiegen konnten. — Manche Mönche, die erst mit Enthusiasmus das Mönchsleben ergriffen, um dem Verderben der Welt zu entfliehen, waren den Anforderungen, die dieses Leben an sie stellte, auf die Dauer nicht gewachsen, sie verfielen in Schwärmerei, Gemütskrankheiten, selbst Versuchungen zum Selbstmord waren gar nicht selten. So wird berichtet von solchen, die in Verzweiflung sich das Messer in den Leib stießen, sich von Felsen herabstürzten, den Hungertod starben. Pachomius warnte seine Mönche vor Handlungen der Verzweiflung und davor, die bösen Gedanken in sich selbst zu verschließen, statt sich anderen anzuvertrauen, die in der Seelenführung Erfahrung hätten.

Die größte Gefahr aber bestand darin, wenn rohe Menschen aus niedrigem Stande sich auf einmal zu Vorstehern und Stiftern von Mönchsvereinen aufwarfen. Ungebildete Menschen von wilder Gemütsart ergriffen gern jede Gelegenheit, die ihren Leidenschaften Beschäftigung gab. Daher gab es ganze Scharen wilder Eiferer, welche gegen Heiden und Irrlehrer wüteten, Tempel plünderten und zerstör-

ten, und an den Lehrstreitigkeiten oft einen so verderblichen Anteil nahmen. Das war um so eher möglich, als ungebildeten Menschen mit engem Gesichtskreis leicht jede Abweichung von der ihnen gewohnten Denk- und Ausdrucksweise als eine gefährliche Abweichung vom Christentum überhaupt erscheint. Solche engbegrenzte Denkweise ist die Wurzel des Fanatismus.

Doch ist nicht zu übersehen, daß auch bei manchen aus den Kämpfen des inneren Lebens und der dabei gewonnenen reichen Erfahrung sich eine tiefe Selbsterkenntnis und eine Erkenntnis dessen einstellte, was der Seele not thut. Sie lernten aus eigener Erfahrung das Richtige der Werkheiligkeit erkennen und fanden die Quelle des Trostes in dem Vertrauen auf die Gnade der Erlösung. So ging zuweilen ein auf das Innere gerichtetes, lebendiges und warmes Christentum aus dem Mönchstum hervor, das sich der asketischen Werkheiligkeit entgegenstellte. Beispiele solcher Mönche sind Chrysostomus, Nilus, Markus. Letzterer sagt z. B.: „Einige meinen den rechten Glauben zu haben, ohne die Gebote zu beobachten; andere aber, welche sie beobachten, erwarten das Reich Gottes als Lohn, den ihnen Gott schuldig sei; beide sind fern von dem Gottesreiche. Wenn Christus für uns gestorben ist nach der Schrift, und wir nicht uns selbst leben, sondern dem für uns Gestorbenen und Auferstandenen, so sind wir gewiß ihm bis zum Tode zu dienen verpflichtet. Wie können wir also die Kindschaft Gottes für einen Lohn halten, den er uns schuldig sei?"

Kurz gefaßt: Die guten und die schlechten Seiten und Wirkungen des Mönchtums, welche uns aus dem Mittelalter bekannt genug sind, zeigten sich schon frühe genug in den ersten Jahrhunderten der Entstehung desselben. Unser größter Reformator, Luther, ist ja selbst aus dem Mönchtum hervorgegangen. Er hätte ohne die trüben Erfahrungen seines Klosterlebens sich sicher nicht zu der Höhe der evangelischen Freiheit und Glaubensgerechtigkeit hindurchgearbeitet, wenn er nicht zuvor in die Tiefen der Anfechtung und Seelenangst geführt worden wäre, die er im Kloster durchzumachen hatte.

Unsere bisherige Darstellung des Mönchtums hatte vorzugsweise die Gestaltung desselben im Orient im Auge. Die Verpflanzung desselben ins Abendland, zu dessen klimatischen Verhältnissen und praktischer Richtung sie viel weniger paßte, mußte desto mehr Widerspruch finden. Durch den aus dem Orient verbannten Athanasius wurde zuerst das orientalische Mönchstum im Abendlande bekannter, wozu namentlich seine Lebensbeschreibung des Antonius beitrug, die frühe schon ins Lateinische übersetzt wurde. Ferner wurden während der arianischen Streitigkeiten angesehene Bischöfe des Abendlandes nach dem Morgenland verbannt und brachten später von dort den Enthusiasmus für das Mönchsleben zurück, so z. B. Eusebius von Vercelli. Im Verlaufe des vierten Jahrhunderts wirkten Männer von großem Einfluß in Italien, Gallien, Nordafrika, wie Ambrosius von Mailand, Martin von Tours, der Presbyter Hieronymus (von Rom), Augustin

und andere für die Verbreitung des Mönchtums in der Kirche des Abendlandes. Augustin schrieb ein dem Bischof Aurelius von Karthago gewidmetes Buch über die Verpflichtung der Mönche zur Arbeit. Er sagt darin, daß in jenen Gegenden der größte Teil der Mönche aus Leuten niedriger Abkunft bestand, oder aus Leuten, welche vom Landbau oder aus Werkstätten herkamen. Es würde, meint er, schwere Sünde sein, sie nicht zum Mönchsleben zuzulassen, aber er fürchtete die Gefahren des Müßiggangs und zu großer Freiheit für solche an harte körperliche Arbeit und strenge Zucht gewöhnte Menschen. Freilich hatte Augustin schon mit solchen zu kämpfen, die unter Verdrehung der Schrift, die Mönche von aller Arbeit und Sorge für irdische Bedürfnisse entbinden wollten.

Das Verderben, welches aus dem Mißbrauch der Freiheit und dem Müßiggange der Mönche hervorgegangen, wird von ihm in genanntem Buche beschrieben. — Im Anfang des fünften Jahrhunderts brachte Johannes Cassianus die orientalischen Mönchseinrichtungen nach dem südlichen Frankreich (Marseille), und die dortigen Klöster wurden die Sitze eines praktisch-christlichen Geistes, welcher unter den Zerrüttungen und Verwüstungen durch die barbarischen Völkerschaften zur Zeit der Völkerwanderungen Großes zum Segen dieser Gegenden wirkte. Diese Klöster wurden auch geistliche Seminarien, aus welchen die durch ihre aufopfernde fromme Thätigkeit ausgezeichneten Bischöfe hervorgingen, wie Faustus von Riez, Cäsarius von Arles. — Doch würde das Mönchstum der in diesen und den nächstfolgenden Zeiten um sich greifenden Zerstörung wohl nicht widerstanden haben, und die Verwilderung des geistlichen Standes hätte im Mönchstum noch tiefer eingerissen, wenn nicht eine festere Zucht und Ordnung auch in das Mönchsleben des Abendlandes gekommen wäre durch einen bedeutenden Mann seiner Zeit: Benedikt von der italienischen Provinz Nursia. Er wurde 480 geboren in angesehener Familie, die ihn nach Rom schickte, um dort ihm eine gute litterarische Bildung zuteil werden zu lassen. Aber, von dem daselbst herrschenden Sittenverderben abgeschreckt, floh der fromme Jüngling in die Einsamkeit und lebte Jahre lang in einer Grotte und nur ein Mönch, Romanus, kannte seinen Aufenthalt und versorgte ihn mit Brot.

Als er später von Hirten entdeckt wurde, verbreitete sich bald sein Ruf im weiten Umkreis. Mit den verwilderten Mönchen hatte er manchen schweren Kampf zu bestehen. Es gelang ihm aber nach und nach zwölf Klöster anzulegen und er verteilte dann in jedes derselben zwölf Mönche unter einem Vorsteher; einige behielt er unter seiner eigenen Leitung.

Streitigkeiten mit einem Priester Florentinus bewogen ihn, aus der Gegend zu weichen und so begab er sich nach den Trümmern eines alten Schlosses, das auf einem hohen Berge lag, Castrum Cassinum genannt.

Dort legte er den Grund zu der berühmtesten Mönchsstiftung, der nachmaligen reichen Abtei Monte Cassino. — Er wirkte in großem Se-

gen unter seinen Zeitgenossen; besonders aber ist die von ihm herrührende Mönchsregel wichtig als bleibendes Denkmal seines Geistes und der neuen Gestaltung, welche durch ihn dem abendländischen Mönchstume gegeben wurde.

Dem zügellosen Leben der überall herumstreifenden, verwilderten Mönche, durch welche Verderben an Leib und Seele verbreitet wurde, wollte Benedikt durch den Geist strenger Zucht und Ordnung entgegentreten. Der Abt sollte den Mönchen als Stellvertreter Christi erscheinen, dem Willen dieses einzelnen sollte jeder andere Willen unterworfen sein, seiner Regierung und Leitung sollten alle unbedingt und mit gänzlicher Hingebung folgen. Jeder wurde erst nach dem ein Jahr dauernden Noviziat in die Zahl der Mönche aufgenommen, nachdem er an die schweren Verpflichtungen der Mönchsregel mehrfach erinnert worden und mehrere Prüfungen bestanden hatte. Bei der Aufnahme mußte er ein feierliches Gelübde, das auch schriftlich von ihm aufgesetzt wurde, ablegen, daß er stets in dem Kloster bleiben, in allem der Regel gemäß leben und dem Abte gehorchen wolle. Schön und beherzigenswert aber für Leiter auch evangelischer Häuser ist, was er dem Abt in die Regel schrieb. Er sollte die zur Zucht notwendige Strenge durch Liebe mildern: „Er solle mehr Barmherzigkeit als strenges Gericht walten lassen, um selbst Erbarmung zu erlangen. Er hasse die Laster, liebe aber die Brüder. Wo er strafen müsse, thue er es mit Vorsicht und hüte sich vor dem Übermaße. Seine eigene Gebrechlichkeit sei ihm immer verdächtig und er erinnere sich, daß man das schwankende Rohr nicht zerbrechen müsse. Nicht daß er den Lastern Nahrung gebe, sondern daß er mit Vorsicht und Liebe sie auszurotten suche, wie er sehe, daß es für jeden heilsam sei, und er strebe danach, vielmehr geliebt als gefürchtet zu werden. Er sei nicht unruhig und ängstlich, in keiner Sache übertrieben und eigensinnig, er sei nicht eifersüchtig und nicht zu argwöhnisch, weil er sonst nie Ruhe finden werde. In seinen Befehlen, auch wo sie sich auf die Übernahme weltlicher Arbeiten bezögen, sei er vorsichtig und überlegt. Er unterscheide und mäßige die Arbeiten, die er jedem auftrage. Er nehme zum Muster die Besonnenheit, welche der heilige Jakob ausspreche in jenen Worten (Gen. 33, 13): Wenn sie einen Tag übertrieben würden, würde mir die ganze Herde sterben. Mit der Besonnenheit (discretio), welche die Mutter der Tugenden sei, ordne er alles so an, daß es dem Verlangen des Starken entspreche und die Schwachen doch nicht zurückschrecke." Die Gabe der Besonnenheit scheint auch dem Benedikt selbst nicht gefehlt zu haben, denn er erkannte wohl, daß gar manches von der asketischen Strenge des meist warmen Morgenlandes für die rauheren Himmelsstriche des Abendlandes nicht passen würde. Da die Mönche neben den Andachtsübungen und geistlichen Studien auch schwere Feldarbeiten und Handwerke treiben sollten, so hütete er sich wohl, in Hinsicht der Speisen und Getränke (Wein) ein ganz bestimmtes, nie zu überschreitendes Maß vorzuschreiben. Er überließ es dem Urteil des Abtes, nach

Bedürfnis der Arbeit, der Jahreszeit, alles zu ordnen, auch auf Kranke, Schwache, Greise und Kinder Rücksicht zu nehmen. — Um dem Schein der Habsucht vorzubeugen, verordnete er, daß die Mönchserzeugnisse sollten billiger verkauft werden als von anderen, weltlichen Arbeitern geschehe, damit in allem Gott gepriesen werde.

Daß das Mönchstum schon in den ersten Zeiten der Gründung gar verschieden beurteilt wurde, läßt sich denken. Das wilde und zügellose Leben vieler Mönche brachte bei fleischlich gesinnten Weltmenschen den ganzen Stand in Verruf und Verachtung. Viele haßten nicht nur die fremdartige Einseitigkeit oder das Tadelnswerte am Mönchstum, sondern das tief Christliche, den christlichen Ernst und die Strenge, wodurch das rohe, leichtfertige Weltleben sich bestraft fühlte, das reizte um so mehr den gottfeindlichen Haß der Welt. Es galt als Schande, wenn Leute aus höherem Stande sich dem ernsten Mönchsleben zuwandten, wie noch heute eitle, vornehme Weltmenschen sich ärgern, wenn Glieder ihrer Familie der Eitelkeit der Welt entsagen, um in irgend einem Werke des Reiches Gottes dem Herrn zu dienen. —

Neben den Männern, welche darauf bedacht waren, das Mönchsleben in das geordnete Geleise fester Regeln und Ordnungen zu bringen, gab es auch andere, welche, obgleich selbst Mönche, darauf ausgingen, der einseitigen Überschätzung und allen Übertreibungen des Mönchslebens entgegenzuwirken. So z. B. Chrysostomus. Obgleich er für sein inneres Leben dem Mönchstum viel verdankte, so hatte ihn doch das echte Wesen des Christentums zu tief durchdrungen, als daß er nicht hätte erkennen müssen, wie das Christentum dazu bestimmt ist, alle Lebensverhältnisse in sich aufzunehmen und zu verklären. Er betonte in seinen Homilien, daß — die Ehe ausgenommen — kein Unterschied sein solle zwischen dem Mönche und dem gewöhnlichen Christen. Er zeugte gegen die Verkehrtheit, daß diejenigen, welche mit aufgewecktem Gewissen berufen sind, zum Heile anderer zu wirken, sich aus der Schlachtordnung zurückziehen in die Einsamkeit. — In ähnlichem Sinn und Geist, nur noch konsequenter, zeugte der Mönch Jovinianus gegen mönchische Irrtümer und dgl. Durch ihn geschah schon eine ähnliche Reaktion gegen die gewöhnliche Mönchsmoral und die mit ihr zusammenhängenden dogmatischen Irrtümer, wie sie später nur gründlicher und erfolgreicher von dem Mönch Dr. M. Luther durchgeführt wurde. Der Überschätzung der Ehelosigkeit, der Abstinenz von Wein und Speisen stellt er die Lehre der Schrift, das Beispiel des Herrn und der Apostel entgegen. Das Geltendmachen des Verdienstes der Werke bekämpfte er und wies hin auf die Gnade der Erlösung.

So zeugten noch manche ernste Stimmen der Wahrheit teils für den tiefen sittlichen Trieb der Heiligung, der im Mönchsleben seine wahre Befriedigung und Stillung suchte, teils aber auch gegen die Irrtümer, die dem Mönchsleben sich anhängten und ihm zum Schaden dienten. Aber solche einzelne Stimmen vermochten nichts gegen eine schon so tief gewurzelte Geistesrichtung. Und es war wohl im Rat des

Herrn zuvor versehen, daß das Mönchstum als ein wichtiges Mittel zur Fortpflanzung des Christentums und christlicher Bildung in die folgenden Jahrhunderte übergehen sollte.

(Schluß folgt.)

Gemeindeschule und Christentum.

Von P. L. Haas.

Es ist in den Kreisen unserer Synode in den letzten Jahren sehr viel agitiert worden für die christliche Gemeindeschule. Bei der Konferenz des Missouri-Distrikts wurde geäußert: „Die Gemeindeschule ist der Lebensnerv der Synode"! Eine doch etwas kühne Behauptung! Unsere Synode müßte demnach aussterben, wenn es keine Gemeindeschule gäbe! d. h. das Leben, der Fortbestand der Kirche wird da abhängig gemacht von dem immerhin sehr mangelhaften Werk der christlichen Gemeindeschule! Der Herr spricht: Ich lebe und ihr sollt auch leben! Die Pforten der Hölle sollen meine Gemeinde nicht überwältigen! Kein Wort davon: Gründet Gemeindeschulen, sie sind der Lebensnerv meiner Gemeinde!

Auch der Friedensbote hat eine Reihe von Artikeln über die Schule gebracht und schließlich in No. 40 die Desiderien in dieser Hinsicht zusammengefaßt unter der Überschrift: „Kommen soll das Reich Gottes auch zu den Unsern, zu unsern Kindern" und durch die Antworten auf die Frage: „Wie geschieht das?" klarzulegen gesucht.

Ich fürchte nur, daß dieser so starken und zum Teil einseitigen Betonung der Schule eine Begriffsverwirrung zu Grunde liegt, die uns in ein falsches Fahrwasser treiben kann. Da wird immer hingewiesen auf die Erfolge der lutherischen Kirche mit ihrer Gemeindeschule. Was wird denn nun aber erreicht durch die lutherische Gemeindeschule? Allerdings viel: Sie behalten leichter ihre Kinder bei ihrer Kirche und Gemeinde; das ist wahr! Und dieses Ziel ist wohl erstrebenswert!

Aber ich frage: Sind die Lutheraner im ganzen bessere Christen als die Evangelischen? Wird nicht die gute Kirchlichkeit verwechselt mit wahrem lebendigen Christentum? Dieser bedenklichen Begriffsverwechselung gehen wir entgegen, wenn wir meinen, die Gemeindeschule sei unerläßliche Lebensbedingung des Christentums. Dem Lutheraner wird meist nur ein solch beschränkter Sinn eingepflanzt, daß er lieber in gar keine Kirche geht, als in eine nichtlutherische, und seine Kinder lieber religionslos aufwachsen läßt, wenn er keine lutherische Schule für sie haben kann. Ist das die Frucht der vielgerühmten Gemeindeschule? Man nehme das Element des exklusiven Fanatismus von der lutherischen Kirche, so wird sie viel von ihrer beherrschenden Macht verlieren, womit sie ihre Glieder zwingt, ihre Kinder in die Gemeindeschule zu schicken! Wie man aber ohne Zwang ein solches Programm in unserer Kirche durchführen will, ist mir unerfindlich. Auch die katholische Kirche hält ihre Glieder unter

einem geistigen Bann und bringt es darum leichter fertig, sie zu zwingen, ihre Kinder in katholische Schulen zu schicken. Die evangelische Freiheit, welche von Anfang an in unserer Synode gewaltet hat, und der Missionsgeist, der darauf ausging, die dem Zwang widerstrebenden Elemente der Bevölkerung zu sammeln in Gemeinden und sie unter den heilsamen Einfluß des Evangeliums zu bringen, kurz gesagt: Der ganze Missionscharakter unserer Kirche ließ keinen Zwang aufkommen in Sachen der Schule. Es mag sein, daß doch mehr erreicht worden wäre, wenn man von Anfang an mehr darauf gedrungen hätte. Aber jetzt mit einem Male erzwingen wollen, was versäumt wurde, zumal da es doch ganz entschieden an seminaristisch gebildeten Lehrkräften mangelt, von denen man erwarten kann, daß sie dem Beruf treu bleiben werden an der Gemeindeschule, — das erscheint denn doch als ein sehr fragwürdiges Beginnen.

Unsere Zeit laboriert ohnehin so sehr an falschen Begriffen, die wie falsche (geistige) Münzen allenthalben kursieren. Die Form des Christentums, die Kirchlichkeit und schließlich das Wissen der Wahrheit, das alles wird vom Volke viel zu sehr für das Wesen des Christentums gehalten. Was aber das bloß doktrinäre Christentum für Früchte zeitigt, davon zeugen die Blätter der Religions- und Kirchengeschichte, die Heldenthaten der Orthodoxie in alter und neuer und neuester Zeit. Wer waren denn die giftigsten Feinde Jesu? Waren es nicht die doktrinären und orthodoxen Schriftgelehrten und Pharisäer? Waren nicht die giftigsten Feinde der wahren Frömmigkeit eines Spener und Arndt die Orthodoxen? Es hat einmal jemand das leider wahre Wort geschrieben: „Der Gottesdienst der meisten kirchlichen Leute sei nur ein Hofdienst, womit sie sich einmal in der Woche der höchsten Gewogenheit empfehlen wollen. Einen gleichen Hofdienst gebe es auch gegenüber der Menschheit, indem man bisweilen ihr Dienste erweist, wie man sich ausdrückt, ein gutes Werk an ihr thut, auch nur um in der übrigen Zeit seine Eigenliebe um so gemächlicher zu pflegen.“ Ein anderer Prediger sagt: „Es gibt Leute, die sich vorstellen, der Glaube sei eine Überzeugung der Wahrheit gewisser Lehrsätze, die dann zu angenehmen Betrachtungen führen.“ Es ist auch in der That eine sehr verbreitete Ansicht, wie schon die volkstümliche Redensart beweist: „Den Glauben wechseln,“ oder „bei seinem Glauben bleiben,“ wenn es sich bloß um Wechsel der Denomination handelt. Das Volk im allgemeinen wird leider von dem Geist der Wahrheit gar wenig berührt, sondern verwechselt die konfessionelle Auffassung mit dem Wesen des Christentums.

Diese falsche Auffassung, welche das doktrinär-intellektuelle Einpauken der religiösen Wahrheit für das Wesentliche des Christentums hält, wird durch eine zu weit gehende Agitation für die Gemeindeschule gefördert. Wenn den Leuten gesagt wird, die Schule ist der Lebensnerv der Kirche, so wird dadurch der pharisäische Wissensstolz genährt, der sich damit brüstet: Ich weiß noch alles, was ich in der Schule gelernt

habe! Die Leute kommen auf die Meinung, man könne das Christentum lernen, wie man Wurstmachen und Schuhmachen und dergleichen lernt!

Nein, nicht die Gemeindeschule ist die Hauptsache, nicht auf ihr ruht die Hoffnung der Zukunft. Sondern soweit es sich um unser menschliches Thun dabei handelt, sind zwei wichtige Grundbedingungen zu erfüllen, an welchen die Hoffnung der Zukunft hängt:

1. Die häusliche Gottesfurcht und Frömmigkeit.
2. Eine weise, christliche Kindererziehung im Elternhause.

Kirchlichkeit als äußere Form kann leicht angelernt und angewöhnt werden. Und wenn der Mensch denkt, damit könne er alle seine religiösen Verpflichtungen gegen Gott erfüllen, wenn ihm schon etwas wie ein ewiger Lebensversicherungsschein entgegenblickt aus der Gliedschaft in der Kirche, dann läßt er sich am Ende auch noch einen gewissen Zwang gefallen, wie er mancherorts geübt wird. Überhaupt: äußerliche Leistungen, ein äußerliches Thun läßt sich der oberflächliche Mensch immer noch eher gefallen als das, was zum wahren Christentum gehört.

Das wahre Christentum ist nicht etwas, was man lernen oder sich angewöhnen kann, nicht etwas, was sich vererben läßt als angestammte Religion der Väter. Sondern es ist eine himmlische Lebenspflanze, die der himmlische Weingärtner individuell in dem Herzen des Menschen anpflanzen muß, wie jede Pflanze individuell aus dem Samen erwächst, die aber nur der Mensch erlangen kann, der jeden Preis dafür zu zahlen willens ist, der von ihm gefordert werden mag. (Joh. 15; Matth. 13.) Der Preis aber ist: Das eigene (natürliche) Leben! (Luk. 14, 26 ff.; Matth. 16, 24—26.) Diese himmlische Lebenspflanze ist aber ein exotisches Gewächs in dieser Welt und hat mit viel mehr Schwierigkeiten zu kämpfen als ein Tropengewächs in der Polarzone! Wir können Tropengewächse dadurch etwa zum Wachstum bringen, daß wir versuchen in Gewächshäusern künstlich die Bedingungen herzustellen, welche die Pflanze an ihrem natürlichen Fundort vorfindet. Ebenso können wir Menschen für jenes himmlische Gewächs nur versuchen diejenigen Bedingungen herzustellen, welche für das Wachstum des religiösen Lebens unbedingt erforderlich sind. Da ist denn in erster Linie das Haus, die Familie, der Ort, wo man beginnen muß und nicht die Schule. Was kann die beste christliche Gemeindeschule nützen, wenn im Hause die kalte Eisesluft des Weltgeistes das ganze Jahr hindurch weht? Was würde wohl aus einer Tropenpflanze, wenn man dieselbe aus je 24 Stunden sechs Stunden im tropischen Gewächshause und achtzehn Stunden in der Winterkälte stehen ließe? Wer da meint, die Gemeindeschule sei der Lebensnerv der Kirche, der vergißt, daß leider, Gott sei es geklagt, in nur wenigen Familien der Geist der Wahrheit, der Geist Christi, herrscht, sondern der Weltgeist, der sich davor fürchtet, das Wort Christi als volle Lebenswahrheit zu ergreifen und praktisch

durchzuführen. Man nehme doch nur z. B. die Bergpredigt von vorne bis hinten und frage sich: Wie viele von unseren Predigern, wie viele von unseren besten Gemeindegliedern machen eigentlich vollen, ganzen, unerbittlichen Ernst mit den Worten des Herrn? Wo ist denn der sanfte, demütige, bescheidene und Gott vertrauende Sinn, wenn es sich z. B. nur um eine gute Pfarrstelle handelt? Wenn aber, ach, in so wenigen Häusern nur der Geist des Christentums die volle und ganze Herrschaft hat, in den meisten dagegen der Welt- und Mammonssinn herrscht, findet da denn nicht das Kind im Elternhause für sein inneres Leben Bedingungen vor, die, mild gesagt, es nicht begünstigen können. Selbst also vorausgesetzt, daß das Kind eine Schule besuchte, wo es in der That die allergünstigsten Bedingungen für das Wachstum des inneren Lebens vorfände, so wäre doch der häusliche Einfluß viel mächtiger auf des Kindes Gemüt als jener der Schule.

Wenn die Eltern selbst kein Gebetsleben führen, oder das Gebet nur als eine angelernte Form abhaspeln, wenn sie das Wort Gottes vernachlässigen, wenn sie statt auf Gott nur dem Hausgötzen Mammon vertrauen, wenn sie das ganze Christentum nur als eine äußerliche Formsache abmachen mit einem kurzen „Hofdienst" am Sonntag, um in der Woche ohne Gott dahinzuleben — wie kann denn jemand hoffen, daß durch eine christliche Gemeindeschule den Kindern ein besseres Christentum eingepflanzt werden könne, als das, welches sie an ihren Eltern sehen? „Verba docent, exempla trahunt," so heißt's auch hier. Das christliche Haus, die häusliche Frömmigkeit — das ist die erste Grundbedingung, der Lebensgeist Jesu Christi als der im Hause herrschende Geist, — das ist die Lebensluft, in welcher das himmlische Lebensgewächs des Christentums gedeihen kann. Wo diese fehlen, da darf man auf die Schule keine großen Hoffnungen setzen.

Unsere zweite Forderung heißt eine weise, christliche Kinderzucht. Und auch diese ist nicht in erster Linie Sache der Schule, sondern zuerst und vor allem Sache der Eltern. Und, es sei gleich gesagt, auch bei wirklich christlichen Eltern versteht es sich nicht von selbst, daß sie die Kunst verstehen, ihre Kinder richtig zu erziehen! Verständige Weltleute haben da oft bessere Einsichten als manche Fromme! Ja, das Gelingen dieses großen Werkes liegt gar nicht an unserem Wollen oder Laufen, sondern einesteils an Gottes Erbarmen, andernteils an dem Gebrauch, den die Kinder von ihrer Willensfreiheit machen! Jedenfalls sind die Eltern die wichtigsten Faktoren in der Kindererziehung, wichtiger als die Schule. Wenige Eltern scheinen zu ahnen, daß die richtige Erziehung der Kinder schon in den allerersten Lebensjahren, ja schon im ersten, beginnen muß. Läßt man im ersten Jahre dem süßen Baby allen Willen, kann es mit Schreien und Strampeln da alles ertrotzen, so wird es im zweiten schon schwer halten und in jedem späteren noch schwerer, seinen Eigensinn zu brechen. Viel gefehlt wird auch von frommen Eltern durch zu große Nachgiebig-

keit, Schwäche und Inkonsequenz; oder aber durch zu viel Lehren, Ermahnen und Predigen. Trefflich ist, was davon Hilty (Glück I, 117) sagt: „Die Überfütterung schon der kleinen Kinder halten wir für einen pädagogischen Mißgriff, der gewöhnlich von einem ganz mißverstandenen Ausspruche Christi ausgeht. Wir lesen zwar, daß derselbe die Kinder ‚herzte und segnete', nicht aber die allergeringste Ansprache oder Lehre an sie, oder gar Aufforderung an sie, ihm nachzufolgen. Kinder brauchen viel Liebe und Beispiel und sehr wenig Religionslehren. Meistens aber steht die Fülle der letzteren (die auch wohlfeiler sind) im umgekehrten Verhältnis zu der Fülle der ersten beiden, und wenn die Zeit kommt, in der die Kinder die Religion selbständig brauchen können, so ist dieses Mittel in ihnen oft schon gänzlich abgenutzt. Fast alle bedeutenden Verächter der Religion haben diese Lebensgeschichte; sie haben sie zu frühzeitig zum Überdruß gehört, oder an ihren Eltern, Lehrern &c. schlechte Beispiele von ihrer Wirkung vor Augen gehabt." Das sind sehr beherzigenswerte Worte.

In der Erziehung der Kinder für den Herrn hat man vor allem Zwang sich zu hüten und darin werden ohne Zweifel viele Fehler gemacht. Man muß unterscheiden zwischen dem, was direkt als Sünde anzusehen und anderem, was mehr Naturfehler sind. Kinder müssen streng zur Wahrheit und Recht angehalten werden, das Gefühl für Wahrheit und Recht muß sorgfältig in ihnen gepflegt, Versündigungen dagegen gestraft werden. Unlust dagegen zum Lernen und Arbeiten stammen aus der Trägheit der alten Natur; ihr muß freilich mit festem Willen konsequent entgegengearbeitet werden. Aber Eltern und Lehrer sollten ihr Möglichstes thun, bei dem Kinde Lust und Liebe zu erwecken namentlich zum Erlernen der religiösen Wahrheiten. Am meisten verfehlen auch christliche Eltern es darin, daß sie die Kinder nicht frühe genug zu Haus anhalten, mit dem leichteren Memorierstoff im Katechismus zu beginnen. Wenn Kinder dann erst am Katechismus anfangen zu lernen, wenn sie die Stunden des Konfirmandenunterrichts besuchen, so ist das ein schweres Versäumnis der Eltern, das man ihnen getrost ins Gewissen schieben darf.

Die Worte des Apostels Paulus: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn" &c., sind namentlich für solche Eltern beachtenswert, welche meinen, mit dem Gesetz und dem Stock ihre Kinder auf den rechten Weg bringen zu können. Wie leicht wird das Gemüt eines Kindes verschlossen, verbittert, hartschlägig, trotzig, und daraus folgt dann ein heuchlerischer Gehorsam vor Augen mit heimlicher Übertretung. Auch ein scheues, gedrücktes, unselbständiges Wesen, ein knechtischer Sinn, der später in unbändige Zügellosigkeit ausartet, entsteht leicht durch unverständige Härte und Strenge. Weichliche, blinde Liebe dagegen, die alle Unarten ungestraft läßt, bringt erst recht nichts Gutes zustande.

Kurz — die richtige Erziehung der Kinder erfordert viel Weisheit, Liebe, Geduld, Konsequenz des Willens, Beharrungsvermögen für Wahrheit und Recht, Vorsicht im Reden, Wandel und Benehmen und

dergleichen. Es ist viel bequemer für die Eltern, die Last der Erziehung der Schule aufzuladen und dem Dollar nachzujagen, als sich auf die Elternpflichten zu besinnen und die wahre Erziehungskunst zu lernen von dem göttlichen Lehrmeister.

Sind nun bei einem Kinde die richtigen Grundlagen gelegt für einen geradsinnigen und tüchtigen Charakter, lernt es frühe einige Hauptwahrheiten in Bezug auf Gott praktisch üben (Bewußtsein von der allgegenwärtigen Hilfe und Erbarmung Gottes = Gottvertrauen, von der Allwissenheit Gottes = Gottesfurcht, von der Liebe Gottes 2c.), lernt es Lüge und Unrecht, alles Schlechte und Schändliche hassen, lernt es sich selbst verleugnen, um andern zu dienen —, so sind damit Vorbedingungen geschaffen, welche hoffen lassen, daß der gute Same der göttlichen Wahrheit auf einem wohlvorbereiteten Herzensboden fallen und mit Gottes Hilfe daselbst Grund fassen werde.

Alle diese Dinge aber kann die Gemeindeschule nicht in die Herzen der Kinder pflanzen, wenn nicht zu Hause von seiten der Eltern die richtige Erziehungsarbeit gethan wird. Wo solche ethische Grundzüge im Charakter gepflanzt und gepflegt werden, da wird der Pastor sich nicht zu beklagen haben, auch wenn das Kind wenig Anlage zeigt zur intellektuellen Erfassung der religiösen Wahrheiten.

Wir übersehen es nur zu leicht, daß nicht die in der Erkenntnis am weitesten geförderten Menschen auch die besten sittlich-religiösen Charaktere zeigen. Sondern oft ist ein solcher Vielwisser einer Pflanze zu vergleichen, die rasch und schnell emporgeschossen ist, aber einen gar dünnen, kraft- und marklosen Stengel hat, der leicht geknickt wird von einem Windhauch, um sich nicht wieder aufzurichten. Überhaupt hat nur jenes Quantum religiöser Wahrheit, welches wir in täglicher, praktischer Übung halten, ethisierenden Wert für das Herz; alles andere ist totes Material, angehäuft in Gedächtnis und Verstand, das erst dann fruchtbar wird für das Herz, wenn es durch Christi Geist im Geiste des Menschen erweckt wird. (Joh. 14, 26). Man mißverstehe mich nicht: Ich will den hohen Wert der christlichen Erkenntnis nicht herabsetzen; aber Hauptsache ist nicht die Erkenntnisseite, sondern vielmehr die Willensseite, die Übung im praktischen Gehorsam gegen die göttlichen Wahrheiten, und diese sind in wenigen Worten zusammengefaßt in Micha 6, 8. — Das eben ist der Fehler einer toten Orthodoxie, daß sie meint, der Segenseinfluß von oben sei abhängig (z. B. im heiligen Abendmahl, aber auch sonst) von der richtigen und vollen Annahme einer möglichst speziellen allein richtig geltenden Lehre. Umgekehrt dagegen kann ein Gemüt, das verlangend offen steht für jene Segenszuflüsse, auch bei manchen theoretischen Irrtümern, viel reicher gesegnet werden, als ein mit Erkenntnis vollgepfropfter Mensch, der stolz auf sein Wissen vor den Herrn tritt und ungesegnet, wie der Pharisäer (Luk. 18), von hinnen geht. Nicht unsere Gedanken von einer Sache,

sondern unsere Herzensstellung zu ihr, geben den Ausschlag vor Gott.

Ich muß jedoch schließlich nochmals in den Anfang zurückkehren. Eine fortwährende Bekämpfung oder gar Verdrängung der Staatsschulen schießt weit über jedes praktisch erreichbare Ziel hinaus; es treibt uns ins ultramontane Lager. Es ist derselbe Fehler, wie ihn die Konservativen im deutschen Reiche begingen, da sie mit dem Centrum sich alliierten, ihm halfen, die Kastanien aus dem Feuer holen und wenig Dank dafür empfingen. Es ist bei unserer Agitation für Gemeindeschule der große Fehler, daß man sich nicht klar macht: Was ist praktisch erreichbar? Alles Theoretisieren über das Wünschbare ist nutzlos und vergeblich! Auf dem Lande ist eine Kombination von Staats- und Gemeindeschule in nur sehr seltenen Fällen zu erreichen, wo etwa die Evangelischen ein erdrückendes Übergewicht im Schuldistrikt haben. Überdies, selbst wo es möglich wäre, steht selten ein Lehrer zur Verfügung, der den Ansprüchen beider Schulen genügen könnte. Viele Gemeinden sind so weit umher zerstreut, daß die Kinder in 3—5—7 Schuldistrikte sich verteilen.

Wie endlich sollte die Forderung auf dem Lande durchgeführt werden, die Kinder vom 6.—14. Jahre in die Gemeindeschule zu schicken! Das ist ein Ding der Unmöglichkeit, wenn die Glieder nach allen Richtungen hin bis zu 3—5 Meilen zerstreut wohnen. Und wie sollten Pastoren die Kinder auch im Englischen so weit bringen, daß sie mit den Kindern der Freischule konkurrieren könnten? Das setzt vor allem auf seiten der Pastoren eine tüchtige Fertigkeit im Englischen voraus, die viele nun eben nicht haben und auch nicht mehr erlangen können. —

Praktisch erreichbar dürfte vielmehr ein anderes Ziel sein: Wir müßten das Agitieren gegen die Freischule einstellen, womit wir die Amerikaner nur erbittern und um so widerspenstiger machen. Dagegen müßten wir dahin streben, wirklich christlichgesinnte, einflußreiche Amerikaner aus allen protestantischen Denominationen zu gewinnen, um ihnen vor allem zu zeigen, welche unheilvollen Früchte aus der Freischule erwachsen müssen, wenn der sittlich-religiöse, erziehende Einfluß in derselben ganz und gar verbannt ist. Sie und wir und alle Kirchenkörper müßten sich vereinigen, dahin zu streben, daß ein einfach biblischer Unterricht in der Freischule erteilt würde. Von den Lehrern müßte gefordert werden, daß sie wenigstens dem Bekenntnis nach Christen sind. Erklärte Atheisten und andere Bibelfeinde, die im Verhältnis doch die Minderheit bilden, könnten ja dann ihrer Überzeugung das Opfer bringen und atheistische Schulen gründen auf eigene Rechnung! Würden erst englische Kirchenkörper gewonnen, für dieses Ziel zu agitieren, dann wäre auch Hoffnung es zu erreichen. Und ein solches Ziel ist auch unseres Strebens würdiger, als das, die Freischule zu zerstören. „Die Bibel in die Schule," das ist eine Parole, um welche auch gottesfürchtige Amerikaner sich sammeln können.

Kirchliche Rundschau.

Während der Methodismus zwar nirgends auf Gemeindeschulen dringt noch solche unterhält, so kommt er doch immer mehr zum Bewußtsein von der Notwendigkeit des religiösen Unterrichts, um die heranwachsende Jugend dem kirchlichen und christlichen Leben zu erhalten. Es bricht sich auch da immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß dem christlichen Leben ein wesentliches Stück fehlt, wenn ihm die rechte Erkenntnis des Christentums mangelt. Der Apologete sagt in dieser Hinsicht:

„Die Wichtigkeit des systematischen Religionsunterrichtes kann unmöglich zu stark betont werden. Jeder Christ, der das Vorrecht hatte, einen solchen zu genießen, erkennt den hohen und unbeschreiblichen Wert. Eltern und Prediger, welche es der Jugend gegenüber hierin versäumen, machen sich schwerer Sünden teilhaftig. Die Folgen sind höchst trauriger Natur, und in vielen Familien und Gemeinden treten sie nur zu bald in erschrecklicher Weise zu Tage. Das christliche Erfahrungsleben bedarf der tiefen Begründung in Gottes Wort, sonst wird es zum Gefühlsleben, das von jedem Wind der Lehre wie ein Schilfrohr hin- und hergeweht wird. Der Mangel an christlicher Erkenntnis ist in den meisten Fällen schuld an den oberflächlichen Bekehrungen unserer Tage, sowie an dem wiederholten Rückfall und dem schließlichen Stumpfsinn, den viele junge Leute während den anhaltenden Versammlungen, sogar unter dem Schall der eindringlichsten Erweckungspredigten, an den Tag legen. Wie viele jugendliche Seelen bekehren sich jeden Winter aufs neue, aber regelmäßig, ehe der Sommer kommt, haben sie die Waffen gestreckt, weil sie im Kampf mit Sünde und Welt und Teufel nicht gewappnet waren, noch in der Anfechtung sagen konnten: „Es stehet geschrieben!" Deshalb müssen Eltern und Prediger dem gründlichen und systematischen Religionsunterricht ihre volle und ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden.

Die deutschen Herbstkonferenzen sind jetzt, bis auf eine einzige, vorüber. Das neue Konferenzjahr hat begonnen, und in den meisten Gemeinden haben die Prediger den Unterricht im Katechismus aufgenommen. Unsere deutschen Prediger sind von der Wichtigkeit völlig überzeugt, und es ist erfreulich, daß man auch in den englischredenden Konferenzen die ungeheure Tragweite immer mehr erkennt.

Die Arbeit ist unter den in Amerika obwaltenden Umständen keine leichte, und der Prediger muß viel Gnade haben, wenn er nicht der Versuchung nachgeben will, dieselbe zu versäumen oder doch wenigstens sie nur oberflächlich zu betreiben. Für die in den Tagesschulen bereits überbürdeten Kinder, denen das Auswendiglernen in der deutschen Sprache ohnedies schwer fällt, ist es zumeist kein Leichtes, sich der Aufgabe zu unterziehen, und wenn die Eltern den Kindern den freien Willen lassen und den Prediger in seinen Bemühungen nicht unterstützen, so ist es für diesen unmöglich, an den heranwachsenden Kindern seine Pflicht, wie die Kirchenordnung es von ihm fordert, zu erfüllen. Eltern sollten deshalb nicht bloß darauf dringen, daß ihre Kinder den Religionsunterricht besuchen, sondern der Vater, und wo das nicht möglich ist, die Mutter sollten an den Wochenabenden nach dem Abendbrot die Kinder abhören und wo möglich den Unterricht des Predigers ergänzen.

Unter den Berichten, welche dieses Jahr den deutschen Herbstkonferenzen, den religiösen Unterricht betreffend, vorgelegt worden sind, verdient der nachfolgende besonders erwähnt zu werden. Er umfaßt vier Jahre systema-

tischen Unterrichts und ist den Vorschriften der Kirchenordnung nicht entgegen. Er lautet:

1. Jahr: Biblische Geschichte—das Alte Testament und Leseübungen.
2. Jahr: Biblische Geschichte—das Neue Testament. Katechismus: Einleitung, 1., 2. und 3. Hauptstück und das Gebet des Herrn.
3. Jahr: Katechismus: 4., 5. und 6. Hauptstück und das apostolische Glaubensbekenntnis.
4. Jahr: Katechismus: 7., 8. und 9. Hauptstück.

Kein Kind soll unter dem zehnten Jahre zum Religionsunterricht zugelassen werden.

Der Unterricht soll in der ersten Woche des Oktobers seinen Anfang nehmen. (Brüder auf dem Lande, die den Unterricht im Winter aussetzen müssen, mögen das Versäumte im Frühling nachholen.)

Nach Absolvierung des Unterrichts sollen die Katechumenen an einem Sonntage öffentlich geprüft und eingesegnet werden, doch soll kein Kind vor dem zurückgelegten 13. Lebensjahr zur Prüfung zugelassen werden.

In Verbindung mit der Prüfung soll folgendes von den Kindern gemeinschaftlich gesprochen werden: Das Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote, der Inbegriff aller Gebote, der Taufbund, die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahles und das Gebet des Herrn.

Am Sonntag nach der Prüfung, oder an der darauf folgenden Vierteljahrsversammlung sollen die Kinder mit der Gemeinde das heilige Abendmahl feiern.

Darauf sollen die Namen der Kinder mit ihrer Einwilligung ins Kirchenbuch als Probeglieder eingetragen werden."

Man sieht deutlich genug, daß das eben der Konfirmandenunterricht und die Konfirmation ist, nur nicht unter diesem Namen. Der Hauptnachdruck liegt hier freilich nicht auf der den Unterricht abschließenden feierlichen öffentlicheu Prüfung, sondern auf dem Unterricht selber, was sicherlich nur anzuerkennen ist.

Auch unter den englischredenden Methodisten wird versucht, einen mehr systematischen Religionsunterricht einzuführen. Wenigstens mußte dieses Jahr ein jeder der vorstehenden Ältesten der Rock River Konferenz, die in Chicago abgehalten wurde, dem vorsitzenden Bischof Antwort geben auf die Frage:

„Haben die Prediger auf deinem Distrikt ihre Pflicht gethan den getauften Kindern gegenüber, indem sie allen, die ein genügendes Alter erreicht haben, regelmäßig Religionsunterricht erteilten, wie die Kirchenordnung es vorschreibt?"

„Diese Frage," sagt der Apologete, „brachte einige der Vorst. Ältesten in keine geringe Verlegenheit, und man konnte aus ihren Antworten deutlich schließen, daß es in dieser Beziehung noch gar übel bestellt sein muß. Der Vorst. Älteste Dr. Jackson glaubte sich zu helfen und eine befriedigende Antwort geben zu können, indem er darauf hinwies, daß die Epworth League Vereine in dieser Beziehung wirkten, indem sie die jüngeren Glieder in den Vereinen in Gottes Wort unterrichten. Der Bischof konnte mit solchen Bekenntnissen nicht ganz zufrieden gewesen sein, obgleich er es dabei bewenden ließ. Wenn die Vorst. Ältesten in Zukunft jedes Jahr in Bezug auf diese Frage eine Antwort zu geben haben, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Katechismus in englischer Sprache in unserer Kirche noch zu Ehren kommen und von den Predigern gebraucht und gelehrt werden wird. Die engli-

schen Prediger können jedenfalls ebenso leicht Katechismusklassen organisieren und der Jugend regelmäßig Religionsunterricht erteilen, als wie die deutschen Prediger es gewohnt sind zu thun."

Die Frauenbewegung innerhalb der Bischöflichen Methodistenkirche (d. h. die Bestrebungen für Zulassung weiblicher Laiendelegaten zur Generalkonferenz der Bischöflichen Methodistenkirche) ist in einem Rückgang begriffen. Die letzte Generalkonferenz hatte ja eine wiederholte Abstimmung über diese Frage angeordnet, weil zu der für diese Maßregel notwendigen Dreiviertel-Majorität nur noch 79 Stimmen gefehlt hatten. Man sollte nun meinen, es hätte bei einigermaßen energischer Arbeit den Anhängern dieser Maßregel, denen es wahrlich an Eifer nicht gefehlt hat, gelingen müssen, noch etliche Stimmen mehr zu werben oder wenigstens die Zahl der bereits gewonnenen Stimmen zu halten. Beides ist aber nicht der Fall gewesen. Es ist nämlich die Zahl der Stimmen für die Sache von 7502 auf 7455 zurückgegangen, während die Zahl der Stimmen dagegen von 2606 auf 3636 gestiegen ist. Die Zahl der zur Annahme der betr. Maßregel noch erforderlichen Stimmen ist von 79 auf 863, also auf mehr wie das zehnfache, gestiegen. Damit ist wenigstens für eine Zeit lang die Sache in den Hintergrund gedrängt; ob sie aber ganz damit abgethan ist, das läßt sich noch nicht sagen; wenigstens verhalten sich die extremen Befürworter der Sache keineswegs so, als ob sie sich für immer mit diesem Resultat ihrer Bemühungen begnügen wollten.

Der Streit innerhalb der Brüdergemeine ist noch keineswegs beendigt und auch die Generalsynode derselben wird ihn schwerlich aus der Welt schaffen können. Der frühere Missionsdirektor Burkhardt hat im „Herrnhut" eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, in welchen er das Verhältnis der heutigen in Gnadenfeld gelehrten Theologie zur früheren und beider zum Glauben der Gemeinde darzuthun versucht. Er steht freilich im ganzen auf seiten der Gnadenfelder Theologie, die er in dem ersten seiner Artikel behandelt. „Dieselbe ist" — erklärt er — „eine durchaus gläubige Theologie, so gläubig, d. h. im wahren Sinne des Wortes gläubig, als nur je eine in unserm Seminar seit seiner Gründung getrieben und gelehrt worden ist." „Man hat im Gnadenfelder Seminar die hl. Schrift lieb, weil sie uns von Gott gegeben ist als Offenbarung seines Wesens und seines Willens, weil sie uns Christus vor Augen stellt und weil wir allein in ihr das Heil finden." Finden wir nun auch manches jetzt anders als die Theologen des 17. Jahrhunderts, weil unsre Weise, wissenschaftlich zu denken, eine andere ist, so sind wir ja darauf nicht eingeschworen und wir können heut viel besser als vor 200 Jahren, ja als noch vor 40 oder 50 Jahren das Wort Gottes verstehen. Freilich ist uns der menschliche Charakter der hl. Schrift noch deutlicher geworden und die ganze Vorstellung von der Erscheinungsform des Wortes Gottes, die man etwa für ein vom Himmel gegebenes Buch hielt, ist eine andere geworden. Aber so, ja gerade so, wie wir sie jetzt erkennen, lieben wir die hl. Schrift. Man nenne diejenigen nicht ungläubig, die so zu ihr stehen, wie ein Sohn zu seinem Vater, auch nachdem er seine Schwächen erkannt hat. Denn gläubig sein heißt wiedergeboren sein zum Leben, heißt ein neues Herz haben. „Gläubig" und „ungläubig" hat mit theologischer Meinung und Erkenntnis nicht das mindeste zu thun. — Wie die Führungen, so sind auch Meinungen und Anschauungen verschieden. Eins aber sollen und wollen wir in dem Grund unsres Glaubens sein: Christus ist die Versöhnung für unsre Sünden."

Im 2. Artikel „das Verlangen nach einem festen Bekenntnis“ ist ihm gerade dies das Charakteristische der Brüdergemeine, daß sie niemals ein Bekenntnis gehabt habe. Darauf beruhe ihre Wirksamkeit nach außen. Zeugnis will sie geben vom Heiland, der unsere Sünden getragen hat, in ihm thatsächlich eins sein und das ist nicht Lehre, sondern Leben. Das einseitige Betonen der Lehre schafft Streit. Man soll sich ein warnendes Beispiel an den Bekenntniskirchen nehmen, deren Prediger oft an Gewissensnot leiden. Die lutherische Kirche ist darum völlig zerfahren. Sie hat sich in Parteiungen zerspalten. — Wo die Gemeinschaft des Glaubens ist, die sich auf die Schrift gründet, wie bei uns, da steht man bergehoch über jeder äußeren Bekenntnisgemeinschaft. Der Kernpunkt unsrer Verkündigung ist: Das Lamm Gottes, welches unsre Sünde getragen.

Der 3. Artikel handelt vom eigentlichen Notstand, der im Mangel an geistlichem Leben in der Gemeine besteht, in der Verweltlichung der Jugend. Daran sei nicht die moderne Theologie schuld, eher die sogenannte Rechtgläubigkeit.

Im 4. Artikel „von der neueren Theologie und der Zukunft unsrer Gemeine“ sagt er, daß die neuere Theologie kommen werde, ob man auch noch so viele Dämme gegen sie aufrichte, sie komme von Gott. „Nur die Extravaganzen sind von Übel. Im kommenden Jahrhundert erfüllt sie sicher die Kirche. Der Kern der Frage liegt in der Stellung zur Schrift. Die alte Theologie sah sie als ein Magazin von Lehrsätzen an, die neuere als ein unter Menschenhänden entstandenes, unter dem Einfluß bestimmter Zeitverhältnisse zustande gekommenes Buch. Das schließt nicht aus, daß sie für uns die Offenbarung Gottes ist. Das Wesentliche an der neueren Bibelbetrachtung ist, daß man sie geschichtlich betrachtet.—Die moderne Theologie untergräbt nicht den Glauben. Den rechtfertigenden Glauben kann überhaupt keine Theologie rauben, weil er nicht ein Wissen, sondern ein Leben ist. Er ruht auf der Schrift selbst, und nicht auf einer Meinung über sie, und auf der Erfahrung.— Ja erst durch die neuere Theologie wird uns die Schrift erschlossen. Nun verlieren eine Menge Dinge in der Bibel, die uns Beklemmung und Herzweh verursachten, weil wir sie mit der unmittelbaren Eingebung durch den heiligen Geist nicht vereinigen konnten, mit einem Mal alles Befremdliche.— Es ist nicht wahr, daß durch die neuere Theologie die Versöhnung im Blute Christi aus dem Inhalt unsres Glaubens hinausgeworfen werde. Es legen einige Vertreter derselben weniger Gewicht auf die juridische Seite, auf die Stellvertretung und die Abbüßung der Strafe und mehr auf die Liebe Christi und den Gehorsam gegen den Vater. Das sind nur Versuche. Das große Geheimnis: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber kann nicht auf eine Formel gebracht werden. Das ist auch nicht nötig. Genug, daß du die Versöhnung im Blute des Lammes hast.

Zu diesen Artikeln macht die „Kirchl. Monatsschrift“ (das Organ der positiven Union) u. a. folgende Bemerkungen:

„Was die einzelnen Gedanken betrifft, so hat der Verfasser, wie ich bereits früher aus meiner ziemlich intimen Bekanntschaft mit der Gemeine heraus konstatiert habe, damit Recht, daß dieselbe es als einen ihrer Vorzüge betrachtet hat, kein formuliertes Bekenntnis zu haben. Als ein vorwiegend pietistisches Kirchengebilde hat sie immer auf das „Leben“ das Schwergewicht gelegt und sich spröde gegen die Konfessionen verhalten. Der Verfasser ist ein echter Herrnhuter, wenn er mit Bedauern auf die Landeskirchen blickt und in den Bekenntnissen eine Ursache ihres Verfalles sieht — ein freilich sehr kurzsichti-

ges Urteil. Wie er behaupten kann, daß die Theologie absolut keinen Einfluß auf den Glauben habe, ist verwunderlich. Daß bei der neueren Theologie das Zentrum des Gemeindeglaubens, die Versöhnung im Blute Christi, unberührt bleibe, ist doch nur dann möglich, wenn er diejenigen Momente, welche für die „Brüder" immer wesentlich waren, nämlich die Strafbüßung und die Stellvertretung, in die Tiefe des Geheimnisses versenkt und aus ihrer ehemals bestimmenden Stellung verdrängt.

Ich wünschte, daß er noch mehr die Frage beantwortet hätte, ob eine innige Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe zu Jesu in altherrnhutischer, aber gesunder Weise zwischen den Anhängern der verschiedenen Richtungen möglich sei. Er wird es bejahen. Es können gläubige Anhänger der modernen Theologie im Gebrauch der heil. Schrift zur Erbauung sich wohl zusammenfinden und wohl fühlen mit denen, welchen es dabei aber allein auf Strafe und Trost, auf Zurechtweisung und Erquickung ankommt—vorausgesetzt, daß sie eins sind im Glauben an den für uns gestorbenen, auferstandenen und nun erhöhten Heiland. Denn in der Gemeinschaft mit dem Heiland, in dem Leben der Gemeine unter der Leitung des erhöhten Hauptes und im beständigen Zusammenhang mit ihm, in der Mystik dieses Christusglaubens und dem von ihm geregelten Außen- und Innenleben der Gemeine wie der Glieder derselben liegt ein Hauptcharakterzug der „Brüdergemeine". Es ist dies doch eine der Hauptquellen, aus welchen „der Friede floß, den man im Angesicht der Brüder wahrnahm und der jetzt selten zu finden ist." Sind objektiv und subjektiv die Voraussetzungen dazu bei den jungen Theologen aus der neuen Schule vorhanden, pulsiert in ihnen der Geist der Liebe zu Jesu und darum auch zu den Brüdern, so ist der Vorwurf des Abfalles gegen sie unberechtigt. Die Gemeine wird ferner den Grundsatz der Geduld, den sie bisher in ihren offiziellen Vertretern festgehalten hat, auch jetzt nicht und nie aufgeben dürfen, solange jene Gesinnung vorhanden ist. So konnte der Verfasser auch der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Einseitigkeiten in der Behandlung der Bibel mehr und mehr schwinden werden.

Es ist unmöglich diesen bedauerlichen Streit anders zum Segen der Gemeine beizulegen, als dadurch, daß beide, die Lehrer und Anhänger der neueren Theologie und die der alten ihre Hände zum Gebete zusammenlegen und den Puls der alten Liebe und des Glaubens an den Herrn spürend, das, was sie in reichem Maße gemeinsam haben, herrschen lassen über das, worin sie von einander abweichen. Möge der Herr der teuren Gemeinde in den bangen Tagen, die bevorstehen, schenken, was er in den Tagen seines Fleisches gebetet hat: „Daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt."

Auch die Deutsche Ev. Kztg. (Stöckers Organ) bespricht die Kundgebungen Burkhardts. Wir nehmen aus dem, was sie den Ausführungen im „Herrnhut" entgegenhält, folgendes als charakteristisch für die von ihr selbst vertretenen Anschauungen heraus.

„Der Verfasser—sagt die D. E. Kztg. — möge uns gestatten, daß wir hier alles beanstanden, sowohl seine Kritik wie seine Formulierungen. Zunächst macht er sich einen Gegner zurecht, der nicht da ist. Die völlige Irrtumslosigkeit der Bibel in allem und jedem ist ein fast allgemein aufgegebener Standpunkt; die Reformatoren haben ihn nicht gehabt, die reformatorischen Bekenntnisse, die nicht einmal von der Art der Inspiration handeln, erst recht nicht. Auch ein Magazin von Lehrsätzen ist die Bibel in unserer Kirche nie gewesen; man weiß, wie sehr Luther und die anderen Theologen seiner Zeit

die gesamte Schriftwahrheit unter das Licht des rechtfertigenden Glaubens gestellt haben. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher die Schrift so, wie Burkhardt sagt, von einer Theologenschule behandelt wurde. Aber das ist zwei Jahrhunderte her. Außer bei einigen Theologen, die abseits stehen, ist heute die Auffassung der Schrift auch bei den gläubigsten organisch und geschichtlich. Darum handelt es sich aber gar nicht. Der schwebende Gegensatz ist nicht der, ob die Schrift völlig irrtumslos oder menschlich entstanden, ob die Verbalinspiration oder eine andere theopneustische Beschaffenheit ihr Charakter sei. Vielmehr darum handelt es sich, ob die Schrift wirkliche übernatürliche Offenbarungen, wahrhafte göttliche Wunder bezeuge und deshalb absolute Wahrheit enthalte. . . . Auch wir leugnen das Menschliche, die geschichtlichen Bedingungen an der Schrift durchaus nicht. Wir haben es immer bedauert, daß man nicht den Mut gehabt hat, dem Glauben an die absolute Unfehlbarkeit und Irrtumslosigkeit der Bibel in Laienkreisen entgegenzutreten und so die gegenwärtige Katastraphe von vornherein zu verhindern. Aber wie Luther bei seiner Auffassung der Bibel nicht gehindert war, ihr die volle Autorität in Glaubenssachen zuzuschreiben, das Apostolikum ehrlich zu bekennen und seinen Katechismus abzufassen, so hält auch uns unsere geschichtliche Auffassung der Schrift nicht ab, unsere Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Glaubens. Es genügt nicht, daß Burkhardt sagt, die moderne Auffassung der Bibel schließe nicht aus, daß sie Gottes Offenbarung sei. Er muß sagen, in welchem Sinne, in welcher Tragweite sie es ist. Die ganze Welt, die ganze Weltgeschichte ist eine göttliche Manifestation. Für das Christentum kommt alles darauf an, ob innerhalb der natürlichen Offenbarung Raum bleibt für die übernatürliche durch Propheten und Apostel, vor allem durch den Sohn. Hier ist nur das Übergeschichtliche wahrhaft geschichtlich.

Wenn Burkhardt als den eigentlichen Notstand der Brüdergemeine den Mangel an geistlichem Leben, an Sünden- und Gnadenbewußtsein bezeichnet, so haben wir darüber gleichfalls kein Urteil. Nur wenn er meint, dagegen sei die neuere Theologie ein sehr geringes Übel und das Aufrichten des Bekenntnisses könne da keinen Wandel schaffen, da die einseitige Betonung der Lehre den Notstand der evangelischen Kirche veranlaßt habe, so geben wir ihm in der letzteren Behauptung recht. Aber das schließt doch nicht aus, daß die richtige Betonung der Lehre auch das rechte Leben schaffen helfe. Vielleicht ist doch zwischen dem Überhandnehmen der modernen Theologie und dem Mangel an Sünden- und Gnadenerkenntnis der Zusammenhang viel enger, als er sich denkt. Leben und Lehre stehen in der engsten Wechselbeziehung.

Ob freilich, wie manche Brüder meinen, die Annahme eines festen Bekenntnisses den vorhandenen Schaden heilen würde, steht dahin. Die Entstehung und bisherige Geschichte der Brüdergemeine läßt befürchten, daß ein solcher Schritt eher die Scheidung der Geister befördern, als die Wunden schließen würde. Die Gemeine hat nie ein Bekenntnis gehabt. Für geradezu unmöglich möchten wir aber die Annahme eines Bekenntnisses nicht halten. Die Augsburgische Konfession entspricht doch im ganzen dem dreifachen Typus, wie er in der Brüdergemeine berechtigt ist, dem lutherischen, reformierten und böhmisch-mährischen. Aber wir sind weit entfernt, hier einen Rat geben zu wollen.

Jedenfalls wünschen wir der Brüdergemeine für ihre bevorstehende Synode in Herrnhut, auf der die große Frage für die Generalsynode vorberaten werden wird, Gottes reichen Segen, vor allem seinen heiligen Geist und in ihm Licht, Leben, Liebe von oben."

Obwohl keines der beiden Blätter auf seiten der heutigen Theologie, wie sie in der Brüdergemeine vertreten ist, steht, so ist doch das Wohlwollen der Brüdergemeine gegenüber immer noch kräftig genug, um die Gegensätze nicht noch zu verschärfen und den Streit zu schüren, sondern die Möglichkeit der Überwindung dieser Gegensätze festzuhalten, wodurch die Brüdergemeine vor einem verderblichen Kirchenstreit in ihrer eigenen Mitte bewahrt würde. Jedenfalls sollte die Einigkeit im Geiste und die Gemeinschaft des Glaubens sich stärker erweisen, als die Gegensätze der Lehrmeinungen und die Differenzen der theologischen Anschauungen.

Unter den altgläubigen Juden macht sich wieder eine Bewegung geltend, nach Palästina zurückzukehren. Man nennt ihre Anhänger „Zionisten". Dieselben haben Veranstaltungen getroffen, Ende August einen Kongreß in Basel abzuhalten, um dort über die Möglichkeit der Errichtung eines national-jüdischen Staatswesens in Palästina zu beraten. Die Rabbiner aber wollten nichts davon wissen. Der geschäftsführende Vorstand des Rabbinerverbandes in Deutschland (Dr. Maybaum in Berlin, Dr. Horovitz in Frankfurt, Dr. Guttmann in Breslau, Dr. Auerbach in Halberstadt, Dr. Werner in München) erließ folgende Erklärung: „1) Die Bestrebungen sogen. Zionisten, in Palästina einen jüdisch-nationalen Staat zu gründen, widersprechen den messianischen Verheißungen des Judentums, wie sie in der heiligen Schrift und den späteren Religionsquellen enthalten sind. 2) Das Judentum verpflichtet seine Bekenner, dem Vaterlande, dem sie angehören, mit aller Hingebung zu dienen und dessen nationale Interessen mit ganzem Herzen und mit allen Kräften zu fördern. 3) Mit dieser Verpflichtung aber stehen nicht in Widerspruch jene edlen Bestrebungen, welche auf die Kolonisation Palästinas durch jüdische Ackerbauer abzielen, weil sie zur Gründung eines nationalen Staates keinerlei Beziehung haben. Religion und Vaterlandsliebe legen uns daher in gleicher Weise die Pflicht auf, alle, denen das Wohl des Judentums am Herzen liegt, zu bitten, daß sie sich von den zionistischen Bestrebungen und ganz besonders von dem trotz aller Abmahnungen noch immer geplanten Kongreß fernhalten."

Die National-jüdische Vereinigung für Deutschland hat nun auf die Äußerung dieser Rabbiner folgendes erwidert:

„1) Es ist unrichtig, daß die zionistischen Bestrebungen den messianischen Verheißungen des Judentums widersprechen. Wir verweisen in dieser Hinsicht nur auf das von einer der hervorragendsten rabbinischen Autoritäten ‚Rabbi Kalischer' unter dem Titel ‚Drischat Zion' veröffentlichte Werk, aus dem das Gegenteil der Rabbinererklärung unwiderruflich hervorgeht. Mit dem Lehrinhalt des Judentums beschäftigen sich übrigens unsere Bestrebungen überhaupt nicht, dieselben sind vielmehr lediglich darauf gerichtet, den anormalen Zustand des jüdischen Volkes zu beseitigen. 2) Den in der Rabbinererklärung durch die gänzlich unmotivierte Hervorhebung ihrer Vaterlandsliebe unterstellten Vorwurf, als ob die zionistische Gesinnung uns an der Bethätigung vaterländischer und staatsbürgerlicher Pflichten hindere, weisen wir als eine jeder Begründung entbehrende Verdächtigung ganz entschieden zurück. 3) Daß die ‚edlen Bestrebungen, die auf die Kolonisation Palästinas durch jüdische Ackerbauer abzielen,' mit den unsrigen nicht zu identifizieren sind, geben auch wir zu. Wenn wir aber dieselben von unserem Standpunkte aus ebenfalls unterstützen, so kann dies doch weder uns noch auch diesen Bestrebungen irgendwie zum Tadel gereichen. Vor dem Kongreß in Basel zu warnen,

liegt für niemand, am wenigsten für den deutschen Rabbinerverband eine Veranlassung vor. Der Kongreß wird sich hoffentlich zu einer imposanten Kundgebung dafür gestalten, daß das jüdische Volk auch heute auf seine nationale Existenz noch nicht verzichtet, sondern gewillt ist, als Volksindividualität Hand in Hand mit den anderen Nationen an dem Fortschritt der menschlichen Kultur zu arbeiten. Die Sympathien aller rechtlich und vorurteilslos denkenden Menschen werden bei der Förderung dieser Bestrebungen gewiß auf unserer Seite stehen."

Trotz dieser Abmahnungen hat der Kongreß, zu dem sich 197 Teilnehmer aus der ganzen jüdischen Welt eingestellt hatten, in Basel stattgefunden. Reformer und Orthodoxe haben daran teilgenommen. Über den Verlauf im einzelnen zu berichten, ist hier nicht möglich.—Es ist einerseits der Druck, unter dem die Juden im östlichen Europa und in Kleinasien zu leiden haben, andererseits die klar hervortretende Thatsache, daß die den Juden im westlichen Europa zu teil gewordene Emancipation keineswegs die Folge gehabt hat, sie mit den indogermanischen und romanischen Stämmen auch national zu verschmelzen, woraus die zionistischen Ideen hervorgegangen sind. Seine Religion will der Jude nicht aufgeben und seine Abstammung kann er nicht abstreifen. Dazu kommt, daß der Antisemitismus im steten Wachsen begriffen ist, so daß der Jude, um mit Nordau zu reden, „in einem feindlichen Lager lebt". Unter diesen Umständen möchte sich der Israelite wieder eine nationale Heimat schaffen, die er nur in Palästina haben kann. Daher kommt es auch, daß die ganze Bewegung fast nur auf nationalen Grundlagen ruht; das Religiöse steht erst in zweiter Linie.

Es ist natürlich noch gar nicht zu erwarten, daß mit dem ersten derartigen Kongreß schon greifbare Resultate hervortreten; es ist schon viel, daß es überhaupt zu einer bleibenden Organisation dieser Bewegung und zu einer bestimmten Form, in welcher die zionistischen Ideen wirksam sein können, gekommen ist. Das Programm welches am zweiten Tage des Kongresses angenommen wurde, ist folgendes:

Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina.

Zur Erreichung dieses Zieles nimmt der Kongreß folgende Mittel in Aussicht:

1. Die zweckdienliche Förderung der Besiedelung Palästinas mit jüdischen Ackerbauern, Handwerkern und Gewerbetreibenden;

2. die Gliederung und Zusammenfassung der gesamten Judenschaft durch geeignete örtliche und allgemeine Veranstaltungen nach den Landesgesetzen;

3. die Stärkung des jüdischen Volksgefühls und Volksbewußtseins;

4. vorbereitende Schritte zur Erlangung der Regierungszustimmung, die nötig sind, um das Ziel des Zionismus zu erreichen.

Von besonderem Interesse ist die Organisation des Kongresses, der als eine dauernde Einrichtung ins Auge gefaßt ist. Der angenommene Entwurf besagt:

1. Hauptorgan der Zionisten ist der Kongreß;

2. a) jeder Zionist, der berechtigt sein will, Delegierte zum Kongresse mitzuwählen, zahlt jährlich freiwillig für zionistische Zwecke mindestens einen Schekel = 1 Frank = 1 Schilling = 25 Cents = ½ Gulden = 40 Kopeken = 1 Mark;—b) jede zionistische Ortsgruppe wählt einen Delegierten zum Kongresse. Übersteigt ihre Mitgliederzahl 100, so wählt sie für jedes weitere 100

einen Delegierten. Jeder Delegierte kann für mehrere Gruppen die Delegation annehmen, jedoch nicht mehr als 10 Stimmen abgeben;

3. der Kongreß wählt durch Stimmzettel ein zionistisches Aktionskomitee zur Ausführung der gefaßten Kongreßbeschlüsse; zur Führung der zionistischen Angelegenheiten, sowie zur Vorbereitung des nächsten Weltkongresses;

4. Das Aktionskomitee hat seinen Sitz in Wien und besteht aus 23 Mitgliedern, wovon fünf ihr ständiges Domizil in Wien haben müssen, während sich die übrigen auf die einzelnen Landsmannschaften in folgender Weise verteilen: die österreichischen Kronländer, ausgenommen Galizien und Bukowina 1, Galizien 2, Bukowina 1, Deutschland 2, Rußland 4, Rumänien 2, Frankreich 1, England 1, Nordamerika 1, Belgien und Serbien 1, Palästina 1, Orient 1. Die außerhalb Wien befindlichen Mitglieder werden durch die Nomination der resp. Landmannschaften gewählt; die fünf Mitglieder, welche ständig in Wien domizilieren, wählt der Kongreß in seiner Gesamtheit;

5. jedes nicht in Wien domizilierende Mitglied des Komitees hat das Recht, nach vorherigem Einvernehmen mit dem Wiener Aktionskomitee einen Vertrauensmann beim Komitee zu delegieren;

6. die Mitglieder des Aktionskomitees repräsentieren ihrem Landeskomitee gegenüber die Exekutive;

7. das Aktionskomitee bestellt einen Generalsekretär, der seinen Wohnsitz in Wien hat;

8. das Aktionskomitee setzt nach Bedarf Kommissionen ein;

9. die Organisation und Agitation der Zionisten in den einzelnen Ländern richtet sich nach den Gesetzen und Bedürfnissen des betreffenden Landes, und ist deren Form dem Aktionskomitee anzuzeigen.

Erwähnenswert ist noch der Beschluß, eine pädagogische, philologische und litterarische Fürsorge zu üben:

1. der Kongreß beschließt die Gründung eines allgemeinen hebräischen Schulvereins, der dafür zu sorgen hat, daß der Unterricht in hebräischer Sprache in zu errichtenden Lehranstalten unentgeltlich erteilt werde;

2. der Kongreß setzt eine Litteratur-Kommission ein mit folgenden Aufgaben: periodische hebräische Zeitschriften zu gründen oder zu subventionieren, junge Kräfte heranzubilden und auf Bildungsreisen zu entsenden, alles vorzukehren, was geeignet ist, die hebräische Litteratur zu fördern.

Kostbare Bibeln. In London war der 29. Juni ein Rekordtag in der Geschichte englischer Bücherauktionen. Bei Sothebys kamen Lord Ashburnhams Bibeln — einige 150 Stück — an die Reihe, und sie erzielten 196,000 Mark, die höchste Summe, die auf einer englischen Bücherauktion je an einem Tag erreicht worden ist. Das interessanteste Exemplar war die sogenannte Mazarin- oder Gutenbergbibel auf Pergament, die erste gedruckte Ausgabe der Bibel und das erste Buch, das mit Metalllettern gedruckt worden ist. Lord Ashburnham hatte das Exemplar für 69,360 Mark erstanden. Das Bieten begann mit 20,000 Mark, sprang sofort auf 40,000 Mark und stieg um Tausende, bis schließlich der bekannte Herr Quaritsch das Werk um den Rekordpreis von 80,000 Mark erstand. Andere interessante Bibeln waren: die Biblia Pauperum, ein Originalblockbuch (21,420 Mk.), die Biblia Latina, die erste gedruckte lateinische Bibel, 1462 (30,300 Mk.), die erste englische Bibelausgabe (16,730 Mk.), eine neunte Ausgabe der deutschen Bibel, die erste, die in Nürnberg gedruckt wurde (1200 Mk.).

Der diesjährige Katholikentag in Landshut hat zwar im großen und ganzen seine stehenden Anträge, Forderungen und Klagen wiederholt; ebenso hat einer der Redner die Absicht ausgesprochen, daß die Katholiken nicht ruhen wollen, bis sie die Protestanten katholisch gemacht haben. Das ist aber auch etwas, was man längst weiß. Neu ist dagegen der Antrag, eine Kasse zu gründen zur Unterstützung evangelischer Theologen, die zur römischen Kirche übertreten würden, wenn sie nicht fürchten müßten, durch diesen Übertritt brotlos zu werden. Große Summen wird man sicherlich dazu nicht brauchen und man kann protestantischerseits nur wünschen, daß das Geld bald zusammenkommen möge, damit man von solchen Pastoren, die etwa ihrer Überzeugung nach römisch sein mögen, aber doch aus Rücksicht auf ihren Geldbeutel in der evangelischen Kirche bleiben, möglichst bald befreit werde. Der Gewinn würde ja nur auf seiten der evangelischen Kirche sein.

Über die Lebhaftigkeit und das Gesetz des Konfessionswechsels zwischen Evangelischen und Römischen in unseren Tagen bringt der Wiener Pfarrer und Professor D. Paul v. Zimmermann im „Pfarrhaus" folgendes beachtenswerte statistische Material bei: vor 30 Jahren hatte die Wiener evangelische Gemeinde 48 Übertritte und 14 Austritte, vor 20 Jahren 166 Übertritte und 38 Austritte, 1886 266 Übertritte und 71 Austritte, 1896 474 Übertritte und 138 Austritte zu verzeichnen. Ganz dasselbe Verhältnis, daß auf einen Übertritt zur römischen Kirche mehr als drei Übertritte zur evangelischen Kirche kommen, findet sich im katholischen Österreich wie im evangelischen Sachsen. Dort wurden in den Jahren 1891—95 196 Evangelische katholisch und 712 Katholiken evangelisch. Ebenso läßt die konfessionelle Statistik der Welt, soweit eine solche überhaupt möglich ist, ein Wachstum des Protestantismus um 25 Prozent, des Katholizismus nur um 10 Prozent während dieses Jahrhunderts erkennen.

Wie neuerdings berichtet wird, hat der Zar mit Rücksicht auf die Gewissensnot, in die seine nicht zur Staatskirche gehörigen Unterthanen durch die vor seinem Regierungsantritte erfolgten Ministerialerlasse geraten waren, und die daraus resultierenden Konflikte am 25. Juni d. J. befohlen, daß 1. die Verpflichtung andersgläubiger Schüler, an den sogenannten Kronsfeiertagen dem Gottesdienste in der russischen Staatskirche beizuwohnen, für sämtliche Lehranstalten des Zivilressorts aufgehoben wird, und daß 2. das für die christlichen Schüler vor Beginn des Unterrichts abzuhaltende Gebet in denjenigen öffentlichen Lehranstalten des Zivilressorts, in denen eine genügende Zahl nicht zur Staatskirche gehöriger Schüler vorhanden ist, durch besondere Gebete nach dem Ritus eines jeden Glaubensbekenntnisses zu ersetzen ist.

Den Übertritt mehrerer Familien vom Christentum zum Schintoismus, der japanesischen Nationalreligion, melden die neuesten Zeitungen aus Japan. Bisher sind, zumal seit der großen Umwälzung im Jahre 1868, nur Japaner zum Christentum, und zwar im ganzen über 100,000 Personen, übergetreten, dagegen noch nie ein fremder Christ zum Schintoismus. Nun haben sich zum ersten Male gleich drei Amerikaner mit ihren Familien (zusammen 15 Personen) und ein Deutscher aus Berlin, mit Namen H. Hagen, nebst vier Angehörigen, insgesamt also 20 Personen, vom Christentum abgewandt und im O-jaschiro-Tempel (O jaschiro Kyokai) zu Isunio folgendes Gelübde abgelegt: „Wir wollen dem Schinto-Tempel O-jaschiro zu Isunio aus vollem Herzen Treue bis in den Tod bewahren und künftig allen seinen Geboten Gehorsam erweisen".

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

25. Jahrg. St. Louis, Mo., Dezember 1897. No. 12.

Die Entwickelungsgeschichte der christlichen Askese.

Von P. L. Haas.

(Schluß.)

Unser letzter Abschnitt zeigte die ersten Anfänge des Mönchtums in der Kirche des Abendlandes. Es wurde da bereits der Name des Mannes genannt, dessen Regel in den folgenden Jahrhunderten für das Mönchtum zur größten Bedeutung gelangte: Benedikt von Nursia. Daß die Regel des Benediktinerordens neben den vielen andern Regeln, die teils vor, teils gleichzeitig, teils nach der Gründung dieses Ordens aufgestellt wurden, doch schließlich so allgemeine Anerkennung fand und zuletzt sogar die fast alleinige Herrschaft erlangte, läßt sich auf verschiedene Ursachen zurückführen.

Vor allem war der Mönchsstand ein einiger, wie der Klerus; die Klöster nahmen trotz abweichender Statuten keine ausschließende Stellung gegen einander ein. Eine abweichende Regel hatte noch keinen besonderen Orden zur Folge; es konnten auch Mönche leicht von einem Kloster in ein anderes übergehen. Ja verschiedene Regeln konnten nach der Wahl des Abtes zur Anwendung kommen in einem und demselben Kloster. Daß Benedikts Regel solche allgemeine Anerkennung fand, verdankte sie ferner ihrer praktischen Brauchbarkeit; sie war ziemlich vollständig, verständlich, einfach und zeichnete vor anderen sich aus durch Weisheit, Mäßigung, Milde und Bildsamkeit. Wichtiger aber noch war dafür der auf Uniformität hindrängende Bildungszug der lateinischen Kirche, der auch in der Einheit des Mönchtums sich geltend zu machen suchte. Sie wurde von den Gewalthabern in der Kirche entschieden begünstigt, und es verhalfen ihr Männer zum Siege wie Gregor der Große, Gregor II., Bonifacius, der Apostel der Deutschen, und die fränkischen Könige. Gregor der Große förderte ihre Verbreitung in Italien und Sicilien, und verpflanzte sie mit dem Christentum nach England. In Spanien und im Frankenreiche gelangte sie immer entschiedener zur Geltung; und als durch die Franken die Wandelung der germanischen Christenheit in einen lateinischen Kirchenorganismus vollzogen wurde, da machten vor anderen Papst Gregor II. und Bonifacius das Mönchtum in der benediktinischen Form zum römischen Mönchtum, neben welchem kein anderes Recht hatte. Unterdessen war

es aber selbst in mancher Beziehung ein anderes geworden, als es zur Zeit des Stifters gewesen war, und zwar hauptsächlich durch den Besitz von Land und Leuten, der den Klöstern durch fromme Stiftungen in reichem Maße zu teil geworden war und ferner zu teil wurde. Die Klöster waren unabhängig und mächtig, sie waren Herrensitze geworden. Nur aus edeln Geschlechtern wurden sie bevölkert, denn wie die Klostergüter Geschenke von Edeln waren, so machten solche auch auf ihren Alleingenuß Anspruch: Den Hörigen waren die Klöster im allgemeinen verschlossen. Der große Grundbesitz und die edle Abkunft der Mönche schuf ihnen aber eine angesehene und einflußreiche Stellung im Staate und bedingte ihre große Wichtigkeit für die gesamte Entwicklung des Abendlandes. Mit der Aristokratie der Geburt und des Besitzes sammelte sich die Aristokratie der Frömmigkeit, der Intelligenz und der Sitte in den Klöstern. Die Klosterkonvente wurden zu Mustergemeinden, zu Vereinen von Bevorzugten, welche eine höhere Tugend und Weisheit zu ihrem und der Welt Nutzen pflegten. Solche Mustergemeinden von Herren in Klosterburgen an allen Orten in der abendländischen Kirche zu sammeln und in die von ihr zu gewinnenden Gebiete vorauszuschicken, das war jetzt die erste Aufgabe des Benediktinerordens geworden.— Eine recht populäre Darstellung, wie z. B. die Klöster in dem heidnischen Sachsenland zu Pflanzstätten des Christentums wurden, nachdem die Sachsen durch Kaiser Karl den Großen besiegt waren, findet sich in dem Buch von Ludw. Harms: „Goldene Äpfel in silbernen Schalen.“ Da waren die Klöster wahre Segensstätten für das sie umgebende heidnische Land und Volk, und die Boten des Friedens gingen von den Klöstern nach allen Richtungen aus, um das heidnische Germanien für Christum zu gewinnen.—Die andere Aufgabe der Benediktiner war die Bewahrung und Pflege des klassischen und christlichen Römertums, auf welches die germanisch-christliche Kultur gepfropft worden war.

Wichtig für das Verständnis der Geschichte des Mönchtums und für die spätere Entwicklung anderer Orden, die im Gegensatz zu den Benediktinern entstanden, ist jedoch das Verhältnis, in welches sich das Mönchtum zum Klerus durch die Regel Benedikts stellte. Von Anfang an standen die Mönche bei dem Volk in höherer Achtung als der Klerus, der nicht aus dem Mönchtum hervorging. Nur der Eintritt ins Kloster galt als conversio (Bekehrung), nur das Klosterleben als religio; daher nur die Mönche (und Nonnen) als Conversi und Religiosi bezeichnet werden. Geistliche suchten bei den Mönchen Frömmigkeit und Wissen; und die Bischofsstühle wurden vorzugsweise mit Mönchen besetzt. Die daraus erklärliche Mißgunst des Klerus gegen die Mönche traf auch den Benediktinerorden und personifizierte sich dem Benedikt selbst gegenüber in dem Priester Florentius. Benedikt traf deshalb Bestimmungen über das Verhältnis der Mönche zum Priesterstand und ließ zwar noch die Klöster dem Bischofe ihrer Diöcese untergeordnet bleiben, aber er befreite sie zugleich durch eigene Klosterpriester von

aller Abhängigkeit von dem Kuratklerus, ja von allem Zusammenhange mit ihm. Der Klerus selbst, welcher sich gleichsam noch nicht aus der Welt geschieden hatte, verlor als Weltgeistlichkeit mit dem Einfluß und der Macht (über das Volk) zugleich auch den inneren Wert an die Benediktiner. Man nahm den niedern Klerus aus dem Stande der Unfreien und ließ ihn ohne Bildung und in der allerdürftigsten Lage. So wurde dieser Klerus zum magischen Besitzer und zum mechanischen Austeiler der Heilsgüter der Kirche ohne moralisches Ansehen und ohne geistige Wirksamkeit. Er konnte bald kaum noch die unverstandenen kirchlichen Gebräuche vollziehen und stand in sittlicher Hinsicht ebenso tief, ja noch tiefer als seine Laienumgebung. Vielleicht hatten in Voraussicht einer solchen Zukunft schon Eusebius von Vercelli und Augustinus das klösterliche Zusammenleben des geistlichen Standes zu erreichen versucht, was aber damals noch nicht gelang. — Später aber, als die tiefe Gesunkenheit des Weltklerus so auffällig geworden war, mußte ernstlich daran gedacht werden, ihn geistig, sittlich und gesellschaftlich zu heben. Da gab das Mönchtum selbst Mittel und Wege dazu an die Hand. Es entstand im achten Jahrhundert die vita canonica clericorum (Regel, nach welcher die Weltgeistlichen hinfort leben sollten). Schon Eusebius und Augustin vereinigten als Bischöfe ihren Klerus in einer klösterlichen Gemeinde (in domo episcopi monasterium clericorum, daher die Namen „Dom" und „Münster"), unter dem Gelübde der Armut. Diese sogenannte „Augustiner-Regel" wurde genauer festgestellt und gesetzlich gemacht in der fränkischen Kirche zur Zeit der Karolinger. Die gesetzliche Norm (vita canonica) wurde durch Reichstags- und Synodalbeschlüsse anerkannt. So bildeten die einem Bischof unterstellten Kanoniker eine geistliche Korporation. Die zu den Domkirchen gehörigen Kanoniker hieß man dann vorzugsweise Domherren (auch Stiftsherren oder Kapitularen), und sie bildeten als geistliches Kollegium das „Domkapitel" zur Beratung wichtiger Ordens- und Kirchenangelegenheiten. Durch diese Einrichtung, welche bald große Verbreitung fand, entstanden reiche Domstifter und gelehrte Domschulen neben den Klöstern, die von den Adeligen um so lieber besetzt und beschenkt wurden, als hier die Grenze zwischen Klerus und Laienstand im Fließen erhalten wurde. Deshalb wandelten sich die Bewohner vieler Klöster in Kanoniker um und in allen anderen waren bald die Mönche wie die Domherren mit gänzlicher Vernachlässigung ihrer Regel zu Pfründnern geworden. Die Abteien aber wurden von den Fürsten entweder zu eigenem Nutzen verwandt, oder an Laien zu Lehen gegeben, oder im besten Falle Bischöfen als Eigentum überlassen.

Es war also Gefahr vorhanden, daß das benediktinische Mönchtum kurz nach seinem Siege wieder unterging. Aber es hatte nur erst einen kleinen Teil seiner Entwicklung zurückgelegt und hatte erst angefangen, seine Aufgabe zu erfüllen. Seine eigene kräftige Wesenheit, und seine Notwendigkeit für die (kaum erst christianisierten) Völker befreiten das Mönchtum wieder von dem schlimmen Einflusse, den das schnell ent-

artete Institut des kanonischen Lebens der Geistlichen eine Zeit lang auf dasselbe ausgeübt hatte, so daß es wieder geläutert wurde von eingedrungenen Mißbräuchen und von solchen ursprünglichen Elementen, welche der späteren Aufgabe des Ordens nicht mehr entsprachen. Diese Läuterung und Erneuerung vollzog sich in einer großen Menge von Bildungen, welche teils neben, teils nach einander entstanden und sehr verschiedene Stellungen zu dem Wesensbestande und dem Zwecke des Ordens einnahmen. Da gab es Umgestaltungen innerhalb des Ordens, die teils von der Staatsgewalt, teils von der bischöflichen Leitung oder auch von einzelnen Ordensgliedern ausgingen. Der Orden war nie als Ganzes organisiert, hatte also keine oberste Ordensbehörde. Es wurde zwar eine solche Organisation versucht, um dadurch den Orden als Ganzes zu reformieren. Aber eine Gesamtorganisation hat er nie ertragen und einen unfreiwilligen Zusammenschluß aller Klöster gewisser Gebiete nie geschehen lassen. Nur die freie Kongregation einzelner selbständiger Klöster, die ihr Vorbild in dem Verhältnis der Abteien zu ihren Kolonien, Zellen und Prioreien hatte, kam da und dort zustande. Die erste und berühmteste Kongregation war die von Clugny, die später berühmt gewordenen Cluniacenser gingen daraus hervor. In den für diese Kongregation geltenden Regeln ist der Geist der Strenge und des Gehorsams im Innern wieder hergestellt, wie er dem benediktinischen Mönchtum ursprünglich eigen war. Von aller bischöflichen Gewalt befreit und einzig dem Papst untergeben, stand der Orden der Cluniacenser unter dem zu Clugny residierenden Abte, dessen Wille sämtliche Häuser regierte. Sobald der Orden aber berühmt wurde, erlangte er auch immer mehr Reichtümer und Privilegien, und das führte, wie immer, zu seinem Niedergang.

Wie schon in den alten Zeiten das Nachlassen im Ernste des geistlichen Lebens in der Kirche den Kontrast strenger Mönchsasketik hervorrief, so erwachte Ende des zehnten Jahrhunderts wieder der alte, schwärmerisch-volkstümliche Asketengeist, der den lateinisch gelehrten, reichen und vornehmen Benediktinern damals abging. Dieser wollte zwar sich nur wieder auf die alte strenge Benediktinerregel zurückziehen, fühlte aber bald sich gedrungen, zur Bildung neuer Gemeinschaften mit eigenen Zentralregierungen zu schreiten. So entstanden die Orden von Camaldoli (Camaldulenser), von Fonte Avelloma, von Chartreuse (Karthäuserorden), von Citeaux (Cistercienserorden), von Premontre (Prämonstratenserorden), und viele andere. Nun waren die Benediktiner ein Orden neben vielen anderen geworden und das Volk unterschied sie von den übrigen nach der allmählich bei den Benediktinern allgemein gewordenen Tracht und nannte sie die schwarzen Mönche. Sie mußten Gunst, Ansehen, Einfluß und Reichtum mit den übrigen Orden teilen und sahen ihren früheren Platz sehr bald von den weißen Mönchen, den Cisterciensern, eingenommen. Der hervorragendste und geistig bedeutsamste Abt der Cistercienser war Bernhard von Clairvaux, der einen sehr tiefgehenden und weitreichenden Einfluß

unter seinen Zeitgenossen ausübte und namentlich dadurch, daß einer seiner Schüler auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, diesen seinen Einfluß an höchster Stelle geltend machen konnte. Er verband echt christlichen Sinn mit edler Gemütstiefe und wahrer Menschenliebe.

Doch das Mönchtum der benediktinischen Observanz sollte bald zwei gefährliche Nebenbuhler erhalten in den zwei Bettelorden, welche zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fast gleichzeitig entstanden: Die Orden der Dominikaner und der Franziskaner. Der Stifter des Dominikanerordens war ein Spanier, geboren 1170, Namens Dominikus. Er wurde schon frühzeitig einem priesterlichen Onkel zur Erziehung übergeben, genoß eine gute wissenschaftliche Ausbildung und zeichnete bald sich nicht nur durch seine Gelehrsamkeit, sondern auch durch seine Frömmigkeit aus. Dadurch, daß ihn der Bischof von Osma, Diego, unter seine Kanoniker aufnahm, wurde er wohl davon abgehalten, sich einem der schon bestehenden Mönchsorden anzuschließen. Die mit diesem Bischof gemeinsam unternommenen Reisen ins südliche Frankreich brachten ihn in Berührung mit den dortigen „Ketzern," welche teils von vornehmen Cisterciensern, teils von päpstlichen Legaten, die als große Herren reisten, bekämpft wurden. Dominikus erkannte damals, daß das Volk sich innerlich von einer Kirche abgewandt hatte, deren Klerus sich so weit von der ursprünglichen Einfachheit und Armut der Stifter entfernt hatte. Er sah, daß es an der Zeit sei, daß die Kirche das Apostelamt wieder herstelle, und daß der Nachfolger Petri echte Nachfolger des Paulus aussende, die lehrend, predigend und leidend zeigten, daß die Kirche noch ein Herz für das arme entfremdete, betrogene und verführte Laienvolk habe. Er riet den versammelten Legaten, allen Prunk, alle Bequemlichkeit, alles Geld von sich zu thun, paarweise, ohne Dienerschaft in schlichtester Kleidung gleich Bettlern auszuziehen, allem Volke das Evangelium und die Briefe des Paulus eifrigst zu predigen, und sich ihm getrost anzuvertrauen. Die Begeisterung des Dominikus für diesen Plan riß die Legaten hin und sie beschlossen, den Versuch zu machen. Bischof Diego schickte seine Pferde und Gefolge nach Osma zurück und trat selbst an die Spitze der neuen apostolischen Mission. Mit Ausnahme des Dominikus hatte aber keiner von denen, welche das Werk angriffen, einen Beruf dazu; es zeigten sich wenig Erfolge; Ehre war auf dem dornenvollen Wege gar nicht zu erlangen! Bald verließen die Genossen den Dominikus.

Es zeigte sich, daß die apostoliche Mission ein Amt sei, welches eigene Organe brauche, sich solche selbst bilden müsse und sie ganz ausschließlich und vollständig in Anspruch nehme. Dominikus strebte in dieser Richtung weiter und suchte sich Gehilfen heranzubilden. Der Gegensatz aber zwischen den „Ketzern" und dem päpstlichen Stuhle schärfte sich und Innocenz III. ließ einen Kreuzzug von Nord- nach Süd-Frankreich predigen; statt der Briefe des Paulus, welche Dominikus als geistliche Waffe führte, gab jener dem Grafen Simon von Montfort das weltliche Schwert, womit Paulus enthauptet worden, in die Hand

zur Vertilgung der Ketzer. Dominikus mußte nun, um nicht selbst als Ketzerprediger zu gelten, entweder sein apostolisches Predigtamt aufgeben oder mit Abt Arnold von Citeaux den Schreckenszügen des Grafen Simon folgen. Er wählte leider das letztere und ließ sich dazu mißbrauchen, die Verdächtigen und Gefangenen des falschen Glaubens zu überführen, damit sie als Ketzer dem Scheiterhaufen übergeben würden. Insoweit beteiligte er sich also bereits bei der Inquisition, welche aber erst später von dem Pflichtenkreise der Bischöfe getrennt und besonderen Ketzerrichtern anvertraut worden ist.

Als 1215 Innocenz III. die Prälaten zum Laterankonzil versammelte, nahm Bischof Fulko von Toulouse den Dominikus mit sich nach Rom, um dort vom Papst und Konzil die Erlaubnis zur Gründung eines neuen Ordens zu erbitten. Aber das Konzil beschloß, es solle kein neuer Orden mehr gegründet werden. Auf wiederholtes Bitten soll Innocenz mündlich die neue Gesellschaft bestätigt haben, jedoch mit der Bedingung, daß dieselbe einer bisher schon bestehenden Regel sich anschließe und die darauf gebauten Statuten ihm zur Bestätigung vorgelegt würden.

Dominikus, in die Heimat zurückgekehrt, beriet sich mit seinen sechszehn Gefährten und nahm die Regel des Augustin an, um nur eine neue Gesellschaft von Kanonikern zu errichten. In der weiteren Ausführung wurde vieles vom Prämonstratenserorden angenommen. Der Orden, welcher schon 1216 von dem neuen Papst Honorius bestätigt wurde, nahm ein recht gemeines Sinnbild für sein Wappen an, das so recht als eine Prophezeiung seiner späteren schändlichen und fluchwürdigen Wirksamkeit gelten kann. Ein Hund, der eine brennende Fackel im Maule trägt, wurde das Wappentier der Dominikaner. In dem Hunde ist der Name versinnbildlicht: Domini canes=Hunde des Herrn. Als solche sollten sie die Kirche vor dem Eindringen der Ketzerei bewahren; als Prediger (ordo praedicatorum) sollten sie die Welt mit dem wahren Glauben erleuchten. Ganz anders wurde aber später die Wirklichkeit: Die Hunde zerrissen die Schäflein Christi und zerrten sie auf den Scheiterhaufen, den sie mit ihrer Fackel entzündeten.

Die Berührung des Dominikus mit Franz von Assissi, dem Stifter des Franziskanerordens, brachte jenen dahin, rasch in die Fußstapfen des Franziskus zu treten, um für seine Predigermönche dieselbe Popularität zu gewinnen, deren sich der andere Orden beim Volk erfreute. Auch er machte daher seinen Orden zu einem Bettelorden, indem er auf dem ersten Generalkapitel, welches im Jahre 1220 gehalten wurde, allen Einkünften, Gütern und Geldern entsagte und die völlige Besitzlosigkeit und die tägliche Erbettelung der nötigsten Lebensmittel anbefahl. Schon im folgenden Jahre waren bereits sechszig Klöster in acht Provinzen bei dem Generalkapitel vertreten. Dominikus fühlte die Nähe des Todes. Er fluchte noch demjenigen, der in seinen Orden sichere Einkünfte und Güter einführen würde und starb am 6. August 1221. Schon 1233 wurde er vom Papst heilig gesprochen. Der Domi-

nikanerorden ist hauptsächlich durch seine Nachahmung und seinen Wettbewerb mit den Franziskanern groß und größer geworden als alle früheren Mönchsorden; er bewahrte aber seine Vorliebe für die Lehre der Kirche. Diese sich wissenschaftlich anzueignen, sie vorzutragen und zu verteidigen, sahen die Dominikaner als ihre besondere Aufgabe an. — Die Bettelorden mußten schon der Existenz halber in Städte ziehen. Doch gaben die Dominikaner das Betteln bald auf, nahmen bald allerhand Schenkungen und Vermächtnisse von Grund und Boden an, wurden reich und erbauten stattliche Klöster und Kirchen. Aber erst Papst Martin V. hob 1425 das Verbot des Besitzes von Eigentum und Einkünften förmlich auf. Da nun die Blüte des Ordens mit der Blüte der Baukunst zusammenfiel, so kam es, daß sie sich an der Ausbildung dieser Kunst selbst beteiligten. Auch an der Pflege der Wissenschaften nahmen sie eine Zeit lang regen Anteil. Die Entwicklung der Scholastik ist zum größten Teil ihr Werk, wobei sie stets die Franziskaner zu Konkurrenten hatten.

Auf Seiten der Dominikaner war Thomas von Aquino Autorität ersten Ranges. Er lehrte von 1248 an in Paris und an verschiedenen anderen Orten; starb im 47. Lebensjahre am 7. März 1274. Schon 1323 wurde er heilig gesprochen und von Pius V. ist er zum Lehrer der Kirche erhoben worden; von Leo XIII. ist seine Philosophie als die katholische Normalphilosophie zum eifrigen Studium empfohlen und 1889 die Akademie des heiligen Thomas von Aquino gestiftet worden.

Ein scharfer Konkurrent entstand dem heiligen Thomas in dem großen Scholastiker des Franziskanerordens, Johannes Duns Scotus, der durchweg mit dem heiligen Thomas in Widerspruch tritt und die Theorien desselben auflöst und seine Philosophie an deren Stelle setzt. Während die Franziskaner die Heiligsprechung ihres theologischen Meisters nicht erlangen konnten, so haben sie den immerhin ausreichenden Ersatz dafür, daß die von Scotus behauptete, aber von dem heiligen Thomas verneinte und von seinen Schülern bekämpfte unbefleckte Empfängnis der Maria im Jahre 1854 durch Pius IX. zum Dogma erhoben wurde, wodurch also der heilige Thomas faktisch zum Ketzer geworden ist. Aber den Franziskanern schwand die Lust am litterarischen Kampfe, die Theologie kam ganz unter die Vormundschaft der immer unwissenderen Dominikaner, welche sich als sehr reizbare, neidische, rachsüchtige und bissige Wächter des römischen Dogmas bezeigten. „Haben sie sich doch selbst das Bild eines Hundes gewählt, der die Fackel der Wahrheit wie einen gestohlenen Knochen davonträgt.“ So hatten sie ihren ursprünglichen Beruf, das Evangelium zu predigen, verkehrt, so verhöhnten sie auch ihre Mission, die Beichtväter des armen Volkes zu werden, indem sie sich zum Verkaufe des Ablasses mißbrauchen ließen. Seine traurige Berühmtheit erlangte der Dominikanerorden dadurch, daß der Papst schon 1232 die Dominikaner zu beständigen päpstlichen Inquisitoren ernannte. Daß sie dieser Aufgabe mit der größten Grausamkeit an allen Orten nachkamen, wo sie die Macht dazu hatten, ist

oben schon zum Teil angedeutet. Die Ströme Bluts, w lche dieser Orden auf dem Gewissen hat, mögen höchstens mit jenen in Vergleich kommen, welche auf den Jesuitenorden als geistigen Urheber zurückzuführen sind. Doch sei bemerkt, daß auch treffliche Männer im Orden waren. Außer dem schon genannten Thomas seien erwähnt: Meister Ekkhard Tauler, Heinr. Suso, Savonarola.

Der Franziskanerorden verdankt seine Stiftung dem Italiener Franz von Assissi. Derselbe wurde 1182 in Assissi geboren als Sohn eines reichen Kaufherrn. Er führte zuerst ein lebenslustiges Dasein mit seinen Kameraden und erst eine schwere Krankheit führte eine Wendung seines ganzen inneren Lebens herbei. Er machte eine Wallfahrt nach Rom, wo er an den Kirchthüren für die Armen bettelte, und wo er glaubte im Gebete den Ruf Gottes zu vernehmen, die zerfallene Kirche wieder herzustellen. Er stellte in der Folge zunächst das ihm geschenkte Kirchlein „Maria der Engel" (Portiunkula) in Assissi wieder her, das sein Lieblingsaufenthalt wurde. Eine Predigt über Matth. 10, 9. 10 machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er sofort ein grobes Kleid anzog, Tasche, Schuhe und Stab ablegte, einen Strick anstatt eines Gürtels nahm und anfing, Buße zu predigen. Bald sammelten sich einige Genossen um ihn, und 1210 hatten sich ihm elf Anhänger angeschlossen. Er ließ sie paarweise das Land durchziehen, um dem Volke zu predigen. Er fand es dann an der Zeit, ihnen eine Vorschrift als Regel ihres Lebens zu geben. Es sind meist evangelische Vorschriften, die diese Regel enthält, nicht ohne Beimischung überstrenger Askese. Alle Sätze dieser Regel deuteten auf den Zweck seines Lebens, den er mit strengem Eifer verfolgte, an seinem Teile zur Besserung der in Üppigkeit versunkenen Zeitgenossen zu wirken.

Die Predigt der Buße war diesem Geschlechte zunächst und besonders nötig; als Bußprediger sandte darum Franziskus seine Genossen aus. Aber er fühlte, daß es mit der Predigt allein nicht gethan sei, daß man auch mit der Macht des Beispiels auf die versunkenen Gemüter wirken müsse. Deshalb schärfte er ihnen ein, mehr durchs Vorbild als durchs Wort zu lehren und da die Lehrgabe von der Gnade abhängig ist, so wollte er, daß keiner sich für immer das Lehramt anmaße. Auch er machte Armut, Besitzlosigkeit, Entsagung von allen Bequemlichkeiten des Lebens seinen Nachfolgern zur Pflicht. Aber bei allen Mühen und Entsagungen sollten sie stets sich heiter und vertrauend zeigen. Namentlich der Kranken sollten sie sich liebreich pflegend annehmen. Und damit schon der Name der Verbindung die Demut zeige, die sie durchdringen sollte, so gebot Franz, daß sie sich „fratres minores" („kleinere Brüder") heißen sollten. Davon bekam der Orden den Namen Minoriten-Orden. Doch hatte auch Franziskus große Schwierigkeit, bis er endlich 1223 bei Honorius III. die päpstliche Bestätigung seines Ordens durchsetzen konnte. Franziskus starb am 4. Okt. 1224 und wurde schon 1228 von Gregor IX. unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen.

Die Verehrung des heiligen Franziskus steigerte sich nach seinem Tode immer mehr, was besonders dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Sage aufkam, der Herr Christus selbst sei ihm 1224 auf dem Berge Alverna erschienen und habe ihm unter heftigen Schmerzen seine Wundenmale eingedrückt. Dieser Vorgang soll von ihm selbst erzählt worden sein und der Franziskaner Leo sei bei demselben gegenwärtig gewesen und habe die Wundenmale öfters verbunden.

Der Franziskanerorden erlangte außerordentlich große Vergünstigungen von den Päpsten, was sehr zu seiner schnellen Verbreitung beitrug. So erlaubte Honorius III. schon 1222 den Franziskanern, in interdizierten Orten bei verschlossenen Thüren Gottesdienst zu halten und gab ihnen 1223 den Portiunkula-Ablaß, der von späteren Päpsten bestätigt und erweitert wurde. Ferner erlangten sie die Ermächtigung, ohne Einwilligung der Bischöfe und Pfarrer in jeder Gegend zu predigen, wenn sie dies auf dem Grund und Boden ihrer Klöster oder an öffentlichen Orten thun wollten. Ebenso wurde ihnen gestattet, überall Beichte zu hören oder zu absolvieren. Die Folgen dieser päpstlichen Vergünstigungen blieben nicht aus. Denn auch die Franziskaner fielen bald von dem Gelübde der Armut ab, sammelten ungeheure Schätze, trieben Erbschleicherei bei den Großen und Reichen u. dergl. Hatte Dominikus den Apostel Paulus sich als Vorbild gewählt, so wählte sich Franz den Apostel Johannes. Aber auch seine Nachfolger verließen bald das erhabene Vorbild und suchten die Schätze der Welt mit List und Gewalt an sich zu reißen.

Außer den schon erwähnten Streitigkeiten der Franziskaner und Dominikaner, gab es bald innerhalb des Minoritenordens unaufhörliche Kämpfe. Ein Teil der Ordensglieder suchte die ursprüngliche Regel festzuhalten oder gar zu schärfen; sie bekamen den Namen Observanten. Ein anderer Teil milderte die Regel und hieß: Konventualen. Da das Volk sich gerne auf die Seite der Observanten stellte, so entstanden heftige Reibungen zwischen den beiden Parteien. Der Versuch des Papstes Leo X., 1517 alle Franziskaner in eine Observanz zu vereinigen, schlug fehl und es trat von da an eine strenge Scheidung der beiden Teile ein, jeder erhielt einen eigenen Superior.— Aber auch bei dieser Scheidung blieb es nicht. Der Franziskaner Matthäus] von Bassi trachtete eine Reform in der Kleidung herbeizuführen. Er ließ sich nämlich von einem Klosterbruder sagen, daß der heilige Franziskus eine andere Kapuze getragen hätte, als bis dahin geglaubt und von den Franziskanern angenommen war. Er griff diese Meinung auf, entfernte sich aus seinem Observantenkloster, erschien 1526 in Rom vor dem Papste Clemens VII., der ihm die Erlaubnis erteilte, mit seiner pyramidalen Kapuze und seinem langen Barte als Einsiedler zu leben und überall zu predigen, wenn er sich nur alljährlich in dem Provinzialkapitel der Observanten einfinde. Nun wurde auch der Observant Ludwig von Fossombrone begeistert für die echte Kapuze, den langen Bart und die buchstäbliche Erfüllung der Regel des heiligen

Franziskus, vorzüglich in Bezug auf die gänzliche Besitzlosigkeit. Nachdem sie und einige andere, um den Verfolgungen der Observanten zu entgehen, erst einige Zeit unter dem Schutz der Konventualen gestanden, wurden sie 1528 vom Papst als besondere Kongregation mit ihren Eigentümlichkeiten bestätigt, von den Observanten befreit und den Konventualen untergeordnet. Jetzt prangten sie frei überall mit ihren lang zugespitzten Kupuzen und wurden von den Kindern Capucini gescholten. In der Folge bekamen sie auch offiziell den Namen Capucini ordinis fratrum minorum. Eremiten wollten sie bald nicht mehr heißen, weil sie dem Einsiedlerleben sich bald genug entfremdet hatten. 1529 hatten sie schon vier Klöster, es wurde das erste Kapitel der Kapuziner zusammengerufen. Die strengsten Regeln des Minoritenordens wurden im Kapuzinerorden wieder erneuert. Unter Bernhardin Occhino nahm der Orden einen bedeutenden Aufschwung. Derselbe wurde 1538 Generalvikar der Kapuziner und zwei Jahre später wurde er noch einmal gezwungen, diese Würde anzunehmen.

Aber 1543 entschied er sich gegen die römische Hierarchie und für die evangelische Freiheit, entwich nach Genf, wo er sich verheiratete. Diese Ereignisse hatten für den Orden schwere Folgen. Der Papst wollte ihn aufheben und verbot den Kapuzinern sogleich das Predigen. Der Orden selbst aber wurde auf immer von aller spiritualen Verirrung, von jeder eigenen Meinung in kirchlicher und dogmatischer Beziehung, von jeder geistigen Bildung und Selbständigkeit zurückgeschreckt. Die demütigste Bitte und Unterwerfung bewog den Papst, den Orden bestehen zu lassen und ihm im Jahre 1545 das Predigen wieder zu gestatten. Jetzt erst kam der Typus der Kapuziner zur scharfen Ausprägung und ihre Bedeutung trat jetzt erst an das Licht. Die gröbste Beschränkung von Genuß und Bildung und die absichtliche Verwahrlosung von Geist und Körper um eines äußerlichen Gottesdienstes willen sind die Grundzüge der Heiligkeit der Kapuziner. Sie öffnen ihnen nicht nur die Speisekammern des Volkes, sondern auch die Herzen desselben, über welche viele Kapuziner durch schlaue und dreiste, scherzhafte und rohgewaltige Beredsamkeit zu gebieten wußten. Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts polarisierte das römische Mönchstum: Den einen Pol bilden die Kapuziner mit ihrer Geistesarmut oder vielmehr Geistesmangel, womit sie dem ungebildeten Pöbel zu imponieren wußten; den andern Pol bilden die — gleich zu nennenden: Jesuiten, die durch den Mißbrauch der Waffen und der Schätze des Geistes Ungeheures ausgerichtet haben.

Nur in aller Kürze können noch einige Hauptdata über den bedeutendsten Orden der neueren Zeit, den gefährlichsten Todfeind des Protestantismus beigefügt werden.

Der Jesuitenorden (Societas Jesu) hat seine Heimat in Spanien, wo sein Stifter, Ignatius von Loyola, 1491 geboren ist. Aus altadligem Geschlecht entsprossen, waren ritterlicher Sinn und Thatendrang, mit devoter Ehrfurcht vor den Heiligen schon frühe her-

vorstechende Züge seines Charakters. Nur langsam, Schritt für Schritt, konnte Ignatius seinem Ziele, einen neuen Orden zu stiften, näher kommen. Erst im Jahr 1540 erlangte die „Gesellschaft Jesu" die Bestätigung des Papstes Paul III., und man schritt zur Wahl des Generals. Diese fiel auf Ignatius, der sich für unwürdig hielt und sie erst annahm, als ein zweites Mal alle Stimmen auf ihn fielen.

Das Wesen des Ordens ist teils in den geistlichen Exerzitien des Ignatius, teils in der Gesetzgebung ausgeprägt. Die ersteren gehören ausschließlich dem Stifter an. Wie die innersten Erfahrungen seines Lebens darin niedergelegt sind, so bezwecken sie auch, alle, welche sich dem Orden weihen, in den persönlichen Entwicklungsgang des Ignatius hineinzuziehen und mit seinem Geiste zu durchdringen. Das Ganze ist in einen Kursus von vier Wochen eingeteilt, der aber verkürzt oder verlängert werden kann. Durch die Exerzitien hat Ignatius die asketische Richtung des Ordens bestimmt, und da sie nicht bloß mit Priestern, sondern auch mit Laien angestellt werden, so wurde dadurch ein rasches Wachstum des Ordens möglich und dieselben waren ein besonders wirksames Mittel, um die lau gewordenen Gemüter der Weltgeistlichen und Laien wieder für kirchliche Interessen zu erwärmen.

Der Orden besteht aus vier Klassen: Den Novizen, den Scholastikern, den Koadjutoren und den Professen. Die letzteren sind der Zahl nach der kleinste Teil der Gesellschaft, sie sind die berechtigten Glieder der Generalkongregation, bewohnen die Profeßhäuser oder reisen in päpstlichem Auftrage. In ihren Händen ruhen vorzugsweise die Fäden des Netzes, womit der Orden im Interesse der römischen Kirche die Welt umstrickt. Der General wird für Lebenszeit gewählt, alle Glieder der Gesellschaft sind ihm „Kadaver"-Gehorsam schuldig: in ihm konzentriert sich eine starke Regierungsgewalt. In keinem andern Orden ist der Gehorsam mit solch eisernem Rigorismus durchgeführt worden.

Die speziellste Überwachung aller Glieder durch die anderen ist durchgeführt von den niedrigsten bis zu den höchsten Gliedern des Ordens. Da in der Regel keiner ohne den ihm zugewiesenen Begleiter das Haus verlassen darf, so ist zu gegenseitiger Beobachtung fortwährend Gelegenheit gegeben. Dieselbe geht durch alle Grade hindurch und selbst der General wird von seinen Assistenten, die Superioren von ihren Konsultoren kontrolliert.

Durch diese bis ins Peinliche getriebene genaue Leitung und Überwachung, die Exerzitien, die Tagesordnung u. dgl. wird der Jesuit nach und nach dahin gebracht, daß er jede individuelle Charaktereigentümlichkeit und alles Eigene ganz und gar abstreift und zur bloßen lebendigen Puppe herabsinkt, die nur noch nach den Befehlen des Ordens sich bewegt. Und zwar ist das in buchstäblichem Sinne zu nehmen: Schon die ganze äußere Haltung, die Mienen des Gesichts, Haltung des Kopfes, Gang, Auftreten, Gestikulation, Stimme — alles ist vorgeschrieben und wird durch Dressur dem Zögling eingeprägt! Das Ziel

dieses schlau berechneten Instituts ist natürlich nicht Pflege des inneren Lebens, sondern die That, das Wirken in der Welt. Der Erfolg, um den er ringt, ist die Wiederherstellung und Ausbreitung des mittelalterlichen Katholizismus, die Herrschaft der Kirche über den Staat. Die Religion und ihre Übungen, die Wissenschaft und ihre Bestrebungen, und alles, was der Orden sonst treibt, sind nur die Mittel, die zur Erreichung seines Zwecks dienen sollen; er ist das Institut der absoluten Zweckmäßigkeit. Er kennt kein Gebot und kein Verbot, das ihn abhalten könnte, irgend eine That zu begehen, wenn er nur damit seinem Zwecke näher kommt. Fürstenmord und Meineid sind ihm keine Verbrechen, wenn sie seinem Zwecke dienen. Er kann das eine Mal den Papst als über alle weltliche Obrigkeit erhaben verkündigen, so lange derselbe den Jesuiten günstig gesinnt ist. Ein ander Mal aber kann der Orden die Volkssouveränität über die Fürsten, oder aber die Oberhoheit der Fürsten über die geistliche Richtergewalt betonen. In der Moral stellten sie den Grundsatz auf, daß der Wert einer (sittlichen) Meinung nach ihrer Probabilität zu messen sei. Probabel ist eine Meinung, wenn Gründe von einigem Gewicht, besonders Autoritäten, dafür sprechen. Die Stimme des eigenen Gewissens ist natürlich gewaltsam erstickt in dem Herzen des Jesuiten.— Ein zweiter Grundsatz ist die methodus dirigendae intentionis; d. h. man kann, ohne sein Gewissen zu beschweren, eine vom Gesetz verbotene Handlung begehen, wenn man nur nicht dabei die Absicht hat zu sündigen, sondern einen löblichen Zweck zu erreichen sucht. Der dritte Grundsatz ist die restrictio oder reservatio mentalis, d. h. man darf ein Versprechen oder einen Eid leisten, indem man mit Zweideutigkeit etwas verspricht, was der andere ganz anders auffaßt und versteht, als man es beabsichtigt.

Die unheilvolle Wirksamkeit des Ordens, die derselbe in der Gegenreformation allenthalben im sechzehnten Jahrhundert entfaltete, kann hier nicht weiter zur Darstellung kommen. Im siebzehnten Jahrhundert aber trat auch in diesem Orden der Verfall ein. Das monarchische Element erlag damals dem aristokratischen; aus der Schar selbstverleugnender Kämpfer für das Papsttum ward eine Klique wohllebender intriguanter Diplomaten, die eigene Politik trieb und oft mit dem Gallikanismus gemeinsame Sache machte gegen den päpstlichen Stuhl.

Schon dieser Geist der Verweltlichung machte den Orden reif für die Katastrophe, der er endlich erlag. Andere Ereignisse, besonders der Kampf mit dem Jansenismus, dazu die im achtzehnten Jahrhundert zur Herrschaft kommende Richtung der Aufklärung und des Rationalismus halfen mit dazu, den Sturz des Ordens herbeizuführen.

Vom Jahr 1759 an traf den Orden Schlag auf Schlag; er wurde aus allen erzkatholischen Ländern nach und nach verbannt und gewaltsam ausgetrieben, bis zuletzt am 21. Juli 1773 zur Freude von fast ganz Europa der Orden vom Papste aufgehoben erklärt wurde. — Aber derselbe hatte ein zähes Leben. Er wußte trotz des Aufhebungsdekrets

sich heimlich noch zu erhalten und da und dort neue Existenzberechtigung zu erringen, bis endlich Pius VII. 1814 den Orden wieder erneuerte, der jedoch nur langsam wieder das verlorene Gebiet zurückeroberte. Unheilvoll war der Einfluß des Ordens auch nach seiner Wiederherstellung. Er hat es aber durch seine zielbewußte Thätigkeit fertig gebracht, daß er jetzt die ganze katholische Kirche beherrscht, und daß das Papalsystem mit seiner Unfehlbarkeit den Sieg über das Episkopalsystem innerhalb der römischen Kirche davongetragen hat.

„Wir Protestanten können über den Orden nur ein Urteil, nur eine Stellung zu ihm haben: jede Anerkennung, jede Duldung, die wir seinen Prinzipien und seinem Wirken zu teil werden lassen, ist nicht ein Akt der Gerechtigkeit gegen ihn, sondern eine Gleichgültigkeit gegen unsere eigene geschichtliche Vergangenheit und Zukunft, ein **Verrat** an unserer Kirche und ihrer rechtlichen Existenz."

Wir sind am Ende mit unserer skizzenhaften Darstellung. Es ist ein riesenhaftes Material, das bewältigt werden muß, um nur einigermaßen einen Einblick in den inneren Entwicklungsgang der christlichen Asketik zu gewinnen. Und wenn wir Anfang und Schluß dieser Entwicklung ins Auge fassen und vergleichen, so können wir nur sagen, das Endergebnis ist ein überaus trauriges, wie es in den zwei Polen des römischen Mönchtums zum Abschluß kam, im Kapuzinerorden mit seiner rohen Geistlosigkeit und im Jesuitenorden mit seiner diabolischen Raffiniertheit des Geistes, die alles miteinander, Religion, Gewissen, Sittlichkeit und göttliche Gebote in die Wagschale wirft, um nur das eine Ziel, die absolute Herrschaft eines zelotischen, mittelalterlichen Katholizismus, zu erreichen! Beide Orden sind in Wahrheit nur noch Kadaver des geistlichen Lebens und in diesen Leichen stellt sich die letzte Frucht der Lügenmacht dar, welche in der Papstkirche infolge der gewaltsamen Unterdrückung der Wahrheit zur Herrschaft gelangte. Durch alle die vielen, unzähligen Versuche, die Askese auf Grund des Evangeliums neuzugestalten und ein echt apostolisches Christentum herzustellen, wird immer und immer von neuem wieder jenes Wort Christi bestätigt, Lukas 17, 20: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe hier, oder: Da ist es! Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch!" Ebenso das Wort Pauli (Röm. 14, 17): „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist. Wer darinnen Christo dienet, der ist Gott gefällig und den Menschen wert."

Die wahre, echt evangelische Askese kann nie in äußerlichen Gesetzen, Regeln und Korporationen sich darstellen. Sie kann nur individuell sich gründen auf Worte des Herrn, wie Luk. 14, 26f. Dazu ist jeder wahre Christ in seinem Gewissen verpflichtet, und wer dieses Opfer seiner selbst dem Herrn Christo nicht bringen will, dem spricht der Herr selbst das Urteil in V. 27 und in Matth. 10, 37 u. 38. Die

freie, völlige, gänzliche Hingabe des eigenen Ichs in den Gehorsam Christi, die völlige und unbedingte Unterwerfung unter jedes Wort Christi, die tägliche Übung im Gehorsam der Wahrheit, in der Verleugnung des eigenen Ichs, der eigenen Ehre, des eigenen Nutzens, das strenge Achten auf alle Glieder des Leibes und der Seele, die Unterwerfung unter die Zucht des Geistes Christi — das sind die Grundzüge der wahrhaft christlichen Askese, die nur jeder Christ einzeln für sich erstreben kann, die aber nie in einer Korporation als Ganzes durch äußerliche Zucht oder Regeln erreicht werden können. Nur wo man lernt zu bleiben in Christo und zwar zunächst in seinen Worten (Joh. 15; und 8, 31f.), da kann der Geist Christi die wahre Askese im Herzen aufrichten, die den Menschen frei macht von sich selbst, frei von der Welt und ihrer Lust, frei von den Ansprüchen des Weltfürsten, und ihn zu einem Priester und König im Reiche Gottes macht (Offb. 1, 6; 5, 10).

Der Humor.

Referat von P. J. G. Enßlin.

Eine gewisse Art der Rhetorik und der Kunst wird mit dem lateinischen Wort „Humor" bezeichnet. Näher erklärt ist dieses Wort der Inbegriff einer Kunst in der Rede- und Darstellungsweise, durch welche der phantastische Witz, d. h. das komische Erzeugnis freispielender Phantasie zum Ausdruck kommt. Im Gebiet der Rhetorik ist daher der Humor etwa eine wohlgelaunte, scherzhafte Redeweise, die mit gutem Witz gemischt ist; also nichts Beleidigendes und Verletzendes in sich trägt, das ihn zur Satire stempeln könnte. Im Gebiet der Illustration und der figürlichen Darstellung ist er die Kunst, Ernstes und Scherzhaftes, Heiteres und Wehmütiges zu vermischen und in sinniger, Lächeln erregender Weise zum Ausdruck zu bringen. Diese Kunst ist sogar in der Kirche zur Anwendung gekommen und ist in prägnanter Weise zu sehen in den Darstellungen der Totentänze (im 14. Jahrhundert), der Tierprozession des Straßburger Münsters und dem Relief des Halberstädter Doms, das den Teufel darstellt, wie er die Kirchenschläfer auf einem Bocksfell sich anmerkt. Im Gebiet der Redekunst zeigt sich der Humor gerade nicht immer als Produkt eines scharfen Verstandes und einer gewandten Reflexion, sondern vielmehr als komischer Witz und Ausdrucksweise. Als Erzeugnis menschlicher Naturanlage und Gabe findet er sich deshalb bei jedem Grad der Bildung und in jedem Stande. Freilich geben ihm die Bildung und Herzensstellung oder Gesinnung seinen bestimmten Gehalt und Gepräge. So kann z. B. der Atheist, wenn es sich um Religiöses oder Kirchliches handelt, die Verachtung und Geringschätzung des Göttlichen und Heiligen auch in seinem Humor nicht verleugnen. Dagegen wird der gottesfürchtige und christlich gesinnte Mensch, wenn er humoristisch beanlagt ist, das Göttliche und Religiöse respektieren und sich allezeit bestreben, es zu einem reinen

und segenbringenden Ausdruck zu bringen; denn wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Matth. 12, 34. Beim ungebildeten und leichtsinnigen Menschen wird aber der Humor, wenn er nicht genau mit der Umgebung rechnet, in welcher er angebracht wird, nur im Weltlichen und Sinnlichen sich bewegen, wobei er vielfach zum leeren und gedankenlosen Spaßmacher herabsinkt und durch leichtsinnige Redensarten auch heilige und ernsthafte Dinge ins Lächerliche zieht, ja sogar Gottes Wort in profaner Weise mißbraucht. Nach Epheser 5, 4 wird solcher Humor als eines Christen unwürdig dargestellt und den Gläubigen untersagt. Obgleich der Humor an und für sich nicht das Produkt eines scharfen Verstandes und einer gewandten Reflexion in der Redekunst ist, sondern vielmehr das Produkt einer natürlichen Anlage, die mit der Gemütsart des Menschen im Zusammenhange steht und ihm angeboren wird, so hat der Humorist dadurch doch gewisse Vorteile, um derentwillet er von vielen andern beneidet werden mag. Seiner Naturanlage nach liegt es ihm nahe, irgend einer Sache die angenehme und komische Seite abzugewinnen und sie vorwiegend ins Auge zu fassen. Er mag daher leicht über Dinge hinweggehoben werden, die einen andern aufs tiefste ergreifen, beleidigen und niederdrücken können. Der Humorist kommt, wie man behaupten möchte, leichter durchs Leben und verbreitet durch seine gute Laune und Heiterkeit manchen Sonnenschein, an dem sich seine Umgebung erquicken kann. Wird der Humor unter der Zucht des heiligen Geistes gehalten, daß er der Wahrheit gemäß ist und aus dem Glauben kommt, dann mag er auch Licht und Salz sein und gewürzte Produkte liefern; er mag einen Redner populär und einflußreich machen. Diese Art Humor wurde deshalb auch von ernsten und einflußreichen Persönlichkeiten, die in der Kirche thätig waren, nicht ohne Erfolg in Anwendung gebracht, ja er wird sogar in der Sprache der Propheten des alten Bundes gefunden. Wenn zum Beispiel der ernste Prophet Elias auf dem Berge Karmel den Baalspfaffen zuruft: „Rufet laut, denn er ist ein Gott, er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er aufwache! 1 Kön. 18, 27, so liegt darin eine Ironie und komischer Witz, die denen, welche an den einen Gott Jehovah glaubten, ein Lächeln abgewinnen mußte. Oder wenn der Prophet Jesaias Kap. 44 die Thorheit des Götzendienstes beschreibt, so thut er das in solch humoristischer Weise, daß es auch den ernsten Leser zum Lächeln reizen kann. Wohl finden wir in dem Auftreten unseres Herrn und Meisters nichts von Humor. Er war wohl freundlich und leutselig und auch wohlberedt, so daß man ihn gerne hörte, Luk. 19, 48, aber zu Humoristischem fand er keine Gelegenheit und keine Ursache. Seine Lebensaufgabe war eben von zu großer Bedeutung, als daß er Humor hätte entwickeln können. Nach seiner Geistesfülle fand er auch keine Ursache über Geringfügiges, oder über die Verkehrtheit und Unangemessenheit der Vorkommnisse unter Menschen zu lächeln. Das Beispiel Christi verdammt nun an und für sich den Humor nicht; aber es straft doch diejenigen, die durch Narrentei-

dinge sich und andere die Zeit vertreiben, das Ernste und Heilige in Scherz verwandeln und durch eitle Witze die Schärfe der Wahrheit abstumpfen und ihre Nebenmenschen von den zeitlichen und ewigen Wirklichkeiten ablenken. Sein Beispiel zeigt auch, daß Christen, die dem Humor kritisch gegenüberstehen und ihm enge Grenzen ziehen, deswegen noch keine engherzige, schwarzseherische und heuchlerische Menschen sind, oder gar weniger begabt sein mögen als Humoristen, sondern es zeigt vielmehr, daß die Lebensaufgabe des Menschen auch ohne die freispielende Phantasie des Humors gelöst werden kann, und daß, je genauer wir es mit der Erfüllung derselben nehmen, wir auch den Humor mehr kritisch behandeln müssen.

Betrachten wir daher die Gabe des Humors vom christlichen Standpunkt aus, so ist sie wohl ein Talent, aus dem eine beliebte und unter Umständen auch eine nützliche Kunst hervorgehen kann; allein sie muß nach der andern Seite auch als eine gefährliche Gabe, ja sogar als eine Schwäche bezeichnet werden. Der Humorist ist seiner Anlage nach geneigt, einer Sache womöglich nur die angenehme Seite abzugewinnen und das Ernste mit Scherz zu vermischen, oder gar in denselben zu verwandeln. Das schnelle Überspringen vom Ernsten ins Scherzhafte, und die flüchtige Phantasie, die sich so leicht über die Wirklichkeiten hinwegschwingen kann, verraten eine gewisse Oberflächlichkeit und Seichtigkeit im Denken und Erfassen einer Sache. Diese angeborene Oberflächlichkeit ist darum nicht nur hinderlich, um in die nötige Stille und Tiefe gehen zu können, sondern sie führt auch leicht zu ärgernisgebenden, leichtfertigen Äußerungen, die auf den Nebenmenschen schädlich einwirken mögen. Es hat darum jedes, das diese Naturgabe besitzt, sich gleichsam Gewalt anzuthun, um diese Schwäche zu überwinden und durch den Geist Christi erst in die rechte Verfassung zu kommen, um diese Gabe in gottgefälliger Weise verwerten und eine Sache tiefer und ernster fassen zu können. Wie viele Menschen, die sich nicht unter die Zucht des heiligen Geistes geben, werden nie recht nüchtern und stehen mit ihrer Gabe im Dienst der eiteln Welt und des Satans, schaden sich selbst und richten nur Böses an! Der berühmte Prediger Spurgeon, welcher bekanntlich humoristisch beanlagt war, sagt deshalb: „Wer die gefährliche Gabe des Humors besitzt, muß manchmal innehalten, das Wort gewissermaßen aus dem Munde nehmen und betrachten, ob es auch zur Erbauung dient und wer früher unter rohen und gemeinen Menschen gelebt hat, muß mit Luchsaugen darüber wachen, daß ihm kein ungeschicktes Wort entschlüpft.— Der heilige Geist muß uns Zaum und Gebiß anlegen, damit wir nichts sagen, was die Gedanken unserer Zuhörer von Christus und den ewigen Wirklichkeiten abwende.“ Allein nicht bloß auf der Kanzel ist die Gabe des Humors gefährlich, sondern auch unter der Kanzel. Der Prediger mag an geweihter Stätte heilige Wahrheiten verkündigen, wenn er aber unter der Kanzel den humoristischen Gesellschafter spielt, der seine Umgebung durch Späße und leichtfertige Reden zum Lachen reizt, so verwischt er den Eindruck, den

er auf der Kanzel gemacht hat und bestärkt die einzelnen Seelen in ihrem Leichtsinn, den sie der göttlichen Wahrheit gegenüber offenbaren.

Die Gabe des Humors muß darum auch bei der Bekehrung und Wiedergeburt des Menschen eine Erneuerung durchmachen; denn die Gesinnung und Bildung, wie man sie im Glauben an Christum und in seiner Nachfolge erlangt, muß ihr die rechte Richtung und bestimmtes Gepräge geben. Trotz der Anlage zum Humor muß beim Christen eine Apathie gegen alles das, was der Apostel Paulus Ephes. 5, 4 den Gläubigen untersagt, zustande kommen. Dagegen muß er auch in seinem Humor das produzieren, was der Apostel Phil. 4, 8 verlangt, nämlich: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach."

Buddhistischer Kultus in Paris.

Das Eindringen und die Ausbreitung orientalischer Religionen im Occident bis herüber nach Amerika ist eine Thatsache, die kaum noch bestritten werden kann. In den meisten Fällen aber beschränkt sich die Sache doch darauf, daß man manche der religiösen Anschauungen des Orients für richtiger hält als die christlichen oder jüdischen. Es geschieht das zum Teil aber nicht nur deswegen, weil man den Islam oder den Buddhismus oder das Brahmanentum nur oberflächlich kennt und nun den allgemeinen Formen desselben einen Inhalt gibt, der aus Überresten christlicher Anschauungen besteht, so daß selbst der Kultus, der in vereinzelten Fällen geübt wird, von einer sehr fragwürdigen Korrektheit ist. In der Weltstadt Paris dagegen ist der buddhistische Kultus so echt, als er in Paris von einem wirklichen indischen Buddhistenpriester dargestellt werden kann; und er hat solche Pariser zu Teilnehmern, die längst keine römische Messe mehr besuchen, die aber zur Abwechslung — wie es scheint — und der Neuheit der Mode wegen eine buddhistische Messe um so interessanter finden. Merkwürdig ist noch außerdem, daß gerade in dem von den Verwesungsprodukten des römischen Kirchenwesens durchdrungenen geistigen Boden des heutigen Franzosentums diese Kulte gedeihen. Ein Berichterstatter des Pariser Figaro gibt eine von der Chr. W. übersetzte Beschreibung einer solchen Messe. Irgend einer weiteren Bemerkung bedarf dieselbe nicht. Nur darauf möchten wir hinweisen, daß der Berichterstatter nicht zu fest an die Gläubigkeit der Teilnehmer an diesem Zeremoniell geglaubt zu haben scheint. Er sagt:

„In dem reichhaltigen Museum, wo alle Religionen des Orients durch echte Proben verteten sind, bedeckten gestern vormittag Blumen alle Schwellen, Blumen schlängelten sich die Säulengänge entlang, Blumengewinde geleiteten in den Saal, in dem der buddhistische Gottesdienst gefeiert werden sollte. Chrysanthemen, Nelken, blasse Rosen, Orchideen schmückten den Bibliotheksaal, wo dreihundert Pariser und Pariserinnen versammelt waren, um ihre Andacht zu verrichten. Eine orangegelbe Symphonie tönt gleichsam von den Wänden, aus den

wehenden Wimpeln, aus den Teppichen, auf denen die Gläubigen mit gedämpften Schritten wandeln. Der Altar hat keine ausgesprochne Architektonik: ein einfacher Tisch, auf dem eine Pyramide sich in Stufen aufbaut, deren jede eine Fackel trägt. Im ganzen sind es siebenunddreißig. Diese Zahl symbolisiert die siebenunddreißig Lichter der erhabenen Weisheit, die in den 84,000 Lehren der buddhistischen Religion enthalten ist. An der Spitze des Aufbaues zeigt, umrahmt von blätterlosen Blumen und blumenlosen Blättern — so verlangt es der Ritus —, eine Standarte die Farben Gelb, Rosa, Weiß, Rot, Blau. Sanfte Düfte, die mit Weihrauch vermengt zu sein scheinen, entsteigen den aufgetürmten Blumenkelchen. In dem Vorsaale des Museums, wo Herr Guimet seine Gäste in den Vorschriften des Buddhismus unterrichtet, drängt sich die Menge in andächtiger Haltung. Sie horchen fromm auf die Unterweisungen, die der gelehrte Konservator mit leiser Stimme ihnen erteilt. Hier finden sich junge schöne Frauen und, entblößten Hauptes, auch sehr würdige, unerschrockene Freidenker. Die Menge hört lautlos mit überzeugten Mienen auf die Vorschriften, die der Ritus fordert: Wer an dem buddhistischen Gottesdienst teilnehmen will, muß eine reine Seele haben und Alkoholgenuß darf sein Körper nicht kennen. Er muß seinen Geist mit guten, sanften, reinen Gedanken beschäftigen. Mit Safran parfürmiertes Wasser muß die Gläubigen reinigen, und die Hände, die dem Gott angenehme Blumen zum Altar bringen sollen, müssen unbefleckt sein.

Da, wie es scheint, alle diese Vorbedingungen von den Anwesenden erfüllt sind, öffnet sich die Saalthür, und ein andächtiger Zug bewegt sich gegen den Altar. Sie nähern sich in zwei Reihen, langsam, im tiefsten Schweigen. Jeder trägt nach Vorschrift eine Blume in der Hand und legt sie auf das schneeweiße Tuch nieder, das von den siebenunddreißig Fackeln beleuchtet ist. Die Ungläubigen sind auf der Galerie geblieben, von wo aus sie die interessante Zeremonie verfolgen können, ohne an ihr teilzunehmen.

Es ist elf Uhr: die Messe beginnt. Ich bemerke in der ersten Reihe Herrn Clemenceau; er steht so nahe bei dem Altar, daß der Priester des Buddha ihn mit seinem gelben Kleide streifen muß. Es sind zugegen der Prinz Roland Bonaparte, die Herren Salomon Reinach, Leon de Rosny, Roger Marx, Bruman, der Generalsekretär der Seinepräfektur, Universitätsprofessoren, Mitglieder der Akademie und Orientalisten in frommem Verein.

Ein neugieriges Flüstern geht durch die Menge: der amtierende Priester tritt ein, der Anagarika Dharmapala. Ein Singhalese von fahler Gesichtsfarbe, hoher Gestalt, feinen und geschmeidigen Bewegungen, tritt vor den Altar. Er wiegt den Kopf hin und her, die Hüften biegen sich, die Arme bewegen sich harmonisch. Er ist von einer großen gelben Toga umhüllt und hält an seine Brust gedrückt eine heilige Reliquie des Gottes Buddha. Er legt sie mit Sorgfalt auf den Altar, wendet sich gegen die Gläubigen und spricht mit singender Stimme in

sehr reinem Englisch folgende Worte, die der Hilfskonservator des Museums, Herr de Milloni, wörtlich übersetzt:

Könnte ich rein sein wie die duftende Blume! Diese herrliche Blume verwelkt, also vergehen alle Dinge. Ich weihe diese Blume dem Herrn der Welt, der ewigen Wahrheit und den vollkommen heiligen Wesen.

Ich gelobe, keine lebenden Wesen zu vernichten.

Ich gelobe, des Nächsten Gut nicht zu nehmen.

Ich gelobe, mich keinem sinnlichen Vergnügen hinzugeben.

Ich gelobe, keine berauschenden Getränke zu genießen.

Nach diesem Gebet rühmt der Priester Dharmapala den Segen der buddhistischen Religion, die 2600 Jahre alt sei. Während er spricht, richtet er beständig seine Blicke auf den Boden, wie wenn er jede arge Versuchung vermeiden wollte. Es umgeben ihn freilich auch da oben auf der Galerie hübsche Gesichtchen, die ihn wohl zerstreuen und seine Gedanken von Buddha ablenken könnten.

Seine Rede ist zu Ende; nun beginnt die eigentliche Zeremonie. Der Anagarika ergreift ein langes, um einen Stab gewickeltes gelbes Band. Er reicht das eine Ende seinem Nachbarn, Herrn Clemenceau, der auch nicht einen Augenblick sich aus seinem würdevollen Ernste hat bringen lassen. Sodann geht das seidene Gewebe von Hand zu Hand, umflicht die Gläubigen, bis es wieder das andre Ende erreicht, das der Priester hinter dem Götterbilde befestigt. Darauf hört man einen schleppenden, müden, beinahe heisern Gesang. Dharmapala singt das Lob Buddhas. Der Gottesdienst ist zu Ende; eine Schere geht durch die Reihen; jeder schneidet ein Stück des gelben Bandes ab; einige stecken es sorgfältig in die Tasche, wie einen heilkräftigen Fetisch.

Ite, missa est! sagt der Anagarika in der heiligen Palisprache. Ich schleiche zum Altar, um das Stückchen gelbes Band aufzuheben, das Herr Clemenceau weggeworfen hat."

Kirchliche Rundschau.

Die diesjährige Versammlung des Generalkonzils hat am 14. Oktober in Erie, Pa., stattgefunden. Sämtliche zu demselben gehörige Synoden waren durch Delegaten vertreten. Es sind dies die Pennsylvania-Synode, das New York-Ministerium, die Pittsburg-Synode, die Distrikts-Synode von Ohio, die Augustana-Synode, die Canada-, die Chicago-Synode, die Synode des Nordwestens und die Synode von Monitoba. In früheren Jahren hatten auch noch die Synoden von Iowa, Wisconsin, Michigan, Minnesota, Illinois und von Texas zum Generalkonzil gehört. Die letzte der aus dem Generalkonzil ausscheidenden Synoden war die von Texas, welche sich aber über der Frage nach der Trennung vom Generalkonzil gespalten hat. Der ausscheidende Teil hat sich der Iowa-Synode angeschlossen.

Der gegenwärtige Bestand der zum Generalkonzil gehörenden Synoden ist 1138 Pastoren, 1908 Gemeinden und 326,800 Kommunikanten.

Außer den angeschlossenen Synoden waren noch norwegische und dänische lutherische Kirchen, sowie die Generalsynode durch Delegaten vertreten. Ob-

wohl in den letzten Jahren eine Annäherung zwischen der Generalsynode und dem Generalkonzil stattgefunden hat, so ist doch keine Aussicht auf wirkliche Vereinigung vorhanden. Man hat im Generalkonzil — wie das aus den Äußerungen des Vorsitzenden hervorgeht — trotz aller freundlichen Beschlüsse, nur Fühlung mit dem strenger gerichteten Teil der Generalsynode, den man ihr seiner Stellung gegenüber den unlutherischen Elementen, die sich ja weitaus in der Überzahl befinden, zu halten und zu stärken sucht. Daß die Generalsynode wieder wirklich lutherisch werde, wenn auch nur nach dem Maßstab des Generalkonzils, das wird vorerst noch gar nicht erwartet, und das einheitliche Zusammenwirken beider sich lutherisch nennenden Kirchengemeinschaften scheint bis jetzt mehr auf dem Gebiet der Beschlüsse und frommen Wünsche als in der Wirklichkeit stattgefunden zu haben.

Was den Austritt der Texas-Synode aus dem Generalkonzil und ihren Anschluß an die Jowa-Synode betrifft, so war derselbe wohl hauptsächlich dadurch veranlaßt worden, daß das Generalkonzil die Texas-Synode nicht mit den geistlichen Arbeitskräften versorgen konnte, die sie zur Besetzung ihres Gebietes nötig hat. Man hat sich deshalb der Jowa-Synode zugewendet. Dieselbe hat denn auch die Verpflichtung, die Texas-Synode mit Geistlichen zu versorgen, übernommen, jedoch unter der Bedingung des Austrittes aus dem Generalkonzil und der Lösung jeder „offiziellen Verbindung mit der unierten Anstalt von St. Chrischona."

Der Präsident des Generalkonzils hatte nun in seinem diesjährigen Bericht die Meinung geäußert, es hätte die Texas-Synode zwar ihre Arbeitskräfte aus der Jowa-Synode beziehen, aber dabei doch in Verbindung mit dem Generalkonzil bleiben können. Darauf wird von Jowa ganz richtig entgegnet, daß unter diesen Umständen die Jowa-Synode auch keine Verpflichtung in der obenerwähnten Beziehung haben würde.

Das allgemeine Missionskomitee der Bischöflichen Methodistenkirche hat dieses Jahr seine Sitzung in Philadelphia abgehalten. Dieselbe war mit einer großen Versammlung verbunden, welche in der Musikhalle stattfand und auch in ihrer Art den Missionszwecken dieser Kirche zu dienen hatte, wie sich das aus dem Bericht über dieselbe ergibt. „Etwa 3000 Personen stellten sich ein, obwohl der Eintritt nur zu einer der vier Galerien frei war. Auf der Plattform saßen nebst dem Massenchor von etwa 500 Sängern sämtliche Mitglieder des Missionskomitees, die Editoren unserer kirchlichen Zeitschriften und die Methodistenprediger der Stadt. Ex-Gouverneur R. E. Pattison führte den Vorsitz und Herr Warwick, der Stadtmayor, hieß das Komitee in einer kurzen Rede herzlich willkommen, während Gouverneur Hastings in einem Telegramm sein Bedauern ausdrückte, daß andere Pflichten ihm nicht gestatteten, die an ihn ergangene Einladung, gegenwärtig zu sein, anzunehmen. Bischof H. W. Warren und Bischof D. A. Goodsell hielten die beiden Ansprachen."

Was den geschäftlichen Teil der Versammlung betraf, so mußte der Schatzmeister wieder von einer Verminderung der Einnahmen berichten. Dieselben sind um etwa 7⅓ Prozent gegen das Vorjahr gesunken. Das macht aber bei der großen Gesamtsumme $89,317 aus. Die Abnahme erklärt sich wohl zum Teil daraus, daß nach den Anstrengungen, die man im vorigen Jahre gemacht hatte, um die auf beinahe $240,000 angestiegene Missionsschuld loszuwerden, eine Ermattung eingetreten ist. Die Schuld beträgt aber immer noch $186,142, und es wurde ein besonderes Komitee mit der Aufgabe betraut, Maßregeln zur Verminderung oder Beseitigung der Missionsschuld zu treffen.

Die Gesamtsumme, welche nach Ausscheidung des Kontingentfonds von $120,000 zur Verwilligung kam, beträgt $1,011,940. Dieselbe wurde diesmal wieder nach dem alten Verhältnis verteilt; es wurden nämlich 45 Prozent für die Mission in den Vereinigten Staaten, 55 Prozent für die Mission außerhalb derselben bewilligt. Die deutschen Konferenzen erhielten $284 mehr als im Vorjahre. Zu ihrer Empfehlung wurde gesagt, daß die deutschen Methodisten durch den unaufhaltsamen Prozeß der allmählichen Verenglischung ihrer Nachkommen eine sehr wertvolle Abgabe an die englische Kirche liefern und außerdem ständen sie obenan in der Unterstützung der Missionssache. Das letztere ist in dem Maße der Fall, daß der Missionssekretär erklärte, daß, wenn alle Konferenzen gegeben hätten wie die deutschen, so hätte man statt eines Defizits von etwa $59,000 einen Überschuß von etwa $100,000, und wenn alle so viel gegeben hätten wie die Glieder der „Östlichen deutschen Konferenz," so würde die Gesamteinnahme $4,500,000 betragen haben, also viermal so groß gewesen sein, als sie wirklich war.

Eine solche Empfehlung klingt doch etwas sonderbar. Die deutschen Methodisten scheinen für sich selbst also ohne Wert für die Methodistenkirche zu sein, aber, weil sie ihre englisch-werdenden Nachkommen an die englische Kirche abliefern, so muß man für ihre Missionsthätigkeit etwas bewilligen; und weil sie so viel gethan haben, so bewilligt man ihr einige Tausend Dollars weniger als sie aufgebracht haben. Da wäre die Sache viel einfacher gewesen, wenn die deutschen Methodisten die $42,000 von dem von ihnen selbst gesammelten Gelde ausgegeben hätten und dann die fünf- bis sechstausend Dollars, die noch übrig gewesen sein würden (wenn die betreffenden Zahlenangaben richtig sind), der Kasse des allgemeinen Missionskomitees verwilligt hätten. Dann wüßte man ohne weiteres, wer die Gebenden und die Empfangenden waren. Die englischen Methodisten sind im Vertrauen auf die Gutmütigkeit ihrer deutschen Glaubensgenossen noch nicht schwach geworden, und diese haben das Vertrauen in die Unerschöpflichkeit ihrer Gutmütigkeit noch immer gerechtfertigt.

Die fünfzigste Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins ist am 28. September dieses Jahres in Berlin zusammengetreten. Auf die Feierlichkeiten, welche mehr der Repräsentation als der eigentlichen Arbeit dienten, und die einen ganzen Tag in Anspruch nahmen, können wir hier nicht weiter eingehen, sie sind aber nach den Berichten darüber gerade diesmal besonders eindrucksvoll gewesen.

Der Verein hat seit seiner letzten Generalversammlung einen Zuwachs von 13 Zweigvereinen und 22 Frauenvereinen aufzuweisen. Die jährliche Gesamteinnahme ist von 2,056,193 auf 2,198,104 Mark gestiegen. Die Zahl der eingelaufenen Unterstützungsgesuche ist 8852 gegen 8543 im vorhergehenden Jahre.

Eine Übersicht über die Thätigkeit des Vereins bieten die folgenden Angaben: 32 Kirchen, Kapellen und Bethäuser wurden eingeweiht; der Bau von 40 gottesdienstlichen Gebäuden wurde in Angriff genommen; zehn Pfarrhäuser wurden vollendet, zwei zu bauen begonnen. Zwölf Schulhäuser wurden dem Gebrauch übergeben und an sieben wurde zu bauen angefangen. Ferner hat sich der Verein noch an dem Bau von zwei Waisenhäusern, eines Konfirmandenheims und einer Kleinkinderschule beteiligt.

Dreiundsechzig Gemeinden sind derart erstarkt, daß sie der Hilfe des Vereins nicht mehr bedürfen. Dagegen sind 79 neu in die Pflege des Vereins eingetreten.

Die große Liebesgabe von 18,775 Mark fiel der Gemeinde zu Jezewo in Westpreußen zu, während die Gemeinde in Söflingen bei Ulm 6131 Mark und die in Trautenau in Böhmen 6261 Mark erhielt.

Die zwölfte vereinigte Generalsynode für das Königreich Bayern (mit Ausschluß der Pfalz) hat vom 15. September bis 1. Oktober in München getagt. Die Stellung dieser Generalsynode ist eine eigentümliche. Sie ist nämlich nur eine beratende Versammlung in den Angelegenheiten der protestantischen Landeskirche. Rechtlich bindende Beschlüsse kann sie nicht fassen. Dagegen kann das Oberkonsistorium, in dessen Händen die Kirchenregierung liegt, keine neuen organischen Einrichtungen oder Verordnungen auf dem Gebiete der Lehre, Liturgie, Kirchenordnung und Kirchenverfassung treffen, ohne Vernehmung und Zustimmung der Generalsynode. Die Generalsynode wählt ihren Vorsitzenden nicht aus sich selbst, sondern er wird aus dem Kreise des Oberkonsistoriums durch dieses selbst bestimmt.

Die Beschlüsse der Generalsynode empfahlen die Einführung der Buchruckerschen Katechismuserklärung, sowie der biblischen Geschichte desselben Verfassers. Auch die Frage nach einer Schulbibel kam zur Erörterung. Obwohl sich die Synode ablehnend dazu verhielt, so wurde beschlossen: „Für die Bibellesestunden soll die Vollbibel benutzt werden; jedoch ist es den Eltern auf deren Wunsch gestattet, ihren Kindern eine Zusammenstellung der vom königlichen Oberkonsistorium vorgeschriebenen Abschnitte für die Bibellesestunden in die Hand zu geben, und wird deshalb das Kirchenregiment ersucht, diese Abschnitte zusammendrucken zu lassen."

Die Vorlage des Kirchenregiments über einheitliche Gestaltung des Konfirmandenunterrichts erhielt mit einigen Änderungen die Zustimmung der Generalsynode.

Auch die Canisiusencyklika wurde von der Generalsynode nicht unbeachtet gelassen. Einstimmig und ohne Debatte wurde der Antrag des Oberlandesgerichtsrats Lösch von Bamberg angenommen: „Die Generalsynode wolle die jüngst vom päpstlichen Stuhl ergangenen Schmähungen Luthers und der Reformation, sowie die den konfessionellen Frieden aufs höchste gefährdenden fortwährenden Verunglimpfungen protestantisch eingesegneter Ehen und protestantischer Kindererziehung kräftig und einmütig zurückweisen."

Die Lambethkonferenz, d. h. die alle zehn Jahre stattfindende Versammlung der anglikanischen Erzbischöfe und Bischöfe ist diesmal ein Jahr früher als sonst zusammengetreten. Der Grund davon war die tausendjährige Feier der Katholisierung Englands durch Augustin. Die Zahl der an der diesjährigen (vierten) Konferenz teilnehmenden Bischöfe betrug 194, eine Zunahme von 49 gegenüber der Versammlung im Jahre 1888.

Die Konferenz hat ihre Beschlüsse, sowie die Berichte ihrer Komiteen samt einem allgemeinen Rundschreiben an alle anglikanischen Christen veröffentlicht, das sich über alle erdenklichen Gebiete, auf denen die Kirche irgendwelche Thätigkeit oder Einfluß ausüben kann, erstreckt. Die behandelten Gegenstände sind: Unmäßigkeit, Unsittlichkeit, Eheschließung und Ehescheidung, sodann Arbeiter und Arbeitgeber, der Gegensatz von reich und arm, Schiedsgerichte anstatt Krieg. Auf kirchlichem Gebiet kommt die Frage nach Vereinignng der Kirchen zur Sprache, die sich zunächst in einer zentralen beratenden Körperschaft für die anglikanische Kirche darstellen soll. Dieselbe soll durch den Erzbischof von Canterbury ins Leben gerufen werden. Die Bildung von Erzdiöcesen auch außerhalb Englands wird empfohlen. In Beziehung auf angli-

kanische Mönchsorden sprachen sich die Bischöfe sehr reserviert aus. Über die Kirchenlehre und das Schriftstudium äußern sie sich mit folgenden Worten:

„Das kritische Studium der Bibel durch kompetente Gelehrte ist wesentlich zur Erhaltung eines gesunden Glaubens innerhalb der Kirche. Der Glaube ist bereits in ernstlicher Gefahr, der sich weigert, Fragen ins Angesicht zu sehen, die aufgeworfen werden können über die Autorität oder Echtheit irgend eines Teils der Schrift, die uns überliefert ist. Solche Weigerung erweckt peinlichen Argwohn in dem Geist vieler, die wir zu lehren haben, und wird die Kraft unsrer eignen Überzeugung von der Wahrheit, die Gott uns offenbart hat, schwächen. Ein Glaube, der stets oder oft zusammengeht mit einer geheimen Furcht, daß wir nicht forschen dürfen, wir möchten sonst zu Resultaten gelangen, mit denen unser Glaube nicht bestehe, ist bereits mit einer Krankheit behaftet, die ihn bald zerstören kann. Aber auf der andern Seite ist alles Forschen verbunden mit einer Gefahr, es sei denn gestützt durch die Macht der Ehrfurcht, des Vertrauens und der Geduld. Es ist wirklich wahr, daß es Beispiele gibt, wo Forschen zum Zweifel und schließlich zum Unglauben leitete. Aber der beste Schutz gegen solche Gefahr liegt in der tiefen Ehrfurcht, die stets wahrhaftigen Glauben begleitet. Der zentrale Gegenstand des christlichen Glaubens muß stets der Herr Jesus Christus selbst sein. Die Probe, die St. Paulus für den Besitz des heiligen Geistes angibt, ist, sagen zu können, Jesus ist der Herr. Wenn ein Mann sagen kann von ganzem Herzen und ganzer Seele, daß Jesus der Herr ist, der steht auf einem Fels, den nichts erschüttern kann. Lies im Licht dieser Überzeugung, und die Bibel, die beginnt mit dem nach Gottes Bild geschaffenen Menschen und aufsteigt mit der wachsenden Klarheit der Offenbarung zu dem Gott, der Menschengestalt annimmt, und die auf jeder Seite das Gefühl göttlicher Gegenwart zeigt, die alles, was gesagt wird, inspiriert — wird gewiß ihre Macht über die Seelen der Menschen üben, bis der Herr wiederkommt. Diese Macht wird nie wirklich betroffen werden durch irgendwelches kritische Studium."

Sodann wird Kindertaufe und Krankenkommunion behandelt. Über das theologische Studium wird folgendes gesagt:

„Eine allgemeine Klage ist, daß die Gelegenheit zum theologischen Studium in vielen der Kolonien und abhängigen Länder Großbritanniens nicht hinreichend sich bietet, und daß wenig Anerkennung für Tüchtigkeit in theologischen Kenntnissen vorhanden ist. Es ist ein ernster Defekt im Betrieb der Kirche, wenn diese keine Männer zu produzieren vermag, die theologische Fragen richtig behandeln können. Die falsche Behandlung solcher Fragen kann führen und hat oft geführt zu ernsten Irrtümern in Lehre wie Leben, und Unwissenheit des Individuums läßt die Kirche verteidigungslos gegen viele Angriffe. Die Kirche kann ihre Aufgabe nicht erfüllen, ohne Gelehrte unter ihren Geistlichen zu haben, und besonders geht dies eine Kirche an wie die unsre, die ihre ganze Lehre auf Schrift und Altertum gründet. Das große Mittel, von Gott vorgesehen für die Unterweisung des Gewissens des menschlichen Geschlechts, ist die Bibel, und für die Auslegung der Bibel nach der Bibel selbst ist das Studium der Schriften und der Praxis der Urkirche von überwiegender Wichtigkeit. Wir können diese Mittel nicht mit Erfolg gebrauchen, es sei denn, wir haben Kenntnis von beiden. Wir empfehlen deshalb ernstlich allem Christenvolk, und besonders denen, die Handels- oder andere Beziehungen zu den Kolonien haben, die Pflicht an, Studienanstalten und Stipendien für die Unterweisung der Studenten der Kolonien in Theologie zu unterstützen oder einzurichten, und wir empfehlen der sorgfältigen Erwägung

der Kirche die Frage, wie am besten Männer zu ermutigen seien, jenes Studium zu ergreifen, durch die Einrichtung, daß irgend eine beglaubigte Autorität Grade an die verleihe, die einen hohen Grad der Tüchtigkeit erreicht haben."

Darauf werden die Beziehungen zwischen England und den englischen Kolonien besprochen, wobei namentlich auf die Erhaltung und Ausbreitung der anglikanischen Kirche in den Kolonien Gewicht gelegt wird.

Von irgendwelchen römischen Sympathien läßt der Hirtenbrief nichts merken; dagegen werden die Bemühungen der Altkatholiken anerkannt, ebenso sprechen die Bischöfe ihre „Sympathie aus mit den tapferen und ernsten Männern in Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, die sich getrieben fühlen, sich von der Last der ungesetzlichen Bedingungen der Gemeinschaft, die Rom auferlegt, zu befreien."

Auf der andern Seite werden sie aber auch gewarnt, ja nicht zu weit zu gehen. „Wir nehmen wohl in acht," — sagen die Bischöfe — „daß solche Bewegungen zuweilen damit enden können, nicht nur das römische Joch abzuwerfen, sondern die allgemeine Kirche selbst zu verlassen und die Lehre von den Sakramenten aufzugeben oder selbst einige der großen Wahrheiten der Glaubenssymbole."

Zuletzt kommt eine im Verhältnis zu den übrigen Abschnitten sehr umfangreiche Besprechung der Mission. Die Mission unter Juden und Mohammedanern wird je einzeln behandelt, wobei namentlich auf die Schwierigkeit beider Missionsgebiete hingewiesen wird. Wenigstens aber in Indien sei eine Missionsthätigkeit unter den Mohammedanern möglich; nur müßten die Missionare dazu ganz besonders ausgebildet werden.

In Beziehung auf die Mission unter den heidnischen Völkern wird es allerdings als wünschenswert bezeichnet, daß sich selbständige Kirchen in jenen Gebieten bilden, aber es wird davor gewarnt, die Sache mit einem voreiligen Eifer zu betreiben. Über das Verhältnis der anglikanischen Mission zur Missionsthätigkeit anderer Kirchen sagt das Rundschreiben; „Wir halten es für unsere Pflicht zu erklären, daß in dem Gebiet der Äußern Mission, wo markante geistliche Segnungen den Arbeiten von nicht mit unserer Gemeinschaft verbundenen Missionen gefolgt sind, eine besondere Verpflichtung entstanden ist — soweit ohne Verletzung des Prinzips es geschehen kann —, alles zu vermeiden, was das nötige Wachstum und die Manifestation der Einigkeit im Geist hindern, welche die Kirche allezeit auszeichnen sollte." — Es behalten sich also die Anglikaner für alle Fälle freie Hand vor, wieweit sie das Gebiet und die Arbeit auf den Missionsfeldern anderer Kirchen respektieren wollen oder nicht.

Aus Anlaß der Canisiusfeier hat Leo XIII. an die deutschen, österreichischen und schweizerischen Bischöfe eine Encyklika gerichtet, die deutlich beweist, daß er den Protestanten sittlich und politisch das Existenzrecht abspricht und den Kampf gegen alles nichtkatholische Christentum nicht aufzugeben gewillt ist und daß ihm das friedliche Nebeneinanderleben der Konfessionen keineswegs sonderlich erwünscht ist. Während die deutschen Kirchenregierungen diese geradezu herausfordernde Kundgebung im allgemeinen nicht erwidert haben, so hat doch das Oberkonsistorium des Großherzogtums Hessen, das auch sonst den römischen Übergriffen entgegenzutreten weiß, folgendes Rundschreiben an die evangelischen Pfarrämter Hessens erlassen:

„Wenn es auch im allgemeinen nicht nötig erscheint, auf die bei dem evangelischen Volke längst eingebürgerte Feier des Reformationsfestes durch ein

behördliches Ausschreiben noch besonders hinzuweisen, so sehen wir uns doch diesmal zu einer ernsten Mahnung besonders veranlaßt.

Papst Leo XIII. hat aus Anlaß des Canisius-Jubiläums ein Rundschreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz erlassen, in welchem er die Reformation und die Reformatoren in einer Weise verunglimpft, wie es in solchen amtlich an die Katholiken Deutschlands gerichteten Veröffentlichungen wohl noch nicht geschehen ist. Er läßt in demselben (nach der Übersetzung im „Mainzer Journal") Luther „zuerst die Fahne des Aufruhrs erheben," spricht von einer durch „den Irrtum," d. h. dem Zusammenhang nach: die reformatorische Lehre, eingetretenen Steigerung der Sittenverderbnis „bis zum äußersten" und von einem „unheilvollen Gifte", das sich fast durch alle deutschen Länder verbreitet habe 2c. — Diese Auslassungen des Hauptes der römischen Kirche aber werden durch die Veröffentlichung im „Mainzer Journal", dem halbamtlichen Organe des Bischofs von Mainz, unter dem katholischen Volke in Hessen verbreitet und sogar zum Teil noch durch Sperrdruck recht augenfällig gemacht, was alles nur dazu beitragen kann, das friedliche Nebeneinanderleben der Konfessionen zu stören.

Gegen ein solches Vorgehen, welches wir Evangelische als eine Beschimpfung empfinden, und aus welchem sicherlich nur unheilvolle Früchte entsprießen werden, fühlen wir uns als berufene Hüter des Rechtes der evangelischen Kirche in unserem Lande gedrungen, hierdurch ein öffentliches Zeugnis abzulegen, und dies um so mehr, als wir wissen, daß die gegen die Reformation gerichteten Beschuldigungen ungerecht und vollständig unbegründet sind. Denn wenn Luthers in Gottes Wort gebundenes Gewissen dem lauteren Evangelium Jesu Christi den Vorzug vor den bloßen Menschen- und auch Kirchensatzungen gibt, so sollte dies selbst bei Andersgläubigen noch nicht soviel heißen als: „die Fahne des Aufruhrs erheben". An eine durch die Reformation verursachte Steigerung der ja auch nach dem päpstlichen Rundschreiben in der Kirche vor der Reformation bereits vorhandenen „Sittenverderbnis bis zum äußersten" aber wird schwerlich ein Unbefangener eher glauben, als bis nachgewiesen wird, daß der Stand der Sittlichkeit in den rein katholischen Ländern höher und besser war und noch ist als die Gesittung, die sich bei den protestantischen Völkern unter dem Einfluß der evangelischen Lehre im Laufe der Zeit herausgebildet hat.

Wir bekennen es gerne, daß auch bei uns noch viel an der christlichen Vollkommenheit fehlt, nach welcher wir streben sollen. Aber das rechnen wir dem Protestantismus zur Ehre an, daß seine bedeutendsten Vertreter von Anfang an ehrlich genug gewesen sind, die vorhandenen Mängel und Gebrechen zu bemerken, sie offen einzugestehen und im Sinne der apostolischen Worte Phil. 3, 12: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei" 2c. und 1 Kor. 15, 58: „Nehmet immer zu in dem Werke des Herrn" zu ihrer Überwindung in der Kraft Gottes zu ermahnen, anstatt, daß sie sich selbst für unfehlbar oder die derzeitige Gestalt der Kirche für vollkommen erklärt hätten.

So hoffen und wünschen wir denn, daß auch Sie in Ihrer Verkündigung des Wortes Gottes stets Demut vor Gott mit Wahrheitsliebe und sittlichem Ernste verbinden und Ihre Gemeinden ermahnen werden, zu „wachsen an dem, der das Haupt ist, Jesus Christus."

Wenn Sie aber bei dem bevorstehenden Reformationsfeste den oben bezeichneten Angriffen gegenüber ganz besonderen Anlaß nehmen werden, die Gnade Gottes, die uns das helle Licht des Evangeliums wiedergeschenkt hat, zu preisen und die Herrlichkeit eines rechten evangelischen Christentums hervorzuheben,

so werden Sie doch eingedenk des Wortes: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort" (1 Petr. 3, 9), dabei wohl beachten, daß wir, soviel an uns ist, mit unseren katholischen Mitchristen in Frieden leben wollen. Dem friedlichen Zusammenwohnen der Konfessionen aber hoffen wir gerade dadurch zu dienen, daß wir die ebenso unwürdige wie ungerechtfertigte Friedensstörung, als welche sich die erwähnten Worte des päpstlichen Rundschreibens darstellen, alles Ernstes zurückweisen."

Es muß aber noch erwähnt werden, daß, wenn auch der preußische Oberkirchenrat geschwiegen hat, doch der Vorsitzende desselben, Dr. Barkhausen, bei der Begrüßung des Gustav Adolf Vereins in Berlin auch auf das päpstliche Rundschreiben in einer Weise Bezug nahm, der einen erfreulichen Gegensatz bildet zu der Art, wie man sich im deutschen Reich und in Preußen vor Rom vielfach zu ducken verstanden und dadurch die Meinung bei demselben großgezogen hat, daß es nur mehr gewinnen könne, je dreister, anmaßender und drohender es auftrete. Dr. Barkhausen schloß nämlich seine Rede mit folgenden Worten:

„Kraftvoll zusammenstehend in dieser Gemeinschaft des Gebets und der bauenden Arbeit lassen wir es uns nicht anfechten, wenn trotz des drängenden Ernstes der Zeit die Augen auch unserer evangelischen Glaubensgenossen noch nicht allenthalben für die Notwendigkeit und den Segen ihrer Arbeit erschlossen sind und die gute Sache der Gustav Adolf-Vereine noch immer nicht alle Hindernisse überwunden hat, die als ein Rest trüber Zeiten dem gemeinsamen Handeln der evangelischen Kirchen lähmend gegenüberstehen.

Noch weniger kann es uns anfechten, wenn transalpinisch irrende Unfehlbarkeit, wie wir es noch vor kurzem erleben mußten, ex cathedra schwere Schmähungen gegen unsere teure evangelische Kirche und insbesondere gegen den Helden der Reformation schleudert, dessen Werk mit nichten ein Gift, sondern das scharfe Salz gewesen ist, das weit über die Grenzen der evangelischen Kirche hinaus seine heilsame Wirkung geäußert hat.

Es darf uns auch nicht anfechten, wenn fanatische Anmaßung sich erfrecht, den königlichen Schirmherrn der evangelischen Kirche zu verunglimpfen, weil er für das evangelische Märtyrertum einer glaubenstreuen protestantischen Stadt Worte ehrender Anerkennung gesprochen.

Bewahren wir all diesen Angriffen gegenüber den vertrauenden Mut evangelischer Glaubensgewißheit, halten wir mit Mannhaftigkeit fest an der Fahne, die Luther und seine Mitreformatoren im Glaubenskampfe uns vorangetragen. Die Fahne, sie ist mit nichten eine Fahne des Aufruhrs, sie ist das Banner der Gerechtigkeit, die allein durch die im Glauben ergriffene göttliche Gnade gewirkt wird, deren Botschaft, wie sie vor Jahrhunderten die Welt von den Banden schweren Irrtums befreit hat, auch jetzt noch allein den geängsteten Gewissen der durch Sünde bedrückten Menschheit die Gewißheit der Sündenvergebung und die Hoffnung ewiger Seligkeit schafft.

Und je hochmütiger und streitsüchtiger die Rückkehr unter die Menschenknechtschaft der Gewissen, an der schon mehr als ein edles Volk zu Grunde ging, auch in diesen Tagen wieder als das Heilmittel für alle Schäden des Völkerlebens angepriesen worden ist, um so gewisser sei die ruhige Festigkeit unseres Bekenntnisses, daß im Evangelium und nur im Evangelium der Jungbrunnen quillt, der unserem deutschen Volke seine Gesundheit, sein Heil und seine Zukunft verbürgt.

Der Herr aber helfe, daß der hoffnungsfreudige Geist, in dem Sie bereits über ein halbes Jahrhundert Ihre Kraft für die Mehrung seines Reiches auf

Erden und für die Vereinigung der Christenheit auf Erden in evangelischer Liebesgemeinschaft eingesetzt haben, fortlebe und fortwirke bis in die fernsten Zeiten, und daß es lauter und lauter tausendstimmig hinausschalle in alle Welt:

Ein feste Burg ist unser Gott!
Das Reich muß uns doch bleiben!"

Die ultramontane Presse wird selbstverständlich diese Rede eben mit grobem Schimpfen auf Luther und die Reformation beantworten, wie sie das mit dem Erlaß des hessischen Konsistoriums gethan hat. Es ist aber immer besser, die Ultramontanen schimpfen darüber, daß die evangelischen Christen für ihren Glauben und ihr Recht eintreten, als daß sie sich darüber freuen, daß niemand mehr ihnen zu widersprechen wagt.

Auch die bayrische Generalsynode, sowie der badische Oberkirchenrat haben sich gegen die Canisiusencyklika ausgesprochen, und es mag sein, wenn man in Rom sieht, wie dergleichen Angriffe mehr zur Erregung und Kräftigung des protestantischen Bewußtseins beitragen, als manche eifrigen Bemühungen von protestantischer Seite, so mag man in Rom auf den Gedanken kommen, daß es gut wäre, wenn der Papst, auch wo er nicht ex cathedra redet, solche Fehler entweder kraft seiner Weisheit oder seiner christlichen Liebe vermeiden würde.

Der Gymnasialprofessor Bunkofer in Wertheim (Th. Ztsch. 1897, Seite 255) hat seinen Austritt aus der römischen Kirche erklärt. Verwunderlich ist das am Ende nicht, denn wenn er Anschauungen wie die, welche er in seiner Erklärung ausgesprochen hatte, nicht bloß in Gedanken haben, sondern auch äußern wollte, so war natürlich kein Raum mehr für ihn in der römischen Kirche. In einer längeren Erklärung hat er die Gründe seines Austrittes dargelegt. Das Dokument enthält eine schneidende Verurteilung der römischen Praxis — allerdings nicht vom evangelischen oder lutherischen oder calvinischen — sondern vom altkatholischen Standpunkt, ist aber gerade deswegen von um so größerem Interesse, weil es deutlich zeigt, wie wenig die heutige römische Praxis mit irgend welcher Form religiösen Lebens oder wirklicher theologischer Erkenntnis vereinbar ist. Das Schriftstück selbst hat folgenden Wortlaut:

Folgend der Stimme des Gewissens, habe ich einen entscheidenden Schritt gethan, der mir die Ehrenpflicht auferlegt, der Öffentlichkeit, insbesondere aber meinen bisherigen Glaubensgenossen, Rechenschaft zu geben.

In einem Schreiben an das hochw. erzbischöfliche Kapitelsvikariat zu Freiburg habe ich meinen Austritt aus der päpstlichen Kirche angezeigt. Es war die letzte Konsequenz einer über ein halbes Menschenalter zurückreichenden schweren Geistes- und Gemütsarbeit, die mich nötigte, Stein für Stein abzubrechen von einem Bau, der in der ersten Hälfte meines Lebens nach ausschließlich römischen Prinzipien und daher mit ungenügendem Material war aufgeführt worden. Die Unterlassung dieser Arbeit hätte mir ein für Geist und Körper bequemeres und gesünderes Regime möglich gemacht. Aber die mehr und mehr sich aufdrängende Gewißheit, daß das Fortgehen auf dem Wege der Vergangenheit unter den unvermeidlichen Einwirkungen fortschreitender Erkenntnis mich förmlich in zwei Personen zerspalten würde, die sich gegenseitig verneinen; — die mehr und mehr zur klaren Erkenntnis gelangende Thatsache, daß nur die völlige Lossagung vom Neuen Testament und der Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christentums es möglich mache, sich notdürftig in die letzte Gestaltung der römisch-kirchlichen Verhältnisse zu finden; — das immer wieder von neuem aufgenommene Studium der kirchlichen

Vorgänge, vor, in und nach dem vatikanischen Konzil;—die fortgesetzte Erfahrung, wie die vom Vatikanismus durchdrungene römische Kirche vielfach auch auf der Kanzel den Geist Jesu Schritt für Schritt zurückdrängt; — wie mit Verkennung der Predigtweise Jesu das Volk, das nach der sauren Arbeit der Woche am Sonntag nach Religion seufzt, mit theologischen, polemischen, kirchenrechtlichen Auseinandersetzungen belästigt wird; — die Wahrnehmung, wie dem sich in alles fügenden, braven katholischen Volk im öffentlichen Gottesdienst mehr und mehr die Herzenssprache zu seinem Gott abgewöhnt wird, und man ihm zumutet, unverstandene Laute für vernünftiger zu halten; wie man sogar sich nicht scheut, die ergreifende Feier der Beerdigung, die, wenn irgend etwas, die Rechte des Herzens achten sollte, in fremder, unverständlicher Sprache zu vollziehen; — die Wahrnehmung einer fortwährend wachsenden Veräußerlichung der öffentlichen Andachtsübungen, bis zu dem Grade, daß z. B. in der ehrwürdigen Kreuzwegandacht die kirchlicherseits versprochene Gnade (Ablaß) abhängig gemacht wird von einem vorgeschriebenen regelmäßigen Wechsel von Stehen und Knieen; — die Wahrnehmung, wie überhaupt der Kultus des Ablasses Dimensionen annimmt, die einen gebildeten Katholiken empören müssen, weil er nach dem apostolischen Glaubensbekenntnis an den allmächtigen Gott, Vater und Schöpfer Himmels und der Erde glaubt und eine Erlösung in seinem Sohn, und diesem Glauben gegenüber den Ablaßkult als eine bureaukratische Entartung der Gnadenlehre empfindet, abgesehen von der darin liegenden Herabwürdigung des Gottesbegriffs; — die Wahrnehmung, wie diese unwürdige Veräußerlichung gerade in der Stadt Rom eine Höhe erreicht hat, daß selbst die frömmsten Besucher des „Mittelpunktes der Christenheit" vor diesem Besuche warnen, um nicht am Glauben Schiffbruch zu leiden, in Übereinstimmung mit dem Urteil des Bischofs Hefele: „Ich lebte viele Jahre in einer schweren Täuschung. Ich glaubte, der katholischen Kirche zu dienen, und diente dem Zerrbild, das der Romanismus und der Jesuitismus daraus gemacht haben. Erst in Rom wurde mir recht klar, daß das, was man dort treibt und übt, nur mehr Schein und Namen des Christentums hat, nur die Schale! der Kern ist entschwunden, alles total veräußerlicht" —; die Wahrnehmung, wie das Bußsakrament hierarchischem Gelüste zuliebe seinen wesentlichen Charakter allmählich aufgeben mußte und zu einer nur von einzelnen unselbständigen oder weichlichen Seelen gewünschten, der übergroßen Mehrheit aber mit Unrecht aufgedrungenen Devotionsform degradiert ist; ich sage Devotionsform, weil es keine Pflicht gibt, vor jeder Kommunion zu beichten, wenn das Gewissen nicht von schwerer Sünde sich belastet fühlt; — die Wahrnehmung, wie dieser „Beichtsport" von der Kanzel aus zum Gradmesser der Frömmigkeit gemacht und angepriesen wird, obgleich die nebenbei gegebene Mitteilung, daß die meisten Beichten sakrilegisch seien, keine verlockende Wirkung haben kann; — die Wahrnehmung, wie einerseits die Todsünde als das schrecklichste Übel zwischen Himmel und Erde geschildert wird, das die Seele aus dem Sonnenglanz der Gnade in den Abgrund der Hölle stürzt, anderseits aber die Belehrung, daß diese entsetzliche Wirkung durch eine Fleischspeise am Freitag oder eine Kirchenversäumnis am Sonntag herbeigeführt wird, so daß der gläubige Katholik vor dem schwer zu begreifenden Problem steht, daß Christus in die Welt gekommen ist, die Sünde hinwegzunehmen, in den so verkündeten Geboten seiner Kirche aber für den unausgesetzten Nachwuchs schwerer Schuld reichlich gesorgt wird; — Lehren, die, wenn auch in der kirchlichen Kasuistik begründet, doch infolge von Mangel an tieferer theologischer Bildung, von Mangel an Seelenkenntnis und psychologischer Einsicht in ihrer nackten

juristischen Äußerlichkeit zu derben Unwahrheiten werden, die allerdings die unwissenden Schäfchen bewegen, den regelmäßigen Tribut des Gehorsams zu bringen, viele denkende Zuhörer aber auf Wochen und Monate veranlassen, die Nähe der Kanzel zu meiden, weil sie dort die Vernunft und das Wort Gottes vermissen; — Lehren, die in ihrer die Religion unberechenbar schädigenden, abstoßenden Zudringlichkeit demjenigen nicht imponieren, der von Zeit zu Zeit durch einen Blick zu der erhabenen Pracht des Sternhimmels auch seinen Geist erhebt und von jenen Sternen herab die Wahrheit sich mitten ins Herz hinein predigen läßt: „Vater unser, der du bist in dem Himmel!" – die Wahrnehmung, daß alle, auch die ärgsten Entartungen einen zuverlässigen Schutz genießen bei der ultramontanen Presse, die uneingedenk der hohen Aufgabe, die diesem mächtigen öffentlichen Bildungsinstitut obliegt, nur die eine Pflicht kennt, einzeln oder in stürmischem Chor mit den Ketten des Vatikanismus zu rasseln und jeden, der an idealere, würdigere Religionsformen erinnern möchte, unter Mißachtung aller Gesetze der christlichen Liebe nicht mit den Waffen der Wahrheit bekämpft, sondern mit Spott, Hohn und Verleumdung in den Boden tritt; — die Wahrnehmung, daß dieses Verfahren sehr alt und im System begründet ist, von ihm naturgemäß erzwungen wird, insofern eine absolute Religion immer Recht hat und jedem Widerspruch den Stempel des Hochmutes und frecher Empörung gegen göttliche Autorität aufdrückt, weshalb auch jede behauptete Entartung in der Kirche nur eine scheinbare sein kann, also geleugnet oder vertuscht werden muß — eine wesentliche Aufgabe der ultramontanen Presse —; die Wahrnehmung also, wie auf diese Weise die große Sünde des Jahres 1870 ihre gerechte Strafe in sich selbst trägt, an der sie zu Grunde gehen muß, indem ganz von selbst der Absolutismus den Knechtssinn, die Unfehlbarkeit aber die Lüge züchtet, also die ganze bildungsfähige Welt, die auf Freiheit und Wahrheit niemals verzichten kann, immer mehr von sich stößt; — solche und viele andere schmerzliche Wahrnehmungen, die bezeugen, daß auf diesem Boden der absoluten Herrschaft des einen, die des unseligen Pius Vorgänger, Gregor der Große, als Gotteslästerung und Wahnsinn bezeichnet hat, und anderseits der rechtlosen Knechtschaft aller übrigen die Religion Jesu nur in verderbter Form zu finden ist; alle diese tief traurigen Thatsachen haben mich bewogen, jetzt in meinem siebenundfünfzigsten Lebensjahr, dem Gewissen und der bessern Einsicht folgend, die Kirche des Papstes zu verlassen und Unterkunft zu suchen in jener Religionsgemeinschaft, die aus gleichen Gründen sich von der vatikanisch gewordenen Kirche losgesagt und die der Ultramontanismus äußerlich verachtet, innerlich aber fürchtet, weil sie sein böses Gewissen ist, und weil sie unter schweren Opfern für das edle Ziel arbeitet, dem unverdorbenen alten katholischen Christentum die Wege zu bahnen und die Einigung der christlichen Konfessionen in Liebe zu erstreben.

Abfall vom Glauben pflegt man einen solchen Schritt zu nennen und meint damit den zu brandmarken, der diesen Schritt thut, obgleich er nur die strenge Forderung seines Gewissens erfüllt. Aber die vatikanische Gemeinschaft kennt nur ein Gewissen mit seinem Sitz in einem der elftausend Gemächer des Vatikans und nur eine Pflicht, die des absoluten Gehorsams gegen den einen. Sie könnte zwar wissen, welche Fragen der Richter in der letzten kritischen Weltstunde stellt und welche — ganz gewiß nicht. Wohl wird der Vatikanismus das jüngste Gericht nicht erleben, sondern dem Gericht der Geschichte verfallen, die die Macht hat, jedes Dogma zu überwinden, das nicht von Gott kommt.

Die vatikanische Gemeinschaft hat den Wahn, es sei eine innere Unmöglichkeit, von der römischen Kirche anders abzufallen, als auf dem Weg der

Sünde und dadurch der Gottverlassenheit. Dieser Wahn hängt zusammen mit dem Monopol auf den heiligen Geist, in dessen Besitz die Kirche des Papstes allein zu sein behauptet. Ich bezeuge aber vor Gott, daß meine Lossagung das Ergebnis langer, tiefer, schmerzlicher Prüfung war, und ich kann niemand das Recht zugestehen, diese aus meinem innersten Bewußtsein quellende Erklärung zu bemängeln. Ich bin überzeugt, daß der denkende Teil der Katholiken das Gewissen auch dann respektiert, wenn es zu Schritten drängt, die dem Vatikanismus nicht gefallen. Sieht der römische Katholik in der Lossagung von seiner Kirche ein schweres Vergehen, so hatte ich das Recht und die Pflicht der Selbsthilfe, die ganze Wucht der Motive ihm zur Kenntnis zu bringen, die mein Gewissen zu diesem Schritt drängten, sonst hätte ich ihn in aller Stille gethan. Möge diese Erklärung für die Öffentlichkeit genügen. Man darf kaum erwarten, daß die päpstliche Presse wenigstens Achtung zeige vor Offenheit und Wahrhaftigkeit des Gegners und daß sie im Kampf der Ideen nicht wiederum auf ein Niveau herabsinke, vor dem die Angehörigen der päpstlichen Kirche erröten müssen, während die andern Christen dem Himmel danken und sich beglückwünschen. Ich selbst aber will mit Freude und Dank gegen Gott das ganze Glück genießen, das in den Worten des Erlösers liegt: „Die Wahrheit wird euch frei machen."

Auch die russische Kirche sucht mit den Altkatholiken Verbindungen anzuknüpfen, wobei am Ende die Politik noch mehr in Betracht kommt als die Religion. Denn es sind gerade die österreichischen Altkatholiken, mit denen man sich in Verbindung gesetzt. Worauf man hinaus will, zeigt sich in der Ansprache, die der Protopresbyter Janyschew aus Petersburg auf dem Altkatholikenkongresse in Wien am ersten Abend an die Kongreßmitglieder gerichtet hat. „Es ist erhebend, einer Versammlung beizuwohnen, welche den christlichen Ideen des Friedens, der Wahrheit, der Freiheit, der Einigung in Glaube und Liebe zu dienen bestimmt ist. Daß diese großen einzigen Güter im irdischen Leben auch im Oriente Sympathie finden, nein, hochgeschätzt werden, das beweist die Anwesenheit geistlicher Vertreter aus Rußland und aus dem entferntesten Norden. Ja noch mehr: In Petersburg besteht eine vom heiligen Synod eingesetzte Kommission, welche den hohen Auftrag hat, die Möglichkeit der Vereinigung mit der altkatholischen Kirche zu prüfen und die Verwirklichung dieses Zieles nach Kräften zu erstreben. Als Mitglied dieser Kommission, welcher zwei Erzbischöfe und ein Bischof angehören, bin ich beauftragt, sowohl von dieser Kommission als auch vom Präsidenten des Synods, dem Metropoliten von Petersburg, die Wiener Altkatholiken und alle Teilnehmer dieses Kongresses herzlich zu begrüßen und den Wunsch zu überbringen: Gott möge diese edlen und echt christlichen Bestrebungen mit seinem Segen begleiten." — Selbst wenn man davon überzeugt ist, daß dieser Gruß und Segenswunsch herzlich gemeint ist, so bleibt die tiefste Ursache solcher Herzlichkeit doch immerhin noch fraglich; vielleicht ist sie diesmal in der Politik zu suchen. Bei der augenblicklich starken slawischen Strömung in Österreich wäre es den Russen unbedingt sehr erwünscht, durch Vereinigung mit den Altkatholiken einen weiteren Keil in das dortige Staatswesen treiben zu können. Es darf eben nicht vergessen werden, daß die russische Staatskirche eben eine Staatskirche und ein für die die russische Politik Leitenden stets um so gefügigeres Werkzeug ist, je mehr sie selbst der staatlichen Hilfe bedarf, um sich im Inneren Rußlands in ihrer Machtstellung zu erhalten.

Wie wenig die orthodoxe russische Kirche in Rußland selber ohne staatliche Hilfe in Gestalt von Polizeimaßregeln gegen Raskolniken und sonstige „gefährliche Elemente" auskommen zu können glaubt, hat sich wieder bei dem „orthodoxen" Missionskongreß in Kasan gezeigt. Dieser hat konstatiert, daß die Ausbreitung des Raskol und des Sektenwesens trotz aller bisherigen Zwangsgesetze und besonderen Regierungsmaßregeln nicht nur nicht ab-, sondern sogar zunimmt. Der Stundismus breite sich stark aus und zwar jetzt auch schon unter der Bevölkerung der östlichen Gouvernements. Es seien außerdem in der letzten Zeit viele neue, bisher völlig unbekannte Sekten entstanden. Die Anhänger der religiös-sittlichen Anschauungen des Grafen Tolstoi seien jetzt eine „völlig ausgebildete Sekte", die zu den „für Kirche und Staat besonders gefährlichen" zu rechnen sei, weshalb denn auch der Kongreß beschlossen hat, den „heiligen Synod" zu bitten, er wolle bei der Regierung dafür eintreten, daß das Gesetz, welches für solche „besonders gefährliche" Sekten gelte, auch auf die Anhänger Tolstois ausgedehnt werde. Zum Schutze gegen die anderen Sekten und den Raskol hält der Kongreß folgende Maßregeln für notwendig: „Den Raskolniken die Eröffnung von Schulen zum Unterricht ihrer Kinder zu verbieten und alle ihre jetzigen Schulen zu schließen; die Zugehörigkeit zu einer ‚besonders gefährlichen' Sekte für einen entbehrenden Zustand zu erklären und den Bauerngemeinden dadurch die Möglichkeit zu geben, diejenigen ihrer Glieder, welche einer solchen Sekte angehören, auszuschließen und nach Sibirien deportieren zu lassen; die Herausgabe lutherischer gottesdienstlicher Bücher in russischer Sprache für ‚gefährlich' zu erklären; den Sektierern zu verbieten, minderjährige Orthodoxe in Dienst zu nehmen; über die volljährigen Orthodoxen, welche bei Sektierern in Dienst treten, durch die Ortsgeistlichkeit eine besondere Kontrolle auszuüben." Da die Stundisten, welche seit 1894 des Rechtes beraubt sind, in Gebetsversammlungen zusammenzukommen, in letzter Zeit zu diesem Zwecke die benachbarten lutherischen Kirchen besuchen sollen, in denen die Pastoren für sie (?) Gottesdienst in russischer Sprache halten, so hat der Kongreß ferner beschlossen, die Regierung durch den Synod darum zu bitten, daß es verboten werde, in den Gegenden, wo Stundisten leben, lutherische Gottesdienste in russischer Sprache zu halten. — Nach dem Strafgesetz können nur diejenigen Personen zur Verantwortung gezogen werden, welche den Raskol und sektierische Lehren „öffentlich" verkünden. So hat denn der Missionskongreß beschlossen, die mit der Redaktion des neuen Strafgesetzbuches betraute Kommission um die Streichung des Wortes „öffentlich" aus diesem Gesetze zu ersuchen. Als nützlich wurde noch folgende Maßregel vorgeschlagen: um ein Gesetz zu petitionieren, laut welchem den Raskolniken und Sektierern die Kinder fortgenommen werden können, um sie in besonderen Asylen im othodoxen Glauben erziehen zu können. Nachdem der Kongreß über diesen Vorschlag einen ganzen Tag diskutiert hatte, wurde derselbe verworfen und zwar aus dem Grunde, weil man bei Gründung solcher Asyle auf Schwierigkeiten stoßen würde. Erzbischof Malati von Rjäsan empfahl als seiner Ansicht nach sehr nützliche Maßregel: die Konfiskation des Eigentums der Raskolniken und Sektierer. — Es herrscht eben in Rußland — wie der Oberprokureur des Synods Pobedonoszew verkündet hat — eine so große Glaubensfreiheit, wie in keinem anderen Staate.

In den „Katholischen Missionen" berichtet der Jesuit Rolland über seine Thätigkeit in Galiläa. Bisher waren die Einwohner dieses Ländchens ohne alle ärztliche Hilfe und ohne alle Heilmittel, bis ihnen protestantische Ärztinnen umsonst Hilfe und Heilmittel brachten. Wie der Jesuit meint, haben sie dies aber nur gethan, damit die Leute „die Bibel lesen" sollten. „Eben dieses niederträchtige Verfahren, das darin besteht, die Seelen zu vergiften unter dem Vorwand den Leib zu heilen, wurde in dem Orte Bassa angewandt. Die Schüler Luthers hatten da bereits eine Schule und sie waren im Begriff, ein großes Gebäude neben der katholischen Kirche zu erwerben, um es teils als Schule, teils als Tempel (Kirche) einzurichten. Sie hatten mehrere geheime Anhänger, die nur auf die Gelegenheit warteten, sich für den Protestantismus zu erklären. Aber die Vorsehung hat ihre Pläne vereitelt. Der eifrige katholische Bischof von Akka bat den Superior der Jesuiten um ein oder zwei Missionare, um einen Feldzug gegen die Ketzerei ins Werk zu setzen. Ich wurde dazu bestimmt und machte mich daran, den Protestantismus zu entlarven, ich zeigte, wie er die Bibel fälscht, um die Dogmen von der Tradition, der Oberherrschaft des heiligen Petrus (Papstes), der Größe der Maria 2c. zu leugnen. Ich habe das Leben seines Stifters, Luther, und dessen schrecklichen Tod erzählt 2c. Diese Argumente zogen und die Protestanten verloren Tag für Tag an Boden. Seine Erhabenheit (der Bischof) glaubte nunmehr die Stunde für einen entscheidenden Schlag gekommen. Er setzte sich mit der Lokalbehörde ins Einvernehmen und die protestantische Schule, das Bollwerk dieser Sekte, ist mit bewaffneter Hand geschlossen worden. Einige Tage später erschien der Bischof, der seine Herde vor den Angriffen des protestantischen Wolfes gerettet hatte, und sicherte die Gläubigen gegen die Verführungen der Protestanten, indem er erklärte, daß jeder, der mit den Protestanten verkehre, ohne weiteres dadurch dem Kirchenbanne verfallen sei."

In Konstantinopel hat eine mohammedanische Synode stattgefunden. Dieselbe hat den Beschluß gefaßt, der zum Teil bereits ausgeführt ist, in alle Gebiete des Islam Sendboten zu schicken, die für einen festeren Zusammenschluß der Moslem der ganzen Welt arbeiten sollen. Da sie zugleich aber auch geheime Instruktionen erhalten haben, so liegt der Gedanke nahe, daß sie in solchen Gebieten, die dem Sultan nicht politisch unterstehen, auch als politische Emissäre thätig sein sollen.

Litterarisches.

Mancherlei Gaben und Ein Geist. 37. Jahrgang. Erstes Heft.—Das vorliegende Heft eröffnet in gewohnter Reichhaltigkeit einen neuen Jahrgang. Den Eingang bildet eine Abhandlung über Luthers Auffassung der Sonntagsfeier. Sodann folgen Predigtentwürfe für die Sonntage und kirchlichen Feiertage vom ersten Advent bis zum vierten Sonntag nach Epiphanias. Die Zahl der Entwürfe für jeden Fall beträgt nie unter drei, meist vier, in einem Falle sogar sieben, nebst einer Disposition. Außerdem sind noch fünf Predigtentwürfe über alttestamentliche Texte und 16 über das Leben Jesu, nebst der Übersetzung eines Teiles einer Predigt von Gregor von Naziauz dem betr. Heft als Anhang beigegeben.